Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

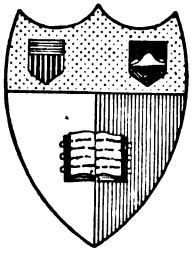
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PA
3
S67
v.72



Cornell University Library
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE

SAGE ENDOWMENT FUND

THE GIFT OF

HENRY W. SAGE

1891

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.
To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES

All [illegible] ter [illegible] bo [illegible]

[illegible] ned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

PHOTODUPLICATION
PHOTODUPLICATION

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 859 667

Digitized by Google

Digitized by Google

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER

6. JAHRGANG

DER GANZEN REIHE LXXII. BAND

CORNELL

BERLIN 1918

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Digitized by Google

A460085

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Digitized by Google

INHALT DES SECHSTEN JAHRGANGES,

DER GANZEN REIHE ZWEIUNDSIEBZIGSTER BAND

ABHANDLUNGEN

	Seite
Becker, A., Losorakel bei Germanen	12
Corssen, P., Über Bildung und Bedeutung der Composita *ψευδοπροφήτης, ψευδόμαντις, ψευδόμαρτυς*	106
Draheim, Zu Schillers Glocke	14
Ein Archiv für Zeichen- und Kunstunterricht	250
Fraenkel, Ed., Zum Prolog des terenzischen Eunuchus	302
Hoffmann, E., Theodor Mommsen	145
Immisch, O., *Ἑτερόδοξον*	337
Kroll, W., Die historische Stellung von Horazens Ars poetica	81
Kurfeß, A., Das Akrostichon *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτὴρ Σταυρός*	99
Lillge, F., Die literarische Form der Briefe Plinius d. J. über den Ausbruch des Vesuvs	209
Neumannn, R., Otto Seeck und Ernst Troeltsch in ihrer Auffassung von Wert und Bedeutung der alten katholischen Kirche	238
Schwartze, E., Kandaules und Wallenstein	234
Schweitzer, B., Eine geologische Entdeckung des Altertums und ihre Wiederentdeckung in neuerer Zeit	342
Scriptor Latinus	355
Stemplinger, Ed., Gustav Flauberts Stellung zur Antike	151
Vogel, Fr., Aus den Lehrjahren des Sokrates	10
Wilamowitz-Moellendorff, U. v., Theodor Mommsen	1
Weiser, Chr. Fr., Ein Dickens-Buch	298
Entgegnung	114
Druckfehler	114

MITTEILUNGEN

Wie ist dem altgeschichtlichen Unterricht der O II zu helfen? (Vilmar)	18
Kerschensteiners Grundaxiom	19
Das Vermächtnis eines Schulrats	20
Alt-Römische Zivilstrategie oder Zeitgemäßes bei Livius (A. Becker)	115
Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer	116
Deutsche Musik	116
Unsere Volksernährung	116
Dittenbergers Sylloge	116
Walther Hoerich	160
Das Alte Gymnasium in neuer Beleuchtung	163
Deutschkundliche Bücher[ei]	163
Geschichtliche Abende	163
Pindar Pyth. 2, 34 f. (P. Maas)	164

Digitized by Google

Seite

Die Preisaufgabe der Vereinigung der Berliner Freunde des Humanistischen Gymnasiums 251
Die Imuk-Bücher (E. Goldbeck) 251
Kriegsliteratur 253
Poseidonios Aesthetik (H. Mutschmann †) 318
Derselbe (derselbe) 322
Eine römische Kriegsanleihe (A. Kurfeß) 323
Jahresabschied 1918 356
Sitzungsberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1918 360

ANZEIGEN

Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte (G. Rosenthal) . 375
Aristoteles. Der Staat der Athener, hrsg. v. Karl Hude (Ad. Busse) . 386
Asmus, Wilh., Notstände an höheren Schulen (O. Schroeder) . . 322
Baer, C. H., Der Völkerkrieg (St. Ley) 254
Becker, G., A First English Reader (H. Peters) 64
— Englische Grammatik für die Oberstufe (H. Peters) 64
— Kurzgefaßte englische Schulgrammatik (H. Peters) 64
Behrendsen, O. und *Götting, E.*, Lehrbuch der Mathematik nach modernen Grundsätzen (E. Goldbeck) 390
Beinhorn, H., Lehrbuch der Mathematik (P. B. Fischer) 197
Belgien (A. Rohrmann) 141
Berichte und *Mitteilungen* veranlaßt durch die Internationale mathemat. Unterrichtskommission I, 12 (E. Goldbeck) 252
Boesch, P., Lateinische Wortfamilien in Auswahl (F. Stürmer) . . . 175
Bräuer, P., Lehrbuch der anorganischen Chemie (E. Dennert) . . . 78
Breymann, H., Französisches Elementarbuch für Gymnasien und Progymnasien (P. Schlesinger) 136
Brohmer, B., Fauna von Deutschland (B. Lippold) 204
Burgess, J. W., The European War of 1914 (Ch. Weiser) 253
Cassirer, E., Freiheit und Form (E. Goldbeck) 23
Csaki, R., Jenseits der Wälder (G. Fittbogen) 123
Delbrück, J., Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen (St. Ley) 256
Deutschland und der Friede, Notwendigkeiten und Möglichkeiten dtsch. Zukunft hrsg. v. W. Goetz (O. Schroeder) 358
Drees, H., Geschichte der Grafschaft Wernigerode (Fr. Heußner †) 144
Durham, D. B., The Vocabulary of Menander (Fr. W. K. Schmidt) 42
Eberhardt, K., Ein Jahr in Paris (W. Klatt) 259
Egelhaaf, G., Historisch-politische Jahresübersicht für 1916 (R. Glaser) 335
— Bismarck (R. Glaser) 336
Ehwald, R., Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso (C. Hosius) . 57
Eucken, R., Der Sinn und Wert des Lebens (O. Schroeder) . . . 359
Festschrift des Vereins akademisch gebildeter Lehrer (G. Siefert) . 370
Flemming, W., Die Begründung der modernen Aesthetik und Kunstwissenschaft (W. Ganzenmüller) 367
Flex, W., Klaus v. Bismarck (O. Schroeder) 359
— Wallensteins Antlitz (O. Schroeder) 359
— Der Wanderer zwischen zwei Welten (O. Schroeder) . . . 359
— Im Felde zwischen Tag und Nacht (O. Schroeder) 359
Francillon, C., Un Mois en France (P. Schlesinger) 134
Frey, O., Geometrischer Arbeitsunterricht (P. B. Fischer) 196
Fuchs, E., Luthers deutsche Sendung (A. Bienwald) 268
Friedrich, F., Die christlichen Balkanstaaten in Vergangenheit und Gegenwart (A. Rohrmann) 141
Geffcken, J., Griechische Epigramme (Fr. W. K. Schmidt) 43
— Deutschlands akademische Jugend 1813, 1870, 1914 (F. Thümen) . 257
Gerstenberg, H., Deutschland, Deutschland über alles! (R. Gottschick) 377

Digitized by Google

Seite

Gerth-Lamer, Griechische Schulgrammatik (H. Lamer) 80
Glaser, Ueber den Wert des Lebens 22
Goetz, W., Die Bedeutung von Persönlichkeit usw. 164
Greyerz, O. v., Der Deutschunterricht als Weg der nationalen Erziehung (J. Ziehen) 24
Gunkel, H., Das Märchen im Alten Testament 260
Grunsky, F., Griechische Kompositionslehre für die Klassen IV und V 208
Haile, Ch. H., The Clown in Greek Literature after Aristophanes (Fr. W. K. Schmidt) 42
Hanck, P., Physikalische Schülerübungen (F. Koerber) 80
Hartl, H., Lehrbuch der Planimetrie (P. R. Fischer) 197
Hashagen, J., Umrisse der Weltpolitik (G. Koch) 185
Hauck, P., Der staatsrechtliche Charakter der höheren Schulen nach preußischem Recht (Bünger) 35
Heinichens, F. A., Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch (F. Stürmer) 177
Heitmann, M., De clausulis Libanianis (O. Stählin) 388
Herrmann, A. u. *Gade, H.*, Right or Wrong (A. Elfes) 63
Herzog, J., Ralf Waldo Emerson (A. Horneffer) 263
Hettner, A., Englands Weltherrschaft und ihre Krisis (A. Rohrmann) 139
— Die Kriegsschauplätze (G. Reinhardt) 73
Heuer, R., Lehrbuch der allgem. Botanik für Lehrerseminare (B. Lippold) 200
Hildebrandt, P., Das deutsche Schwert 116
Hoerich, W., Gedichte 160
Hoetzsch, O., Der Krieg und die große Politik (St. Ley) 254
Hofmiller, Jos., Vom Alten Gymnasium 163
Holborn, L. u. *Scheel, K.*, Vier- und fünfstellige Logarithmentafeln (Wolff) 392
Huppertz, A., Der Kölner Dom 21
Imuk-Bücher (E. Goldbeck) 251
Inscriptiones latinae Selectae (E. Thomas) 51
Jäckh, E., Der große Krieg als Erlebnis und Erfahrung (St. Ley) . . 255
Jochmann, E., Hermes, O. u. *Spies, P.*, Grundriß der Experimentalphysik (F. Koerber) 80
Kaerst, J., Geschichte des Hellenismus (U. Kahrstedt) 124
Kauffmann, H., Allgemeine und physikalische Chemie (E. Dennert) 79
Kern, O., Krieg und Kult bei den Hellenen (P. Stengel) 56
Kerschensteiner, Gg., Das Grundaxiom des Bildungsprozesses . . . 19
Kiekebusch, A., Die heimische Altertumskunde in der Schule (S. Feist) . 379
Koch, A., Von Goethes Verskunst (O. Schroeder) 336
Kolshorn, O., Unser Mackensen (G. Reinhardt) 71
Kosch, W., Ferd. Gg. Waldmüller 21
Köster, Alb., Gottfried Keller (O. Schroeder) 336
Kreitmaier, Jos., Edw. v. Steinle 21
Kretschmer, P., Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache (H. Gloël) 168
Kriegsliteratur (Chr. Fr. Weiser) 253
Lamer, H., Griechische Kultur im Bilde 359
Lampe, F., Große Geographen (D. Goslich) 392
Lasson, G., Was heißt Hegelianismus? (W. Schink †) 165
Lebede, H., Klassische Dramen auf der Bühne (H. Knudsen) . . . 269
Lehmann, K., Bayerische Pioniere im Weltkriege (St. Ley) 256
Lehmann, R., Die Stellung der Erdkunde in unserem höheren Bildungswesen und die Anforderungen der neuen Zeit (A. Rohrmann) . 138
Leitzmann, A., Die Quellen von Schillers Wilhelm Tell (R. Groeper) 376
— Die Quellen von Schillers und Goethes Balladen (R. Groeper) . 376
Le Bourgeois, F., Mon Tour de France (P. Schlesinger) 134
Leyen, Fr. v. d., Das dt. Märchen 163
Lindner, Th., Weltgeschichte seit der Völkerwanderung (E. Stutzer) 180
Litt, Th., Geschichte und Leben (G. Koch) 319
— Die Gestaltung des Geschichtsunterrichts in der Schule 163

Digitized by Google

Seite

Lobsien-Mönkemöller, Experimentelle praktische Schülerkunde mit einem Beitrag über das pathologische Kind (Wirtz) 33
Lommatsch, E., Provenzalisches Liederbuch (R. Tobler) 143
Lorey, Das Studium der Mathematik (P. B. Fischer) 198
Lundström, V., L. Juni Moderati Columellae opera quae exstant (A Kurfeß) 170
Lyriker, Griechische, hrsg. v. A. Biese (O. Schroeder) 206
Machatschek, F., Gletscherkunde (Goslich) 195
Maennchen, P., Geheimnisse der Rechenkünstler (Wolff) 391
Mann, Th., Friedrich und die große Koalition 1916 (G. Koch) . . . 186
Margulies, H., Der Kampf zwischen Bagdad und Suez im Altertum (F. Thümen) 257
Meinecke, Friedr., Die Bedeutung des Geschichtsunterrichts 164
Meister, Eckarts „Reden der Unterscheidung", hrsg. v. E. Diederichs . 22
— -- „Buch der göttlichen Tröstung", hrsg. v. Phil. Strauch 22
— — Schriften und Predigten, hrsg. v. H. Büttner 22
Meyer, E., Vom pädagog. Lebenswege 20
— *F.,* Der deutsche Obstbau (B. Lippold) 200
Michaelis, G., Christ. Ostermanns Lateinisches Übungsbuch (F. Stürmer) 175
Michels, R., Probleme der Sozialphilosophie (A. Horneffer) . . . 261
Mogk, E., Dt. Heldensage 163
Müller, A., Das attische Bühnenwesen (W. Amelung) 59
— *K. A. v.,* Über die Stellung Deutschlands in der Welt (A. Rohrmann) 140
— *K.,* Daheim und Draußen (F. Thümen) 258
Münzel, R., Zum Gedächtnis (O. Schroeder) 359
Mutzbauer, C., Das Wesen des griechischen Infinitivs (H. Kluge) . . 46
Neger, Fr. W., Biologie der Pflanzen auf experimenteller Grundlage (B. Lippold) 201
Nell, A. M., Fünfstellige Logarithmen der Zahlen und der trigonometrischen Funktionen (Wolff) 392
Die Niederwerfung Rumäniens (A. Rohrmann) 136
Oehlmann u. *Reinhard,* Kriegsgeographie (F. Lampe) 195
Oettli, Versuche mit lebenden Pflanzen (B. Lippold) 199
Palladin, J., Pflanzenanatomie (B. Lippold) 205
Partsch, J., Der östliche Kriegsschauplatz (L. Henkel) 195
Paßmann, W., Scharnhorsts Werk und seine Erben von heute (G. Koch) 187
Peper, W., Der Kunstschatz des Lesebuchs (K. Heinze) 336
Pfordten, H. v. d., Dt. Musik 116
Philippson, A., Der französisch-belgische Kriegsschauplatz (L. Henkel) 195
Pichlmayr, Fr., Lucian aus Samosata (O. Stählin) 388
Plaßmann, J., Jahrbuch der Naturwissenschaften 1913/14 (F. Koerber) 206
Preuß, S., Ovid, Tibull, Properz, Katull in Auswahl (A. Kurfeß) . . 173
— Lateinisches Lesebuch für die oberen Klassen des Gymnasiums (C. Stegmann) 182
— Die Germanen in den Berichten der römischen Schriftsteller (C. Stegmann) 183
— Griechisches Lesebuch für die oberen Klassen des Gymnasiums (K. Pilling) 134
Rauchenstein, R., Ausgewählte Reden d. Lysias (W. Vollbrecht †) 384
Reich, H., Die Flotte (Th. B.) 392
Reichel, W., Mathematischer Werkunterricht (P. B. Fischer) 196
Rein, R., Leitfaden für biologische Schülerübungen usw. (B. Lippold) 199
Rethwisch, K., Jahresberichte über das höhere Schulwesen (Fr. Heußner †) 28
Röhl, H., Die Satiren und Episteln des Horaz (Ed. Fraenkel) . . 381
Roepke, Fr., Scènes de la grande Guerre (A. Funck) 258
Rulf, W., Analytische Geometrie (P. B. Fischer) 197
— Lehrbuch der Mathematik (P. B. Fischer) 197
Ruttmann, W. J., Berufswahl (Wirtz) 32
Scheel, O., Martin Luther (A. Bienwald) 265
Schmeil, O., Lehrbuch der Botanik f. höh. Lehranstalten (B. Lippold) 203

Digitized by Google

Seite
Schmeil u. *Fitschen, J.*, Flora von Deutschland (B. Lippold) . . . 204
Schmieder, Der Weltkrieg in Quellenberichten (P. Meinhold) . . . 187
— Der deutsche Reformator D. Martin Luther (P. Meinhold) . . . 188
Schmidkunz, H., Philosophische Propädeutik in neuester Literatur (W. Moog) 166
— Philosophische Propädeutik in neuester Literatur (E. Goldbeck). 24
Schmidt, B. u. *Thesing, C.*, Biologen-Kalender (B. Lippold). . . . 204
Schmitthenner, H., Kiautschou (L. Henkel) 194
Schönichen, W., Unsere Volksernährung auf der Grundlage unserer Landwirtschaft 116
Schreckenbach, P., Illustrierte Weltkriegschronik (St. Ley) 256
Schultze, O., Systematische und kritische Selbständigkeit als Ziel von Studium und Unterricht (J. Ziehen) 28
Schuster, M., Eduard Mörike und Catullus (W. Kappus) 380
Schwab, Th., Alexander Numeniu περὶ σχημάτων (Stählin) 389
Schwemer, R., Restauration und Revolution (G. Koch) 185
Seeberg, R., Geschichte, Krieg und Seele (P. Meinhold) 188
Seidel, P., Hohenzollern-Jahrbuch (F. Fröhlich) 271
Sering, M., Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas (V. Menzel) 67
Sodeur, Kierkegaard und Nietzsche (A. Horneffer) 263
Spahn, Mart., Die Bedeutung des Geschichtsunterrichts für Einordnung in das Gemeinschaftsleben 163
Speter, M., Die chemische Verwandtschaft und ihre Beziehungen zu den übrigen Energieformen (E. Dennert) 79
Spiero, H., Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius (W. Stammler) 207
Spitzer, L., Biologische Beobachtungsaufgaben (B. Lippold) . . . 205
Stählin, K., Weltgeschichte des letzten Menschenalters (G. Koch) . . 186
Stammler, W., Anti-Xenien (R. Groeper) 376
Stein u. a., Um Vaterland und Freiheit (St. Ley) 256
Steindorff, U., Kriegstaschenbuch (G. Reinhardt) 77
Stern, A., Geschichte Europas von 1848—1871 (A. Rohrmann) . . 137
Stoffel, Rapports militaires (H. Peters) 66
Stowassers Lat.-Dtsch. Schul- und Handwörterbuch (O. Wackermann) 48
Stutzer, E., Die dt. Großstädte einst und jetzt 22
Sulger-Gebing, E., Gerhart Hauptmann (W. Stammler) 207
Sylloge inscriptionum graecarum (P. Stengel) 54
Teuffel, W. S., Geschichte der römischen Literatur (Th. Düring) . . 123
Texte aus der dt Mystik hrsg. v. A. Spamer 22
Thieme, K., Scribisne litterulas latinas? (A. Kurfeß) 173
Thompson, J., England and Germany in the war (A. Elfes) 63
Timerding, Die Aufgaben der Sexualpädagogik (R. Jebens) 41
— Handbuch der angewandten Mathematik (Wolff) 300
Treiber, K., Das biologische Praktikum an den höheren Lehranstalten (B. Lippold) 205
Troeltsch, E., Augustin, Die christl. Antike u. d. Mittelalter (A. Kurfeß) 117
Ulmer, G., Aus Seen und Bächen (B. Lippold) 199
Vorträge über den mathematischen Unterricht an den höheren Schulen von F. Klein (E. Goldbeck) 252
Wageningen, v., De Ciceronis libro consolationis (A. Kurfeß) . . . 170
Wasserzieher, E., Woher? (O. Schroeder) 206
Weber, E, Kunsterziehung und Erziehungskunst (J. Ziehen) . . . 26
Wehrhan, K., Contes Populaires (F. Schlesinger) 136
Weise, G., Zur Architektur und Plastik des früheren Mittelalters (Wirtz) 208
Weitzel, K., Der deutsche Staatsgedanke der Bürge unserer Zukunft (E. Stutzer) 192
Der Weltkrieg in Bildern (St. Ley) 255
Wendland, J., Die neue Diesseitsreligion (A. Horneffer) 262
Wehnert, Jesu Bergpredigt (H. Holzinger) 368
Wendt, G., Griechische Schulgrammatik (R. Helbing) 61

Digitized by Google

Seite

West, L., Martin Greifs Jugenddramen (P. Cascorbi) 270
Wilamowitz-Moellendorff, T. v., Die dramatische Technik des Sophokles (W. Kranz) 328
Wilser, L., Tacitus: Germanien (H. Philipp) 49
Wirth, A., Die Geschichte des Weltkrieges (St. Ley) 254
Wolf, G., Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte (A. Bienwald) 267
Wronka-Johannes, Kurland und Litauen (A. Rohrmann) 142
Zeitler, J., Goethe-Handbuch (W. Stammler) 324
Zobeltitz, H. v., Der große Krieg (St. Ley) 255

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

Caesar, von P. Menge . . . . . 122 u. 129
Ciceros Briefe, von A. Kurfeß . . . . . 158 u. 161
Das Rauchen im Altertume, von H. Lamer 47
Der gegenwärtige Stand der griechischen Sprachwissenschaft, von R. Helbing . . . . . 30 u. 33
Horatius, von H Röhl 1
Lateinische Syntax und Stilistik, v. C. Stegemann . . . 61 u. 65
Proben einer Pindarinterpretation, von O. Schroeder 186
Tacitus, von G. Andresen . . . . . 95 u. 97
Druckfehlerberichtigung 121

Digitized by Google

Theodor Mommsen

Ansprache gehalten am 30. November 1917 im Institut für Altertumskunde

von

Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff.

Wenn die schwere Zeit es nicht verböte, würden wir nicht versäumt haben, den Einzug in diese neuen schönen Räume durch eine Gedächtnisfeier zu weihen, denn es ist etwas bedeutendes, was nun erreicht ist. Das philologische Seminar, das August Boeckh vor hundert Jahren bei der Gründung der Universität übernahm, hat sich ausgewachsen zu einem Institute, in dem alle Zweige der Altertumskunde vereinigt sind, so daß ihre Einheit und die Größe des Ganzen jedem Besucher immer vor Augen steht. An seiner Geschichte läßt sich die Geschichte der Wissenschaft und des Unterrichtes in ihr ablesen, und wie gern würden wir denen danken, die beides so hoch geführt haben. Das ist friedlichen Zeiten vorbehalten.

Theodor Mommsen gehört nicht unter unsere Direktoren, aber seine Büste zeigt, daß wir ihn unter die Geister rechnen, die hier dauernd walten sollen, und so durften wir uns nicht versagen, seiner am heutigen Tage zu gedenken, da seit seiner Geburt ein Jahrhundert verstrichen ist. Es trifft sich gut, daß in wenig Tagen Winckelmanns zweihundertster Geburtstag kommt. Denn gern stellt man Mommsen und Winckelmann zusammen. Zwei grundverschiedene norddeutsche Männer, der Friese mit dem stolzen ungebändigten Selbstgefühle, das auf der freiwilligen Selbsthingabe an die Wissenschaft beruht, und der Altmärker, der sich die innere Freiheit mühsam durch beständiges Ducken und Lavieren erhält; jener ein Mann aus einem Gusse, dieser eine problematische Natur. Aber Eroberer sind sie beide, beide begabt mit dem Tiefblicke, der in der Fülle der Erscheinung das Gesetz, die Idee erschaut, beide Rompilger, die nur ganz würdigt, wer wehmütig scheidend seinen Bajocco in die Fontana Trevi geworfen hat, und doch so sehr deutsch, daß der Ausländer gezwungen ist, sich in unser Wesen zu versenken, wenn er die verstehen will, bei denen er doch lernen muß. Winckelmann ist schon ganz historisch geworden. Nicht mehr wird der Anfänger, wie es noch in meiner Lernzeit war, notwendig Winckelmanns Geschichte der Kunst lesen, greift

Digitized by Google

er danach, so suche er sich aber nicht die berühmten Hymnen auf den Apoll und den Torso heraus. Mommsen ist noch fast ein lebender, und er würde es noch mehr sein, wenn nicht der Krieg alles Frühere wie in eine andere Welt schöbe. Aber das ist Mommsen der Greis, der Fertige, Vollendete. Denn wir sehen ja die jüngst abgeschiedenen leiblich und geistig in ihrer letzten Erscheinung. Das ist nicht gerecht. Im Kampfe zeigt sich der Held, und auch die Menschenblüte ist in der Knospe am schönsten; freilich würdigt ihre Schönheit erst, wer die Frucht gekostet hat, um derentwillen die Knospe sich erschließen, die Blüte welken mußte. Und so will ich von dem jungen Mommsen reden, zumal ich zu unserer Jugend rede, nicht nur der anwesenden, unter der so manche mit ehrenvollen Wunden geistig dennoch gestärkt aus dem Kriege heimgekehrt sind: ich denke auch derer, die bevorzugt sind, draußen die Waffe noch weiter für das Vaterland zu führen.

Es bildet das Talent sich in der Stille. Still und eng war das Pfarrhaus von Oldesloe, in dem er aufgewachsen ist. Geboren war er noch in Garding, unweit des Bauernhofes, auf dem seine Ahnen mindestens ein viertel Jahrtausend gesessen hatten, vermutlich viel viel länger, als Autochthonen. Jetzt hatte die Uebersiedelung die Verbindung mit der väterlichen Familie gelöst, während die der Mutter nach Altona hinüberwies, wo Theodor auch einige Jahre die Schule besucht hat. Der Vater, durch Begabung und Wissensdrang zum Studium, dann zur Theologie gedrängt, führte ein gedrücktes Leben, äußerlich, da er in der zweiten Pfarrstelle des kleinen Ortes verblieb, innerlich auch; da war etwas geknickt, das er doch seinen drei Söhnen mit der Leiblichkeit vererbt hat, das nun in allen, in Theodor am reichsten und freiesten zur Entfaltung kam. Ihnen dazu die Möglichkeit zu gewähren, daran setzten die Eltern alles; es war ihre Freude und ihr Trost. Ein wenig von dem Hange zu trüber Stimmung neben gelegentlicher Ausgelassenheit gehörte auch zu dem Vatererbe; aber davon ist bei dem jungen Theodor noch kaum etwas zu spüren. Ganz leicht ist seine Studienzeit in dem nahen kleinen Kiel sicherlich nicht gewesen; die Sorgen der Eltern hat er früh geteilt und nach Kräften erleichtert, auch dadurch, daß er eine Weile Mädchenlehrer in Altona war, wo eine Tante ein Pensionat leitete. Aber schön war das enge Zusammenleben mit den Brüdern und einem jüngeren Schwesterchen doch, und namentlich darf nicht unterschätzt werden, daß er, der Jurist, in dem nur ein Jahr jüngeren Bruder Johannes-Tycho einen Philologen zur Seite hatte, der seinen Pindar gerade damals auch von der historischen Seite zu betrachten versuchte. Wir nennen den trefflichen Mann und Gelehrten Tycho mit dem Namen seiner Wahl; auch Theodor hatte versucht sich Jens umzunennen, ist aber davon zurückgekommen. Ueber seine Studentenzeit wissen wir wenig, über sein wissenschaftliches Werden nichts. Das befremdet, da er

Digitized by Google

bekanntlich zuerst auch als Lyriker aufgetreten ist. Diese Gedichte zeigen ein hervorragendes Formtalent, er bevorzugt künstliche Gebilde, ottave rime, Sonett, Spenserstrophe, in der Suche nach seltenen Reimen folgt er Freiligrath, und diese Neigungen hat er nie verloren, wie er denn als Gelegenheitsdichter, und nicht nur dann, Verse machte und zwar durchaus in den alten Tönen. Man würde seine Beiträge zum Liederbuche dreier Freunde ganz sicher auf die Jahre ihres Entstehens datieren. Darin liegt schon, daß sie, wie gemeiniglich solche Jugenddichtung, der Widerklang kenntlicher Vorbilder auch in Stimmung und Motiven sind, selbst wenn persönliche Anlässe zugrunde liegen. Von dem ernsten Ringen und Streben des künftigen Forschers, von Hoffen und Glauben klingt kaum etwas durch; nur hie und da ein echt Mommsenscher Zug des schneidenden Spottes; am ehesten wird man den Verfasser in den Parabasen heraushören, die er selbst so nennt und so den Einfluß Platens verrät, den man neben Mörike kaum erwartet; Mörike hat hier eine seiner ersten Huldigungen erfahren. Wie wenig also diese Verse auch ausgeben: auf Jugendmut und Jugendlust lassen sie hinreichend schließen, und durch die Empfänglichkeit für Lebensgenuß und Geselligkeit hat er sich auch später die Spannkraft seines Geistes, jene Unermüdlichkeit erhalten, die wirklich fabelhaft war, und von der Fabeln genug umgehen. Einige schöne Zeilen mögen doch künden, was ihm sein Dichten war.

Es ist doch süß, wenn man das bittre Denken,
den schweren Ernst gedankenlos verträumt,
so süß wie mit dem Arm die Flut zu lenken,
die erst das Boot gewaltig überschäumt.
Es ist wie süßer Märchen leises Regen —
ihr wißt, im Märchen glückt es nur dem Trägen.
Wenn dann dich so die Augenblicke tragen,
wie Meeresvögel trägt der günst'ge Wind,
so magst du wohl von guten Stunden sagen,
von den Minuten, welche ewig sind.

Diese Jahre der Arbeit und des Spieles fanden in dem juristischen Examen ihren Abschluß, das er mit dem ersten 'Charakter' bestand, ein Erfolg, der den Eltern die feierlichen Glückwünsche von ganz Oldesloe eintrug und in der Tat den Grund zu allem legte. Denn nun fand sich ein Gönner, der die Mittel zur Promotion, summa cum laude, gewährte, und der Landesherr, der König von Dänemark, erteilte ihm ein Reisestipendium in der ungewöhnlichen Höhe von 600 Talern. Am 20. September 1844 schiffte er sich in Hamburg nach Havre ein; Paris war das erste Reiseziel. Hinaus in die weite große Welt ging es aus mehr als provinzieller, kleinstädtischer Enge. Wo sollte das den jungen Doktor iuris hinführen? Wer hätte das zu sagen gewagt? Er sagte es sich im Herzen. Er ist nicht ausgezogen, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging seines Vaters Esel zu suchen und ein

Digitized by Google

Königreich fand: er zog aus sich das Königreich zu erobern, das er gewonnen hat, das Corpus Inscriptionum Latinarum.

'Wie lange sollen wir auf das Corpus noch warten?' Mit dieser Frage schließt das Büchlein de collegiis et sodaliciis Romanorum, mit dem er sich schon vor seiner Dissertation bei der gelehrten Welt eingeführt hatte, und das in der Tat schon den fertigen Gelehrten zeigt. Es verweist auch auf den Mann, der Freund und Lehrer zugleich, doch mehr Freund, allein einen bestimmenden Einfluß auf sein wissenschaftliches Werden ausgeübt hat, Otto Jahn, der kurze Zeit in Kiel Privatdozent gewesen war. Jahn hatte Italien bereist, er konnte die Sehnsucht nach Rom nähren; er hatte aus des Dänen Kellermann Nachlaß Vorarbeiten zu einer Inschriftsammlung erworben und damit den Plan des großen Corpus aufgenommen, der damals in der Luft lag. Mommsen äußert in jenem Schlußworte noch die Hoffnung, daß dies zur Ausführung käme; aber daß Jahn zu der Unternehmung weder Beruf noch Neigung hatte, kann er nicht verkannt haben. Er selbst hatte sich mit Feuereifer auf die Inschriften gestürzt, deren Bedeutung für seine juristischen Studien ihm sofort klar geworden war, und die Herstellung ihres Textes hatte ihn gereizt. Denn von Jahn hatte er auch den Hinweis auf Lachmann erhalten, den größten Sprachmeister, wie er ihn genannt hat, und so ist er bereits ein Textkritiker so recht in Lachmanns Sinne, als er auszieht: eine schöne philologische Entdeckung, eine Blattversetzung in Ciceros Briefen, war ihm bereits gelungen.

So beginnt er denn die herrlichsten Wanderjahre. Durch das schöne Frankreich geht der Zug. Er sieht die erste Weltstadt in Paris, damals wirklich die Hauptstadt Europas. Er geht auf die Bibliothek, und sofort beginnt er ein Suchen, das sich durch Funde lohnt, und kann ein Ineditum an Bergk schicken. Er durchmißt Frankreich, Montpellier, Marseille, er betritt Italiens ersehnten Boden, Rom wird erreicht. Dort wird er heimisch. Bald spricht er auch diese Sprache so, daß er sich gleich vertraulich unter Canonici Conti und Lazzaroni bewegen kann, und er bewegt sich auch unter allen, aber als der freie Mann, der keinerlei gesellschaftliche Bande trägt, ganz anders als der Abate Winckelmann. Er steht nun vor den Steinen, und es erfaßt ihn der rechte Ekel vor der Epigraphik, die zu Hause am gedruckten herumirrlichteliert. Die Steine selber suchen, das macht die Aufgabe ungeheuer, aber so ist sie einmal: das Ungeheure reizt ihn nur. Wirkliche Epigraphik gibt es nur, wo es die Steine gibt; er muß sie lernen. Daher pilgert er hinauf nach San Marino, wo Bartolommeo Borghesi sitzt, der für ihren vollkommenen Meister gilt, und gewinnt sich als gelehrigster Schüler dessen Herz. Arbeit gibt es auch in Rom die Fülle, aber es zieht ihn hinaus aufs Land, in die alten Kleinstädte, dort selbst nach den Steinen zu sehen und neue zu suchen. So hat er das Königreich Neapel kreuz und quer durchstreift, in jenen Jahren ein Wagnis, aber die Abruzzesen

Digitized by Google

merkten bald, daß Schätze bei diesem seltsamen Fremden nicht zu holen waren, der sich arglos unter sie mischte, und so übten sie die Gastfreundschaft der Wilden. Sie war oft minder beschwerlich als der Verkehr mit den Lokalgrößen. Wer ähnliche Pfade gewandelt ist, kennt die Küsse mit Schnupftabak, die geistliche Herren zum Abschied austeilten. Entbehrungen an Reinlichkeit, Schlaf und Nahrung brachte Apulien und Calabrien genug; aber das hat Mommsen nie empfunden, und zum Entgelt bot Neapel ein Schlaraffendasein, und auch das genoß er gern. Im ganzen waren diese Jahre köstlich in der Freiheit und Neuheit, in der erfrischenden Einsamkeit, arm an Ereignissen, reich an Arbeit und Gewinn. Die Winter brachten in Rom den anregenden Verkehr mit jungen und alten Gelehrten aller Nationen, die Freundschaft mit Julius Friedländer, dem numismatischen, und mit Wilhelm Henzen, dem epigraphischen Genossen. Sie brachten ihn auch den Italienern so nahe, daß sie ihn fast als einen der Ihren zählten. Das spätere Leben hat ihn als berühmten Mann noch oft in das Land geführt, als es kein regno di Napoli mehr gab. Er hatte an der Befreiung und Einigung Italiens lebhaften Anteil genommen, war mit führenden Staatsmännern wie Quintino Sella befreundet, nicht weniger mit Giambattista Rossi, der dem Vatikan treu blieb; es verkörperte sich in ihm die damals nahe Beziehung zwischen Deutschland und Italien. Bald nach 70, als jeder Preuße überall mit offnen Armen aufgenommen ward, stieß ihm in Neapel das Abenteuer zu, daß er auf dem Wege nach Camaldoli angefallen, und ihm die Uhr abgenommen ward. Sofort kam aus Rom an die Polizei der Befehl, die Uhr zu schaffen, und er bekam sie wieder. 'Das hätte mir im Tiergarten ebenso passieren können, sagte er, nur hätte sich kein Minister darum bemüht, und ich hätte sie auch nicht wieder bekommen'. Gewiß bezeichnend und richtig; aber er bekam sie nur wieder, weil die Neapler Polizei mit der Camorra sich unter der Decke verständigte; dem Räuber geschah nichts zu Leide. In den letzten Jahren empfand Mommsen sehr lebhaft die Entfremdung, persönlich und politisch, die als ein Erfolg des nationalistischen Größenwahnes und der parlamentarischen Korruption immer deutlicher hervortrat. Italiens Verrat würde ihn nicht gewundert haben; auch ihn haben sie verraten.

Doch wir stehen noch in der Mitte der vierziger Jahre, Mommsen ist noch ragazzo im archaeologischen Institut und lebt das schöne höhere Studentenleben jener Zeit, das leider keine Darstellung gefunden hat und nun nicht mehr finden kann. Aufgehört hat es ja schon seit Jahrzehnten. In dem was er damals schafft, offenbart sich noch eine Seite seiner vorbildlichen Größe, die den meisten Betrachtern entgeht. Weil er sich der Wissenschaft als Diener verschworen hat, nimmt er jede Aufgabe auf, die sie ihm vor die Füße wirft, einerlei, ob er Zeit und Lust hat, ob er vorbereitet ist. Es ist ihm Pflicht, und er zaudert nicht.

Digitized by Google

Daß er die Abschriften verlorener Steine möglichst bis auf den zurückverfolgen muß, der den Stein gesehen hat, liegt in seiner Aufgabe, aber es hat ihn ganz tief in die Geistes- und Gelehrtengeschichte von der Karolingerzeit bis in unsere Tage geführt, oft sehr verschlungene Pfade. Dabei hat er immer wieder dunklen Ehrenmännern die Maske abreißen müssen, und unter diesen Fälschern befinden sich recht vornehme Namen, auch sie aus allen Zeiten, harmlose Gesellen, die kaum wissen was sie tun, raffinierte Betrüger, Monomanen, die nur ihrer Lust fröhnen, Gelehrte, die sich an der Uebertölpelung der Confratres ergötzen. Er hat sie nach Verdienst behandelt, bald mit ernster Strenge, bald mit gutmütigem Humor das Urteil gesprochen. Es ist ihm wohl öfter begegnet, zu rasch einen Text zu verwerfen, getäuscht ist er kaum je.

Auf seinen Reisen in der Terra d' Otranto, dem alten Messapien, kamen ihm Inschriften in unbekannter Sprache zu Gesicht; Unteritalien brachte hier und da oskische Texte; hier und auf etruskischen Gefäßen fanden sich sowohl italische Alphabete wie ihre griechische Vorlage. Wie hing das alles zusammen, Schrift und Sprache? Darauf konnte niemand die Antwort von dem Juristen erwarten, und mancher Philologe würde sich gescheut haben, das schlüpfrige Gebiet zu betreten. Mommsen aber stürzte sich in die Grammatik, in das was man Sprachvergleichung nannte und schrieb seine Unteritalischen Dialekte, ein Buch, von dem er später nichts wissen wollte, und das doch im höchsten Sinne Bewunderung verdient, sowohl als grammatische wie als historische Untersuchung. Topographische Fragen mußten ihm fern liegen, denn sein Auge, in der Nähe wunderbar scharfsichtig, versagte ihm das Gelände im Ganzen aufzufassen. Dennoch hat er damals auch in solche Fragen eingegriffen. Die Numismatik begann er ebenfalls heranzuziehen, und welcher Segen, daß er es als Historiker tat. Das war er geworden; aber er trägt die Geschichte in sich als den Rahmen, dem er alle einzelnen Erscheinungen einordnet; sicherlich lag ihm ganz fern, daß er sie jemals zur Darstellung bringen sollte. Was er für sich immer im Auge hat, ist das Corpus Inscriptionum, die Sammlung aller lateinischen Inschriften, von denen Rom und Italien doch nur einen Bruchteil liefern. Um das Corpus geht sein Kampf, das ist die Braut, die er aus dem Banne erlösen muß, die er heimführen will. Im Banne hält sie die Berliner Akademie, und der feindliche Zauberer ist August Boeckh. So ist es; die Wissenschaft duldet keine Beschönigung, am allerwenigsten bei ihren Fürsten. Um das Prinzip konnte es sich nicht handeln; daß auf die Steine selbst zurückgegangen werden müßte, konnte niemand bestreiten. Aber seine Durchführbarkeit war etwas ganz anderes. Das Prinzip war für die Handschriften zugestanden, aber Lachmann hatte doch die römischen Elegiker herausgegeben ohne das notwendige Material zu besitzen, und diese Ausgaben galten als vorbildlich. Die

Digitized by Google

Jugend machte Ernst; Tycho Mommsen reiste eben jetzt in dem Sinne für seinen Pindar und hat Boeckhs berühmte Ausgabe nach dieser Seite überholt. Boeckh hatte weder handschriftliche noch epigraphische Arbeit vor den Originalen gemacht, und auch als er aus Athen Abklatsche erhielt, waren sie ihm doch nur Texte, die er mit glücklichstem Scharfsinn ergänzte; an das Monument, von dem sie stammten, dachte er kaum, brauchte es auch nicht. Daher fehlte ihm die Vorbedingung Mommsens Forderungen und Leistungen so zu schätzen, wie es Eduard Gerhard tat, der die Monumente kannte und immer Mommsens Partei nahm. Dagegen nach einer anderen Seite war Boeckh der einzig Sachverständige; er schätzte die Schwere des Unternehmens, den Mangel an Mitarbeitern, die Kosten. Und in der Tat, mit den damaligen Mitteln der Akademie ließ sich das Werk nicht durchführen, und auf ihre Vermehrung war keine Aussicht. Sie war es eigentlich auch nicht, als Mommsen schließlich den Auftrag erhielt; dazu mußte erst ein Bismarck kommen, der Preußen die Kraft gab, auch solche Pläne zu verfolgen, und dann war immer noch der Erfolg von Mommsens ersten Bänden und sein persönlicher Einfluß notwendig, den er doch erst als Akademiker, recht erst als Boeckhs Nachfolger im Sekretariate der Akademie gewonnen hat. Und fertig ist das Corpus doch bis heute nicht. Dafür ist es aber auf Mommsens Grundsätzen erbaut, und nicht nur das: Boeckhs Corpus hat sich diesen Grundsätzen unterworfen, und wer immer auf Erden Epigraphik wissenschaftlich betreibt, der ist Mommsens Schüler und weiß, daß er es ist; bestreitet er es, so ist es eine bewußte Lüge.

Das lag alles noch im Schoße dunkler Zukunft. In seinen Römischen Tagen waren die Verhandlungen mit Berlin aufregend und selten ermutigend. So treu ihm Jahn zurseite stand, und obwohl kleinere Unterstützungen nicht ausblieben, zum Teil durch Savignys hochherziges Eintreten; endlich kam doch der Scheidetag; er mußte heimkehren, sogar wieder Mädchenlehrer werden und empfand 1849 die Berufung nach Leipzig zum juristischen Extraordinarius geradezu als Erlösung. Jahn führte hier den Freund in einen weiten Kreis bedeutender Männer, in dem er für das Leben heimisch ward. Aber schon hatte die politische Bewegung ihn in ihren Strudel gezogen. Er hatte eine Weile in Kiel den Zeitungsredakteur gespielt, in Leipzig ereilte ihn gar nach dem Siege der Reaktion die Amtsentsetzung. Das hinderte alles seinen Kampf um das Corpus nicht. In zahlreichen kleinen köstlichen Aufsätzen schießt er Kugel auf Kugel ab. Jeder ist ein Treffer. Jedesmal kommt an den Tag, wie unabweislich seine Forderungen sind, welche Schätze dieser Sucher findet, welche scheinbaren Schätze sich als Katzengold ausweisen, welche Belehrung dieser Bearbeiter dem gesicherten Materiale zu entnehmen weiß. Endlich folgt das schwere Geschütz. Er will zeigen, wie eine Inschriftsammlung aussieht, wenn sie richtig, wenn sie von ihm gemacht

Digitized by Google

wird, und da er in seinem Freunde dem Buchhändler Härtel einen wagemutigen Verleger findet, kann er 1852 die *Inscriptiones regni Neapolitani* erscheinen lassen. Das Buch sieht ja jetzt niemand mehr an, denn er hat es durch die Neubearbeitung innerhalb des Corpus selbst der Vergessenheit überantwortet, und doch ist dies das Werk, das die Entscheidung gebracht hat. Da begriff denn doch jeder, daß hier der rechte Mann war, und unter gewissen einschränkenden Bedingungen übertrug ihm die Akademie das Corpus. Noch aber war er nicht so gestellt, daß er sich ganz dieser Aufgabe widmen konnte. Die juristische Professur in Zürich, dann in Breslau forderte seine Kraft in erster Linie, und nebenher schrieb er die Römische Geschichte. Für diese war die Verzögerung willkommen. Erst 1857 ward er als Akademiker nach Berlin berufen und damit zum Herrn in seinem Hause. Seine Berufung war eine der ersten Amtshandlungen des Prinzregenten Wilhelm. Nach wenig Jahren trat er auch in die philosophische Fakultät als Professor der Geschichte. Nun war er der Mommsen, den wir alle kennen.

Die Epigraphik hat ihn noch in manche Lande geführt, nach Ungarn und Siebenbürgen, an den Hof von St. Cloud und in die zauberhafte Klosterwelt von Oxford, aber Berlin war doch durch ihn zur Capitale des epigraphischen imperium Romanum gemacht. Neben dieser Lebensarbeit gingen die juristisch-historischen Studien, die emporführten zum Staatsrecht, dem fünften Bande der Geschichte, schließlich zum Strafrecht, in dem der Greis auf Gedanken der frühesten Jugend zurückgriff, wie denn überhaupt der Jurist zuletzt vorwog. Das verfolge ich nicht. Wohl aber noch ein Wort darüber, wie er das weiterübte, was ich die Dienstbarkeit gegenüber der Wissenschaft genannt habe. Was er für die Steinschriften leistet, die urkundliche Herstellung des Textes, das sucht er allmählich dem ganzen literarischen Nachlaß des Römertumes zu verschaffen. Zuerst den Rechtsbüchern, die es besonders nötig hatten. Da hat er es selbst oder durch andere vollkommen erreicht, noch zuletzt für den Codex Theodosianus. Einer Reihe spätlateinischer Texte zu helfen gaben die Monumenta Germaniae erwünschte Gelegenheit; auch dies führt er leitend bis zu Ende, bearbeitet selbst nicht nur den schwierigen Jordanes und die drei Bände Chroniken, denen sicherlich kein anderer gewachsen war, sondern tritt auch für einen versagenden Bearbeiter im Cassiodorius ein. Er hält sich nicht für zu gut, von einem elenden Compendium wie dem Solinus eine Musterausgabe zu liefern, sogar zweimal, die nur zu wenige Nachachtung gefunden hat. Unübersehbar aber sind die Texte, an denen er in dieser oder jener Weise helfend und belehrend Hand angelegt hat. Zu den Briefen des Plinius von Keil hat er gar den Personenindex geliefert. Diese aufopfernde Mitarbeit, die sich auf die Bände des Corpus und der auctores antiquissimi pflichtmäßig erstreckte, d. h. so wie er seine Pflicht auffaßte, muß bei der Schätzung

Digitized by Google

seiner Lebensarbeit wesentlich in Rechnung gesetzt werden; es steckt aber auch darin eine Offenbarung nicht nur seines Wissens und Könnens, sondern seines Wollens, seiner bezaubernden Persönlichkeit. Weh dem, der diese Mitarbeit nicht vertragen konnte oder sie verscherzte; es ist auch das vorgekommen. Der hat damit die Wissenschaft selbst von sich gewiesen. Mommsen wünschte gleiche Teilnahme anderer auch an seiner Arbeit, wünschte Kritik und Belehrung. Hier spreche ich aus Erfahrung: es kann keinen höheren Genuß geben, keine stärkere innere Förderung in dem was da gerade zur Debatte stand und in dem was wissenschaftliches Forschen überhaupt ist, als dieses Zusammenarbeiten, wo die Person hinter der Sache zugleich verschwand und alles durchleuchtete.

Man preist Mommsen als den großen Organisator, als einen der Begründer des Großbetriebes in der Wissenschaft. Dieser hat seine Berechtigung in sofern, als große Aufgaben sich nur lösen lassen, wenn sie den Zufälligkeiten des Menschenlebens möglichst entzogen, planmäßig und von fester Hand eines Leiters geführt werden, also auch viele in einer gewissen Abhängigkeit halten. Aber die Organisation garantiert nicht die Güte der Arbeit; sie kann die Gefahr bringen, daß der Rahmen gespannt wird, aber halbleer bleibt oder auch minderwertig ausgefüllt wird, weil er einmal gespannt ist. Denn wissenschaffentliche Arbeit ist am Ende immer etwas individuelles. Ich fürchte, daß Mommsen mit der Zeit das Rahmenspannen überschätzte und die Gefahr der unzulänglichen Lösungen unterschätzte. Dann lag das aber eben daran, daß er selbst immer bereit war, auf jedem Gebiete, wo es not zu tun schien, die ganze Kraft einzusetzen und das Ganze zu leisten. Auch in dem großen Organisator wollen wir den großen Gelehrten, den vorbildlichen Diener der Wissenschaft preisen. Das sage ich der Jugend vor allem. Ein so überragender Geist und eine so unnachahmliche Leistung soll uns nicht niederdrücken, weil wir nichts entfernt vergleichbares erreichen werden. Ganz im Gegenteil. Denn auf das Quantum, das Was, kommt es nicht an, sondern auf das Wie. Die Gesinnung, aus der er schuf, die Dienstwilligkeit gegenüber der Wissenschaft, können und sollen wir auch besitzen; gerade dann werden wir auch das erhebende Gefühl der Freiheit nicht einbüßen, selbst wenn wir uns der organisierten Wissenschaft als ein dienendes Glied einfügen, denn wir sind nicht das Glied einer Maschine, sondern leisten unsere Arbeit, in der unsere individuelle Seele lebt.

Mit dem Loben und dem Danken ist es nicht abgetan, wenn man den Geist eines großen Toten aufruft. Lob braucht er nicht, und der rechte Dank wird nur durch die Tat geleistet. Helfen soll er uns zu erfüllen, was unser Lebenstag von uns fordert. Er hat im Leben so vielen geholfen; diese Kraft besitzt er noch heute. Vertrauen Sie Sich seiner Führung an, wie wir es getan haben.

Digitized by Google

Lernen Sie aus seinen Schriften nicht nur die Sachen, sondern die rechte Weise, die rechte Gesinnung des Forschers. Dringen Sie durch bis zu seiner lebendigen Seele.

Es ist etwas Großes, wie dieser Mann ganz das wird, was er zu werden berufen ist, was er werden will, weil er den Beruf dazu in sich fühlt. Auch an Winckelmanns Leben ist dies das Große. Aber erreicht hat er es nur, weil er sich ganz diesem Berufe opferte. Er hat das Leben eingesetzt, darum hat er das Leben gewonnen.

Aus den Lehrjahren des Sokrates

von

Friedrich Vogel.

So viele Schriften und Schriftstellen auch von Sokrates handeln, über seine Jugend- und Lehrjahre sind wir sehr mangelhaft unterrichtet. Die älteren Nachrichten darüber sind äußerst spärlich und die späteren sind wenig glaubwürdig. Um so mehr horchen wir auf, wenn uns Plato den Sokrates selbst einmal etwas über seine Lehrjahre erzählen läßt. 'In meinen jungen Jahren (*νέος ὢν*), lesen wir Phaidon c. 48 (S. 96 A), verspürte ich einen ganz wunderbaren Trieb für die Naturwissenschaft'. Die großen Welträtsel zu lösen, wodurch jedes Ding entsteht, vergeht und besteht, das erschien dem jungen Sokrates eine erhabene Wissenschaft. Zunächst die Frage: woher kommt das Leben? Man belehrte ihn: *ἐπειδὰν τὸ θερμὸν καὶ τὸ ψυχρὸν σηπεδόνα τινὰ λάβῃ, τὰ ζῷα συντρέφεται.*

An diesen Worten scheint noch niemand Anstoß genommen zu haben, und doch können sie nicht richtig sein. Denn wenn auch in der Schöpfungsgeschichte der griechischen Naturphilosophen das *ψυχρὸν* neben dem *θερμὸν* öfters eine Rolle spielt, hier, wo von einer Fäulnis oder Gärung die Rede ist, hat das *ψυχρὸν* keine Stelle. Durch das Kalte wird das Faulen oder Gären nicht gefördert, sondern gehemmt oder geradezu aufgehoben. Begünstigt wird das Gären durch die Wärme; was aber nie dabei fehlen kann, das ist die Feuchtigkeit. Im Feuchtwarmen keimen allerlei Lebewesen, Pilze und Bazillen. Es ist demnach *θερμὸν καὶ ὑγρὸν* zu schreiben.

Das bestätigen alle Stellen, wo griechische Schriftsteller diese Frage der Schöpfungsgeschichte behandeln. Die meisten finden sich bei Diels in seiner Sammlung der Vorsokratiker.

Thales (Diels 9, 19) *τὸ θερμὸν τῷ ὑγρῷ ζῇ καὶ τὰ νεκρούμενα ξηραίνεται καὶ τὰ σπέρματα πάντων ὑγρά.*

Anaximandros (ib. 17, 18) *ἐν ὑγρῷ γενηθῆναι τὰ πρῶταζῷα φλοιοῖς περιεχόμενα ἀκανθώδεσι.*

Digitized by Google

Empedokles (ib. 165, 46) *τρέφεσθαι μὲν τὰζῷα διὰ τὴν ὑπόστασιν τοῦ ὑγροῦ, αὔξεσθαι δὲ διὰ τὴν παρουσίαν τοῦ θερμοῦ.*

Anaxagoras (Diog. II 9) *ζῷα γενέσθαι ἐξ ὑγροῦ καὶ θερμοῦ.*

Archelaos (Diels 323, 15) *ἔλεγε δύο αἰτίας εἶναι γενέσεως, θερμὸν καὶ ὑγρόν, καὶ τὰ ζῷα ἀπὸ τῆς ἰλύος γεννηθῆναι.*

Bei Zeller (Phil. der Griechen I[5] 1034) wird zwar eine Stelle (aus Herm. Irris. c. 11) angeführt: *Ἀρχέλαος ἀποφαινόμενος τῶν ὅλων ἀρχὰς θερμὸν καὶ ψυχρόν,* aber diese eine Stelle kann gegen den consensus omnium nicht aufkommen, es scheint vielmehr hier ebenfalls *ψυχρὸν* aus *ὑγρὸν* verschrieben zu sein. Wie dem aber auch sein mag, wo wie bei Plato von einer Gärung und Belebung oder von Schlamm die Rede ist, erlaubt die Logik der Tatsachen nur die Zusammenstellung *θερμὸν καὶ ὑγρόν.* Dafür zum Beweis noch eine bezeichnende Stelle aus Diodor. I 7, 3 *διὰ τὴν θερμασίαν συνοιδῆσαί τινα τῶν ὑγρῶν καὶ γενέσθαι περὶ αὐτὰ σηπεδονας ὑμέσι λεπτοῖς περιεχομένας . . . ζωογονουμένων δὲ τῶν ὑγρῶν διὰ τὴν θερμασίαν . . .* Die Stelle ist bezeichnend, weil sie einerseits an die aus Anaximandros angeführte Stelle anklingt, indem dort von Häutchen, hier von Rinden gesprochen wird, von denen die ersten Lebewesen umgeben seien; anderseits gebraucht Diodor gleich Plato das Wort *σηπεδών,* und beide bezeichnen damit ein Erzeugnis des Warmen und Feuchten. Daß das Feuchte bei der Urzeugung mitwirken muß, ist auch die Meinung der neueren Forscher, mögen sie nun von einem Urschleim, Urschlamm oder Protoplasma sprechen.

Da die in unserer Platostelle vorgetragene Ansicht über die Herkunft des Lebens, wie wir gesehen haben, im Altertum seit Thales weit verbreitet war, können wir daraus keinen Schluß ziehen, von welchem Lehrer wohl Sokrates diese Ansicht gehört hat. Sokrates spricht auch nicht von einem einzelnen Lehrer, sondern gebraucht ganz unbestimmt die Mehrzahl (*ὥς τινες ἔλεγον*). Diels (165, 37) führt unsere Platostelle (Phaid. 48) unter Empedokles auf; noch näher scheint aber die Beziehung zu Archelaos zu sein, von dem mehrfach und gerade auch da, wo von der Entstehung der ersten Lebewesen berichtet wird, überliefert ist, daß er der Lehrer des Sokrates war. In seinen jungen Jahren (*νέον ὄντα*) oder noch bestimmter im Alter von 17 Jahren (*περὶ τὰ ἑπτακαίδεκα ἔτη*) soll Sokrates der Schüler des Archelaos geworden sein und zwar auf eine Reihe von Jahren (Diels 323, 38 *γενέσθαι παρ' αὐτῷ ἔτη συχνά*).

Diese Überlieferung gewinnt durch die tatsächliche Übereinstimmung der Lehre des Archelaos mit dem, was Sokrates nach Plato *νέος ὢν* als höchste Weisheit gelernt hat, erhöhte Glaubwürdigkeit. Auf keinen Fall darf man dagegen geltend machen, daß Sokrates in seiner Jugend Bildhauer gewesen sei. Denn diese Überlieferung steht auf sehr schwachen Füßen, und mit Recht hebt Zeller (II[4] 52) hervor, daß bei Aristophanes, Plato und Xenophon jede Anspielung auf sein Bildhauergeschäft fehlt, und er schließt daraus, daß, wenn Sokrates jemals das Bildhauergeschäft betrieb, er es jedenfalls schon längere Zeit vor Aufführung der Wolken aufgegeben hatte. Dieses argumentum ex silentio ist gewiß sehr beachtenswert; wie oft bot sich in den Dialogen des Plato schöne Gelegen-

Digitized by Google

heit, auf die Bildhauerkunst anzuspielen! Aber wir sind nicht allein darauf angewiesen, aus diesem Stillschweigen Schlüsse zu ziehen, Sokrates hat es mit klaren Worten ausgesprochen, daß er kein Handwerk verstand, an der bekannten Stelle Apol. c. 8 (22 D): *τελευτῶν ἐπὶ τοὺς χειροτέχνας ἦα· ἐμαυτῷ γὰρ ξυνήδη οὐδέν ἐπισταμένῳ ὡς ἔπος εἰπεῖν.* Daß aber Sokrates oder Plato die Bildhauer auch zu den Handwerkern rechnete, was sich vielleicht nach unsern Anschauungen nicht von selbst versteht, zeigt ein Vergleich dieser Stelle, wo die *χειροτέχναι* gleich darauf *δημιοῦργοι* genannt werden, mit Symp. c. 32 (215 B), wo die Arbeiter in den Bildhauerwerkstätten (*ἑρμογλυφεῖα*) als *δημιοῦργοι* bezeichnet werden. Daraus folgt doch, wenn auch noch niemand diese Folgerung gezogen hat, daß Sokrates kein Handwerk verstanden hat, also auch niemals Bildhauer war.

Losorakel bei Germanen

von

Albert Becker.

In seinem Aufsatz 'Losorakel bei Germanen' (Sokrates V, 1917 440 f.) hat L. Weniger auch der Sitte des Losens mit gezeichneten Hölzern gedacht, wie sie sich 'bis in die neuere Zeit im deutschen Norden erhalten habe'. Die von Homeyer in seinen beiden Aufsätzen 'Über das germanische Losen' (Monatsber. der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1853) und 'Die Losstäbchen' (Symbolae Bethmanno Hollwegio oblatae, Berlin 1868, S. 69 ff.) angeführten Zeugnisse für das altgermanische Losen mit Kavelstäbchen entstammen freilich fast alle dem Volksbrauch Norddeutschlands und Skandinaviens, keines dem Oberdeutschlands. Aber auch hier hat sich, an der preußisch-pfälzischen Grenze unweit Kusel, die Sitte des 'Kavelns' bis in unsere Tage im Rechtsbrauch erhalten: beim Verlosen von Gemeindeland sowie Streuwerk und Holz aus dem Gemeindewald bediente man sich vor kurzem noch 1—2 cm langer, im Durchschnitt quadratischer Holzstäbchen, in die je die Hausmarke eines zur Teilnahme an der Verlosung berechtigten Bürgers eingeschnitten war. Bei der Verlosung z. B. von Gemeindeland ging man von Stück zu Stück; die Losstäbchen befanden sich in einem Säckchen. War man bei dem zu verlosenden Acker angekommen, so holte einer der Bürger ein Stäbchen aus dem Säckchen hervor: wessen Hausmarke darauf eingeschnitten war, dem gehörte der zu verlosende Gegenstand. Eine Anzahl mir vorliegender Stäbchen, die zur Erläuterung der bekannten Tacitusstelle (Germania 10) im Unterricht wiederholt schon erfolgreich herangezogen wurden[1]), zeigen als Hausmarken aus geraden und krummen

[1]) In den Erläuterungen zur Germania des Tacitus werden die Ergebnisse der volkskundlichen Forschung noch zu wenig, ja oft gar nicht ver-

Digitized by Google

Linien gebildete Figuren; einzelne Marken stehen mit dem Beruf des Trägers in Zusammenhang. Ich habe auf diese Bräuche in den 'Hessischen Blättern für Volkskunde' VII (1908) 125 hingewiesen und K. Helm hat im Anschluß daran auch von ähnlichen Lossitten aus Hessen berichtet. Wenn auch an dieser Stelle jener Veröffentlichung gedacht wird, so soll damit nur der auf Homeyer gegründeten Anschauung entgegengetreten werden, als seien diese Reste altgermanischen Losens nur im germanischen Norden zu finden.

Vielleicht darf in diesem Zusammenhang auch an die hübsche Entdeckung erinnert werden, die W. Schubart auf einem aus Elephantine stammenden Ostrakon des dritten nachchristlichen Jahrhunderts gemacht und in den 'Amtlichen Berichten aus den Kgl. Kunstsammlungen', Bd. 18, Nr. 12 (Sept. 1917) jüngst veröffentlicht hat. Mitten in einer Reihe griechisch geschriebener dativischer Eigennamen, einer Namenliste von Offizieren und Dienern aus dem Stab und Haushalt des römischen Statthalters in ferner ägyptischer Grenzgarnison, ein Name von reinstem germanischen Klang: *Βαλουβουργ Σήνονι σιβύλλᾳ*, Walburg, der Se[m]nonin, der Seherin. Wenn die — nach der ansprechenden Vermutung Schubarts — Se[m]nonin Walburg ihren Namen aus gotisch walus (Stab) herleiten darf, wie E. Schröder annimmt (Kölnische Zeitung, 3. Oktober 1917, Nr. 946)[1]), so schließt sie sich wohl eng an die bei Cassius Dio (67, 5) erwähnte *παρθένος θειάζουσα 'Γαννα'* (von nordisch gandr, Zauberstab?), gleichfalls eine Semnonin, an und tritt so in den kleinen Kreis uns namentlich überlieferter germanischer Seherinnen, der 'Albruna' des Tacitus, der 'Gambara' der langobardischen Sage und der Brukterin 'Weleda'. Wie diese in den Tagen Vespasians als Gefangene nach Rom gekommen war, so mag die Semnonin Walburg irgendwo als Beutestück in den Besitz eines römischen Offiziers gelangt und mit diesem in die ferne südöstliche Garnison gewandert sein; auch hier verstand sie es aber ihre Würde als weissagende 'Sibylle' zu wahren.

So weht uns in unmittelbarer Frische aus der Geschichte der neuentdeckten Seherin 'Walburg' etwas vom Geiste jenes altgermanischen Sehertums entgegen, das, wie die eingangs erwähnte Sitte des 'Kavelns' zeigt, weitab von der Urheimat der Germanen, tief im oberdeutschen Binnenlande heute noch in verblaßten Resten weiterklingt.

---

wertet. Wie G. Ammon in seiner trefflichen Germaniabearbeitung (Bamberg 1913) durch weitgehende Heranziehung der Forschungsergebnisse der römisch-germanischen Altertumskunde, besonders in Anlehnung an die Denkmäler der rheinischen Museen über manche Stelle der Germania neues Licht gebreitet, so könnte eine innigere Fühlung mit der Volkskunde der Germaniaerklärung noch sehr zustatten kommen. Vgl. meinen Aufsatz 'Des Tacitus Germania und die Pfalz' (Pfälzische Heimatkunde X, 1914, 85 ff.).

[1]) Auch im 'Archiv für Religionswissenschaft' XIX, 1918, 1. Heft hat sich, wie ich während der Druckkorrektur sehe, Edw. Schröder dazu geäußert.

Digitized by Google

Zu Schillers Glocke

von

Draheim.

I.

Fulgura frango

Schiller entnahm den Sinnspruch *Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango* der ökonomischen Enzyklopädie von Krünitz. Im 19. von Krünitz selbst hergestellten Bande, der in Berlin 1780 bei Joachim Pauli erschienen ist, heißt es S. 99: 'Eine große Glocke ist auch auf dem Münster der Stadt Schaffhausen in der Schweitz befindlich, welche 1486 gegossen worden und 29 Schuh im Umfange hat, woraus die Schwere zu muthmaßen ist. Die Umschrift ist: *Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.*'

Der Sinnspruch trägt die Merkmale eines leoninischen Hexameters: die Worte vivos voco, fulgura frango bilden die zweite Vershälfte, und plango-frango ist der Reim. Solche leoninischen Hexameter finden sich nicht selten als Glockeninschriften; Krünitz teilt die der Nicolaikirche in Leipzig mit:

Laudo deum verum, plebem voco, congrego clerum
Luctus doque tonum laetitiaeque sonum.

Die ausgesprochenen Gedanken vom Zusammenrufen des Volkes und der Geistlichkeit, vom Beklagen der Toten, vom Lobe Gottes und von der Vertreibung des Gewitters kehren in veränderten Formen vielfach wieder, wofür ich vier Beispiele ebenfalls aus der Enzyklopädie von Krünitz anführen kann:

1. die Osannaglocke in Fulda,
   Destrue tonitrua, tu fulgura, stella Maria,
2. die Glocke des Thomasturmes in Leipzig,
   Vivos voco, mortuos plango, tonitru quoque frango,
3. die Domglocke von Erfurt,
   Fulgur arcens et daemonas malignos,
4. die Glocke im Stephansturm zu Wien,
   Victricem tempestatum fulminumque machinam,

und ein fünftes aus Chr. Bekmanns Historischer Beschreibung der Mark Brandenburg, die Kirchenglocke von Ost-Ingersleben bei Gardelegen,

Laudo deum verum, plebem voco, congrego clerum,
Fulmina propello fumosque vocoque sepultos.

Digitized by Google

Eine neue Mitteilung von R. Nies-Haspe in der Nassovia (Zur nassauischen Glockenkunde, Nr. 15/16 S. 111—113) bringt noch außer mehreren deutschen Inschriften drei lateinische:

aus Niederlahnstein:

A fulgure et tempestate libera nos, domine,

aus Herborn 1409:

Tonitruum rumpo, mortuum defleo, sacrilegium voco,

und aus Offheim bei Limburg 1496:

Vivos voco, mortuos deplango, tonitrua frango.

Man erkennt fast eine Art Überlieferung, wenn man beachtet, daß die Leipziger Thomasglocke 1477, die Glocke von Ingersleben 1480, die von Offheim 1496 und die Erfurter Glocke 1497 gegossen wurde. Krünitz bringt noch eine Inschrift ohne nähere Ortsangabe bei (S. 168), die mit dem Hexameter der Leipziger Nicolaiglocke beginnt, statt des Pentameters aber den zweiten Hexameter hat:

Defunctos ploro, nimbum fugo festaque honoro.

Setzen wir dieses 'defunctos' in die Inschrift von Schaffhausen, so erhalten wir den ihr vermutlich zugrunde liegenden leoninischen Vers:

Defunctos plango, vivos voco, fulgura frango.

Vielleicht wird er auf irgendeiner alten Glocke einmal gefunden; die Schaffhausener hatten ihn nicht wörtlich übernehmen wollen, sie stellten die Lebenden voran und für das euphemistische defunctos setzten sie das einfache, schlichte Wort mortuos.

Unter den von Krünitz beigebrachten Inschriften hat diese wohl mit Recht Schillers besonderen Beifall gefunden; aber entspricht ihr Schillers Gedicht? Das ganze Gedicht ist eine philosophische Betrachtung über Familie und Staat in dichterischer Form und angeschlossen an den Vorgang des Glockengusses; der Dichter stellt die Betrachtung als einen Vortrag des Glockengießers dar. Das menschliche Leben des einzelnen und der Gemeinschaft wird nach allen Richtungen behandelt und zur Glocke in Beziehung gesetzt, auch das Grab kommt zu seinem Rechte, aber der dritte Teil des Sinnspruches, Fulgura frango, bleibt unberührt. Zwei Andeutungen des Gewitters sind vorhanden: 1. 'Aus der Wolke ohne Wahl zuckt der Strahl. Hört ihr's wimmern hoch vom Turm? Das ist Sturm'; 2. 'Hoch überm niedern Erdenleben soll sie im blauen Himmelszelt, die Nachbarin des Donners, schweben'; auf die Fulgura wird also hingewiesen, aber von frangere wird nichts gesagt; daß das Glockenläuten zum Feuerlöschen ruft, ist eine Sache für sich. An eine Zauberkraft der Glocke konnte der Dichter nicht glauben; Krünitz selbst bemerkt, daß das Gewitterläuten für evangelische Christen nur den Sinn haben könne, zum Gebet zu ermahnen. Nach Nies-Haspe wurde mit der Einführung der Reformation das Gewitterläuten abgeschafft. Aber gerade das Gewitterläuten war nach O. v. Lippmann (Chemiker-Zeitung 1917 Nr. 5/6) Bestimmung der Glocke, deren Metall deshalb Brontesion, Bronze, hieß.

Digitized by Google

II.

Krünitz

Johann Georg Krünitz war Berliner; er war fleißig und gelehrt, fand aber mit seiner ärztlichen Kunst keinen Beifall und beschäftigte sich deshalb mit wissenschaftlicher Sammelarbeit. Auf dem Titelblatt der ökonomischen Enzyklopädie bezeichnet er sich als D. und 'der Russischen Kaiserlichen Freien öconomischen Gesellschaft zu St. Petersburg Mitglied, der Göttingischen deutschen Gesellschaft, der Oberlausitzer Bienengesellschaft und der Leipziger öconomischen Sozietät Ehren-Mitglied, wie auch der öconomischen patriotischen Sozietät in Sachsen ordentliches Mitglied und Korrespondent'. Schiller hat ihm große Ehre angetan, indem er dem zweiten und den drei folgenden der sog. Meistersprüche einen längeren Abschnitt aus der Enzyklopädie zugrunde legte. Am 6. Juli 1797 begann er, wie sein Brief an Goethe vom 7. Juli berichtet, in der Enzyklopädie nachzulesen. Zwar hatte er schon 1788 bei seinem ersten Aufenthalt in Rudolstadt sich eine Anschauung vom Glockengießen verschafft und inzwischen oft von der beabsichtigten Dichtung gesprochen; das erzählt Frau von Wolzogen in Schillers Leben; aber für diese Strophen kann das Urbild nur bei Krünitz gesucht werden, da die Angaben über den Glockenguß in derselben Reihenfolge und mit den gleichen Worten wiederkehren. Die im folgenden beigesetzten Zahlen und Buchstaben lassen dies erkennen.

II. Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein, (*l*)
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein.
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise! (*a*)

Die Worte 'Kocht des Kupfers Brei' sind nicht Ausruf, sondern Bedingungssatz, wie sich aus dem Vergleiche mit dem Text der Enzyklopädie ergibt. In der Leipziger Ausgabe von 1817 und in K. Goedekes Schillerausgabe steht das Richtige, aber in anderen Ausgaben und in vielen Lesebüchern steht ein fehlerhaftes Ausrufezeichen.

III. Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß. (*b*)
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß. (*c*)
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein, (*d*)
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

IV. Wie sich schon die Pfeifen bräunen! (*e*)
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Seh'n wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse fertig sein. (*f*)
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch, (*g*)
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Digitized by Google

V. Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch. (*h*)
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus! (*k*)
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen. (*l*)

Bei Krünitz S. 127—129 ist vom gleichzeitigen Gießen mehrerer Glocken die Rede.

'In diesem Ofen nun wird die Glockenspeise zum Schmelzen gebracht. Das Zinn wird in kurzer Zeit flüssig, und daher wirft man es erst in den Ofen, wenn das Kupfer und Messing bereits geschmolzen ist (IIa). Sobald das Metall durchgängig in Fluß gebracht ist, hat es einen weißen Schaum (IIIb), und alsdann wird auf jede 10 Zentner Metall 1 Pfund Pottasche in den Ofen geschüttet, um das Schmelzen und die Vereinigung der Metalle noch mehr zu befördern (IIIc). Dieser Zusatz verwandelt die weiße Farbe des Metalls in eine rote. Während der Zeit, da das Metall im Ofen ist, muß das selbe wenigstens zweimal abgeschäumt werden (IIId), und aus diesem abgenommenen Schaum entsteht, wie schon gedacht, eine Krätze. Wenn die Masse nicht sehr groß ist, bleibt das Metall höchstens nur 12 Stunden in dem Ofen; und wenn um diese Zeit die Windpfeiffen gelb werden (IVe), so ist dieses ein Zeichen für den Gießer, daß das Metall gehörig flüssig ist. Es ist dieses auch daran zu erkennen, wenn der Rauch ganz weiß aufsteigt und schlängelnd auf der Oberfläche zu spielen scheint, oder wenn ein in das geschmolzene Metall gestoßener Stab beim Herausziehen wie mit einer feinen Glasur überzogen aussieht (IVf). Nunmehr muß aber auch der Gießer untersuchen, ob er eine gute Mischung getroffen habe (IVg). gr gießt daher in eine Grube im Sande oder besser in einen ausEehöhlten und gewärmten Stein etwas von seinem Metall und zerbricht es nach dem Erkalten. Gar zu kleine Zacken des Bruches, die so dicht nebeneinander liegen, daß man sie kaum unterscheiden kann, sind ein Zeichen, daß das Metall zu viel Zinn habe, und daß noch Kupfer hinzugesetzt werden müsse. Im Gegenteil muß man alsdann nach Gutdünken noch etwas Zinn hinzusetzen, wenn die Zacken zu groß sind und weit voneinander abstehen; denn dieses ist ein Zeichen, daß die Glockenspeise zu viel Kupfer enthalte (Vh). Nebst einer guten Mischung kommt auch viel darauf an, ob das Holz gehörig trocken ist. Nasses Holz bringt nie das Metall in einen guten Fluß, und daher können sich die Bestandteile auch nicht gehörig vermischen. Das Fichtenholz ist hierzu das beste (IIi). Sobald das Metall die Probe aushält, wird der Guß gewaget . . . Sobald also der Gießer mit einer eisernen Stichstange den Zapfen aus dem Gießloche stößt (Vk), fließt das Metall in der Hauptrinne zu der mittelsten Form (VI).'

Digitized by Google

MITTEILUNGEN

Wie ist dem altgeschichtlichen Unterricht der O II zu helfen?

Der altgeschichtliche Unterricht in O II ist das Sorgenkind aller Freunde humanistischer Schulstudien; auf der Philologentagung in Marburg wurde im Herbst 1913 eingehend darüber gesprochen, ohne daß ein greifbarer Erfolg erzielt wäre. Durch den neuen Geschichtserlaß wird die Not noch größer. Sind auch die Vorschriften nicht eng, so ist doch kein Zweifel, daß auf O II nicht nur die griechische, sondern auch die ganze römische einschließlich der Kaisergeschichte, ferner Völkerwanderung und Zeitalter der Merowinger bis etwa zum Regierungsantritt Karls des Großen behandelt werden muß. In diesem Falle ist mit der römischen Geschichte vor den Herbstferien zu beginnen, und für die Zeit von 479—323 (301) bleiben trotz schärfster Zeitausnutzung und bei stärkster Zusammenfassung acht Wochen, d. h. 24 Stunden. Auf orientalische und Urgeschichte wird dann völlig verzichtet, für Diadochenzeitalter und Hellenismus fallen 2—3 Stunden ab. Wer glaubt, dazu Wiederholungen und Quellenbehandlung nach Lambeck neben freien Vorträgen bewältigen zu können, soll es mir praktisch zeigen, aber nicht in einer ausgesuchten Stunde, sondern im zusammenhängenden Unterricht mehrerer Wochen.

Ist die altgeschichtliche Grundlage der Oberstufe aber schwach, so muß bei der Lektüre unablässig wiederholt und nachgetragen werden; statt am ersten Tage in medias res gehen zu können, ist der Lehrer zu ermüdenden Vorträgen gezwungen, deren Wirkung den ödesten Kolleg-einleitungen gleichkommt. Wie ist abzuhelfen? Ich schlage vor:

1. Der altgeschichtliche Unterricht in O II wird grundsätzlich von einem Lehrer mit griechischer und lateinischer Fakultas erteilt.

2. Im Sommer gibt der griechische, im Winter der lateinische Unterricht je drei Stunden ab, so daß im ganzen Jahre sechs Wochenstunden zur Verfügung stehen.

3. Der Lehrer des Griechischen in O II übernimmt im Sommer, der des Lateinischen im Winter die drei Geschichtsstunden der Quarta.

Für die Lektüre der griechischen Historiker neben Vorträgen von Lehrern und Schülern, Wiederholungen und Zusammenfassungen stehen nunmehr in 20 Wochen des ersten Halbjahres $(20 \cdot 3) = 60$ weitere Stunden zur Verfügung, d. h. die Arbeitszeit eines vollen Vierteljahres im alten Gymnasium und sogar erheblich mehr, wenn man die Zeit abrechnet, die für Grammatik und schriftliche Arbeiten doch verwandt werden

Digitized by Google

muß. Das Reformgymnasium erübrigt fünf Stunden für Grammatik und Dichter. In diesen 60 Stunden des Sommerhalbjahres können die wichtigsten Stellen aus Herodot, der Hellenika und Arrian gelesen werden ohne grammatische Rücksichten nur unter stofflichem, historischem Gesichtspunkt. Ich schrecke sogar nicht davor zurück, Teile aus Thukydides, nötigenfalls Text und Übersetzung Seite neben Seite gedruckt, vorzulegen. Es bleibt genug geistige Arbeit, um die innere Verbindung herzustellen, und die Präparation läßt sich sehr wohl prüfen. Im Winter müssen Liviuskapitel wiederholt oder neu gelesen werden, ebenso ist bei Sallust zu verfahren, neu hinzu kommen Briefe Ciceros, und für Tacitus gelte das über Thukydides Gesagte. Reiche Gelegenheit zu Sonderarbeiten der Schüler ist in beiden Halbjahren geboten; Begabte und Eifrige können Abschnitte aus Polybius, Plutarch und Diodor übersetzen und vortragen, womit keine Grenzen gezogen, sondern Wegweiser gesteckt werden sollen.

So übernimmt der geschichtliche Unterricht in O II den größten Teil der historischen Lektüre für beide alten Sprachen, dem Unterricht der Prima bleiben Dichter, Philosophen und Redner, daneben kleinere geschichtliche Werke oder Abschnitte größerer, mit denen eine begrenzte Aufgabe gelöst oder zu kulturgeschichtlichen Einblicken, endlich zur Persönlichkeit des Schriftstellers vorgedrungen werden soll.

Selbstverständlich ist es das beste, mit dem altgeschichtlichen Oberkursus in U II zu beginnen, wenn die Eigenart des Gymnasiums es zuläßt[1]). Aber auch dann würde die begleitende Historikerlektüre zu Beginn der O II noch gerade rechtzeitig kommen, um nach dem Abschluß der Pentekontaetie oder des peloponnesischen Krieges die vorhergehenden Jahrhunderte zusammenzufassen und nun weiterhin mit der griechischen und römischen Geschichtserzählung vorzuschreiten.

Das altgeschichtliche Wissen der Schüler ist dann kein locker gefügter Bau, der unter der Last weiterer geistiger Erwerbungen rasch zusammenfällt und für jeden besonderen Fall mit einem Notdach neu errichtet werden muß, sondern sein durch selbständige kleine Forschungen mit täglichen Nachprüfungen geschaffenes Grundgemäuer trägt den Aufbau solider Zusammenhänge und bietet Halt und Schutz für die Entwicklung in die Höhe und die Breite.

Berlin-Grunewald. Vilmar.

Kerschensteiners Grundaxiom[2])

In seiner neusten, widerum einen guten Schritt vorwärts bezeichnenden Schrift wiederholt Kerschensteiner zunächst seine Lehre von den sechs Lebensformen, mit besondrer Liebe diesmal bei den Übergangs- und Mischformen verweilend. Das 'Grundaxiom' lautet: 'Die Bildung

[1]) [Vgl. unsern Jahresabschied 1915, Sokr. III 612.]

[2]) Georg Kerschensteiner, Das Grundaxiom des Bildungsprozesses und seine Folgerungen für die Schulorganisation (= Deutsche Erziehung, Schriften zur Förderung des Bildungswesens im neuen Deutschland. Hrsg. von Karl Muthesius). Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 1917. 68 S. 8.

Digitized by Google

des Individuums wird nur durch die Kulturgüter ermöglicht, deren geistige Struktur ganz oder teilweis der Struktur der individuellen Psyche adaequat ist' (S. 27). Darauf gründet sich ein zweites: Die Organisation jeder Schule hat in ihrer Lehrplangestaltung, also in der Auswahl, in der Anordnung und in der Betonung des Gewichts ihre Bildungsgüter der besondern Gruppe von Individualitäten gerecht zu werden, für deren Bildung sie bestimmt ist.'

Wie er sich das im einzelnen ausgestaltet denkt, lese man bei ihm selber nach. Man tut überhaupt gut, alles zu lesen, was dieser treffliche, Einsicht und Zugreifen vereinigende Mann schreibt. Wohl wiederholt er des öftern früher Gesagtes, weil er weiß, kein Baum fällt auf den ersten Schlag; aber er wiederholt es immer in neuer und, wie uns scheint, unter Ed. Sprangers Einfluß immer feiner durchdachten Ausführungen.

Das Vermächtnis eines Schulrats[1])

Endlich wieder einmal ein Schulrat, der kein Blatt vor den Mund nimmt. Wer bloß die Kapitelüberschriften liest: 'Stand und Beruf', 'Erziehung durch die Schule', 'Schule und Elternhaus', 'Methode' usf., der mag wohl meinen: abgedroschene Themata! Aber man sehe sich nur einzelne Körner an, die dabei herausgekommen sind.

'Auf unserm Stande lastet das Privilegium der Mittelmäßigkeit' (S. 3).

'Die Philologenvereine haben bloß die materielle Erhöhung betrieben und müssen nun sehn, wie sich nur um des Mammons willen die Reihen des Standes aus den untersten Schichten des Volkes mit unberufnen und ungeeigneten Elementen füllen, die sich vor Schülern aus guter Kinderstube täglich blamieren (3). Am schlimmsten leiden dabei die überwiegend katholischen Landesteile. Die für den Oberlehrerberuf Designierten werden auf der Universität und nachher weiter in konfessioneller Abgeschlossenheit zusammengehalten und dadurch gehindert, sich im Verkehr mit anders Gebildeten abzuschleifen' (4).

'Hören wir endlich auf, Sextaner und Primaner durch die selben Gesetze zu binden' (14)! 'Der schroffe Übergang (zur Universität) muß durch allmähliches Wachsen einer Selbständigkeit gemildert, die jungen Leute müssen an den weisen Gebrauch der Freiheit unter eigener Verantwortung nach und nach gewöhnt werden' (15).

'Wenn heute Wilh. v. Humboldt erlebte, wie die Nachfahren in klobigem Mißverständnis des etymologischen Wortsinns sein hehres Ideal der "Universalbildung" in das papierne Idol eines universalen Wissens verkehrt haben' (18)!

(Gegen Privatstunden, mit ganz bestimmten Ausnahmen). 'Der Erfolg entspricht niemals den Opfern an Geld und Gesundheit' (28).

'Das wichtigste an der Methode ist der Mensch, der sie hat' (30). 'Man denke bloß an die pädagogischen Verwüstungen, welche die Normalstufen bei der Erziehung der angehenden Volksschullehrer, vielfach auch bei uns angerichtet haben'. — 'Man kann in eine Methode nicht hineinschlüpfen, wie in einen von fremder Hand zugeschnittnen Rock' (32).

'Psychologie ist die oberste und vornehmste Fachwissenschaft des Lehrers' (33).

'Nur wer die Wissenschaft als Ganzes übersieht, kann ohne Schaden ihre Teile freien Geistes herausnehmen und zu genießbarem und genußreichem und krafterzeugendem Wissen für die Jugend gestalten' (35).

---

[1]) Ernst Meyer, Vom pädagogischen Lebenswege. Leipzig Quelle & Meyer, 1917. VIII u. 110 S. 1,50 ℳ.

Digitized by Google

'Formen versteifen sich und verknöchern, wenn sie nicht durch ihren Inhalt selbst lebenswarm und elastisch erhalten werden' (36).

'Bedingung des Erfolges bleibt, daß jeder seinem Unterricht Gehalt und Form seines Geistes leiht, wäre er auch noch so bescheiden' (37).

'Wie viele unsrer Abiturienten sind imstande, einen gehaltvollen Text *ex tempore* so vorzulesen, daß ein aufmerksamer Hörer mitdenken kann' (40)?

'Es ist eine Strafe, auf unsern höheren Lehranstalten Homer oder Plato Sophokles oder Thukydides vorlesen zu hören' (43).

'Unsre Schüler können nicht erzählen, weil sie nicht dazu erzogen sind' (49).

'Die Muttersprache ist kein Fach, wie das Lateinische und die Naturgeschichte' (51).

'Die gesunde Jugend drückt sich gar nicht um die Arbeit, nur muß sie Raum zu selbständigem Arbeiten bieten. Das ewige Wiederkauen vorgekauter Gedankenreihen wird grade den Besten langweilig' (53).

'Die häuslichen Pflichtaufsätze fallen auf der Oberstufe fort; dagegen sind freiwillige Arbeiten einzelner Schüler . . . in jeder Weise zu befördern und bei der Reiferklärung gebührend in Ansatz zu bringen'. — 'Der deutsche Aufsatz in der Schlußprüfung wird überflüssig' (59).

'Die Schüler ausreden lassen' (60 u. 65).

'Die herrschende Unsicherheit gegenüber allen rein menschlichen Fragen, Religion, Kunst, Staatsleben usw. liegt an der Ungeschichtlichkeit des modernen Denkens, zu der wir durch die exakten Wissenschaften geführt werden. Aber auch die Schule trägt ihr Teil Schuld' (73).

'Die Alte Geschichte gehört erst in die obern Klassen' (77).

'Weder Lateinisch noch Griechisch, weder Französisch noch Englisch lernen unsre Schüler so aus dem Grunde, daß sie nach dem Abgange . . . mit Leichtigkeit sich dem Genuß freien, unbehinderten Lesens hingeben, mit befriedigtem Streben in das geistige Leben des fremden Volkes sich vertiefen könnten'. — 'Viel fehlte nicht (kurz vor der Wende des Jahrhunderts), so wären auf dem Wege der logischen Ausbildung durch Grammatik und Stilistik die alten Sprachen zu Tode gefahren' (80).

Gewissen Kämpen des Gymnasiums unter den Zeichen *Sint ut sunt!* mögen sich bei solchen Worten im Grabe umdrehn.

Leider weilt der treffliche Verfasser nicht mehr unter den Lebenden, daß man ihm die Hand drücken könnte, aber sein Bildnis ziert das Buch, ein prächtiger Kopf, den man gern lange ansieht. s.

Die Kunst dem Volke. München 1916/17. Karlstr. 33.

1) Wilh. Kosch, Ferd. Georg Waldmüller. Mit 55 Abbildungen. 40 S. Lex.-Okt.
2) Andr. Huppertz, Der Kölner Dom. Mit 81 Abbildungen. 40 S. Lex.-Okt.
3) Jos. Kreitmaier, Edward von Steinle. Mit 66 Abbildungen. 40 S. Lex.-Oktav. Jedes Heft 1 M.

Die Reihe der sehr nützlichen und erstaunlich wohlfeilen Hefte erscheint in rascher Folge weiter, durchweg mit ausgezeichneten Abbildungen, sorgsam zusammengestellt und in ansprechender Weise erläutert. Steinle († 1886), Waldmüller († 1865), werden einem größeren Publikum wirklich nahe gebracht. Die Texte, namentlich beim Kölner Dom, in ihrer Mischung von trocknen Daten und zuweilen etwas süßlichen Betrachtungen, erheben keinen schriftstellerischen Anspruch, genügen aber ihrem Zweck durchaus, und bei aller konfessionellen Einseitigkeit haben sie doch nirgends etwas Verletzendes.

Digitized by Google

Glaser, Über den Wert des Lebens (= Vaterländische Abende Heft 8). Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 1917. 16 S.

Ein anspruchsloser, mehr theologisch und schöngeistig (nach Hilty, Muff, Alfr. Biese) als philosophisch eingestellter Vortrag über das große Thema, das doch kaum anders schließen durfte als mit dem heroischen und dem tragischen Menschen. Die aus dem Zusammenhang gerißnen und darum stets mißverstandnen griechischen Dichterstellen über den Unwert des Lebens sollte ein Philologe nicht unbesehens übernehmen.

1) Meister Eckeharts Schriften und Predigten aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und hrsg. von Hermann Büttner. 2 Bände. 4. u. 5., 3. u. 4. Tausend. Jena, Eugen Diederichs, 1917. 240 S., 234 S. 8. Je 6 (7,50) ℳ.
2) Texte aus der Deutschen Mystik des 14. und 15. Jahrhunderts. Hrsg. von Adolf Spamer. Jena, Eugen Diederichs, 1912. 218 S. 8. 6 (7,50) ℳ.
3) Meister Eckarts 'Buch der göttlichen Tröstung' und 'Von dem edlen Menschen' (*Liber Benedictus*) (= kl. Texte von H. Lietzmann Nr. 55). Hrsg. von Phil. Strauch. Bonn, Markus & Weber, 1910. 8. 1,20 ℳ.
4) Meister Eckarts 'Reden der Unterscheidung' (= kl. Texte Nr. 117). Hrsg. von Ernst Diederichs. Bonn, Markus & Weber, 1913. 45 S. 8. 1 ℳ.

Kein Name kehrt bei den jetzt so beliebten Versuchen, unser Denken an das des deutschen Mittelalters anzuknüpfen, so häufig wieder, als der Meister Eckarts, und das von rechtswegen. Es dürfte nicht schwer fallen, zwischen ihm und Martin Luther starke Verbindungsfäden aufzufinden, obgleich der Reformator von dem großen Prediger des 14. Jahrhunderts keine Zeile gelesen haben mag; aber schon Luthers lebhaftes Eintreten für den 'Frankforter' (Sokr. V S. 332) gibt einen Fingerzeig. Genug, das Interesse für Eckart ist heute besonders rege, und so wird mancher, der ein Verlangen trägt, der Sache auf den Grund zu gehn, anstatt immer nur auf Zitate und fremde Urteile angewiesen zu sein, es willkommen heißen, daß wir dank einer seit Jahren kräftig gedeihenden Eckartforschung heut in der Lage sind, den merkwürdigen Mann in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen. Bei Diederichs in Jena liegen, freilich in unnötig freien, aber sonst unverächtlichen Übertragungen, zwei Bände Eckartischer Predigten und Abhandlungen vor, dazu ein Band verwandter Schriften, sorgfältig herausgegeben. Und es trifft sich gut, daß grade drei der best bezeugten Schriften, 'Reden der Unterscheidung', 'Buch der göttlichen Tröstung' und 'Von dem edlen Menschen' (Büttner 2. Bd. S. 2 ff., 58 ff., 106 ff.) in saubern kritischen Textausgaben zugänglich sind, die uns den echten Wortlaut verbürgen und einen Vergleich mit der Übertragung gestatten. Ein näheres Engehn verbietet z. Z. die Papiernot.

Emil Stutzer, Die deutschen Großstädte einst und jetzt, mit sechs Einzelschilderungen: Berlin, Hamburg, München, Köln, Dresden, Leipzig. Mit 22 Abbildungen und 1 Karte. Braunschweig, Georg Westermann, 1917. XV u. 283 S. 8.

Ein wohlunterrichteter, liebenswürdiger, selbständig urteilender, aber im Urteil zurückhaltender Führer durch deutsche Großstädte, mit lehrreichen geschichtlichen Einführungen, die sich auf politisches, wirtschaftliches und geistiges Leben erstrecken. Wissenschaftlichen oder schriftstellerischen Anspruch erhebt die Darstellung nicht, aber die Angaben sind zuverlässig und die Bildbeigaben gut gewählt und hervorragend gut gelungen. Das Buch scheint recht geeignet, in unaufdringlicher Weise das Interesse für deutsches Städtewesen zu erwecken.

Digitized by Google

ANZEIGEN

1) Ernst Cassirer, Freiheit und Form. Studien zur deutschen Geistesgeschichte. Berlin, Bruno Cassirer, 1917. XIX u. 575 S. 8. 9 M.

Freiheit und Form werden nicht als Begriffe abstrakt erörtert, sondern in ihrer Lebendigkeit in der deutschen geistesgeschichtlichen Entwicklung verfolgt.

Im Mittelalter nimmt der Verfasser keinen Individualismus an. Er sieht das Individuum dort sozial und religiös gebunden an eine bestimmte Stelle der menschlichen und göttlichen Ordnung gefesselt, aber auch dem allgemeinen Ganzen sinnvoll eingefügt. Erst mit der Renaissance beginnt in Europa die historische Entfaltung des Individuums einerseits, wie auch das Suchen nach Regel und Gesetz andererseits. In Italien bricht zunächst der Machttrieb des Einzelnen heraus. Seine Freiheit wird als politische bezeichnet. In Frankreich wird Montaigne in den Vordergrund geschoben. Sein ziemlich schrankenloser Individualismus wird, wie der der Franzosen überhaupt, als ästhetischer angesehen. Für Deutschland ist Luther bezeichnend. In ihm ist das religiöse Bedürfnis entscheidend. Es möge bemerkt werden, daß die Charakteristik der Italiener und der Deutschen von dem Wesen ihrer Freiheit, die der Franzosen von der Form hergenommen ist.

Die eigentliche Untersuchung beginnt mit Leibniz, bei dem der Gegensatz zwischen absolutem Weltmechanismus und Freiheit des Individuums im Mittelpunkt des Denkens steht, und seine Auflösung in der prästabilierten Harmonie findet. Eines der Hauptziele des Buches ist, Leibniz' Einfluß auf die literarisch-ästhetischen Theorien des 18. Jahrhunderts bis zu Goethe und Schiller hin zu verfolgen. Der Verfasser kommt aber ohne die von Shaftesbury, Hamann, Herder, Winkelmann herrührenden Einflüsse nicht aus. Diese Gestalten stehen ziemlich vereinzelt da. Ihr ideologischer Ursprung wird angedeutet, aber nicht klar herausgearbeitet.

Ein zweiter Höhepunkt des Werkes liegt in Kant und seiner rationalformalistischen Autonomie der Seele; ein dritter in Goethe. Angehängt ist noch eine Betrachtung des Freiheitsgedankens in den Staatstheorien um die Wende des 19. Jahrhunderts.

Das Buch bewegt sich im literarisch-philosophischen Bereich. Wenn es auch bemüht ist, von den abstrakten Formulierungen der Denker zu dem lebendigen Untergrunde vorzudringen, so faßt es doch im wesentlichen nur Dichtung und Philosophie ins Auge. Auf diese Grenzen der Arbeit hat Troeltsch in seinem Vortrage 'Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen' in geistvoller Weise hingewiesen.

Digitized by Google

Innerhalb der selbstgesteckten Grenzen sind diese Studien zur deutschen Geistesgeschichte von hoher Bedeutung. Wer sich mit der Literatur des 18. Jahrhunderts beschäftigt, und besonders auch der Lehrer des Deutschen in den Oberklassen wird aus einer Lektüre des Werkes erwünschte Klarheit gewinnen können. Nicht allein der Einfluß Leibniz', sondern auch das Ideenleben Goethes sind in sehr interessanter Weise dargelegt. Zu wünschen wäre freilich eine Ergänzung dieser auf theoretischem Gebiete sich abspielenden Kämpfe durch die Darstellung des lebendigen Ringens, dessen Ausdruck sie sind. Es tritt das z. B. bei der Schweizer Bewegung deutlich zutage. Verbindet man Cassirers durchsichtige Analyse mit der farbigen Darstellung, die Haubaum wenigstens von einigen der beteiligten Persönlichkeiten am Eingang seines 'Pestalozzi' gibt, so erhält man ein klares und zugleich reiches Bild, das jugendlichen Hörern mit Nutzen vorgelegt werden kann.

Der Verfasser weist darauf hin, daß seine Untersuchungen einem allgemeinem Bedürfnis der Gegenwart entsprungen sind. Er hat damit durchaus recht. Zu bedauern ist aber, daß er den Anschluß an diese unsere Gegenwart nicht erreicht. Dieser Mangel entspringt vielleicht letzthin seiner prinzipiellen rationalen Orientierung, die Grenzen wie Ziele der Betrachtungen bestimmt und bei aller Lebendigkeit, die ihnen eigen ist, die letzten Tiefen der Antriebe auf Freiheit und Form nicht aufzudecken vermag. Trotzdem fesselt und erhebt das Buch durch eine gewisse unantastbare Vornehmheit der Gesinnung, die es im ganzen wie im einzelnen durchglüht.

2) Hans Schmidkunz, Philosophische Propädeutik in neuester Literatur. Mit einer Einführung von Dr. Alois Höfler. Halle a. S., Waisenhaus, 1917. VI u. 90 S. 8. Geh. 2,50 ℳ.

Die Schrift ist ein verbesserter und erweiterter Sonderabdruck der Abhandlung gleichen Titels aus den 'Lehrproben und Lehrgängen, 1916'. Es wird zunächst ein bibliographischer Überblick über die Literatur zur philosophischen Propädeutik gegeben von 1912 bis 1916. Des weiteren tritt der Verfasser allen Fragen, die in dieser Literatur behandelt sind, in eigener Stellungnahme näher. Er selbst steht auf seiten der österreichischen Lehrpläne, die Logik und Psychologie auf der Mittelschule betreiben. Auch wer diesen Standpunkt nicht teilt, wird aus den Darlegungen mannigfachen Gewinn ziehen können.

Berlin. Ernst Goldbeck.

1) O. v. Greyerz, Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung. 392 S. Leipzig und Berlin, Julius Klinkhardt, 1914. (Bd. 3 des Pädagogium. Methoden-Sammlung für Erziehung und Unterricht. Unter Mitwirkung von E. Meumann, herausgegeben von Oskar Meßmer). Preis 7,20 ℳ, geb. 9 ℳ.

Unser unheimlich fruchtbarer pädagogischer Büchermarkt fördert nicht oft ein Buch zutage, das in so hohem Maße wie das vorliegende, aus reichstem und frischstem eigenen Erleben einer starken Persönlichkeit hervorgegangen, dem gesunden Fortschritt auf dem Gebiete

Digitized by Google

der Schul- und, damit zusammenhängend, der Volkserziehung neue und verheißungsvolle Wege zu bahnen weiß. Hier ergreift das Wort ein Mann, der, weit in der Welt herumgekommen, ein sehr ansehnliches Besitztum an Gelehrsamkeit mit einer vorurteilsfreien Lebenskunst auf dem Gebiet des Lehrerberufes auf das glücklichste verbindet. Nicht nur für den Lehrer des Deutschen ist dies Buch geschrieben; auch der Vertreter jeden anderen Lehrfaches kann sehr viel lernen von dem schönen Bilde eines auf freie Umgangsformen und lebendige Selbsttätigkeit der Schüler eingestellten Unterrichts, das uns an zahlreichen Stellen des Werkes entgegentritt, und nicht minder wertvolle Anregungen bietet es den Mitgliedern der Unterrichtsverwaltung, auch denen, die für unsere Hochschulen zu sorgen haben, verweilt es doch mit Recht immer wider auch bei den Lebensbedingungen, unter denen die Heranbildung und die Berufsübung der Lehrer am fruchtbarsten und harmonischsten verlaufen kann. Sein Untertitel nennt das Buch eine 'Einführung für junge Lehrer': vielleicht mehr noch als die Anfänger werden von der kräftigen Kost, die es bietet, die haben, denen frohe und trübe eigene Erfahrung den richtigen Maßstab an die Hand gibt, um zu ermessen, wie berechtigt die Klagen des Verfassers über so manchen Fehlgriff unseres heutigen Schullebens und wie dankenswert seine Vorschläge zum Betreten neuer Bahnen sind.

Eine ausführliche Inhaltsangabe des Werkes bitte ich mir zu erlassen. Die Nennung der Überschriften seiner 10 Kapitel mag sie z. T. ersetzen und den hoffentlich schon oben gegebenen Anreiz zu eigenem Lesen des Buches vermehren: 'Natürliche Sprachbegabung; Individuelle Sprachgeschichte; Das Verhältnis zur Jugend; Schulerfahrungen; Was die Geschichte des Deutschunterrichts uns lehrt; Die Aufgabe des Anfangsunterrichts; Die Pflege des mündlichen Ausdrucks; Sprachlehre; Die Lesestoffe; Auswahl und Behandlung; Die Pflege des schriftlichen Ausdrucks.' Aus dem vielen Guten, das sich unter diesen Stichwörtern verbirgt, sei u. a. hervorgehoben, daß das erste Kapitel eine vortreffliche Schilderung von Goethes Verhältnis zu seiner Muttersprache enthält, die hoffentlich zu ähnlichen Versuchen über andere Dichter anregen wird, und daß im zweiten Abschnitt der von einseitiger Schulmeisterei so oft verkannte Wert der Mundarten ebenso einsichtig wie lebendig erörtert wird. Das Schlußwort des fünften Kapitels bezeichnet als die Aufgabe des Deutschunterrichts: 'lesen zu lehren', und unter dem Zeichen dieses natürlich in hohem Sinne zu verstehenden Endziels steht auch sehr vieles, was in den folgenden Abschnitten vorgetragen wird, um diese Aufgabe von den schlichten Anfangsgründen des Lesens auf der Unterstufe bis zu den letzten Problemen der literarischen Volksbildung nach allen Seiten hin zu beleuchten; der Wunsch nach landschaftlichen Lesebüchern tritt dabei als Gegenstück zu dem früher auf die Mundarten gelegten Nachdruck mit gutem Rechte in den Vordergrund. Daß der Verfasser dem 'überlieferten engen Schulbegriff des Aufsatzes' die Forderung einer 'fröhlichen Aufsatzkunst' entgegenstellt, bildet den glücklichen Abschluß seiner, im einzelnen gewiß manchmal anfechtbaren, in ihrem Gesamtstreben aber uneingeschränkt anerkennenswerten Mahnworte.

Über den Lehrbetrieb und die Lehrziele des humanistischen Gym-

Digitized by Google

nasiums sind an mehr als einer Stelle des Buches ziemlich harte Urteile zu finden; sie treffen schwerlich den Kern der Sache und sind offenbar auch nicht aus dem Vollen einer lebendigen Erfahrung geschöpft, wie der sonstige Inhalt des schönen Buches; statt die auf diesem Gebiete vorgebrachten Ansichten des Verfassers zu bekämpfen, will ich lieber zum Schlusse betonen, daß sehr viele Wünsche, die in dem Buche für den deutschen Unterricht geäußert sind, genau in der gleichen Weise für den altsprachlichen Unterricht zu gelten haben: lesen lernen in der schönen Bedeutung des Wortes, die das vorliegende Buch dem Lehrer zum Bewußtsein bringen will, ist auch die Aufgabe des altsprachlichen Unterrichts, der damit an seinem Teile sehr wohl mitwirken kann an der Gesamtaufgabe der nationalen Erziehung, von der das Titelblatt des Werkes handelt, und es wäre einem Manne von dem weiten Blicke des Verfassers gewiß möglich gewesen, seine gelegentlichen Abschweifungen auf das Gebiet der Schulpolitik mit fruchtbaren Winken grade in dieser Richtung auszustatten, statt sich mit einer kurzen und, wie mir scheinen will, nicht sehr tief greifenden Polemik zu begnügen. Doch soll diese eine Aussellung den Dank für sein lebenswarmes Buch in keiner Weise einschränken, in dem Philipp Wackernagles schönes Wort von dem königlichen, hohenpriesterlichen Amte des deutschen 'Sprachlehrers' so aus tiefster Seele heraus verstanden und so meisterhaft auf die Pflege des ganzen Unterrichtsfaches angewendet ist.

2) Ernst Weber, Kunsterziehung und Erziehungskunst. VI u. 412 S. Leipzig u. Berlin, Julius Klinkhardt, 1914. (Bd. 4 des Pädagogium. Methoden-Sammlung für Erziehung und Unterricht. Unter Mitwirkung von E. Meumann herausgegeben von Oskar Meßmer.) Preis 8,40 ℳ, geb. 9,40 ℳ.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat im Jahre 1907 in seiner Schrift über 'Ästhetik als pädagogische Grundwissenschaft' in Anlehnung an Volkelt auf deduktivem Wege zu zeigen gesucht, daß die Ästhetik 'nicht nur als pädagogische Zielwissenschaft, sondern auch als methodologisches Prinzip den pädagogischen Fundamentalwissenschaften zuzuzählen' sei, und alsdann in einer langen Reihe sehr anregender Arbeiten ('Technik des Tafelzeichnens', 'Angewandtes Zeichnen', 'Zeichnerische Gestaltung und Bildungsarbeit, 'Weg zur Zeichenkunst', 'Epische Dichtung', 'Deutscher Spielmann') auf dem Wege der Induktion denselben Satz zu beweisen unternommen. Man mag in manchen, vielleicht sogar in ziemlich zahlreichen Einzelfragen von seiner Auffassung der Dinge abweichen: im Grundsätzlichen aber wird man ihm schwerlich anders als zustimmend nachgehen können, und es wäre sehr erwünscht, wenn die von Weber vorgetragenen Gedanken mehr noch, als es zur Zeit der Fall zu sein scheint, Allgemeingut unserer Schulen würden.

Induktiv geht der Verfasser auch in seinem neuesten Buche vor; er will an einzelnen praktischen Beispielen zeigen, daß der gesamte Unterricht 'mit ästhetisch charakterisierten Elementen durchsetzt sein muß, wenn er lebenerweckend werden möchte, daß die gesamte Erziehungsarbeit zur Erziehungskunst zu erheben ist, wenn erreicht werden soll, was wir uns von unserm pädagogischen Tun an Bildungswirkung er-

Digitized by Google

hoffen' (S. IV). 'In recht vielen Lehrerherzen die Freude an unserer schönen Alltagsarbeit, die Lust zu lebensvoller Gestaltung zu wecken und zu lebendiger Tat anzuregen', — das ist die beste Wirkung, die er von seinem mit warmer Liebe zum Gegenstande geschriebenen Werk erhofft.

Diese Hoffnung wird ihn sicher nicht betrügen; denn, was er darbietet, ist, mehr als es der Titel des Buches zum Ausdruck bringt, eine ihr persönliches Vorgehen beim Unterricht schildernde Mahnschrift an die Lehrerschaft, die die 'Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit' (S. 410) als die Hauptaufgabe des Pädagogen bezeichnet; in diesem Sinne will denn auch der der 'Stoffvermittlung' gewidmete Abschnitt keine sog. Musterlektionen geben, sondern setzt sich das höhere Ziel, 'das seelische Verhalten des Lehrers bei Vermittlung bestimmter Stoffe zu schildern; das seelische Verhalten, wie es sich einerseits vor Inangriffnahme des Stoffes, in der sog. "Vorbereitung" abspielt, wie es sich andrerseits innerhalb der didaktischen Tat zu äußern pflegt' (S. 35). Als ein der künstlerischen Tätigkeit verwandtes Schaffen tritt uns dabei das Tun des Lehrers sowohl da, wo es sich um den bloßen Sachunterricht in Geschichte, Erdkunde und Naturkunde, wie auch da entgegen, wo es sich um die Vermittlung von Werken der Dichtung und der bildenden Kunst handelt, und besonders erfreulich ist die anspruchslose Klarheit, mit der ein weiterer, der 'Technikvermittlung' gewidmeter Abschnitt auch das Schreiblesen, die Sprachlehre, das Rechtschreiben, den mündlichen und schriftlichen Ausdruck, das Rechnen und Singen, den gymnastischen und dramatischen Ausdruck beim Turnen und Spielen sowie den bildhaften und plastischen Ausdruck beim Zeichnen und Formen unter das gleiche Zeichen stellt. Wie der Lehrer auch außerhalb der Aufgaben des Unterrichts das Kind mit künstlerischem Auge betrachten kann, sucht der Verfasser an einer Anzahl kleiner Skizzen aus seiner pädagogischen Vergangenheit zu zeigen — sie sind ein guter Beitrag zu der Lehre vom pädagogischen Beobachten, einer Kunst, die gar manchem Lehrer noch lange nicht genug als unerläßlicher Bestandteil seiner beruflichen Fortbildung zur zweiten Natur geworden ist.

Auf Einzelheiten aus dem reichen Inhalt des Buches will ich nicht eingehen, aber doch wenigstens das eine nicht unerwähnt lassen, daß der Verfasser (S. 25) sich mit Recht 'kaum einen gröberen literarischen und pädagogischen Mißgriff denken kann' als das 'Experiment' der Übersetzung des Goethischen Faust in die sog. Altersmundart. Und gegenüber manchen auch in die Schule eingedrungenen Einseitigkeiten moderner Kunstkritiker soll nicht versäumt werden, darauf hinzuweisen, daß nach der Ansicht Webers, dessen Urteil in dieser Frage gewiß besonders hoch zu bewerten ist, das Kunstwerk von der Jugend doch in erster Linie stofflich genossen wird (S. 297); vom Stoffe auszugehen, wird daher von dem Verfasser mit gutem Grunde empfohlen; was er im Anschluß an Volkelt über das 'Vorerleben' als Mittel der Einführung in den künstlerischen Gehalt des Kunstwerkes vorträgt, ist wohl etwas zu kurz geraten; Hauptaufgabe bei diesem Vorerleben ist natürlich auch für Weber die 'Auflösung des Seins in ein Werden', die S. 405 als eins der vornehmsten Mittel aller Veranschaulichung mit Recht gerühmt wird.

Digitized by Google

3) O. Schultze, Systematische und kritische Selbständigkeit als Ziel von Studium und Unterricht. (Für Lehrende und Studierende). VIII u. 253 S. Leipzig u. Berlin, Julius Klinkhardt, 1914. (Bd. 5 des Pädagogium. Methoden-Sammlung für Erziehung und Unterricht. Unter Mitwirkung von E. Meumann, herausgegeben von Oskar Meßmer), Preis 5,40 ℳ, geb. 6,20 ℳ.

Wer zu diesem gedankenreichen Buche das richtige Verhältnis gewinnen will, der tut gut, mit dem dritten Teile zu beginnen, in dem der Verfasser seine am Oberlehrerinstitut zu Buenos Aires gemachten Erfahrungen lebendig und unter fesselnder Schilderung der dortigen Umwelt zu erzählen weiß. Ein starkes Bedürfnis, zu völliger Klarheit über die ihm gestellte Aufgabe zu gelangen, hat den Verfasser zu einem scharfen Beobachter seiner Schüler und ihrer Stellungnahme zu dem Verlauf und zu den Zielen des Unterrichts werden lassen, und man kann grundsätzlich nur zustimmen, wenn er — nicht ohne die Verschiedenheit der deutschen und der südamerikanischen Verhältnisse zu betonen, dazu auf eigene Lehrerfahrung an deutschen Studenten gestützt —, nun in sorgsamer theoretischer Darlegung aufzeigen will, welches das Ziel des wissenschaftlichen Studiums und Unterrichts ist und welche Wege zu diesem Ziele führen. Den Beitrag zur Hochschulpädagogik, der auf diese Weise entstanden ist und der den künftigen Oberlehrern besondere Aufmerksamkeit zuwendet, wird gewiß jeder Lehrer und Studierende mit großem Nutzen lesen und angesichts der reichen Fülle anregender Einzelbemerkungen und gutgewählter Einzelbeispiele gern auch eine gewisse Sprödigkeit der Form in Kauf nehmen, die der Verfasser bei seinem Wunsche nach erschöpfender systematischer Darstellung wohl nicht ganz hat vermeiden können. Den Charakter der in dem Buche angestrebten Systematik mag der Leserkreis dieser Zeitschrift sich etwa daran veranschaulichen, daß in dem Abschnitte über 'das Ziel der akademischen Erziehung (Berufsbildung) in besonderer Hinsicht auf die Ausbildung des Oberlehrers' als 'die allgemeinsten Merkmale berufstüchtiger seelischer Konstitution und Reaktion' 'Solidität; Klarheit; Einfachheit; Promptheit; Zähigkeit' bezeichnet und kurz besprochen sind. Sehr richtige Bemerkungen macht der Verfasser über das Nachschreiben in der Vorlesung, das er mit Recht als eine vortreffliche Übung empfiehlt, wenn es sich von dem mechanischen Vorgehen des Stenographierens freihält und die vorgetragenen Gedanken in ihren Hauptmomenten klar widerzugeben sucht. Man hat nach meiner Ansicht wenig gut daran getan, ein solches Nachschreiben der Studierenden jetzt auf der höheren Schule grundsätzlich nicht mehr vorbereiten zu lassen.

Frankfurt a. M. Julius Ziehen.

Konrad Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. 30. Jahrg., 1915. Berlin, Weidmann 1916. 722 S. Geh. 24 ℳ, geb. in Halbleder 28 ℳ.

Dreißig Jahre, ein Menschenalter ist darüber hingegangen, seit der erste Band dieser Jahresberichte (für 1886) erschien (Berlin bei Gärtner, 1887). Der Herausgeber aber, damals 41 Jahre alt, steht nun mit 71 Jahren noch frisch auf den Posten, hat den vorliegenden Band mit

Digitized by Google

einer eingehenden, trefflichen Abhandlung 'Zur Lage' eingeleitet, und sein Werk gedeiht und blüht weiter. Freilich hat die Fortdauer des Krieges auch diesmal auf die Vollständigkeit des Jahrbandes einen einschränkenden Einfluß ausgeübt: es fehlen die Berichte über Katholische Religionslehre, Griechisch, Französisch und Englisch, Chemie, Mineralogie und Geologie.

Zu meiner Freude ist dem in meiner vorjährigen Besprechung des Werkes von mir ausgesprochenen Wunsche Folge gegeben, und es gelangen von jetzt an neben dem Vollband sechs Abteilungen, jede einzeln käuflich, zur Ausgabe, unter den beistehenden Preisen.

I. Zur Lage. Schulgeschichte. Schulverfassung (5 ℳ).
II. Evangelische Religionslehre. Katholische Religionslehre. Deutsch und philosophische Propädeutik (5 ℳ).
III. Latein. Griechisch (3 ℳ).
IV. Französisch und Englisch. Geschichte. Erdkunde (4 ℳ).
V. Mathematik. Naturwissenschaft (6 ℳ).
VI. Zeichnen. Gesang. Turnen und Schulgesundheitspflege (5 ℳ).

In alle Berichte und besprochenen Werke spielt natürlich mehr oder weniger der Krieg hinein. Manche sind aufs tiefste dadurch beeinflußt, und wenn auch in der reinen Mathematik für Kriegsbetrachtungen kein Raum ist, so kommen doch die Anwendungen der Mathematik hierfür in Betracht, so daß ein Bearbeiter dieses Faches in einem Sammelwerke es doch für angezeigt hielt, gelegentlich einzuschalten: 'ist der Krieg doch auch nicht das Einzige auf der Welt' (XII S. 3).

Zur Einleitung bringt der Herausgeber auf 28 Seiten einen eingehenden und fesselnden Aufsatz zur Lage: *Deutschland und der Orient in alter und in neuer Zeit,* um die großen Aufgaben, die uns der neu erschlossene Orient stellt, in ihr volles geschichtliches Licht zu rücken, sie als eine uns von der Geschichte vorgezeichnete Fortsetzung und Weiterführung früherer deutscher Arbeitsleistung erkennen zu lassen; und zum Schluß führt er aus, welche Rückwirkung die Deutschlands Stellung im Zentralkontinentalbund entspringenden Aufgaben auch auf die an die Oberschulen zu stellenden Anforderungen ausüben.

Ziehen verdanken wir wieder an erster Stelle auf 42 S. eingehend ansprechende Berichte über Neuerscheinungen im Gebiete der *Schulgeschichte* mit wertvollen allgemeinen Bemerkungen. Ich hebe heraus die Arbeiten von Schwarz über Kant als Pädagogen, Bergemann über Fichte als Erzieher zum Deutschtum, Conrad über Paul de Lagardes Bildungsideal und seine Bedeutung für die Gegenwart. Mit freundlicher Anerkennung ist auch meines Beitrags zu einem biographischen Ausbau der Geschichte des höheren Schulwesens im 19. Jahrh.: 'Zum Andenken Pf. Wackernagels und seiner Lehrbücher', gedacht. Die Lebensbilder von Köpke, Kruse und Bardt verdienen Beachtung wie auch der Hinweis auf die ergreifenden Berichte über den Heldentod deutscher Oberlehrer in unseren Fachblättern. Als ein bedeutsamer Vorstoß auf ein bisher wenig erforschtes Gebiet ist Knokes Buch über neudeutsches Schulwesen zur Zeit der französisch-westfälischen Herrschaft zu beachten, worüber eingehend berichtet wird. Ziehen betont auch die Gewinnung und Verwertung einer solchen Schulstatistik, die mit ihren Ziffern den Kern der

Digitized by Google

Entwicklung des Bildungswesens wirklich erfaßt (S. 21). Gelobt wird in dieser Hinsicht die von Bay herausgegebene Schulstatistik. Der Stiftung der Universität Frankfurt (1914) wird eingehend gedacht sowie der für die Methodik mustergültigen Ämter des Gymnasiums zu Neuruppin von Begemann. Das Schriftenverzeichnis bringt außerdem noch eine große Anzahl kurzer Inhaltsangaben von Nachrufen, Lebensläufen und Charakteristiken.

Viereck bringt unter *Schulverfassung* auf 54 S. erst statistische Zusammenstellungen, dann besonders Berichte über eine große Zahl von Schriften aus dem gegenwärtigen Kampf und Streit über den Wert der humanistischen Bildung, die Reifeprüfung, Neugestaltung des höheren Schulwesens, die deutsche Schule, Reformschulen, Einheitsgymnasium, Jugendbewegung, Schriften, z. T. sehr wertvoll, z. T. wertlos. 'Die Mobilmachung der sittlichen Kräfte, die uns der Krieg gebracht hat, muß auch in der nachfolgenden, weicher gebetteten Friedenszeit lebendig bleiben' (S. 9). Unter Erziehungskunst wird Meumanns ehrend gedacht, dann die Schriften über Behandlung der Individualität der Schüler, Sozialpädagogik, Charakterbildung, Nationalerziehung, Mannhaftigkeit und Bürgersinn, die künftigen Aufgaben der höheren Schule, die Wechselwirkung von Krieg und Erziehung usw. besprochen; man muß den Abschnitt im Zusammenhang lesen! Auch unter Lehrstoff und Lehrverfahren sind wertvolle Beiträge verzeichnet. Was für die Jahresberichte der höheren Schulen nach dem Krieg beabsichtigt wird, hat Baden schon z. T. erfüllt (S. 90). Eigenartig sind Warstats Gedanken über Schul- und Schülerzeitschriften, zu beachten das 25jährige Bestehen des Oberlehrerseminars von Rethwisch und das Ziel des wissenschaftlichen Studiums und Unterrichts von Schultze.

Petri berichtet auf 24 S. über den *Evangelischen Religionsunterricht*. Über die Artikel, welche die Frage behandeln, die die Kriegslage dem Unterricht stellt, wird er zusammenfassend erst berichten, wenn der Krieg zu Ende ist. Baumgartens Neue Lehren und Die lebendige Religion werden ganz besonders günstig beurteilt und ebenso Heidrichs Handbuch und Hilfsbuch. Diesen beglückwünscht er zur Vollendnng dieses seines Lebenswerks und dankt ihm für die reiche Förderung. Endlich spricht er noch mit freudiger Anerkennung über den Abschluß des Göttinger Alten Testaments.

Th. Matthias schreibt über *Deutsch* auf 108 S. Stark ist hier die Einwirkung des gewaltigen Völkerringens zu verspüren. Mancherlei Kriegsreden sind an deutschen Hochschulen von Gelehrtenkreisen gehalten worden. Für die Schüler sind besonders beachtenswert die deutschen Abende des Berliner Zentralinstituts. Wegweisend wird auch nach dem Krieg noch bleiben das große Werk von Otto von Greyerz, das eingehend gewürdigt wird. Für die Behandlung von Dichtungen stellt dieser sich zwischen Raumer und Wackernagel einerseits, die nur ein genießendes Lesen wollten, und den scharfen Zergliederer Laas, der alle Zusammenhänge aufzudecken beflissen war. Für Sprachpflege, Sprachreinheit und Sprachforschung hat der Krieg erhöhte Teilnahme wachgerufen. Neue Jugendschriften sind natürlich vielfach Kriegsschriften,

Digitized by Google

daneben aber muten sehr an die Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten von Birt. Krieg und Gedächtnis vereint haben Geibel erhöhtes Interesse zugewandt. Lorentz, Deutsches Wesen im Urteile Goethes, bringt dessen Worte: 'Für eine Nation ist nur das gut, was aus ihrem eigenen Bedürfnis hervorgegangen ohne Nachäffung einer andern.'

In Vertretung von Kaiser, den seine militärischen Pflichten auch jetzt noch an der Mitarbeit verhinderten, liefert über *Latein* Eicke auf 76 S. den vorliegenden Bericht für 1915, indem er den nur in der kurzen Form eines kommentierten Schriftenverzeichnisses gegebenen Bericht über 1912/14 durch Heranziehung der Zeitschriftenliteratur dieser Jahre vervollständigt.

Die Reformsucht im Schulwesen wurde durch den Weltkrieg noch gesteigert. Gefährlich ist die einseitige Betonung des nationalen Gedankens, wie unsere Gegner beweisen: sie führt nach Grillparzer 'von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität.' Schopenhauer aber erklärt: 'Nie werden die Alten veralten.' So erwies sich aus den literarischen Erscheinungen auch dieses Jahres der unverkennbare Gegenwartswert der Antike. Dann betrachtet Eicke die Versuche organischer Fortbildung des Gymnasiums im Berichtsjahre. Eine gewisse Rolle spielt hier und in anderen Berichten die Arbeit von Vollmer, Ein Zukunftsbild der höheren deutschen Schule. Zu begrüßen ist die neue Art des mehr sprachwissenschaftlich orientierten grammatischen Unterrichts, und mit lebhafter Anerkennung wird unter der Fülle von Schulgrammatiken und Übungsbüchern das Buch von Hoffmann, Der lateinische Unterricht auf sprachwissenschaftlicher Grundlage, besprochen. Die meisten richten sich gegen den starren Dogmatismus der früher gefeierten Ostermannbücher. So zeigen besonders die von Hartke, Niepmann und Müller-Graupe neue fruchtbare Wege. Hinsichtlich der Lektüre betont Eicke mit Recht: 'Unser Kanon bedarf wohl kritischer Sichtung, aber keineswegs grundlegender Umgestaltung.' Auch der Lektüre der Studienanstalten wird gedacht. In den Stürmen des Schulkampfes hat Ammianus Marcellinus eine gewisse Bedeutung erlangt. Als die bedeutendste wissenschaftliche Erscheinung des Jahres 1915 wird das Buch von Ed. Norden, Ennius und Vergilius, Kriegsbilder aus Roms großer Zeit, bezeichnet. Statt *σώτηρ* S. 62 ist zu betonen *σωτήρ* (der Voc. lautet *σῶτερ*). Als eine interessante Neuheit ist zu erwähnen das Lesebuch von Preuß: Die Germanen in den Berichten der römischen Schriftsteller. In dem Schriftenverzeichnis ist noch manche Neuerscheinung ergänzend kurz besprochen.

Dem Berichterstatter über *Geschichte* Noack ist es infolge der Ansprüche des Heeresdienstes auch in diesem Jahre nicht möglich gewesen, den fälligen Bericht zu liefern. Er konnte nur auf 22 S. ein kommentiertes Schriftenverzeichnis fertigstellen und verspricht mit dem Wiedereintritt friedlicher Zeiten nachholend und zusammenfassend über die Bewegung im geschichtlichen Lehrverfahren während der Kriegsjahre zu berichten.

Lampe gibt auf 72 S. einen eingehenden Bericht über *Erdkunde*. Staunen muß man, wieviel in rauher Zeit geschaffen wurde und wie mancherlei sehr Tüchtiges darunter war. Alles hier aufzuführen und zu

Digitized by Google

besprechen, würde zu weit führen. Lampe hat selbst eine Reihe von Büchern und Abhandlungen geschrieben, die nach ihrem Inhalt hier besprochen werden. Zur Methodik des einführenden Erdkundeunterrichts wird das Büchlein von Kiechl empfohlen. Der ganze sehr lehrreiche Bericht will gründlich studiert sein.

Weises Bericht über die *Mathematik* umfaßt 66 S. Ich hebe heraus die Schriften, die sich mit der Aus- und Fortbildung der Mathematiklehrer beschäftigen, über Reform und Lehrbücher sowie Fortführung der Reform des mathematischen Unterrichts und Geschichte der Mathematik.

Der selbe berichtet auch über *Physik* (36 S.). Indem er sich auf eine Untersuchung des Anteils der naturwissenschaftlichen Lehrfächer an der nationalen Erziehung beschränkt, zeigt er, wieso und inwieweit die höhere Schule im Rahmen ihrer gegenwärtigen Organisation dieser neuen Aufgabe gerecht werden kann. Jedenfalls werden die kriegerischen Anwendungen der Physik und überhaupt die technischen Anwendungen während des Krieges und in der Folgezeit im Unterrichte eine wichtige Rolle spielen.

Matzdorff bespricht den *biologischen Unterricht* (57 S.) erst in seiner Gesamtheit nach Lehrverfahren und Hilfsmitteln und ebenso dann 1. die Pflanzenkunde und 2. Tier- und Menschenkunde. Zahlreiche interessante Schriften kommen hier zur Anzeige und Besprechung. Ich hebe nur heraus die Naturdenkmalpflege. Zum Schluß folgt die *Naturwissenschaft als Ganzes* auf 5 S.

Einen fleißigen und wertvollen Bericht liefert auch Kuhlmann auf 98 S. über *Zeichnen*, und es wäre sehr zu wünschen, daß er in den Kreisen der schon in der Praxis stehenden wie auch der noch in der Ausbildung begriffenen Zeichenlehrer recht weit bekannt würde. Aus dem Abschnitt über Zeichenunterricht und Psychologie hebe ich nur Meumanns wissenschaftliche und methodische Arbeit im Dienste des Zeichen- und Kunstunterrichts hervor.

Die Berichte über *Gesang* von Schreiner (10 S.) sowie über *Turnen und Schulgesundheitspflege* von Küppers (17 S.) stellen übersichtlich die einheitlichen Neuerscheinungen und Neuauflagen einschlägiger Bücher mit kurzer Inhaltsangabe und Beurteilung zusammen. Hier spielt natürlich auch der Weltkrieg hinein. Man beachte noch: die musikalische Schundliteratur und ihre Bekämpfung, die Turnzeitschriften, Jugendpflege. Zur Ausbildung der Turnlehrer im Vergleich zu dem der Zeichenlehrer s. XIV 16.

Kassel. Fr. Heußner †.

---

1) W. J. Ruttmann, Berufswahl, Begabung und Arbeitsleistung in ihren gegenseitigen Beziehungen (= Aus Natur und Geisteswelt Nr. 522). Leipzig, Teubner, 1916. 1,25 ℳ.

Der Verfasser gewinnt mit diesem Büchlein die wissenschaftlichen Grundlagen für das Verhältnis von Begabung und Beruf, für die Beziehungen zwischen Veranlagung und Arbeitsleistung. Eines der Hauptergebnisse ist folgende Richtschnur: 'Der Mann hat der fortschreitenden Kultur seinen Leib zum Berufsopfer zu bringen, das Weib darf als Haupt-

Digitized by Google

träger der Fortpflanzung nur geringere Berufsbelastung erfahren und unmittelbare Schädigung muß ihm ferngehalten werden'. Aus diesem Hauptsatz ergibt sich der Inhalt des Büchleins. Zuerst untersucht der Verfasser die biologisch-ökologischen Voraussetzungen wie Vererbung, Alter, Geschlecht, Ernährung, Klima, Gesellschaft, sodann die psychologischen Voraussetzungen, die Anlagen, die Begabung, die Typen geistigen Verhaltens, die Hauptneigungen. Der folgende Abschnitt handelt über Arbeitstechnik, Arbeitskurve, über körperliche und geistige Arbeit, über Periodik, Rhythmus und Wetteifer bei der Arbeit, über Arbeitslohn und Arbeitsplan, über Ermüdung und Erholung. Die Arbeitsformen behandelt er in der Einteilung: Kinderleistung, Arbeitsformen der Geschlechter, soziologische Arbeitsformen. Diese beiden Abschnitte sind glänzend, was eine gute Zusammenfassung von großen wissenschaftlichen Forschungsergebnissen angeht, sie sind dabei vollständig, selbst Detailprobleme und kleine Einzelheiten sind wenigstens gestreift. Dennoch sind die Ausführungen durch diese konzentrische Arbeit verständlich auch für den, der sich in diese interessanten Gebiete zum erstenmal begibt. Selbstverständlich ließe sich zu manchem Punkte noch Vieles sagen, was schon gelegentlich des Erscheinens der dieser Zusammenfassung zugrunde liegenden Arbeiten kritisch bemerkt wurde. Es ist nicht Aufgabe dieses Büchleins, Kritik zu üben, sondern das Wesentliche vollständig zu geben. Und dieses Ziel ist restlos erreicht. — Der dritte Abschnitt befaßt sich mit der Prüfung der Neigungen und die Erkundigung der Arbeitsneigung, ferner mit den Methoden der Voraussage. Der Gegenstand dieses Kapitels ist somit die körperliche, geistige und moralische Befähigung, Anthropometrie, Intelligenzprüfung und Verwandtes. Auch hier vermisse ich nichts, sondern finde die Ausführungen sehr instruktiv. In dem letzten Abschnitt 'Die jugendliche Berufswahl und Berufswechsel' kommen auch noch manche praktische wertvolle Winke zur Darstellung. Leider konnte in dem engen Rahmen nicht mehr gesagt werden. Jeder, der als Erzieher, als Arbeitgeber oder als soziologischer Leiter mit obigen Fragen zu tun hat, sollte dies Büchlein haben, weil es ihm in mancher Beziehung ein Wegweiser sein wird. So müssen wir dem Verlag für diese kleine, aber sehr gehaltvolle Gabe danken oder vielmehr dem Verfasser für diese tüchtige Leistung.

2) Lobsien-Mönkemöller, Experimentelle praktische Schülerkunde mit einem Beitrag über das pathologische Kind. 295 S. Leipzig, Teubner, 1916. 5 *M*.

Das Buch enthält keine neuen Ergebnisse auf diesem von unsern größten Psychologen mit Recht in den Vordergrund gestellten Arbeitsfelde. Die Verfasser haben nur praktische Bedürfnisse im Auge, das Buch soll belehren, welche Werte für unsere Erziehungslehre in der experimentellen Pädagogik und in allem, was damit zusammenhängt, zu finden sind, es soll auch um größere Beachtung dieser Ergebnisse werben.

Dieser letzte Gesichtspunkt ist sehr wichtig. Ich muß leider auch die Ansicht aussprechen, daß besonders auf höheren Schulen die experimentelle Pädagogik nicht die Beachtung gefunden hat, die ihr zukommt.

Digitized by Google

Man wird mir einwenden, daß dieses Buch für den Volksschullehrer und die Volksschule geschrieben ist. Selbstverständlich für sie, wie ja auch die meisten Resultate aus der Volksschule und ihrem Schülermateriale gewonnen sind. Wenn die Verfasser sich an den Volksschullehrer wenden, so muß ich betonen, daß auch der Oberlehrer in diesem Buch Vieles lesen kann, was nicht nur seine pädagogischen Kenntnisse bereichert, sondern was seine Praxis stark fördern wird. Besonders die Lehrer, denen die Aufgabe zufällt, das Ordinariat auf untern Klassen des Gymnasiums zu führen, sei dies Buch sehr ans Herz gelegt.

Die Verfasser haben nicht etwa alle Versuche aufgezählt, die man auf den zu besprechenden Gebieten gemacht hat, sondern sie stellen das in den Vordergrund, was vom Lehrer leicht nachgeprüft und bequem nachgeahmt werden kann. Alle Versuche, die nur mittelbar ihre praktischen Ergebnisse gewinnen, sind zurückgestellt. So muß man auch die Auswahl der Literatur beurteilen, die am Schluß des Buches steht.

Die anthropometrischen Messungen, die in der Einleitung behandelt werden, haben an sich großen Wert, führen aber auch zu Fragen, die im Vordergrund aller Schulhygiene stehen. Dahin gehören: Das Sitzen der Schüler in ordentlichen Bänken, das Für und Wider des Schulturnens, die Wanderungen, die Jugendwehr usw. Zu diesem Kapitel hätte man mehr sagen können, als es hier geschehen ist. Aber die Verfasser wollten ja auch hauptsächlich die Methoden darstellen, die das geistige Leben der Schüler betreffen.

Die Untersuchung und Darstellung der Methoden über die geistigen Fähigkeiten des normalen Schulkindes ordnen sich folgendermaßen: Schärfe der Sinne, Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Vorstellungen, Kombinationsfähigkeit, Intelligenz, Gefühl und Wille. Das folgende große Kapitel behandelt den allgemeinen Verlauf des geistigen Arbeitens, Ermüdungsmessungen, Haus- und Schularbeit, Beliebtheit der Unterrichtsfächer und die einzelnen Unterrichtsfächer.

In einem letzten Kapitel werden die pathologischen Schulkinder dargestellt: es handelt vom angeborenen Schwachsinn, von der Epilepsie, der Hysterie, der Nervosität, von den geistigen Störungen der Pubertätszeit, von den geschlechtlichen Abnormitäten, von jugendlichen Irresein, von choreatischen Erscheinungen und von psychopathologischen Konstitutionen. 'Neben einer kurzen Zusammenfassung der allgemeinen Krankheitssymptome und einer Würdigung der Bedeutung der Krankheit werden deren Äußerungen geschildert, die im Unterricht bei dem Lehrer den Verdacht auf das Bestehen einer geistigen Abweichung erwecken müssen, und auf die praktischen Forderungen hingewiesen, die der Schule daraus erwachsen'. Gerade dieses Schlußkapitel ist sehr beachtenswert. Die Einwendung ist falsch, daß wir in höheren Schulen nicht mit solchen Dingen zu tun hätten, daß die höhere Schule eine Auslese darstelle, wo die eben genannten Elemente pathologischen Seelenlebens nicht vertreten seien oder sich doch zeitig selber eliminierten. Diese Erscheinungen sind nicht nach Ständen und Klassen geordnet. Leider wird auf den untern Klassen manches mit Faulheit, Dummheit usw. bezeichnet, weil dem Lehrer der Blick für die richtigen Symptome und für die recht-

Digitized by Google

zeitige Erkenntnis fehlt. Häufig liegen wirkliche Krankheiten vor oder doch zugrunde, die bei der richtigen Einsicht zurückgedämmt werden oder doch zu einer Entfernung eines solchen pathologischen Schülers führen. Vielleicht hätten die Verfasser gut daran getan, die wesentlichen Merkmale einer Krankheit mehr zu betonen, auch durch den Druck hervorzuheben.

Hier ist kein Raum zur Besprechung der vielen praktischen Ratschläge und Winke, die das Buch enthält. Selbstverständlich ist nicht alles gesagt; aber der Zweck, zu dem es geschrieben ist, ist ganz erreicht. Die Darstellung ist klar, die Versuche und ihre Anordnung überall deutlich und leicht nachzuahmen. — Interessante Ergänzungen zu diesem Buche werden sich aus dem Krieg ergeben. Aber mit deren wissenschaftlicher Verarbeitung hat es noch gute Weile.

Bonn. Wirtz.

P. Hauck, Der staatsrechtliche Charakter der höheren Schulen nach preußischem Recht. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. Geh. 1,80 ℳ, geb. 2 ℳ.

Bei den Bemühungen um Hebung der äußeren Verhältnisse des Standes sind die Oberlehrer in den letzten Jahrzehnten mehrfach zu eingehender Behandlung rechtlicher Fragen gekommen. Es ist das z. T. mit großem Geschick und gutem Erfolge geschehen. Aus diesen Bestrebungen heraus ist auch die obengenannte Schrift von Hauck entstanden. Sie sucht in zusammenhängender Bearbeitung den staatsrechtlichen Charakter der höheren Schulen nach preußischem Rechte klarzustellen.

Wie der Verfasser selbst im Vorwort schreibt, fehlt so gut wie jede direkte Vorarbeit. Er führt uns ein in die verschiedenen in Betracht kommenden Fragen und gibt dem, der sich weiter damit beschäftigen will, das notwendige Material und die Orte, wo weiteres zu finden ist. Auch derjenige, der wie Referent ihm nicht überall zu folgen vermag, wird sich ihm für die mühevolle Arbeit zu aufrichtigem Dank verpflichtet fühlen.

Ich gebe zunächst eine Übersicht über den Inhalt.

In der Einleitung (S. 5—12) wird dargelegt, daß noch jetzt das Allgemeine Landrecht die rechtliche Grundlage für das höhere Schulwesen gibt.

Sodann behandelt Teil 1 (S. 13—59) die Schulen als Korporationen des öffentlichen Rechts.

Das Allgemeine Landrecht verleiht durch § 54, II, 12 'den Schulen und Gymnasien, in welchen die Jugend zu höheren Wissenschaften, oder auch zu Künsten und bürgerlichen Gewerben durch Beibringung der dabei nötigen und nützlichen wissenschaftlichen Kenntnisse vorbereitet werden soll', 'die äußeren Rechte der Korporationen'. Die Korporationen des Allgemeinen Landrechts aber gibt es nur 'zu fortdauernden gemeinnützigen Zwecken' und ihre Grundverfassung wird nur unter Mitwirkung des Staates aufgestellt oder abgeändert. Der entscheidende Faktor bei der Errichtung und im Leben der Korporation ist der Staat; seine Machtbefugnis ist ganz unbeschränkt, sobald eine Korporation gegründet oder

Digitized by Google

geändert werden soll. Dieser Einfluß des Staates folgt gerade für die Schulkorporation aus seiner Aufgabe überhaupt; denn § 3, II, 13 heißt es vom Staatsoberhaupt: 'Ihm kommt es zu, für Anstalten zu sorgen, wodurch den Einwohnern Mittel und Gelegenheiten geschafft werden, ihre Fähigkeiten und Kräfte auszubilden und dieselben zur Förderung ihres Wohlstandes anzuwenden,' diese Mittel und Gelegenheiten sind aber offenbar nur die niederen und höheren Schulen.

Durch die Verleihung der äußeren Rechte einer Korporation werden die Schulen moralische Personen, oder, wie wir jetzt sagen, juristische Personen.

Die Ausübung dieser Rechte wird einem Schulkollegium überwiesen, das sich nach der eingeführten Schulordnung jedes Orts zu richten hat (§ 55).

Als zu Recht bestehend erkennt das Allgemeine Landrecht (§§ 59 u. 60, II, 12) an, daß 'gewissen Personen oder Korporationen vermöge der Stiftung oder eines besonderen Privilegii' 'die Bestellung der Lehrer und Schulaufseher' zukommt, mit der Beschränkung jedoch, 'daß ohne Vorwissen und Genehmigung der dem Schulwesen in der Provinz vorgesetzten Behörde, weder neue Lehrer bestellt, noch wesentliche Veränderungen in der Einrichtung des Schulwesens und der Art des Unterrichts vorgenommen werden' können.

Unter den erwähnten Schulaufsehern versteht Hauck nun nicht die Personen, welche Prüfungen oder Visitationen vorzunehmen haben, denn 'alle öffentlichen Schul- und Erziehungsanstalten stehen unter der Aufsicht des Staates und müssen sich den Prüfungen und Visitationen desselben zu allen Zeiten unterwerfen' (§ 9, II, 12). Die in §§ 59 u. 60 erwähnte unmittelbare Aufsicht beziehe sich also, wie ja auch der ganze Zusammenhang von vornherein vermuten lasse, nur auf die Ausübung der äußeren Korporationsrechte, oder auf die Gebäude, Grundstücke und das Vermögen.

Die innern Rechte der höheren Schulen gebühren durchaus dem Staate, und die ganze logische Notwendigkeit der Auffassung der höheren Schulen als Korporationen nur zur äußeren Verwaltung folgt für Hauck unausweichlich aus § 1, II, 12: 'Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staates, welche den Unterricht der Jugend in nützlichen Kenntnissen und Wissenschaften zur Absicht haben'. Alles, was mit dem Wesen und den Zielen des Unterrichts zusammenfällt, liegt direkt in den Händen des Staates. Die höhere Schule ist nur insoweit Korporation, als sie eigenes Vermögen usw. besitzt, nur diese 'äußere' Seite ist korporativ ausgestaltet, und umgekehrt wird daher auch jeder Schule, selbst wenn der Staat sie ganz aus allgemeinen Mitteln unterhält, diese Unterhaltung als eigenes Vermögen in korporative Verwaltung gegeben. Als Korporationen dürfen und müssen sie (die höheren Schulen) bezeichnet werden, aber nur für den äußeren Zweck der Unterhaltung und Verwaltung. Als Lehranstalten sind sie tatsächlich nicht Korporationen, sondern Anstalten des Staates.

Der Korporationscharakter der höheren Schulen ist auch bei der Einführung der verschiedenen Normaletats zur Geltung gekommen. Sie

Digitized by Google

sind entsprechend dem rechtlich unbeschränkten Aufsichtsrecht des Staates gegenüber den Korporationen bei den königlichen Anstalten nicht durch Gesetz, sondern durch königliche Verordnung eingeführt worden. — Bei den städtischen Anstalten aber haben diese Korporationen keine eigenen Mittel, und da der Gemeinde gegenüber der Staat seit Einführung der Städteordnung nur die Leistungen fordern darf, die gesetzlich bestimmt sind, so mußte er im Jahre 1892 die Gesetzgebung zu Hilfe nehmen, um die Städte zur Gewährung der staatlichen Gehaltssätze zu zwingen.

Der zweite Teil (S. 60—79) behandelt die höheren Schulen als Veranstaltungen des Staates.

In früherer Zeit waren die öffentlichen Schulen in erster Linie Veranstaltungen der Kirche, dann auch der Städte und Kommunen. Aber schon die Visitations- und Konsistorialordnung des Kurfürsten Johann Georg vom Jahre 1573 bringt den Einfluß des Staates auf die Schulen prinzipiell zur Geltung. Äußerlich tritt das Recht des Staates zunächst weniger hervor, solange die kirchlichen Behörden vom Staate mit der Leitung des Schulwesens betraut sind. Aber 1787 wird durch Errichtung des Oberschulkollegiums die Schulverwaltung von der Kirchenverwaltung getrennt. Bei seiner Errichtung wird der Staat als Veranstalter des gesamten öffentlichen Unterrichts bestimmt, ganz dem Allgemeinen Landrecht entsprechend. Außer seinem Bestimmungsrecht wird nur das ius patronatus aufrechterhalten — Vokation und Vermögensverwaltung.

Diese rechtlichen Verhältnisse wurden durch die Ausgestaltung der Schulbehörden im 19. Jahrhundert und durch die Einführung der Verfassung nicht geändert, und das Schulaufsichtsgesetz vom 11. März 1872 bestätigte nur das bestehende Recht.

Rechtslehrer und Gerichte erkennen gleichmäßig an, daß der Ausdruck Schulaufsicht insofern irreführt, als er nicht das bloße Recht der Aufsicht in sich schließt, wie sie dem Staate gegenüber den sonst selbständigen Gebilden der Gemeinde zusteht, sondern zugleich das Recht zur Verwaltung und Leitung der inneren Angelegenheiten mit umfaßt. Die Tätigkeit des Lehrers ist also durchaus Staatstätigkeit, weil die ganze Schule und ihre Einrichtung eine Staatsaufgabe ist.

Die Aufsicht über die äußeren Verhältnisse hat bei den höheren Schulen staatlichen Patronats vermöge des unbeschränkten Aufsichtsrechts des Staates über die Korporationen sich in die eigentliche Verwaltung des Schulvermögens und die Festsetzung des Schuletats verwandelt. Bei rein kommunalem Patronat ist sie nach Einführung der Städteordnung wesentlich beschränkt, doch hat der Staat jederzeit das Recht, den Etat zu beanstanden mit Rücksicht auf die nach seiner Ansicht für den Schulbetrieb notwendigen Einrichtungen und Ausgaben. Daß es sich dabei nicht um das allgemeine staatliche Aufsichtsrecht des Staates über die Gemeinden handelt, geht schon daraus hervor, daß der Schuletat zur Genehmigung nicht der Bezirksregierung, sondern dem PSK. untersteht.

So zeigt sich ein Übergreifen des staatlichen Rechts auf die innere Leitung auch auf die äußere Verwaltung. Die höheren Schulen bleiben dem Allgemeinen Landrecht entsprechend Veranstaltungen des Staates.

Digitized by Google

Teil 3 (S. 80—104) behandelt die höheren Schulen als Stiftungen des Staates, der Kommunen oder privater Patrone.

Daß die Rechte der einzelnen Verwaltungsorgane der äußeren Schulangelegenheiten, der Kuratorien und Magistrate, durchaus nicht einheitlich sind, daß tatsächlich einzelne auch sog. innere Rechte haben, daß ferner, obwohl eine gesetzliche Unterhaltungspflicht nicht besteht, eine Schule nicht ohne weiteres aufgelöst werden kann, daß die meisten Anstalten früher einen bestimmten konfessionellen Charakter hatten, erklärt sich aus dem Werdegang des höheren Schulwesens. Die Anstalten verdanken in früherer Zeit ihre Entstehung fast ausnahmslos einer Stiftung. Das Allgemeine Landrecht hat ihnen den Stiftungscharakter gelassen, aber ihnen von den inneren Rechten nur das Recht der Lehrerbestellung gelassen.

Die Stiftung der höheren Schule ist durchaus freiwillig. Gestiftet aber wird lediglich die Unterhaltung und der Bau der Schule. Ist die Schule gestiftet, so gründet dann der Staat die betreffende Schule.

Die Übernahme der Unterhaltung verpflichtet den Stifter an sich, auch für wachsende Bedürfnisse aufzukommen, und der Staat hat das dringende Interesse, auf die Befriedigung dieser Bedürfnisse zu halten, wie er es besonders durch das Gesetz vom 21. Juni 1892 betr. das Diensteinkommen der Lehrer an den nichtstaatlichen höheren Schulen getan hat. Er legt auch bei der Gründung neuer Anstalten gewöhnlich ausdrücklich die Pflicht auf, sie stets wie Staatsanstalten zu stellen. Dem öffentlich-rechtlichen Stiftungscharakter entspricht es andrerseits, daß eine höhere Schule nicht nach Willkür der Kommunen, sondern nur mit Genehmigung des Staates aufgehoben werden kann.

Die äußeren Vertreter der Stiftungen sind die Kuratorien; ihre Mitglieder bedürfen der Bestätigung durch den Staat. Die PSK. als die vorgesetzten Behörden der Anstaltskuratorien sind sogar für befugt anzusehen, die Befolgung ihrer Anordnungen bei Mitgliedern der Kuratorien auch durch Androhung von Geldstrafen zu erzwingen. Die Kuratorien sind also durchaus nicht reine Organe der Kommunen, sondern zum guten Teil auch des Staates, jedenfalls aber stets dann, wenn sie innere Rechte der Schule, also Befugnisse der Schulaufsicht, ausüben.

Das Bestätigungsrecht des Staates für die Kuratoriumsmitglieder entspricht auch dem Korporationscharakter der äußeren Schulangelegenheiten, wonach die Vertretung der Korporation, das Kuratorium, auch der Kommune gegenüber selbständig ist.

Der vierte und letzte Teil (S. 105—128) behandelt den Beamtencharakter der Direktoren und Oberlehrer an den höheren Schulen.

Nach dem Vorhergehenden erscheinen die Lehrer der sog. städtischen höheren Schulen nicht als Kommunalbeamte, denn sie haben mit der Gemeinde als solcher schlechterdings gar nichts zu tun. Selbst die Bezahlung erfolgt nicht durch die Gemeinde, sondern durch die Schulkorporation, welche durch Stiftung der Gemeinde errichtet ist.

Auch aus dem Anstellungsrecht der Gemeinde kann nicht auf den Beamtencharakter der Oberlehrer geschlossen werden, denn ein solches liegt gar nicht vor. Sie hat nur die Auswahl aus den Personen, die

Digitized by Google

bereits staatlich angestellt oder anstellungsfähig sind. Wird ein Oberlehrer gewählt, so bedeutet die Bestätigung nur die Genehmigung des Übertritts an eine andere Schule; wird aber ein Kandidat gewählt, so erhält dieser durch die Bestätigung die Anstellung als Oberlehrer überhaupt, als fest angestellter Beamter. Während er durch die Berufung nur in eine besondere Stelle gelangt, wird er durch die Bestätigung Beamter, natürlich Staatsbeamter.

Da die Berufung der Lehrer zu den innern Rechten der Kuratorien oder Magistrate gehört, so üben die Kuratorien die Lehrerwahl nicht als Gemeindeorgane, sondern als staatliche Organe aus, also im Auftrage des Staates. Es bleibt also nichts, wonach die Oberlehrer den Charakter als Kommunalbeamte erhalten könnten; sie sind durchaus Staatsbeamte.

Die Auffassung Haucks ist in sich geschlossen und folgerichtig. Er steht auf dem Standpunkt und sucht nachzuweisen, daß die Rechtslage, wie sie von dem weit überwiegenden Teil der Oberlehrer für die höheren Schulen und die an ihnen wirkenden Lehrer gewünscht wird, schon verfassungsmäßig und gesetzlich besteht.

Ich bin nicht in der Lage, zu den behandelten Fragen überall selbständig Stellung zu nehmen, aber es stoßen mir doch Bedenken auf, die ich nicht übergehen kann.

In dem Abschnitt über die höheren Schulen als Stiftungen erkennt Hauck selbst an, daß manche Kuratorien und Magistrate auch sog. innere Rechte haben, und er sagt, daß dies eigentlich im Widerspruch steht mit dem im Allgemeinen Landrecht festgelegten Charakter der höheren Schulen.

In Wirklichkeit aber scheint mir Hauck verschiedentlich den gesetzlichen Bestimmungen Gewalt anzutun, indem er aus den höheren Rechten des Staates zur Leugnung der Rechte der niederen Gewalten kommt.

Das zeigt sich schon in der Erörterung über die Korporationen. Bei Gründungen von Korporationen dürften auch die mitzusprechen haben, von denen die Mittel zur Gründung hergegeben werden; denn wenn ihre Wünsche nicht berücksichtigt werden, wird einfach nichts aus der Gründung. Und ebenso können die Korporationen bei Änderungen sich gegen den Staat wehren, indem sie bei ihnen nicht genehmen Forderungen von ihm auf die Änderung verzichten.

Bei Besprechung der Instruktion für das Oberschulkollegium vom 22. Februar 1787 führt Hauck aus ihr an: 'Es ist gar nicht unsere Meinung, daß dadurch den Privatrechten der Adeligen und anderer Schulpatrone oder den Magistraten und Konsistorien, welche das Recht der Vokation bisher gehabt, im geringsten ein Eintrag geschehen soll, sondern es muß vielmehr alles damit auf dem bisherigen Fuß verbleiben.' Wenn er aber daraus schließt, daß hier als einziges Patronatsrecht das Recht der Vokation erscheint, so liest er aus der Stelle ungefähr das Gegenteil von dem heraus, was in ihr steht. Er hat wohl den Relativsatz 'welche das Recht der Vokation bisher gehabt', der nur näher bestimmt, von wem die Rede ist, in dem Sinne genommen, daß er den

Digitized by Google

Inhalt der den genannten Patronen zustehenden Rechte angibt. Diese Annahme ist aber mit dem übrigen Wortlaut unvereinbar.

Ebenso steht es mit der Deutung der oben angeführten §§ 59 u. 60 II, 12 ALR. Mir ist es völlig unzweifelhaft, daß die dort erwähnten Schulaufseher in erster Linie für den richtigen Unterrichtsbetrieb zu sorgen haben. Wenn sich ihre Tätigkeit nur auf die Gebäude, Grundstücke und das Vermögen erstreckte, wäre es doch sinnlos, ihr Recht durch die Bestimmung einzuschränken, daß wesentliche Veränderungen in der Einrichtung des Schulwesens und der Art des Unterrichts der Genehmigung der höheren Behörde bedürfen. Bei Baumeistern usw. würde man auch nicht gerade die in § 61 bei den Aufsehern geforderten 'hinlänglichen Kenntnisse, guten Sitten und richtige Beurteilungskraft' als die notwendigen Eigenschaften bezeichnen, und ihnen könnte der § 62 nicht die Pflicht auferlegen, ungeeigneten jungen Leuten vom Studium abzuraten.

Nach dem Vorhergehenden kann ich mich natürlich auch der Ansicht Haucks nicht anschließen, daß die durch § 54 erfolgende Verleihung der äußeren Rechte der Korporationen an die höheren Schulen den allgemeinen Vorbehalt der inneren Rechte für den Staat bedeutet. Der § 55 lautet: 'Diese Rechte' (die äußeren der Korporation) 'werden durch die Schulkollegia, nach der eingeführten Schulordnung jedes Orts ausgeübt.' Nach Hauck selbst ist diese Schulordnung ein für die Schule speziell aufgestellter Lehr- und Arbeitsplan. Sie bezieht sich also auch nach ihm auf die innere Aufgabe der Schule. Mir ist danach unzweifelhaft, daß § 55 die Wahrnehmung der äußeren Rechte der Schulkorporation demselben Schulkollegium verleiht, das schon mit der örtlichen inneren Leitung der Schule betraut ist. Wenn Hauck sagt: 'Ihre (des Schulkollegiums) Aufgabe wird hier generell festgelegt als die Ausübung der äußeren Rechte der Korporation,' so ist das weder mit § 55 noch mit §§ 59—62 vereinbar.

Bezeichnend für die Rechte der Schulkollegien des Allgemeinen Landrechts dürfte die Instruktion vom 26. Juni 1811 für die durch die Städteordnung von 1808 geschaffene städtische Schuldeputation sein. Durch § 9 wird diese als einzige Behörde sowohl für die inneren als die äußeren Angelegenheiten des Schulwesens ihrer Stadt bestimmt. § 11 lautet: Das den Schuldeputationen zugestandene Recht der Aufsicht erstreckt sich dahin, daß sie auf genaue Befolgung der Gesetze und Anordnungen des Staates in Ansehung des ihnen untergebenen Schulwesens halten, auf die zweckmäßigste und den Lokalverhältnissen angemessenste Art sie auszuführen suchen, darauf sehen, daß das Personal derer, die am Schulwesen arbeiten, seine Pflicht tut und dasselbe dazu anhalten, daß sie das Streben zum Besseren in demselben anzufachen, und endlich einen regelmäßigen und ordentlichen Schulbesuch sämtlicher schulfähigen Kinder des Orts zu bewirken und zu befördern suchen. Sie haben deswegen nicht nur die Befugnis, den Prüfungen und Zensuren der Schulen beizuwohnen, sondern sind auch verpflichtet, diese von Zeit zu Zeit außerordentlich zu besuchen und sich aufs genaueste in ununterbrochener Kenntnis ihres ganzen inneren und äußeren Zustandes zu er-

Digitized by Google

halten. Vorzüglich liegt dieses den sachkundigen Mitgliedern der Schuldeputation ob.'

Für die Zeit, in der das Allgemeine Landrecht entstanden ist, lag kein Grund vor, den Patronaten grundsätzlich die inneren Rechte zu besreiten, denn der unumschränkte Herrscher konnte jederzeit den Widerstrebenden zwingen, sich zu fügen. Überdies mußte im 18. Jahrhundert der Staat mit der Oberaufsicht zufrieden sein; denn erst die Entwicklung des 19. Jahrhunderts mit der Ausgestaltung der besonderen Schulbehörden und mit der durch Eisenbahn und Draht herbeigeführten leichteren Verbindung ermöglichte das eingehende, ständige Kümmern des Staates um die einzelnen Schulen. Auch das Bedürfnis nach einheitlicher Ausgestaltung des Schulwesens im ganzen Staate wurde erst stärker durch den regeren Verkehr und den damit verbundenen häufigeren Bevölkerungswechsel.

Die Schrift zeigt, in welcher Richtung sich die Gesetzgebung bewegen mußte, um eine klare und sichere staatsrechtliche Stellung der höheren Schulen herbeizuführen. Sie gibt eine gute Grundlage für weitere Forschung und wird durch die Sammlung und mühevolle Durcharbeitung des Stoffes das Ihre zur weiteren Klärung der Sache beitragen.

Görlitz. Bünger.

Timerding, Die Aufgaben der Sexualpädagogik. Bericht über die Verhandlungen von Ärzten und Schulmännern. Leipzig, B. G. Teubner, 1916. 20 S. 80 ₰.

Der bekannte Bissingsche Antrag im Herrenhause hat die vielerörterte Frage der Sexualpädagogik wider in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt. Hier der Bericht über eine Aussprache von zwölf Sachverständigen, soweit die Sache den deutschen Ausschuß für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht angeht. Einstimmigkeit herrschte darüber, daß eine umfassendere Ausbildung aller Lehrers in Sexualpädagogik und Biologie zu fordern sei. Auseinander gingen die Meinungen über sexuelle Aufklärung der Schüler, über die Warnung vor Geschlechtskrankheiten, über die Rolle, die Schule, Schularzt und Elternhaus auf diesen Gebieten zu spielen haben. Mit Recht; denn hier wird sehr zu unterscheiden sein zwischen Volksschulen und höheren Schulen, zwischen 14- und 19jährigen Abiturienten; zwischen fortlaufender sexualethischer Erziehung und einmaliger — etwa medizinischer — Aufklärung. Jedenfalls kommt alles auf die Persönlichkeiten und auf den Takt an, mit dem diese Dinge behandelt werden. Da diese Dinge sich nicht reglementieren lassen, so wurde von einer 'Resolution' verständigerweise abgesehen und in der Eingabe an den Kultusminister nur eine 'kurze aber eindringliche Belehrung durch einen Schulmann oder Arzt' gefordert, die sich an die ins Feld ziehenden jungen Leute zu richten habe.

Naumburg a. S. Raimund Jebens.

Digitized by Google

1) Donald Blyte Durham, The Vocabulary of Menander considered in its relation to the Koine. Dissertation der Princeton Universität. Princeton University Press 1913. 103 S. 8.

Der Verfasser hatte seine Arbeit schon begonnen, als die Kieler Dissertation von Christian Bruhn 'Über den Wortschatz des Menander' 1910 erschien und ihr den Wind aus den Segeln nahm. Er konnte deren Ergebnisse im wesentlichen nur bestätigen und mußte sich begnügen, die Untersuchung nach der Seite der Statistik zu ergänzen. Das erste Kapitel untersucht die von einem oder mehreren der alten Grammatiker als unattisch verworfenen Wörter Menanders, im ganzen 63 Wörter; ihnen stehen 32 von ihnen als gutattisch empfohlene gegenüber. Das zweite vergleicht gewisse Worttypen Menanders, die auch für die Koine charakteristisch sind, mit dem Gebrauche bei Aristophanes, Thukydides, Platon, Demosthenes, Polybius, Plutarch; es sind die Substantiva auf *-μα, -μός, -σις*, die Adjektiva auf *-ικός*, die Verben auf *-έω, -ίζω* und die mit zwei Präpositionen gebildeten Zusammensetzungen. Keins dieser Kriterien entscheidet gegen die attische Reinheit der Sprache Menanders. Das scharf abfällige Urteil des Phrynichus und seiner Geistesverwandten ist deshalb als 'partisan and extreme' anzusehen. Das weitaus größte dritte Kapitel gibt in der Art eines Lexikons eine Zusammenstellung der Wörter Menanders, die nicht in dem angenommenen Kanon attischer Schriftsteller vorkommen, mit ausführlichen Belegen ihres Vorkommens in der übrigen Literatur. Was das hier beweisen soll, kann ich nicht einsehen; als Materialsammlung nicht ohne Nutzen.

2) Charles Henry Haile, The Clown in Greek Literature after Aristophanes. Dissertation der Princeton Universität. Princeton 1913. VIII u. 40 S. 8.

Haile unternimmt es, im Anschluß an die Untersuchungen von Wilhelm Süß das Fortleben der bei Aristophanes auftretenden Charakterrolle des Hanswurstes (*βωμολόχος*) auch in der mittleren und neuen Komödie, im Mimos und Satyrspiel zu verfolgen. Die auf gründlicher Kenntnis von Plautus und Terenz beruhende Arbeit, deren Hauptwert im zweiten Kapitel (the clown in Plautus and Terence) liegt, wogegen das Übrige abfällt, zeigt bei diesen Dichtern längere und kürzere Stücke auf, in denen besonders Sklaven und Parasiten Züge des aristophanischen *βωμολόχος* tragen, und weist nach, wie die diesem eigentümliche Art des Witzes auch hier, besonders bei Plautus, wiederkehrt. Die guten Zusammenstellungen bleiben dankenswert, auch wenn der Hauptgedanke nicht zu halten ist. Was Haile beweist, ist das Fortleben einzelner Züge von *βωμολοχία* in der mittleren und neuen Komödie und den ihr verwandten Literaturgattungen, nicht das der Charakterrolle des *βωμολόχος*. Der Parasit, der *ἀλαζών*, der vertraute Sklave, der verliebte Haussohn: das sind feststehende Charakterrollen dieser Stücke; der *βωμολόχος* war es bei Aristophanes, nachher können wir ihn nicht mehr nachweisen. Zu welchen Absonderlichkeiten es führt, daß Haile nicht klar zwischen der Rolle des *βωμολόχος* und Zügen von *βωμολοχία* geschieden hat, ergibt sich daraus: in manchen Komödien, besonders plautinischen, erschienen mehrere Personen als Vertreter des *βωμολόχος*, selbst ehrwürdige

Digitized by Google

Alte, deren augenblickliche Stimmung sie nur zu bestimmten Arten von Witz verleitet, wie sie bei Aristophanes der Hanswurst übt. Der Wunsch, das Fortleben der von Aristophanes, soviel wir sehen, geschaffenen, mit ihm wieder verschwundenen Rolle auch in der Folgezeit nachzuweisen, verführt Haile dazu, überall, wo er irgendwie verwandte Züge findet, dafür die Bezeichnung clown = *βωμολόχος* anzuwenden; selbst der Aristophanes des platonischen Gastmahls muß sich diese Abstempelung gefallen lassen. Trotz dieser Mängel möchte ich denen, die sich mit der mittleren und neuen Komödie beschäftigen, raten, diese tüchtige Erstlingsarbeit nicht unberücksichtigt zu lassen.

3) Johannes Geffcken, Griechische Epigramme. (Kommentierte griechische und lateinische Texte, herausgegeben von J. Geffcken). Heidelberg, Winter, 1916. 8. X u. 172 S. ℳ 3,60.

Aus den tausenden der auf Steinen, Vasen, Bronzen oder in literarischer Überlieferung erhaltenen griechischen Epigramme hat Geffcken in dem schmucken kleinen Hefte 400 Stück ausgewählt, die von den ältesten Zeiten bis zum 5. Jahrh. n. Chr. uns die mannigfaltige Entwicklung dieses eigenartigen Gebildes gut vor Augen führen. Ein kurzer Kommentar gibt Erklärung von sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten. Manches sähe man noch gern erklärt, manche Erklärung anders gestaltet, manchen Druckfehler vermieden. Aber als Ganzes genommen ist die Zusammenstellung gut, und gerade wir Gymnasiallehrer wollen sie freudig begrüßen; sie wird jedem, der darin liest, Freude machen und mithelfen können, den altsprachlichen Unterricht zu beleben.

Einige Einzelbemerkungen seien gestattet. Nr. 51 = JG. XII 7, 141 (Arkesine): *Δημαινέτης ἐμὶ μνῆμα τῆς Λαμπυαγόρεο* ist nicht nur halbmetrisch. Wir erhalten vielmehr einen regelrechten jambischen Trimeter: ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ | – ⏑ – – ⏑ –, wenn wir die auch sonst zu beobachtende Vernachlässigung der Positionslänge in der Senkung gelten lassen; vgl. Nr. 58 = JG. IV 800, 1: *τόδ̓ μνᾶμα*, Nr. 95 = JGA. 382, 3: *τόδε μνῆμα*. Hier kommt hinzu die bei lautem Lesen sofort bemerkbare Wirkung der Haplologie. *ἐμί* mit kurzer erster Silbe wie in dem Grabepigramm Nr. 92 aus Thessalien: *μνᾶμ̓ ἐμι Πυρ(ρ)ιάδα* = – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –; das ist ebenso zu beurteilen wie *ἐμέν* statt *ἐσμέν* bei Sophokles und Kallimachos; vgl. auch Glotta VIII S. 257. — Nr. 57 = JG. IV 801 (Trozen): *τρίπος* nom. ist nicht metrische Kürzung, sondern Analogiebildung zu den andern Kasus und besonders im dorischen Gebiete überliefert. — Nr. 147 = JG. II 3, 2876, 3f. (Athen) lauten:

τὸν δ̓ἔτι παπταίνοντ̓ ἐπὶ γούνασι παῖδα ὁμοίως
Ἄιδης οἱ σκοτίας ἀμφέβαλεν πτέρυγας.

Da haben wir ein Anakoluth: zu dem Akkusativobjekt müßte ein Verbum wie *ἐδέξατο* folgen; die Veränderung hat das nun eingeschobene *οἱ* nötig gemacht. Dies ist also nicht wie Geffcken und von Premerstein wollten, mit *ὁμοίως* zu verbinden. Daß Vater und Sohn demselben Todesgeschicke erlagen, ist durch *ὁμοίως* genügend ausgedrückt. — Nr. 172 = JG. XII 3 suppl. 1333 (Thera) muß anders erklärt werden. Es heißt:

βωμὸν ἔτευξε Διοσκούροις σωτῆρσι θεοῖσι
Περγαῖος Ἀρτεμίδωρος ἐπευχομένοισι βοηθούς.

Digitized by Google

Die *ἐπευχόμενοι* sind nicht die Dioskuren, sondern die Menschen, die ihre Hilfe anrufen. Von *ἔτευξε* kann der Dativ nicht abhängen, da hier nach festem Stil nur ein Dativ stehen kann, der des Empfängers der Weihung. Also hängt *ἐπευχομένοισι* von *βοηθούς* ab, nicht dies von *ἐτευχομένοισι*. Dann kann aber *βοηθούς* nur auf die Dioskuren bezogen werden; mit andern Worten: wir haben hier den Fall, daß der Dativ des regierenden Substantivs wegen des danebenstehenden von ihm abhängigen Dativs in den Akkusativ verwandelt ist, um Mißverständnisse zu vermeiden. Psychologisch sind die Dioskuren das nähere, die um Hilfe flehenden Menschen das entferntere Objekt; dem psychologischen Verhältnisse hat sich die grammatische Form angepaßt, obwohl dadurch eine äußere Unstimmigkeit in den Satz kommt. Sie wird dadurch erleichtert, daß *βοηθούς* von *Διοσκούροις* weit getrennt ist. — In Nr. 177, 10 = Inschr. v. Pergam. I 10 muß es *ἐ⟨γ⟩γράφεθ'* statt *ἐγράφεθ'* heißen: *αὐτὰρ ὁ τοῖσιν | ἐ⟨γ⟩γράφεθ', Ἑλλάνων ταῖς τόκα μυριάσιν.* — In Nr. 204 = Kaibel 205 hat Herwerden seine frühere Vermutung *ἀρταγάλακτον* zugunsten des richtigen *ἀρτιγάλακτον* fallen lassen, vgl. schon die 1. Aufl. seines Lex. suppl. s. v. — In Nr. 213 = JG. XII 7, 115, 14 scheint das überlieferte *ΜΑΡΙ..Ν* eher zu *μάρτ⟨τε⟩ν* als *μάρ[ψε]ν* (Hiller von Gaertringen) ergänzt werden zu müssen. — Nr. 222, II = Archiv f. Pap. I S. 219 ff. (Apollinopolis Magna) stammt aus der Zeit Euergetes' II. Der Sohn eines hohen Beamten, eines *συγγενής*, ist bei einer Kriegsfahrt nach Syrien, wo er sich ausgezeichnet hat, auf nicht näher bezeichnete Weise gestorben; es heißt V. 15 f. geheimnisvoll:

ὡς δ'ἐμὲ μοῖρ' ἐδάμασσε βιοκλώστειρα, τί σὲ χρὴ
τοῦτο μαθεῖν, νόστου μνησάμενον γλυκείου;

Also ist er in Syrien gestorben, eh er heimkehren konnte. V. 7 ff. lauten:

τοὕνεκα κἀμὲ πατρὸς καλὸν κλέος εἰσορόωντα
τῆς αὐτῆς ψαύειν θυμὸς ἔθηγ' ἀρετῆς
καὶ πατρίδος καλῆς τὸν ἐπάξιον ἑσμὸν ἑλέσθαι,
αἰπείας[1]) Φοίβου τῆσδ' ἱερᾶς πόλεως,
πατρὸς ἐμοῦ γνωτοῖσι συνεκπλεύσαντα φέριστα,
ξεῖνος ὅτε σκάπτρων ἤλυθ' ἄρης Συρίην.
καὶ γενόμην εὔνους, γλυκείαν τηρῶν ἅμα πίστιν
καὶ δορὶ καὶ τόλμᾳ πάντας ἐνεγκάμενος.

Hier ist V. 12 überliefert *ΞΕΙΝΕΟΤΕΣΚΑΠΤΡΩΝ ΜΥΘΑΡΗΣΥΡΙΗΝ*, was Wilamowitz und ihm folgend Geffcken zurechtgerückt haben. Doch ihre Erklärung: 'als ein fremder Kriegszug um des Königtumes willen Syrien überzog', scheint mir unhaltbar. *ξεῖνος ἄρης* kann schwerlich etwas anderes bedeuten als 'Heer von Söldnern', und *σκάπτρων* ist dazu der Genitivus possessivus Die *σκᾶπτρα* sind Euergetes II und seine Mitregenten, ob die beiden Kleopatren oder auch schon Ptolemaios IX. Philopator II, ist nicht auszumachen. Auch die Erklärung von *πάντας ἐνεγκάμενος* will mir nicht einleuchten; Wilamowitz, dem Geffcken auch hier folgt, meint: 'das Medium *ἐνεγκάμενος* will besagen, daß er die ihm anver-

[1]) *ΑΙΠΥΕΙΑΣ* überl.

Digitized by Google

trauten väterlichen Verwandten alle heil heimgebracht hat'. Ist das glaublich? Muß man nicht vielmehr annehmen, daß der junge Mann im Gefolge von Freunden seines Vaters, die wie dieser hohe Beamte oder Offiziere waren, sich seine ersten Sporen verdiente? Stimmt das, so ist die bisherige Auffassung höchst unwahrscheinlich. Sie ist falsch deshalb, weil der Tote ja gar nicht wieder lebend mit jenen heimgekehrt ist. Also muß *πάντας ἐνεγκάμενος* hier den Sinn haben: 'alle gewinnend'; der junge Mann hat durch seine *εὔνοια, πίστις* und, was für seine Jahre besonders möglich und natürlich war, *δορὶ καὶ τόλμᾳ* allgemeine Anerkennung davongetragen. Er hatte also den ersten verheißungsvollen Schritt auf der Laufbahn getan, die seinen Vater bis zum Rang eines *πυρφόρος* und *συγγενής* geführt hatte, als er aus nichtgenannter Ursache starb. — In Nr. 224, 8 (Kertsch) ist *ἐρόμβισεν* am Versschlusse = ⏑ — ⏑ — nicht 'umgekehrte Schreibung für *ἐρόμβησεν*', sondern regelrechter Aorist zu *ῥομβίζω*, einer der ungezählten hellenistischen Neubildungen auf *-ίζω*, die allerdings teilweise gefördert sind durch die itazistische Aussprache der Aoriste und Perfekte der ε-Stämme. — Nr. 248, 7 = A. P. XII 50 (Asklepiades) wird das überlieferte *πιομένου γὰρ ἔρως κἠ* so gelesen werden dürfen:

πίομεν· οὐ γὰρ ἐτός· μετά τοι χρόνον οὐκέτι πουλύν,
σχέτλιε, τὴν μακρὰν νύκτ' ἀναπαυσόμεθα.

πίομεν regelrechter Konjunktiv Aoristi zu *πῖθι*. — In Nr. 256 = Athen. 596 c f. (Poseidippos) kann ich kein 'Spottgedicht' entdecken. Doricha ist längst tot mit all ihrer Schönheit, die Charaxos, Sapphos Bruder, bezauberte; aber in den Liedern der Dichterin lebt sie weiter, solange der Nil zum Meere fließt; *οὔνομα σὸν μακάριστον*, weil Sappho ihn gefeiert hat. Da ist nichts von Spott, nur Preis der Dichtkunst, die unsterblichen Namen denen schafft, die sie besingt. — In Nr. 338 = A. P. V 131, einem echten Hetärenepigramme des Philodem darf V. 5f. wohl so gelesen werden:

ὦ κατατεχνοτάτου κινήματος, ὦ περιάλλων
γλωττισμῶν, ὦ τῶν δέψε μ' φωναρίων.

Überliefert ist *ΘΥΕΜΕ*, worin Geffcken mit Recht 'etwas Laszives' sucht. *δέψω* ist in dem lateinischen Lehrwort *depso* (vgl. Cicero ep. IX 22, 4) mit dem selben obszoenen Sinne gebraucht wie *δέφω*. — Darf in Nr. 345, 3 = AP. IX 284 (Krinogoras) gelesen werden: *καὶ παλάθης χθαμαλωτέρη* statt *καὶ ΓΑΣΗ χθ? παλάθη* 'flacher Kuchen' ist verwandt mit *παλάμη, πλάξ*, 'Fläche', palma. Vgl. unsern Ausdruch 'flach wie ein Kuchen'. — In Nr. 391 = AP. I 297 (Apathias) vergleicht ein Mädchen ihr Los mit dem junger Männer. Es lautet:

Ἠιθέοις οὐκ ἔστι τόσος πόνος, ὁππόσος ἡμῖν
ταῖς ἁταλοψύχοις ἔχρας θηλυτέραις.
τοῖς μὲν γὰρ παρέασιν ὁμήλικες, οἷς τὰ μερίμνης
ἄλγεα μυθεῦνται φθέγματι θαρσαλέῳ,
παίγνιά τ' ἀμφιέπουσι παρήγορα καὶ κατ' ἀγυιὰς
πλάσσονται γραφίδων χρώμασι ῥεμβόμενοι.

Digitized by Google

ἡμῖν δ' οὐδὲ φάος λεύσσειν θέμις, ἀλλὰ μελάθροις
κρυπτόμεθα ζοφεροῖς φροντίσι τηκόμεναι.

Deutlich ist der Gegensatz; dort der junge Mann, der sich frei in der Gesellschaft von Kameraden und Dirnen über seine Liebessorgen hinwegtrösten kann, dem niemand die freie Bewegung in der Öffentlichkeit hemmt: hier das junge Mädchen, das ans Haus gebunden ist und seine Sorgen allein in sich verzehren muß. Das überlieferte ζοφεραῖς hat meines Erachtens neben φροντίσι keinen rechten Sinn; Sorgen sind immer dunkel. Aber dem Tageslicht stehen die μέλαθρα ζοφερά gegenüber; die Änderung in ζοφεροῖς erscheint mir deshalb unumgänglich. V. 6 ist das überlieferte πλάζονται neben ῥεμβόμενοι unerträglich. Der Fehler ist aus der häufigen Verwechslung von σσ und ζ entstanden. Ich denke bei meiner Änderung an die Stimmung des einsamen Mädchens, das sich auch gern einmal in der die Gestalt hebenden farbenfrohen Stickerei bewundern ließe, in der die jungen Männer einherprangen. Man wird nun nicht mehr darangehen, γραφίδων χρώμασι ändern zu wollen, wie Geffcken vorschlug. Der Ausdruck paßt so völlig in den Gedankenkreis eines jungen Mädchens, das diese Verse spricht, daß wir gerade ein wichtigstes Stück des ἦθος unseres Gedichtes mit seiner Änderung zerstören würden.

Das sind einige kleine Beiträge, wie sie sich jedem bieten werden, der das hübsche kleine Heft aufmerksam durchliest. Möge es seinen Weg zu recht vielen Lehrern und Freunden des Griechischen an unsern Gymnasien wie außerhalb finden!

Halle. Karl Fr. W. Schmidt.

C. Mutzbauer, Das Wesen des griechischen Infinitivs und die Entwicklung seines Gebrauchs bei Homer. Bonn, Fr. Cohen, 1916. S. 154. 5 ℳ.

Mutzbauer gibt eine nach bestimmten Gesichtspunkten geordnete Sammlung der Infinitive bei Homer. Die angeführten Stellen sind alle ausgedruckt. Zweck dieser Übersicht soll sein, die Entwicklung im Gebrauch des Infinitivs bei Homer zu zeigen. Den Gang der Entwicklung muß der Leser selbst aus der Anordnung der Stellen entnehmen: der Verfasser spricht nur in der anderthalb Seiten langen Einleitung von seinen Ansichten über den Weg, den der Gebrauch des Infinitivs gegangen ist. Im Buche selbst ist nur hier und da eine kurze Bemerkung eingestreut. Er geht von den Ergebnissen der Lautlehre aus. Es läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit entscheiden, ob die Infinitive auf -εμεναι auf einen Dativ oder einen Lokativ zurückgehen, obwohl manches für die erste Annahme spricht, die auch die meisten Anhänger hat. Mutzbauer unternimmt es nun, 'aus der Verwendung des Modus unwiderleglich zu beweisen, daß die ursprüngliche Form des Infinitivs ein Dativ war'. Leider geht nun der Verfasser bereits mit dieser vorgefaßten Meinung an seine Aufgabe heran und läßt sich dadurch verleiten, die Grenzen des dativischen Invinitivs viel zu weit zu ziehen. Bei ruhiger Betrachtung der Tatsachen kann kein Zweifel sein, daß schon bei Homer der ur-

Digitized by Google

sprüngliche Charakter des Infinitivs vergessen ist und der Infinitiv die Funktion jedes Kasus übernehmen kann, nur schwache Spuren weisen noch auf die alte Beschränkung hin. Mutzbauer dagegen setzt voraus, daß die Dativfunktion noch in hohem Maße lebendig sei und versucht — oft gewaltsam — faßt sämtliche Verwendungsarten aus dem Dativ zu erklären. Anstatt eine Entwicklung aufzuzeigen, zerreißt er die Zusammenhänge: der unerklärte Rest steht bei ihm ohne Verbindung neben der dativisch interpretierten Hauptmasse.

Dem Verfasser erscheint 'als die früheste Verwendung des Infinitivs, aus der sich nach und nach die verschiedenen Arten seines Gebrauchs entwickelt haben, sein Auftreten nach einem Adjektiv oder Substantiv'. Als Beispiel wählt er den Satz: *ἄξιός ἐστι ἐπαινέσαι*, den er 'ganz natürlich' übersetzt: 'er ist würdig für das Loben'. Ich glaube, der Verfasser läßt sich mehr von seiner Übersetzung als vom Griechischen leiten. *ἄξιος*, das übrigens gar nicht 'würdig für' bedeutet, wird nie mit dem Dativ verbunden und kann deshalb auch nicht die dativische Natur des Infinitivs beweisen. Überhaupt ist der Dativ beim Adjektivum und Substantivum sehr selten, und es ist schon deshalb unwahrscheinlich, daß gerade diese Verbindung den ältesten Gebrauch darstellt. Diese Bedenken finden bei Mutzbauer keine Erwähnung, er begnügt sich, Beispiel für Beispiel den Infinitiv mit 'für' zu übersetzen und hält die bloße Übersetzungsmöglichkeit für beweiskräftig genug. Ich führe einige Beispiele mit Mutzbauers Übersetzung an: Nach Adjektiven: *A* 587 *ἀργαλέος γὰρ Ὀλύμπιος ἀντιφέρεσθαι* 'schwierig ist der Ol. für das sich mit ihm messen'. *Z* 410 *ἐμοὶ δὲ κεν κέρδιον εἴη..χθόνα δύμεναι* 'mir wäre es vorteilhafter für das unter die Erde Gehen'. Es folgen Infinitive nach Verben des Gebens, Schickens, Gehens, Kommens. Auch hier werden alle unterschiedslos dativisch erklärt: *E* 118 *δὸς δέ τε μ'ἄνδρα ἑλεῖν* 'übergib mir den Mann für das Erlegen'. *P* 646 *δός δ'ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι* 'verleih es ihnen für das Sehen mit den Augen'. Wo die Übersetzung versagt, wird eine 'Verkürzung' angenommen: *I* 523 *πρὶν δ'οὔτι νεμεσσητὸν κεχολῶσθαι*: 'infolge der Verkürzung erscheint der Infinitiv als Subjekt; ursprünglich: für das Grimmigsein war vorher das Grimmigsein nicht zu verargen'.

Auch nach den Verben des Könnens, Lehrens, Lernens, Pflegens, Scheinens, Wollens vermeint der Verfasser, die alte Dativnatur noch deutlich zu erkennen. Z. B. *A* 67 *βούλεται ἀμῦναι* 'er ist gewillt für die Abwehr'.

Es folgen Infinitive nach Verben des Sagens. Hier fehlt die Übersetzung: offenbar soll dieses Stillschweigen andeuten, daß hier eine Erweiterung des Gebrauchs eingetreten und die Dativnatur nicht mehr zu erkennen sei. Zum Schluß werden einige Fälle nachgetragen, die in den großen Gruppen keinen Platz fanden.

Ein besonderer Abschnitt behandelt den 'infinitivus pro imperativo'. Hierfür hat der Verfasser eine sehr eigentümliche Erklärung. Diesen ganzen, umfangreichen Gebrauch will er auf die Tätigkeit der Aristarcheer zurückführen, die 'die Funktion des Infinitivs verkannten und ihn als Vertreter des Imperativs erklärten'. Auf Grund dieser Hypothese hält

Digitized by Google

er sich für berechtigt, wo andre Erklärung versagt, den Infinitiv durch Konjektur zu beseitigen. Dieses Mittel wird an etwa zehn Stellen angewandt. Z. B. Δ 53 wird διαπέρσαι in διάπερσον geändert, Ε 124 θαρσῶν νυν..μάχεσθαι zu θάρσει, Κ 233 καλλείπειν zu καλλείπῃς. Die übrigen Stellen werden weginterpretiert. Die meisten dieser imperativischen Infinitive erklärt der Verfasser einfach als abhängig von einem Verbum dicendi, das ja vor jeder direkten Rede steht oder ergänzt werden kann. Wie man sich diese 'Abhängigkeit' inmitten einer direkten Rede denken soll, oder wie z. B. der Nominativ resp. Vokativ bei diesem 'abhängigen Infinitive' zu erklären sei, darüber wird kein Wort gesagt. Es heißt einfach z. B. Ι 255 σὺ δὲ μεγαλήτορα θυμὸν ἴσχειν 'der Infinitiv ist noch abhängig von ἐνετέλλετο (252)' oder 'die folgenden Infinitive (Ψ 334—343) sind trotz der Zwischensätze abhängig von σῆμα δὲ τοι ἐρέω (326)' oder Ξ 261 καρπαλίμως ἔρχεσθαι 'der Infinitiv noch abhängig von ὄρσεο (255)'!

Die Beispiele mögen genügen. Sie zeigen, mit welcher Konsequenz der Verfasser eine vorher gefaßte Meinung verfolgt und den einzelnen Fall nach dem fertigen Bilde korrigiert, anstatt das Bild aus dem Material zu gewinnen. Die Ergebnisse der Arbeit verlieren dadurch ihren Wert. Infolge der unübersichtlichen Anordnung ist auch das Material als solches für andre Arbeiten schwer zu benutzen.

Charlottenburg. H. Kluge.

Stowassers Lateinisch-Deutsches Schul- und Handwörterbuch. Umgearbeitet von Michael Petschenig. Einleitung und etymologischer Teil bearbeitet von Franz Skutsch. Vierte verbesserte Auflage. Wien u. Leipzig, F. Tempsky u. G. Freytag, 1916. XXII u. 823 S. Lex. 8. Geb. 8,60 ℳ = 11 K.

Im Jahre 1910 war die dritte Auflage von Stowassers Wörterbuch erschienen (in dieser Zeitschrift besprochen 1911 S. 112ff.), deren Bearbeitung Petschenig und Skutsch in der Weise unter sich geteilt hatten, daß jener den lexikalischen Teil, Skutsch die Einleitung und alles Etymologische übernahm. Die vorliegende Auflage mußte Petschenig allein besorgen; Franz Skutschs Anteil an dem Werke hat er dabei völlig unberührt gelassen — wohl nicht bloß aus Pietät gegen den inzwischen heimgegangenen Mitarbeiter; denn die etymologischen Angaben, zum guten Teil abweichend von Waldes etymologischem Wörterbuche, sind durchweg beachtenswert und zum Nachdenken anregend, mögen einzelne auch nicht allgemeinen Beifall finden. Den lexikalischen Teil hat Petschenig einer eingehenden Durchsicht unterzogen, und wenn er dabei auch von durchgreifenden Änderungen Abstand genommen hat, so mußte er doch, abgesehen von der Berichtigung einiger unwesentlicher Irrtümer und Unebenheiten, hie und da kurze Zusätze machen; diese beziehen sich vorwiegend auf die Briefe des j. Plinius, die in der dritten Auflage nicht von vornherein in den Kreis der zugrunde liegenden Schriftsteller hineingezogen waren, sondern erst, als der Druck schon bis zum Buchstaben O vorgeschritten war, berücksichtigt wurden. In der vorigen Auflage hatte der Bearbeiter deshalb notgedrungen die Buch-

Digitized by Google

staben A—O, soweit Wendungen aus den Pliniusbriefen in Betracht kamen, in 'Nachträgen' bringen müssen, die nunmehr in das Wörterbuch hineingearbeitet sind. Somit fehlen sonderliche Zusätze oder Erweiterungen, und wenn die vierte Auflage um etwa 20 Seiten umfungreicher geworden ist als die vorige, so hat das seinen Grund wohl wesentlich darin, daß jetzt auf der Seite zwei Zeilen weniger stehen als früher. Die charakteristischen Vorzüge des Stowasserschen Wörterbuches, wie sie zumal in der dritten Auflage hervortreten, sind dieselben geblieben. Es sind dies: 1. der enge Anschluß an den für alle deutschen, auch österreichischen und schweizerischen höheren Schulen festgesetzten Kanon der Schriftsteller, deren Kreis nicht eng bemessen ist (denn auch die Elegiker in den gangbaren Schulausgaben von Biese, Jurenka und Schultze, das Monumentum Ancyranum und Plaut. Trin. und Capt. finden Berücksichtigung, und gelegentlich wird Varro und Ennius zitiert); 2. die Gruppierung der Bedeutungen nach historischer Begriffsentwicklung, zugleich in ihrer Besonderheit als *'occasionell'*, *'metaphorisch'* u. dgl. gekennzeichnet, so zwar, daß bei den längeren Artikeln erst die Bedeutungen für sich gegeben werden, dann erst die Beispiele mit den gleichen Zeichen folgen; 3. die Beispiele selbst (nur mit dem abgekürzten Schriftstellernamen — Ci. = Cicero, V. = Vergil usf. — angeführt, vereinzelt — beim *ἅπαξ εἰρημένον* — auch mit der Buchstelle) sind zwar kurz gefaßt, doch so ausführlich, daß jedes für sich einen verständlichen Sinn hat; 4. die Realien werden knapp, jedoch (und besonders die staatsrechtlichen Gegenstände) mit solcher Ausführlichkeit behandelt, daß der Benutzer des Buches ein im ganzen ausreichendes Reallexikon in der Hand hat; 5. die sehr zahlreichen Verweisungen auf die wertvollen sprachgeschichtlichen und sprachphilosophischen Mitteilungen der Einleitung kommen nicht bloß dem Schüler zugute; 6. der Druck ist so gehalten, daß er in besonderem Maße den Anforderungen der Augenheilkunde entspricht. Unebenheiten oder Versehen sind kaum stehen geblieben. Daß *largiter* (adv. zu *largus*) besonders behandelt wird, während unter *firmus* steht: 'adv. *firme* und *firmiter*', daß gelegentlich bei einem Zitat *CuCi* (Curtius Cicero) steht statt *CiCu*, was die Chronologie erforderte, ist unerheblich. Die Drucklegung ist sorgfältig überwacht; ein hie und da zufällig stehen gebliebenes Druckversehen wie *feliciem* verbessert auch der Anfänger leicht von selbst. Wir sind überzeugt, daß das Wörterbuch Stowasser-Petschenig, soweit der zugrunde gelegte Schriftstellerkreis in Betracht kommt, auch über die Schule hinaus die Beachtung und Benutzung findet, die es in hohem Maße verdient.

Hanau. O. Wackermann.

Ludwig Wilser, Tacitus: Germanien. Neu übersetzt und durch Wort und Bild erklärt. (Mit vielen Abbildungen nach zeitechten Kunstwerken und Funden). 2. Auflage. 55 S. Verlag Peter Hobbing in Steglitz 1916. 1,50 ℳ.

Es handelt sich um eine mit Anmerkungen versehene und mit Bildern ausgestattete Tacitusübersetzung des Rasseforschers Wilser. Der Wert des Buches besteht in den gut ausgewählten Bildbeigaben, die Anmerkungen hingegen und dadurch auch öfters die sonst durchaus

Digitized by Google

flüssige Übersetzung leiden darunter, daß es oft nur Hypothesen Wilsers sind, die in ihnen zum Ausdruck kommen. Der Fachmann wird aus diesen Anmerkungen Anregungen schöpfen und bedauern, daß Wilser seine Ansicht nicht näher begründet, für den Schüler hingegen halte ich diese Ausgabe für weniger geeignet als etwa die ebenfalls mit Bildern und Anmerkungen versehene hervorragende Ausgabe von Ammon (Bamberg, Büchner-Verlag), die recht empfehlenswert ist, insbesondere für die Schule, durch die Trennung des Erklärungsheftes vom Textheft. Hinsichtlich der Bilder sind mir an Irrtümern, bzw. Ungenauigkeiten aufgefallen:

S. III. Sog. Arminkopf: befindet sich im kapitol. Museum (nicht vatikan. M.): vgl. Helbig, Führer . . . I S. 465. — S. III. Sog. Thusnelda. Diese Barbarin, die in der Loggia dei Lanzi in Florenz Aufstellung fand, ist hier nur als Büste widergegeben. S. XIX ist der Torsberger Moorfund nicht gut widergegeben, denn der sog. Strumpf ist am Beinkleid befestigt. — S. 9 ist die Bronzefigur des knieenden Germanen mit der Bezeichnung 'nach Kossinna' versehen: es wäre wünschenswerter, die Herkunft anzugeben: Nationalbibliothek Paris. — Anstatt der unwahrscheinlichen Germanenfigur S. 10 wäre die Rekonstruktion des germanischen Kriegers aus dem Zentralmuseum Mainz zu wählen. — Zu den Anmerkungen: S. 1 Raeter sollen Thraker sein! — Rhein soll kein keltischer, sondern raetischer Name sein: ist der Reno etwa auch thrakisch? — Abnoba: vgl. die Artemis-Abnoba. — S. 3: 'Germanen' kann nichts anderes sein als Hermanen in keltischer Lautgebung'! — Zum Barditus vgl. Tac. Anm. IV 47. Hist. II, 22 und 'barritus, Etym. Wört. von Walde). usw.

Hinsichtlich der Entstehung des Namens Germani habe ich eine von Müllenhoff D. A. II 153 ff. 194 ff. und Hirschfeld (Kiepert-Festschrift S. 261 ff.) abweichende Ansicht.

Für den Römer bedeutet der Name 'leiblicher Bruder ‹der Gallier›'. So Vell. Patercul. II 67 de Germanis, non de Gallis duo triumphant consules ‹Lepidus u. Plaucus, die a. 43 ihre Brüder proskribiert hatten›; Cic. Philipp. XI, 14 = Quint. VIII 3, 29: 'nisi forte iure Germanum Cimber occidit' ‹gemeint ist der Brudermörder Annius Cimber›: also kann trotz Müllenhoff 'germanus' ohne Zusatz von 'frater' leiblicher Bruder heißen. Die Gallier haben wohl aus Furcht dem Sieger, der sie aus der Heimat vertrieb, den Namen 'Bruder' gegeben: terminus technicus der ein Bündnis schließenden Gallierstämme ist 'fratres et consanguinei'. Wann kam nun der Name auf? Sallust frg. 96 D. Maur. schildert den Sklavenkrieg 73—71 und nennt Germani; Liv. ep. 97 nennt Galli et Germani unter den fugitivi; Athen. IV 93 e zitiert Poseidonius: daraus folgert Müllenhoff Existenz des Namens zur Zeit des Sklavenkrieges, was Hirschfeld bestreitet. Die Triumphinschrift cs L I² S. 47 vom Jahre 222 de Galleis Insubribus et Germaneis fällt als gefälscht aus, denn nach Polyb. II 22 sind *Γαισάτοι* gemeint. Cicero nennt sie erst 56 (de prov. consul. 13, 83), so daß nach Hirschfeld überhaupt erst Caesar den Namen aufgebracht hätte, statt Poseidonius. Indessen beruht der Wortwitz Plutarch. Marius 24 offenbar auf Gleichsetzung der *ἀδελφοί* mit germani: Marius antwortet den Cimbern, die für sich und ihre Brüder Land forderten, nachdem er sie gefragt

Digitized by Google

hatte, wer denn ihre Brüder wären: 'Seid unbekümmert hinsichtlich eurer Brüder, die haben schon von uns Land bekommen und werden es stets behalten.' Offenbar stammt dieser Wortwitz, obwohl, wie schon Müllenhoff erkannte, die Quelle Plutarchs hier Poseidonius ist, doch aus der Zeit der Cimbernkriege; da die Ansetzung der Sequaner in die Alpen, die Plutarch-Poseidonius im folgenden Satz berichtet, auf Artemidor zurückgeht. — Beweis folgt an anderer Stelle —, so benutzt hier Poseidonius den Artemidor, der daher als erster den Namen 'Germani' gebracht hat[1]).

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

Inscriptiones Latinae Selectae. Ed. Hermannus Dessau. III 1 (1 Bl., S. 1—600) und III 2 (S. I—CXCII und S. 601—954). 8. Berlin, Weidmann, 1914 u. 1916. 10 u. 18 ℳ. (I. II. 1. 2. III. 1. 2. zus. 88 ℳ.)

Th. Mommsen, der Begründer der modernen römischen Epigraphik, hat, darin strenger als selbst noch Böckh auf griechischem Gebiete, für die Bearbeitung antiker Inschriften, den unmittelbarsten schriftlichen Urkunden alten Kulturlebens, stetes Zurückgehen auf die Originale und, wo diese inzwischen verschollen oder verstümmelt sind, auf die handschriftlichen und gedruckten Sammlungen älterer Gewährsmänner verlangt. Dabei sind die Stücke selbst auf ihre Echtheit, die abgeleiteten Zeugnisse auf ihre Glaubwürdigkeit stets genau zu prüfen. In seinen im Jahre 1852 erschienenen *Inscriptiones Regni Neapolitani* hat er solche Grundsätze philologischer *recensio* für ein größeres Fundgebiet zuerst vorbildlich durchgeführt. Ihm folgte im Jahre 1856 sein Freund W. Henzen mit dem dritten Bande zu J. C. Orellis *Inscriptionum Latinarum Selectarum Amplissima Collectio* (I. II, 1828), der das ältere Werk wesentlich ergänzte und berichtigte und das Ganze durch gute und ausführliche Register erst recht benutzbar machte. Henzen, neben J. B. de Rossi der älteste Mitarbeiter Mommsens bei dem *Corpus Inscriptionum Latinarum* der Berliner Akademie, hatte, als nach jahrzehntelanger Arbeit Mommsens und des unter seiner Oberleitung selbständig arbeitenden Stabes das große Werk mit seiner Foliantenreihe sich mehr und mehr dem Abschluß näherte, den Plan gefaßt, eine neue, umfassendere, wie jene ältere *'ad illustrandam Romanae antiquitatis disciplinam'* bestimmte Auswahl von Inschriften zu veranstalten, war aber nicht mehr über Vorarbeiten hinausgekommen. Dann übernahm Mommsens Schüler Hermann Dessau, schon seit jungen Jahren Mitarbeiter am *C I L.*, später wissenschaftlicher Beamter für römische Epigraphik bei der Berliner Akademie, dessen Bearbeitung der Inschriften des alten Latiums (*C I L.* XIV) 1887, im Todesjahre Henzens, erschien, die Aufgabe, und führte sie selbständig in der endgültigen Auswahl und selbständig in der Anordnung und Bearbeitung durch.

Im Jahr 1892 erschien der erste Band, 1902 die erste und 1906 die zweite Abteilung des zweiten Bandes. Bei der Auswahl der Inschriften steht das historisch-antiquarische Interesse durchaus im Vorder-

[1]) [Vgl. jetzt noch Ed. Norden, Der neueste Versuch zur Deutung des Germanennamens, im Korrespondenzbl. d. röm.-germ. Kommission d. Kais. Archäol. Inst. 1917, H. 6.]

Digitized by Google

grund, daneben wird auch das sprachliche Interesse berücksichtigt, während das rein paläographische grundsätzlich ausgeschlossen ist und die Er setzung der hier üblichen Kapitalschrift durch gewöhnliche Druckschrif- und Interpunktion der Raumersparnis dient. Das Werk ist als Quellentsammlung für die gelehrte Forschung gedacht, soll aber zugleich auch auf das Studium der vollständigen Sammlungen, insbesondere des *C I L.*, hinführen, wie das einst G. Wilmanns in seinen längst vergriffenen *Exempla Inscriptionum Latinarum* (I. II, 1873) erstrebte. Es ist als vortrefflich allgemein anerkannt, sowohl hinsichtlich der sachkundigen Auswahl und Anordnung, wie der kritischen Durcharbeitung und der absichtlich knapp gehaltenen gelehrten Erklärungen und Litteraturangaben. Mit seinen einschließlich der *Addenda* jetzt 9522 Nummern, die öfters eine Anzahl von Einzelnummern unter sich begreifen, umfangreicher, als die älteren Sammlungen von Orelli-Henzen (7421 Nummern) und Wilmanns (2885 Nummern), vereint es das Wichtigste aus den ungefähr 150000 Nummern des *C I L.* und bringt darüber hinaus manches, was in die Supplemente des *C I L.* noch nicht aufgenommen ist. Einiges Wichtige bleibt absichtlich fort, wie das *Monumentum Ancyranum,* für das die berühmte kommentierte Einzelausgabe von Mommsen vorliegt. Eine erwünschte Zugabe ist eine Auswahl griechischer auf das römische Reich und seine Verhältnisse bezüglicher Inschriften. Die Anordnung ist sehr zweckmäßig in 19 Kapiteln nach sachlichen Gesichtspunkten erfolgt, während für das *C I L.* Mommsen mit Recht das geographische Prinzip durchgesetzt hatte, wovon nur der erste Band eine Ausnahme macht, der die ältesten Inschriften bis auf Caesars Tod und außerdem die Konsulnlisten, die Kalender und die *Elogia clarorum virorum* zusammenfaßt.

Nun ist auch der von vielen ersehnte Schlußband von Dessaus *I L S.* erschienen, die erste Abteilung unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges, mitten darin die zweite, deren lesenswertes Vorwort seiner mit lapidaren Worten gedenkt. Wie dies Vorwort, das die Förderung des Werkes durch Th. Mommsen und O. Hirschfeld pietätvoll hervorhebt, sind auch erst mit der zweiten Abteilung ausgegebene, besonders paginierte *Addenda et Corrigenda* bestimmt, den ganzen Band einzuleiten. Umfänglich und wertvoll, umfassen sie neu hinzugefügte lateinische (S. IX—CL, Nr. 8884—9457) und griechische (S. CLI—CLXVIII, Nr. 9458—9481a) Inschriften, die in das Register bereits vollständig eingearbeitet sind, dazu eine erst nach dessen Druck beigefügte *Mantissa* von Inschriften (S. CLVIII—CLXVIII, Nr. 9482—9522), den Schluß machen (S. CLXIX bis CXCII) Nachträge und Berichtigungen zu den älteren wie auch zu den neuen Inschriften, deren Literaturnachweise bis in die letzten Monate vor dem Erscheinen der zweiten Abteilung reichen.

Mit dem außerordentlich reichhaltigen Register (954 S.) hat uns der Verfasser den Hauptschlüssel zu dem von ihm errichteten Schatzhause in die Hände gegeben. Es gehört ein sehr ausgebreitetes Wissen und sehr großer Fleiß dazu, solche Register zu schaffen. Von der Fülle des auch gegenüber den *Indices* des *C I L.* selbständig verarbeiteten Materials mögen die Überschriften der dann im einzelnen auch noch reicher gegliederten Hauptabschnitte eine Vorstellung geben: I. *Nomina*

Digitized by Google

virorum et mulierum, II. *Cognomina virorum et mulierum,* III. *Imperatores et domus eorum,* IV. *Reges regumque filii. Reguli. Duces gentium exterarum,* V. *Consules aliaeque anni determinationes,* VI. *Res publica populi Romani,* VII. *Res militaris,* VIII. *Dii deaeque et res sacra,* IX. *Civitas Romana. Senatus et populus. Plebs. Tribus,* X. *Geographica,* XI. *Res municipalis,* XII. *Collegia,* XIII. *Artes et officia privata,* XIV. *Carmina,* XV. *Compendia scripturae. Litterae singulares notabiliores,* XVI. *Grammatica quaedam,* XVII. *Notabilia varia.* Besondere Beachtung verdienen die beiden letzten Abschnitte. Nur ungern, wie er sagt, hat der Verfasser sich entschlossen, das sprachliche Kapitel XVI zu bringen, aber die Sprachwissenschaft wird ihm für den geordnet dargebotenen Stoff dankbar sein. Während Schriftgeschichtliches als solches, dem Plan des Werkes entsprechend, kaum behandelt wird (doch vgl. außer dem Schluß von Kapitel XV hier S. 839 über den *Ordo Litterarum,* die *Litterae Claudianae,* die *Spirans Gallica,* S. 805 ff. über den *Apex* und den *Sicilicus,* auch S. 875 über Griechisches mit lateinischen Buchstaben und umgekehrt), finden wir hier reiche Sammlungen zur Lautgebung, die in sich auch wieder zahlreiche Probleme für das Verhältnis zwischen Laut und Schrift bergen, zur Formen- und Wortbildung (S. 871 ff. seltene oder sonst unbelegte lateinische Wörter, auch griechische und sonstige nichtlateinische, wozu S. 874 f. über mehrsprachige Inschriften zu vergleichen ist), und zur Syntax, wobei auch Dinge wie anakoluthische Entgleisungen (S. 870, dazu noch manches Interessante S. 873 f. unter *'Scripturae vitia quaedam notabiliora'*) nicht vergessen sind. Wenn der Verfasser im allgemeinen von einem 'normalen' Sprachzustand ausgeht und von ihm aus vorwärts, rückwärts, seitwärts schauend Abweichungen verzeichnet, so ist das aus praktischen Gründen zu billigen, mag auch gerade darüber, was 'normal' sei, gelegentlich Zweifel bestehen. Eine Fundgrube kulturhistorischer Belehrung ist das Schlußkapitel. Bei alphabetischer Abfolge der Stichwörter werden hier z. B. behandelt: *Aedificia cum suo apparatu et ornatu, fabricae omnis generis, loca publica; Sepulcra eorumque iura; Ludi et munera; Menses et dies; Parentelae et necessitudines; Feminarum iura et officia; Matrimonium; Servi et liberti; Nominum ratio; Res rustica; Nummi; Vestis.*

Zu rühmen ist der schöne und musterhaft übersichtliche Druck, den zu erzielen es, wie der Verfasser berichtet, zeitraubender und kostspieliger Versuche bedurft hat. Daß es, zumal bei den Myriaden von Zahlen, trotz aller Sorgfalt nicht ganz ohne Versehen abgegangen ist, versteht sich von selbst. So ist S. 859 Konjetzny statt Konjetzky zu lesen.

Das wichtige Quellenwerk sollten vor allem auch die Bibliotheken höherer Schulen als ein κτῆμα ἐς ἀεί erwerben. Endgültig abgeschlossen wird es hoffentlich noch nicht sein. Schon der nach dem Widereintreten friedlicher Zustände zu erwartende Zuwachs an neuem Material wird das Bedürfnis nach Ergänzungsheften hervorrufen, und einen dringenden Wunsch wird alsbald jeder Benutzer hegen, den nach übersichtlichen Zusammenstellungen der Nummern der Auswahl mit den originalen Fundstellen, in erster Linie also den Nummern des *C I L.* Es liegt ebensosehr im allgemeinen wissenschaftlichen Interesse wie im Interesse der

Digitized by Google

Verbreitung der *I L S.* selbst, die Hinzufügung ihrer Nummern bei Zitaten von Inschriften, wie sie schon vielfach geübt wird, zu erleichtern. Möchte dieser Wunsch sich recht bald erfüllen.

Berlin-Charlottenburg. Emil Thomas.

---

1) Sylloge inscriptionum graecarum a Guilelmo Dittenbergero condita et aucta nunc tertium edita. Vol. alterum. Leipzig, S. Hirzel, 1917. 1—627.

Dem vor zwei Jahren erschienenen ersten Band der Dittenbergerischen Sylloge, den ich in dieser Zeitschrift IV (1916) S. 383ff. angezeigt habe, ist jetzt der zweite gefolgt. Band II der 2. Aufl. enthält Nr. 425—939, also 514, der selbe Band der dritten Auflage bringt Nr. 535—910, also 375 Inschriften. Der Umfang des Buches ist also geringer geworden, 627 gegen 825 Seiten, wovon nur 19 auf Addenda und Corrigenda kamen, die hier fehlen. Wie im ersten Bande ist die zeitliche Reihenfolge durchgeführt worden:

IV Nr. 535—675, 217 bis 146 (Zerstörung Korinths),
V Nr. 676—767, 146 bis 31 (Actium),
VI Nr. 768—910, 31 a. Chr. bis 565 p. Chr. (Justinian).

Dittenbergers Werk, neben den Orientis gr. inscr. sel. wohl sein reifstes, hat eine durchgreifende Umgestaltung erfahren, weit mehr noch als im ersten Teil. Nicht nur daß die sachliche Anordnung aufgegeben ist: es fehlt eine sehr große Zahl der in der 2. Aufl. vorhandenen und von Dittenberger mit besonderer Liebe und Sachkenntnis bearbeiteten Stücke, während ca. 160 neu hinzugekommen sind, davon annähernd 100 delphische. Kurz, wir haben ein neues Buch, das die 2. Aufl. nicht antiquiert. Wer sich eingehender mit Delphi beschäftigt, mag sich dessen freuen, und jeder wird dem Herausgeber für die Aufnahme einer größeren Anzahl von Inschriften dankbar sein, die sich jetzt sicherer datieren lassen, als vor 17 Jahren, da die 2. Aufl. erschien, und so zu festen Punkten geworden sind, die man gern als Dokumente ihrer Zeit liest; Milet, Arkadien, Rhodos haben Stücke geliefert, auf die man nicht verzichten möchte. Aber wem das antiquarische Interesse in erster Linie steht, der wird doch vieles schmerzlich vermissen, was die 2. Aufl. bot, auch wenn er durch neue Darbietungen seine Kenntnisse bereichert findet[1]), und wird lebhafter die baldige Fortsetzung von Ziehens vortrefflichen Leges sacrae wünschen, auf die der Verfasser im Jahresber. f. d. Altertumswissensch. kürzlich Aussicht gemacht hat. Denn die 'res sacrae', denen in Syll.[2] II 440 Seiten gewidmet waren, sind in der neuen Auflage gar stiefmütterlich behandelt worden. Vielleicht wäre das doch etwas anders geworden, lägen die wichtigen Koischen-Inschriften, die Herzog bearbeitet, bereits vor. Aber persönliche Lieblingswünsche müssen schweigen, wo die sachkundigsten Epigraphiker nach langem Erwägen trotz aller Pietät für Dittenberger und sein Werk nun einmal ihren Entschluß und ihr Verfahren für richtig erachtet haben. Ich kann mir auch

[1]) 690 nennt z. B. zum erstenmal Σωτήρια χειμερινά in Delphi, 691 Hermaia in Salamis.

Digitized by Google

denken, daß dem Epigraphiker von Fach das zeitliche und noch mehr das sprachliche Durcheinander der nach sachlichen Gesichtspunkten geordneten Inschriften in Syll.[3] II nicht nach dem Sinn war. Die Hauptursache der Umgestaltung des Werkes aber scheint doch die Aufnahme der, man darf wohl sagen unverhältnismäßig, großen Zahl oft sehr ähnlicher, delphischer Inschriften mit ihrem zum Teil sehr ausführlichen Kommentar gewesen zu sein. Darunter sind freilich höchst interessante Stücke, wie der Brief des Kaisers Claudius (801 D) aus dem Jahr 52, der als Prokonsul von Achaia den L. Junius Gallio nennt, was für die Chronologie der Missionsreisen des Paulus wichtig ist (vgl. Act. apost. 18, 12). v. Hiller und Kirchner haben — gewiß oft nicht ohne Entsagung — größere Beschränkung geübt, auch ihr Kommentar erstrebt sichtlich möglichste Kürze. Kirchner hatte den Vorteil, häufig auf seine Neubearbeitung der attischen Inschriften im Corpus verweisen zu können, v. Hiller war übler daran, und von ihm wird die einmal übernommene Pflicht das größte Opfer gefordert haben. Denn zweifellos hat für ihn die Arbeit an den Steinen und am Corpus einen größeren Reiz als ein Sichvertiefen in oft unbedeutende Einzelheiten und die Kunst der Interpretation, die den auch juristisch und politisch geschulten Begründer des Werks lockten. Damit soll nicht gesagt sein, daß er oder einer seiner Mitarbeiter der übernommenen Aufgabe sich nicht auch in dieser Beziehung voll gewachsen gezeigt hätte. Auch auf dem von Dittenberger besonders beherrschten und gepflegten Gebiet des Sakralwesens zeigen Kirchner wie Hiller durch mancherlei Berichtigungen, die nicht immer nur der Verbesserung des Textes zu verdanken sind, wie berufen sie gewesen wären, auch diesen jetzt so zusammengeschmolzenen Teil des Werkes neu zu bearbeiten. Man vergleiche z. B. den Kommentar zu der großen Mysterieninschrift von Andania 736 mit 653 der 2. Aufl. Mehr als eine der Bemerkungen Dittenbergers hat Hiller berichtigt (vgl. Anm. 2. 7. 19. 27. 30) und dabei mehr Raum erspart, als er für die von ihm hinzugefügten (vgl. 52. 56. 62) in Anspruch nehmen mußte. Nicht minder fördernd ist Kirchners Behandlung der wichtigen Eleusinischen Urkunde 547 (2. Aufl. 246). Abgesehen von Richtigstellungen anderer Art finden wir des Diokles vielumstrittenes Archontat auf Ol. 141, 2 = 215/4 festgelegt, das des Chairephon auf Ol. 140, 2 und des Aischron auf 142, 2. Danach fiel die penteterische Feier der Großen Eleusinien in ein zweites Olympiadenjahr, die trieterische aber ins erste und dritte. Zu dem selben Resultat ist inzwischen P. Boesch Berl. Phil. Wochenschr. 1917 S. 155ff. und ausführlicher Hermes 1917 gekommen, so daß van der Loeffs Ansatz (De ludis Eleusiniis Leiden 1903 S. 114ff.) für widerlegt gelten muß. Einen großen Fortschritt bringt auch Hillers Behandlung der interessanten Urkunde aus Megalopolis, die die Totenfeier zu Ehren des Philopoimen anordnet (624, Syll.[2] 289). Der Kommentar ist durch Heranziehen der literarischen Überlieferung in erwünschtester Weise bereichert und der ziemlich verstümmelte Text durch genauere Lesung und glückliche Ergänzungen verbesseft worden. Zl. 39 hatte Dittenberger ergänzt: *τὸ δέρμα καταδίδοσθαι τοῖ[ς τᾶς θυσίας ἐπιμε] λουμένοις*, jetzt lesen wir, wie ich glaube, richtig: *τ[οῖς ἀεὶ ἱερασο]μένοις*. Wir haben damit ein

Digitized by Google

neues Beispiel für die von Fraenkel Inschr. v. Pergam. VIII 1 S. 168 geleugnete Bedeutung von ἱερᾶσθαι 'das Opfer vollziehn' (vgl. Herm. XLVIII (1913) 634f.). Es ist nicht die einzige Stelle, die hergestellt ist, aber die Ergänzung der vorhergehenden Zeile, auf die Dittenberger verzichtet hatte, wird nicht richtig sein. Hiller schreibt: τὰ δὲ κρέα τ[ὰ] βρώσ[ιμα] κ[ατακαίειν]. Philopoimen soll τιμαῖς ἰσοθέοις (Zl. 4) geehrt werden, wie auch Diodor XXIX 18 berichtet. Es muß ihm also ὡς θεῷ, nicht ὡς ἥρωι, geopfert werden. Dann aber kann man das Tier nicht verbrannt haben. Das geht auch aus der Bestimmung hervor, daß das Fell dem des Priesteramtes Waltenden als γέρας zufallen soll. Toten- und Heroenopfer sind Holokausta, das Tier wird mit Haut und Haar verbrannt. Man sähe auch nicht ein, wozu die ἱεροθύται jeder zwei Minen εἰς τὰν θυσίαν erhalten sollten, wenn kein Opfermahl stattfand. Auch der βωμός (nicht ἐσχάρα) und das βουθυτεῖν, das katachrestisch hier nicht gebraucht sein kann (vgl. Diod. a. O.), weisen auf ein Speisopfer. Zu βρώσιμα aber ist der Gegensatz nicht etwa οὐκ ἐδώδιμα, sondern ἱερά, d. h. die dem Toten, wie sonst τῷ θεῷ, zu verbrennenden Stücke. Auch Atisch. Prom. 479 heißt βρώσιμα: was gegessen werden darf. Vielleicht ist κ[ατανέμειν] zu ergänzen.

Wir hoffen, daß der dritte Band, der die Indices bringen soll, bald folgen wird. Bücher dieser Art werden ja erst durch sie recht benutzbar. Dem Ganzen aber wünschen wir weiter den Erfolg, den Herausgeber und Mitarbeiter verdienen, wie ihn der ἀρχηγέτης verdiente und erreichte.

2) Otto Kern, Krieg und Kult bei den Hellenen. Zweiter durch Anmerkungen vermehrter Abdruck. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer, 1917. 80 ℳ. 28 S.

Am 12. Juli 1915 hat Kern bei Übernahme des Rektorats der Universität Halle eine Rede gehalten, die in steter Bezugnahme auf die Gegenwart 'den Einfluß, den der Krieg auf Glauben und Kult der Griechen gehabt hat', in kurzer Skizze ausführt. Nach fast zwei Jahren wird sie widergedruckt, und der ἥρωες χρηστοί, denen er das χαίρειε zurief, werden noch immer täglich mehr. — Mit Versen aus Goethes Epimenides beginnend und schließend handelt er, sein Thema übersichtlich disponierend, über die hellenischen Kriegsgötter, insbesondere 'den Schädiger' Ares und sein grausiges Gefolge, dann Asklepios und die, namentlich in alter Zeit, auch von vielen Kriegern geübte Chirurgie, die Heroen und ihren Kult, Weihgeschenke nach siegreicher Schlacht, die Ehrungen der fürs Vaterland Gefallenen und das Erhalten ihres Gedächtnisses durch Dichterwort und Künstlerhand, Schöpfungen, die nicht zum wenigsten dadurch so ergreifend wirken, daß sie 'das rein Persönliche nie in den Vordergrund' stellen.

Gewiß verdankt die kleine Schrift ihren Erfolg auch den aktuellen Verhältnissen, aber das schmälert das Verdienst des Verfassers nicht, sondern erhöht es: er hat an einem klug und glücklich gewählten Beispiel widerum gezeigt, wie das Hellenentum und die philologische Wissenschaft nicht abseits der Gedankenkreise stehn, die jetzt mit Recht alles beherrschen.

Berlin. P. Stengel.

Digitized by Google

Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso. Zweiter Band. Buch VIII bis XV. Im Anschluß an Moriz Haupts Bearbeitung der Bücher I—VII erklärt von Otto Korn, in vierter Auflage neu bearbeitet von R. Ehwald. Berlin, Weidmann, 1916. IV u. 455 S. 4,80 ℳ.

Die Bearbeitung dieser neuen Auflage folgt der frühern nach 18 Jahren. In dieser Zeit ist die große Ausgabe von H. Magnus erschienen (Berlin 1914) und ebenso die darauf beruhende eigene kritische Edition Ehwalds (Leipzig 1915). Es ist selbstverständlich, daß die erstere auf den Text stark eingewirkt hat und daß bei dem kurzen Zeitabstand der letzteren kein Unterschied in der Textbehandlung dieser gegenüber zu erwarten ist. So genügt es in dieser Beziehung auf die Besprechung in dieser Zeitschrift 1916 S. 560 zu verweisen. Die nicht seltenen Abweichungen von der frühern dritten Ausgabe mußten ebenso auch manche Umgestaltung der Anmerkungen nach sich ziehen. Begründung jetzt aufgegebener Lesarten ist verschwunden; die neuen bedurften dagegen nicht selten der befürwortenden Erklärung. So findet der jetzige Text VIII 150 *spuma ruit,* 822 *arva,* 854 *piscem,* IX 17 *regem,* 71 *comitum,* 194 *quid cum,* 573 *latentia,* XI 358 *exstant,* 493 *velitve* usw. in den Anmerkungen seine Rechtfertigung, auch jetzt stets ohne weitere Polemik, die höchstens dem kritischen Anhang einverleibt ist. Hier und da hat sich noch eine Erklärung dem nötigen Verwandlungsprozeß entzogen. In XIII 562 lesen wir noch immer die Verteidigung von *potentem,* obwohl es im Text dem *nocentem* gewichen ist; XIII 718 ist noch *irrita* die Grundlage der Anmerkung statt des jetzigen *inpia;* XV 103 hält sich im Lemma noch *leonum* trotz Text und Erklärung; auch XIV 752 will sich Text und Deutung nicht recht decken. Daß von den neuen Auffassungen nicht alle zwingend sind, ist bei diesen heiß umstrittenen Stellen nicht verwunderlich. Die Verteidigung der handschriftlichen Lesart *Invidiamque* (X 584) und der neuen *timidis audacis* (XIV 671) ist gequält. Die Konjectur Hollands *longa* (VIII 190) macht die Schilderung unanschaulich. Wie Sterne von Blitzen aufleuchten sollen (XI 523), ist schwer abzusehen, ebensowenig, weshalb XIV 239 zu den *trabes* Cato und Varro Pathe gestanden haben sollen. XIII 276 kann die bloße Bezeichnung *dux* für Diomedes nicht ausreichend sein trotz der beigefügten Iliasstelle 2 (7?), 180. XIV 158 erklärt ein 'nach langer Leiden Mühen' gerade das frühere *post taedia longa laborum;* das jetzige *per* kann nur als Ersatz für den Ablativ gefaßt werden = 'in Folge'. Den Sinn des nicht mehr für unecht gehaltenen Verses XIII 379 fasse ich lieber so: 'Wenn (uns) noch etwas für das Verhängnis Troias zu tun übrig bleibt'; *fatis* ist Dativ oder von *restare,* wie Verg. A. I 679, abhängiger Ablativ.

Abgesehen von solchen Stellen, wo der veränderte Text zu neuer Begründung zwang, hat der Kommentar nicht gerade viel Umgestaltung und Erweiterung erfahren, da schon die letzte Auflage von dem gleichen Verfasser und nach den gleichen Grundsätzen, wie sie sich in der fast nur im Datum umgeänderten Vorrede aussprechen, fertiggestellt wurde. Die Quellenforschung und Heranziehung verwandter Sagen und Darstellungen hat manche Zusätze entstehen lassen; so sofort im Anfang bei der Metamorphose der Scylla (VIII 1), wo dann im folgenden Properz stärker herangezogen wird (V. 41, 53, 144). XIV 72 kommt die Lokal-

Digitized by Google

sage zur Geltung; XV 60 stellt sich Ennius als Vermittler ein; XV 239 und 259 Varro. Der Disposition wird mehr Beachtung geschenkt, freilich in mehr andeutender als ausführender Weise, so am Schluß von XI; 162; 243, XI 410, XIII 750, XIV 320. Das rhetorische Element wird noch schärfer betont, stilistische Eigentümlichkeiten Ovids angemerkt (XIII 390, XV 130). Ein paar Stellen aus Vergil, Properz, der Ciris sind beigefügt; zu XIV 543 konnte so auch der Sturm bei Vergil A. IV 160 als mutmaßliches Vorbild notiert werden, ebenso ecl. III 99 *pressabimus ubera palmis* zu XV 472, wie als Nachahmung die fast wörtlich übereinstimmende Lucanstelle II 435 *donec confinia pontus Solveret incumbens terrasque repelleret aequor* zu XV 290, und die unstreitige Entlehnung des gleichen Dichters IX 631 *vibratis sibila linguis* zu XV 684. Manche übernommene Erklärung sähe ich gern besser begründet oder auch ganz geändert; manches bedarf noch ganz der Stütze oder wenigstens der Parallelstelle zum bessern Verständnis. Zu VIII 73 vgl. Otto, Sprichwörter der Römer S. 110 und 144. 246 konnte auf die Lautmalerei in der Nachahmung des kreischenden Tons der Säge hingewiesen werden. 573 Die Römer kennen wirklich Gefäße, die ganz aus (Halb-)Edelsteinen bestehen, s. Luc. X 160 *gemmae capaces excepere merum*, Blümner, Die röm. Privataltertümer S. 408. 585/8 Schon hier mußte die Bemerkung über das Perfectum *revelli* stehen, die sich jetzt XII 300 findet (statt in. IX 68 lies dort IX 86). IX 458 = XI 431 tut die Erklärung von *quod* = 'obgleich' der Konjunktion und dem Gedanken Gewalt an. XII 340 'er stülpte seine Weichen über den Baumstumpf' ist weder sprachlich noch sachlich schön. 425 gewinnt die Szene an tieferem Gefühl, wenn man weiß, daß nach Ansicht der Antike die Seele durch den Mund entweicht. XIV 65 'so viele Rachen als der Cerberus hat', also drei (IV 450); aber von einer Zahl steht hier nichts, und Scylla hat in der Odyssee deren sechs. Es heißt unbestimmt 'Rachen wie Cerberus'. 86 Strongyle (Stromboli) ist auch heute noch tätiger Vulkan. 88. Palinurus ist nicht ertrunken, sondern am Land erschlagen (Verg. A. VI 337 ff.). 129. *suspiratus* nur hier statt *suspiritus* und *suspirium*. 465. Zu *quamquam* mit dem Konjunktiv vgl. Kühner-Stegmann, Ausführliche Grammatik der lat. Sprache II 2 S. 442. XV 125 ist die Beziehung auf das Austreten des Kornes durch die Stiere gesucht. 156 hat wohl die Stoa eingewirkt, wie Lucan VII 809 *tabesne cadavera solvat an rogus*, äußerlich wohl mit Anlehnung an unsere Stelle, zeigt. 279. *Sicanis* als Dactylus im Ibis 596. 745 ist das enthusiastische Lob Ribbecks mit der zu v. 751 ausgesprochenen Herabsetzung nicht recht vereinbar. Auch eine vollständige Umarbeitung des kritischen Anhangs könnte manche antiquierte Notiz, Zitierung alter Auflagen, überflüssige Anführung früherer Druckfehler beseitigen und die oft störende Reihenfolge der Angaben verbessern. Druckversehen sind nicht so selten; besonders viel ist *u* und *n* vertauscht, und so heißt S. 423 zu XI 138 *Schenkl* noch immer *Scheukl*. Verwirrend ist IX 52 das hartnäckige *volvit* für *solvit* und XII 442 *rarum* für *ramum*; weniger Unheil werden anrichten XII 16 *suo*, 40 *caelestesquae*, 197 *fame*, XIII 82 *proelio*, 748 *sic cum* (für *sum*) XIV 595 *quaequae*. In der Anm. zu XIII 164

Digitized by Google

schreibe *vestis*; zu XII 622 ist 8, 272 in 8, 268 und zu XIII 858 14, 2, 70 wohl in 14, 170, zu verbessern; zu XV 130 *labe carens*, dagegen vier Zeilen später *carentia saxa* zu lesen. Im krit. Apparat S. 423 weiß man zu XI 205 nicht, was die Codices haben; S. 435 hat XIV 431 *extremum* N in der kritischen Ausgabe; doch s. Magnus zur Stelle.

Trotz dieser Ausstellungen, die nur Einzelheiten betreffen, erkenne ich das Buch gern als geschickten und kundigen Berater in dem Labyrinth des Ovidischen Verwandlungsbuches an.

Würzburg. Carl Hosius.

Albert Müller, Das attische Bühnenwesen. Gütersloh, Bertelsmann, 1916. 8. 132 S. 2 ℳ.

Das kleine Büchlein des inzwischen verstorbenen Verfassers, dem wir auch das ausführliche 'Lehrbuch der griechischen Bühnenaltertümer' (1886) verdanken, kommt zweifelsohne einem allseitig empfundenen Bedürfnis entgegen. Welchem Philologen, der sich mit den Dramen der Griechen beschäftigt, drängte sich nicht immer wieder die bedeutsame Frage auf, wie diese Dramen in den Theatern denn eigentlich gespielt wurden, und des weiteren, von welchen äußeren Bedingungen das Schaffen der griechischen Tragiker beherrscht wurde, wie diese Bedingungen auf die Form der Tragödien und Komödien bestimmend einwirken mußten, und wer von diesen Vielen hat Gelegenheit und Muße, in jedem einzelnen Falle die großen zusammenfassenden Werke befragen zu können, die zudem alle mehr oder minder veraltet sind? Dazu kommt, daß in manchen Hauptfragen, in denen die Archäologie entscheidend mitzusprechen hat, die Meinungen noch weit auseinandergehen. Leider können wir nicht behaupten, daß Müllers Büchlein dies Bedürfnis in allen Punkten ausreichend befriedigte. Der vorliegende Abdruck ist, wie es im Vorworte heißt, eine nur in wenigen nebensächlichen Punkten verbesserte Wiederholung des ursprünglichen Druckes. Sehen wir näher zu, so bemerken wir, daß die nach 1896 erschienene, besonders für die Bühnenfrage außerordentlich wichtige und inhaltreiche Literatur fast unbeachtet geblieben ist. Wie kann man sich aber unterfangen, eine auch nur einigermaßen sicher orientierende Übersicht über die verschiedenen Ansichten Dörpfelds und seiner Gegner zu geben, ohne auf Dörpfelds großen grundlegenden Aufsatz in den Athenischen Mitteilungen 1903 S. 383 ff. einzugehen (besonders auf den VI. Abschnitt dieses Aufsatzes über die Geschichte der Bühnenfrage). Wer zu einem 1916 erschienenen Buche über das attische Bühnenwesen greift, sucht darin natürlich auch ein Wort über Fiechters 1914 erschienenes Werk 'Die baugeschichtliche Entwicklung des antiken Theaters' und über Dörpfelds Entgegnung auf Fiechters Vortrag des gleichen Inhalts in der Berliner archäologischen Gesellschaft (Archäol. Anzeiger 1915 Sp. 97 ff.). Wenn allerlei Einzelheiten in griechischen Theaterbauten hervorgehoben werden, die gegen Dörpfelds Auffassung zu sprechen scheinen, auch nicht Stichhaltiges, wie die angeblich unzureichende Höhe der Türen im Proskenion zu Oropos, so hätte auch Dörpfelds Bericht über das Theater zu Ephesos im Archäologischen Anzeiger 1913 Sp. 37 ff. nicht unerwähnt bleiben

Digitized by Google

dürfen, ist doch gerade dieser Bau für die Frage, wo im hellenistischen Theater gespielt wurde, ganz besonders aufschlußreich. Fiechter hat seinem Buche eine Rekonstruktionsskizze des ephesischen Theaters mit Figuren spielender Schauspieler auf dem Dache des Proskenions vorheften lassen. Ich muß gestehen: keine Darlegung könnte so entschieden für Dörpfelds Annahme sprechen, daß die Schauspieler auch in hellenistischer Zeit vor dem Proskenion in der Orchestra aufgetreten sind, als dies Bild mit seinen ganz unorganisch wirkenden Nachtwandlern auf dem Dache des Hauses. Man mag sich aber entscheiden wie man will: gerade in einem so kurzen Abrisse, der nur die Aufgabe haben kann, ganz sachlich zu orientieren, hätte die Darstellung nicht in einer Weise gegeben werden dürfen, die eine gewisse Parteinahme nicht verkennen läßt. Schließlich waren vor Ausgabe des Büchleins auch Wilamowitzens Interpretationen zu den Tragödien des Aischylos erschienen mit den wichtigen Andeutungen über die Gestaltung der Bauten auf der Orchestra, auf die uns der Text jener Tragödien selbst schließen läßt, ebenso die daran anschließende Schrift von Noack (Σκηνὴ τραγική; Tübingen 1915), dessen Annahmen allerdings Dörpfeld in zwei Besprechungen (im Literarischen Zentralblatt und in der Wochenschrift für Philologie) zum Teil widerlegt oder doch in Zweifel gezogen hat. Natürlich treten die gerügten Mängel weniger zutage in den Abschnitten, die in der Hauptsache auf literarischer Überlieferung und philologischer Kritik beruhen. Hier haben sich die widerstreitenden Ansichten über das, was wir wissen und nicht wissen können, bereits mehr geklärt. Immerhin hätte auch hier manches nicht übergangen werden dürfen, so in dem Paragraphen über das Dreischauspielergesetz der Widerspruch des Amerikaners Rees gegen die übliche Auffassung in seiner Dissertation (The rule of three actors in the classical greek drama; Chicago 1908) und deren Verteidigung in Kaffenbergers Dissertation (Das Dreischauspielergesetz in der griechischen Tragödie; Darmstadt 1911). Kaffenberger hat gewiß vollkommen recht, wenn er an dem unumstößlichen Zeugnis des Aristoteles und seiner bisherigen Deutung festhält — die horazische Umdeutung, nach der es nicht darauf angekommen wäre, alle Rollen von nur drei Schauspielern darstellen zu lassen, sondern darauf, in jedem einzelnen Auftritt nicht mehr als drei Personen sprechen zu lassen, erklärt Kaffenberger sehr überzeugend dadurch, daß man in jener späten Zeit über die Tragödien nicht mehr nach unmittelbarer Erfahrung immer wiederholter Aufführungen und nach lebendiger Überlieferung aus der Zeit ihrer Entstehung gehandelt habe, sondern einzig vom Standpunkt der literarischen Betrachtung aus —, immerhin sind die Einwürfe von Rees zu ernsthaft und zu geschickt vorgebracht, als daß sie einfach mit Stillschweigen übergangen werden dürften. Zu dem Paragraphen über die Prozessionen zu Beginn der städtischen Dionysien (S. 14) wären jetzt zu vergleichen die einander widersprechenden Ausführungen Nielsons und Spengels im Archäol. Jahrbuch 1916 S. 326 u. 340 ff. Schlecht sind die Abbildungen, mit denen das Büchlein ausgestattet ist. Wir können dies wirklich nur gelten lassen als vorläufigen Ersatz einer Arbeit gleichen Inhalts, die wir in nicht allzu ferner

Digitized by Google

Zeit von anderer Seite zu erwarten haben. Daneben wäre sehr zu wünschen, daß uns möglichst bald ein Urkundenbuch für alle das antike Theater betreffenden Fragen geschaffen würde. Eine vortreffliche Vorarbeit dafür, eine prosopographia actorum graecorum, findet sich im Anhang der ebenfalls 1908 in Chicago erschienenen Dissertation von O'Connor: Chapters in the history of actors and acting in ancient Greece.

Berlin. W. Amelung.

Gustav Wendt, Griechische Schulgrammatik. Neu bearbeitet von Kuno Fecht und Jakob Sitzler. Der Reihe nach 10. Auflage. Berlin, Grote, 1916. XII u. 312 S. Geb. 3 ℳ.

Die Aufgabe der Bearbeiter dieser bewährten Grammatik war nicht leicht. Die neue Auflage sollte die Wissenschaft der Gegenwart und die praktischen Schulerfahrungen verarbeiten, aber nicht zu einem durchaus andern Buche werden. Neben Änderungen im einzelnen ist deshalb die Anlage und Eigenart des Buches im großen und ganzen die gleiche wie früher. Einen Hauptvorzug, der mit Recht beibehalten ist, erblickte man stets in der geradezu oft lapidaren und doch so klaren Kürze, die den Schüler vor dem sinnlosen Auswendiglernen langer Regeln bewahrt. Man merkt es ferner der neuen Auflage an, daß Werke wie Stahl, Historisch-kritische Syntax des griechischen Verbums in klassischer Zeit, Heidelberg 1907 und Brugmann, Griechische Grammatik, 4. Auflage v. Thumb, Iwan v. Müllers Handbuch II 1, München 1913 ihren Einfluß geltend gemacht haben. Mit weiser Mäßigung haben die Verfasser den Resultaten der Sprachwissenschaft, wie das mit Recht von vielen gewünscht wurde, Eingang in die Schule verschafft.

Da der beschränkte Raum uns ein Eingehn auf Laut- und Formenlehre verbietet, beschränken wir uns auf einige Bemerkungen zur Syntax.

Die ersten Abschnitte über Kongruenz und Pronomen hätten meines Erachtens gekürzt werden können. Hierin ist vieles enthalten, das der Schüler nicht gedruckt zu sehen braucht; er hat es teilweise schon bei der Formenlehre und durch das Übungsbuch gelernt oder kann es bei der Lektüre beobachten, wo es sich um wirklich markante Dinge handelt. In der Kasuslehre ist manche vorteilhafte Änderung und Berichtigung vorgenommen worden. Fälle wie *Μιλτιάδης ὁ Κιμωνος* stehen jetzt unter dem Genetivus possessivus, nicht mehr unter dem subiectivus; *τῆς Ἀττικῆς ἐς Οἰνόην* u. ä. wird völlig mit Recht dem partitivus zugewiesen. Gut ist auch, daß die Verba des Herrschens und Befehlens unter den eigentlichen Genetiv gestellt sind, weil hier der Kasus von dem im Verbum liegenden Substantivbegriff abhängt; *ἡττηθῆναι* dagegen und *περιγενέσθαι* gehören sicher unter den ablativischen Genetiv. Dagegen würde ich den Genetiv bei *ἀκούειν* unter dem ablativischen stehen lassen trotz Brugmann-Thumb 442. Hinter jedem Kasus sind dann die Präpositionen, die ihn regieren, wie im alten Wendt zusammengestellt. Hübsch gehen aber die Verfasser dabei jeweils von der sinnlichen, räumlichen Bedeutung aus, woraus sich die übrigen metaphorischen Gebrauchsweisen ungezwungen ergeben. Bei der Lehre von den Tempora sind Zeitstufe und

Digitized by Google

Aktionsart scharf geschieden, wie dies ja auch in wissenschaftlichen Darstellungen der Syntax, z. B. bei Stahl und Brugmann-Thumb, in fruchtbringender Weise jetzt mehr wie früher geschieht. Schwierig bleibt hier manches für die Schüler auch beim besten Unterricht. Jedenfalls würde ich bei der Lehre vom Aorist auf die Begriffe 'punktuell' und 'punktualisierend' gerne verzichten. In der Moduslehre wird, was für die Schule allerdings zweckmäßig sein dürfte, beim Imperativ und beim Prohibitivus an dem bekannten Unterschied zwischen Präsens und Aorist festgehalten. Hier ist noch manches, wie auch Brugmann-Thumb 586 ff. bemerken, zu erforschen. Gleich das berühmte Beispiel *γνῶθι σεαυτόν*, das schon Wendt aufgenommen hatte, will sich der Grundregel nicht recht fügen, weil man dabei doch an allgemeine Gültigkeit für die Dauer denkt. Hier muß der Lehrer — aufmerksame denkende Schüler werden ihn schon dazu zwingen — eine Erklärung abgeben. Ich denke mir die Sache so: Der Aorist ist eine Art gnomischer, d. h. ein Fall wird als allgemein gültig hingestellt, vgl. auch *λάθε βιώσας*. Eine ganz andere Anordnung zeigen die Nebensätze, deren Reihenfolge nunmehr lautet: Abhängige Aussagesätze, Kausalsätze, Finalsätze (eigentliche und ergänzende), Konsekutivsätze, die Wendt zum Infinitiv stellte, hypothetische Sätze, Konzessiv-, Relativ- und Temporalsätze. Mit Recht wird bei *μή* nach Verben des Fürchtens unter den ergänzenden Finalsätzen hervorgehoben, was bei Wendt fehlte, aber längst bekannt ist, daß es sich ursprünglich um selbständige Sätze handelt, wie denn überhaupt als Einleitung zu der Lehre von den Nebensätzen die Verfasser von Homer ausgehend den Übergang von der Parataxe zur Hypotaxe ausgiebiger als Wendt selbst erörtern. Dadurch wird auch gerade bei den Verben des Fürchtens der griechische Gebrauch mit dem lateinischen *metuo ne* usw., wo Schmalz-Wagener und andere neuere Grammatiken die einstige Parataxe scharf hervorheben, in gute Parallele gestellt. Es sei an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß Fecht und Sitzler auch sonst bemüht sind, die dem Schüler aus dem Lateinischen geläufige Terminologie anzuwenden, wodurch das Verständnis gewiß erleichtert wird. Wie bei den Verben des Fürchtens, so wäre vielleicht auch an andern Stellen eine sprachwissenschaftliche Bemerkung am Platz, so z. B. bei *ὅπως* c. fut. bei Verben des Sorgens, wo ursprünglich Modalsätze vorliegen, s. Brugmann-Thumb 651. Einschneidend ist die Änderung, daß die hypothetischen Relativsätze, jetzt erst nach den eigentlichen Bedingungssätzen stehen und auf diese Art verständlicher werden. Die Übungsbücher gaben es uns übrigens bisher schon immer an die Hand, sie nach den Sätzen mit *εἰ, ἐάν* einzuprägen. Am Schluß der Konzessivsätze heißt es: 'Konzessivsätze werden häufig durch *καίτερ* mit Partizip ausgedrückt'; streng wissenschaftlich sollte hier mit Hinweis auf § 359 (Partizip mit *ἅτε* usw.) gesagt sein: 'Konzessivsätze werden häufig durch das Partizip, zu dem *καίπερ* treten kann, ausgedrückt', s. Brugmann-Thumb 603. In den Kapiteln über Infinitiv und Partizipium finden sich gleichfalls Änderungen. Zur Vertiefung wird es gewiß beitragen, daß beim Infinitiv seine Mittelstellung zwischen Substantiv und Verbum deutlich hervortritt. Schärfer als bisher wird der Infinitiv mit und ohne Artikel hervorgehoben; die Infinitive mit *μή* und

Digitized by Google

μή οὐ sind, was praktisch sein dürfte, zu den Negationen gestellt. Bei der Lehre vom Partizip ist in Anlehnung an die lateinische Grammatik für den appositiven Gebrauch nach Participium coniunctum und Genetivus absolutus gut geschieden. Die Verbaladjektiva folgen in besonderem Abschnitt. Bei den Fragesätzen ist ein Kapitel über die Beantwortung der Fragen neu hinzugekommen, der für die Platolektüre gute Dienste leisten kann, aber nicht durchaus nötig ist.

Ein weiterer neuer Abschnitt handelt von der oratio obliqua, die im alten Wendt unter der 'Modusfolge im zusammengesetzten Satz' versteckt war. Bei der geringen Rolle, die die indirekte Rede dem flüssigen, anschaulichen Charakter der Sprache gemäß im Griechischen spielt, wird man von diesem Abschnitt wohl kaum Gebrauch machen.

Auf die Syntax folgt das Wissenswerte aus dem homerischen und herodotischen Dialekt mit Änderungen und Zusätzen. Die sog. epische Zerdehnung bei Homer ist unter Beibehaltung der Assimilationstheorie, die für die Schüler allerdings leicht faßlich ist, etwas eingehender als im alten Wendt behandelt. Das Problem ist noch nicht gelöst, vgl. die vorsichtige Behandlung bei Brugmann-Thumb 76 ff. Vielleicht gehören ja die Formen überhaupt nicht in den Text, sondern verdanken ihre Entstehung einer späteren Zeit, vgl. Wackernagel-Bezzenberger, Beitr. 4, 259 ff. Wer im Unterricht den auch sonst sehr empfehlenswerten Cauerschen Homertext (Freytag-Tempsky) benützt, kommt vor seinen Schülern um die zerdehnten Formen herum; denn dort sind sie ausgemerzt. Im Anhang I schließt sich der metrische Abriß an, den auf Grund der lange gültigen Anschauungen von Roßbach-Westphal s. Z. Uhlig verfaßt hatte. Er ist von Sitzler in verkürzter Form (9 Seiten gegen bisher 20) völlig umgearbeitet und den jetzt herrschenden Auffassungen angepaßt worden. Demgemäß ist bei den Glykoneen z. B. die Theorie vom irrationalen Daktylus verschwunden und durch die der Choriambisch-iambischen Verse ersetzt. Ausführlich sind, was bei Sitzler nicht Wunder nimmt, die sapphische und alkäische Strophe behandelt.

Anhang II enthält die Maße und die Zeitrechnung; die attischen Monate und Feste blieben weg. Ebenso erschien den Verfassern das Verzeichnis der Verba am Schluß überflüssig, zumal sie mit Hilfe des Registers stets leicht nachgeschlagen werden können; außerdem stehen sie ja zum größten Teil 85 ff. beisammen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das Buch in seinem neuen Gewande zweifellos sich weiter als überaus brauchbar bewähren wird.

Lahr i. B. R. Helbing.

---

1) Right or Wrong, my country! or the immorality of English Policy, confessed by English authors. Herausg. v. A. Herrmann und H. Gade. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1,20 ℳ.

2) J. Thompson, England and Germany in the war. Herausg. v. H. Gade und A. Herrmann. Ebenda. 90 ₰.

Das erste Bändchen verfolgt den Zweck, unsere Jugend mit den Wegen und Zielen der englichen Politik kekannt zu machen und sie anzuleiten, die englische Geschichte nicht mehr bewundernd, sondern kritisch zu lesen; es enthält gekürzte Aufsätze u. a. von *Seeley, Macauly,*

Digitized by Google

Mc Carthy über die Politik der englischen Kriege, von *Green*. *J. Swifh* über die Kriege mit Irland und Amerika und von *Lecky* über Englands Anteil an dem Sklavenhandel; an diesen und den anderen Aufsätzen soll das Unsittliche des Wortes *right or wrong, my country!* erwiesen werden.

Die Texte sind zu diesem Zweck mit Geschick ausgewählt und in einem gründlich und sorgfältig ausgearbeiteten Anhang sachlich erläutert.

So notwendig an sich eine kritische Geschichtsbetrachtung ist und so wünschenswert auch frühzeitig eine nüchterne Stellungnahme allem Ausländischen gegenüber zur Stärkung des eigenen Nationalgefühls sein mag, so kann ich doch nicht alle erzieherischen Bedenken gegen eine immerhin etwas einseitige Auswahl unterdrücken.

Von bisheriger Bewunderung kämen wir damit zu gehässiger Verachtung. Ob das für die Jugend ein Gewinn ist? Viel könnte freilich die mündliche Erklärung der Lehrers mildern.

J. Thompson, Anglo-Amerikaner von Geburt und Frankreich wohl gesinnt, war eine Reihe von Jahren amerikanischer Konsul in Deutschland. Er hat in dieser Eigenschaft unser Volk würdigen und schätzen gelernt und bald nach Ausbruch des Weltkrieges eine Anzahl offener Briefe an den amerikanischen Staatssekretär *Bryan* veröffentlicht, die großes Aufsehen erregten. Die Herausgeber haben die für uns Deutsche wichtigsten Briefe in der vorliegenden Ausgabe vereinigt. Sie handeln u. a. über Deutschlands Entwicklung und Englands Sinken, über deutsche Kultur, über den sogenannten Militarismus und die angeblichen Grausamkeiten der Deutschen in Belgien, gegen die *Thompson* unsere Landsleute mit Recht in Schutz nimmt. Diese Briefe, in denen *Thompson* unserem Vaterland große Gerechtigkeit widerfahren läßt, liest man mit lebhaftem Interesse und innerer Genugtuung und erscheinen als wohlgeeigneter Lesestoff für die Klassen von IIa ab.

Charlottenburg. A. Elfes.

---

1) Gustav Becker, A First English Reader. Englisches Lesebuch mit Elementargrammatik und Übungsstoffen für den Anfangsunterricht unter Mitwirkung von Ernst Rühl und Richard Sievers. Mit 10 Tafeln und 9 Abbildungen im Text, einer Münztafel, einem Plan von London, einer Karte von England und einer Karte des Britischen Weltreiches. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1914. IV u. 176 S. 8. Geb. 2,40 ℳ.

2) Gustav Becker, Englische Grammatik für die Oberstufe. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1915. VIII u. 318 S. 8. Geb. 3,60 ℳ.

3) Gustav Becker, Kurzgefaßte englische Schulgrammatik. Ebenda 1915. VIII u. 203 S. 8. Geb. 2,40 ℳ.

1. Entsprechend der Stellung, die der englische Unterricht an der Mehrzahl unserer höheren Schulen einnimmt, erscheint es wünschenswert, wenn er die Schüler so früh als möglich zu zusammenhängender Lektüre befähigt. Diesem Gesichtspunkte will das vorliegende Werk auch den Anfangsunterricht von vornherein unterordnen. Unter ausdrücklicher Ablehnung der sonst meist üblichen kleineren, bestimmten grammatischen Zwecken angepaßten Lesestücke legen die Verfasser dem Unterricht von Anfang an größere, zusammenhängende Originaltexte zugrunde. Lady Bells dramatisches Märchen Jack and the Beanstalk soll zunächst in lebendiger Rede und Gegenrede in die Sprache des täglichen Lebens

Digitized by Google

einführen; die Geschichte ist mit einer Darstellung des Normanneneinfalls vertreten, während eine Reihe flotter Schilderungen über die geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Englands und des britischen Weltreiches orientieren und eine munter erzählte Schulgeschichte zeigt, wie es in englischen Erziehungsanstalten hergeht. Frisch und ansprechend in der Form, vielseitig im Inhalt, halten sich die ausschließlich englische Verhältnisse behandelnden Stoffe nicht nur frei von Trivialitäten, wie sie oft unter dem Schlagwort 'Realien' angepriesen werden, sondern sie vermeiden auch, was bei einem vor dem Kriege fertiggestellten Buche immerhin Erwähnung verdient, alles, was sich nicht mit unsrer Selbstachtung vertrüge. Ohne Zweifel wird das durch größere Zusammenhänge und einen auch inhaltlich wertvollen Stoff stärker erregte sachliche Interesse zugleich der Aneignung der sprachlichen Form mit zugute kommen, besonders bei älteren Schülern. Nur hat das seine Grenzen, die durch das sprachliche Fassungsvermögen des Anfängers gegeben sind. Wenn die Wege einer allzu besorgten Induktion durch frisches Drauflosgehen etwas verkürzt werden, so kann das nur willkommen sein; wenn sich aber die Verfasser darauf beschränken, Originaltexte in Paragraphen zu teilen und irgendein grammatisches Pensum einem Paragraphen ‚zuzuweisen', der zuweilen keine oder nur ganz spärliche Beispiele dafür bietet, statt dessen aber den Lernenden mit einer Menge anderer Erscheinungen gleichzeitig überschüttet, so muß es zweifelhaft erscheinen, ob dieses sorglose Verfahren nun gerade eine Vereinfachung und Beschleunigung der Spracherlernung verbürgt. Daß die Verfasser ihr Werk selbst als ‚Lesebuch' bezeichnen, ändert daran nichts, da es doch zugleich als ‚Lehrbuch', d. h. als alleiniges Hilfsmittel für den Anfangsunterricht gedacht ist. Im übrigen verdient es auch als solches entschieden Anerkennung. Grammatik, Vokabularien, Aussprachebezeichnung, sowie die Ausstattung des Buches mit Abbildungen und Karten befriedigen durchaus und empfehlen sich durch manche zweckmäßige Einrichtungen, zu denen besonders die zu Sinngruppen geordneten Wortreihen zu rechnen sind. Jedenfalls besitzt das anziehende und lebendige Buch trotz des beanstandeten Punktes, über den im Grunde erst der Gebrauch entscheiden kann, in seiner Reichhaltigkeit und Frische Vorzüge genug, um für einen Versuch empfohlen zu werden.

2. Auch die Beckersche Grammatik geht ihre eigenen Wege. Den Schwerpunkt ihrer Aufgabe sieht sie darin, den Unterricht zu denkender Durchdringung der grammatischen Erscheinungen zu nötigen. So sucht sie die Regeln so zu fassen, daß schon aus der genauen Festlegung des Inhaltes und des Umfangs möglichst der innere Grund der Erscheinung ersichtlich wird. Zugleich wird die Auffassung, wo sich Anlaß dazu bietet, durch historische oder psychologische Erklärung vertieft. In beiden Richtungen hält sich der Verfasser in vernünftigen durch den Horizont des Unterrichts gesteckten Grenzen. Was die Form der Darstellung anlangt, so werden die grammatischen Erscheinungen zunächst durch eine ausgiebige Zahl von Beispielen, die grundsätzlich nur die Autoren und die Umgangssprache der letzten Jahrzehnte berücksichtigen, nach möglichst vielen Seiten hin veranschaulicht und dann in engem Anschluß an die

Digitized by Google

so gegebene Grundlage das Regelsystem mit erschöpfender Genauigkeit und in klarer Fassung aufgebaut. Auch der Doppelcharakter vieler Ausdrucksmittel als Folge der Sprachmischung findet gebührende Berücksichtigung. Als besonders erwünscht und wohlgelungen seien die allgemein orientierenden Abschnitte: 'Überblick über die Geschichte der englischen Sprache, Orthographie, Laut und Schrift, Akzent ("Betonung" wäre wohl deutlicher gewesen), Wortbildung' hervorgehoben. In der Anordnung machen sich einige kleine Inkonsequenzen bemerkbar; so, wenn nach Erledigung der Formenlehre des Verbums (S. 35—45) alles folgende, auch die Pluralbildung der Substantiva (§ 73), die Steigerung der Adjektiva (§ 90—91) mit 'Syntax' überschrieben wird. Den auf Vertiefung gerichteten Grundsätzen des Verfassers hätte es wohl auch entsprochen, wenn die allen Flexionsarten gemeinsamen lautlichen und orthographischen Besonderheiten (z. B. S. 44. 45. §§ 73. 90) gemeinsam behandelt oder wenigstens in Beziehung gesetzt worden wären. Bei der Endung *-s* der 3. P. Sg. Präs. hätte sich ein kurzer Hinweis auf ihre Geschichte und ihr Verhältnis zu *-th* gelohnt, wie das Entsprechende z. B. mit Geschick bei der Pluralbildung der Substantiva unternommen wird. Endlich würden wohl manchem Benutzer reichlichere Hilfen für die Aussprache und die Betonung und größere Vollständigkeit des Registers erwünscht gewesen sein. S. 32 Z. 11 lies *Bote* statt *Lohn*. S. 161 in der letzten Zeile über den Fußnoten l. *wurde* statt *würde*. Auf S. 209 soll es in der letzten Zeile wohl *Plural* statt *Singular* heißen.

Im ganzen aber stellt das Werk ein überaus reichhaltiges, zuverlässiges und modernes Lehrbuch dar, welches zu einer fruchtbaren, vertiefenden Behandlung der englischen Grammatik anregen und an seinem Teile dazu beitragen wird, eine 'grammatikfreundlichere' Zeit heraufzuführen. Es kann als Beweis dafür dienen, daß Grammatik mehr ist als bloßer Memorierstoff und daß eine auf die Durchdringung der sprachlichen Ausdrucksmittel gerichtete, den Gründen für ihre besondere Gestaltung nachgehende Sprachbetrachtung neben einer an sich wertvollen geistigen Arbeit einen Einblick in das geistige Leben eines Volkes vermitteln kann.

3. Für Schulen, die sich unter Beschränkung auf das wesentlichste mit einer weniger ausführlichen Behandlung der Grammatik begnügen wollen, bietet der Verfasser hier eine knappere Fassung seines Werkes, die sich nach Form, Inhalt und allgemeinen Grundsätzen durchaus an die ausführlichere Ausgabe anlehnt, ihrem Umfange nach aber den Bedürfnissen der Vollanstalten auch noch durchaus genügt.

4) Rapports militaires écrits de Berlin 1866—1870 par le Colonel Baron Stoffel, ancien attaché militaire en Prusse. Auswahl herausgegeben und erklärt von Friedrich Perle. XVI u. 65 S. 8. Halle a. S. Max Niemeyer, 1916, geb. 1,50 ℳ. (Sammlung Geschichtlicher Quellenschriften. zur neusprachlichen Lektüre im höheren Unterricht. Unter fachgenössischer Mitwirkung herausgegeben von Friedrich Perle. Band IX. Halle a. S. Max Niemeyer, 1916.)

Das Bändchen ist zur rechten Zeit erschienen. Es enthält eine Auswahl aus den Berichten, die der ehemalige französische Militärattaché

Digitized by Google

am Berliner Hofe, der Oberst Baron Stoffel kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges an seine Regierung gerichtet hat. Der Herausgeber macht damit in dankenswerter Weise der Schule einen Lesestoff zugänglich, der den veränderten Bedürfnissen und Zielen der neusprachlichen Lektüre, besonders dem Verlangen nach stärkerem Zusammenwirken mit dem Geschichtsunterricht, ausgezeichnet entspricht. Die ausgewählten Abschnitte behandeln neben militärischen Fragen allgemeinerer Art vorwiegend die militärischen Einrichtungen Preußens, denen die entsprechenden des damaligen Frankreichs gegenübergestellt werden, ein Vergleich, der den scharfblickenden Berichterstatter mit immer wachsender Besorgnis für sein eigenes Land erfüllt und zu dringenden Warnungen an seine Regierung veranlaßt. Selten hat der preußische Staat und das preußische Volk eine gerechtere und verständnisvollere Würdigung aus dem Munde eines Gegners erfahren. Wie der sachkundige Beobachter über Disziplin und Bildung, über Wehrpflicht und Schulzwang urteilt, wie er die ganze nüchterne Tüchtigkeit des aufstrebenden Preußentums dem niedergehenden Frankreich gegenüberstellt, was er über all die in der Volksseele wurzelnden Kräfte und Formen zu sagen weiß, die seine Landsleute von heute und ihre Helfer als preußischen Militarismus schmähen und nachahmen, das ist heute so herzerfrischend zu lesen, daß wir dem Herausgeber schon aus diesem Grunde für seine Arbeit dankbar sein und ihr die weiteste Verbreitung in und außerhalb der Schule wünschen müssen. Wenn aber die Wege unserer neusprachlichen Lektüre künftig weniger zu liebevoller Vertiefung in die Werte der fremden Kulturen führen als zu besonnener Abwägung, die kraftbewußt Heimisches an Fremdem mißt, so ist das Bändchen dafür vollends wie geschaffen.

Naumburg a. S. Hermann Peters.

Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas. Mit einer Einleitung von M. Sering. Verlag B. G. Teubner, Leipzig & Berlin.

Ein fleißiges und lehrreiches Sammelwerk genannter und ungenannter Verfasser, mit einer Einleitung Serings. Alle Länder im Westen des bisherigen russischen Reiches: Finland (doch wohl richtiger mit einem n), die Baltischen Provinzen, Litauen im historischen Umfang des Begriffs, also einschließlich der weißrussischen Gebiete, Polen, die Ukraine, mit Einbeziehung des — eigentlich nicht dazu gehörigen — Pontikums, werden verständig und gründlich, in Hinsicht auf das Thema behandelt; in der Weise, daß, ausgehend von der Natur des Landes und seiner durch sie bedingten Entwicklungsfähigkeit und wirtschaftlichen Bedeutung, seine Bevölkerung, ihre Erwerbszweige und ihr Bildungswesen unter Verwertung besten statistischen Materials vor Augen geführt werden und dann ein geschichtlicher Überblick zur Betrachtung seines jetzigen und künftigen Verhältnisses zu Deutschland einer — und Rußland andererseits hinleitet. Dazu treten Abschnitte über das deutsche Kolonistentum in Rußland, über die kulturpolitische Bedeutung des dortigen Deutschtums, die Ostjudenfrage und endlich die Agrarfrage und Agrarreform in

Digitized by Google

ganz Rußland. Ein kurzes Literaturverzeichnis bildet den Anhang; hier scheint die Literatur der Russen selbst teilweise etwas schwach vertreten.

Wir sehen das Gesicht all der genannten Länder mehr oder weniger nach Abend gerichtet, wie bei ihrer Lage und früheren Geschichte natürlich, wir erkennen ihre Zugehörigkeit zum Westen — freilich auch grade darum ihren ungeheuren Wert für Rußland. Wir erfahren viel Interessantes, so: daß Finland für seinen Mangel an Steinkohle durch gewaltigen Reichtum an Wasserkraft entschädigt ist, die gleich seinen noch wenig gehobenen Bodenschätzen und seiner Fülle nutzbarer Moore nur des zuströmenden Kapitals harrt, daß der Ertrag seiner Landwirtschaft starker Steigerung fähig, sein Nordteil ein Zukunftsland ist; daß seit Ende des vorigen Jahrhunderts ein rapid wachsender Handelsverkehr zwischen Finland und Deutschland bestand, welcher der deutschen Einfuhr einen Anteil von 40% am finischen Gesamtimport verschaffte, so daß Deutschlands Export dahin dem nach der Türkei an Wert gleichkam. Wir hören, daß zur Zeit des Deutschordens die drei Baltischen Provinzen für eine Kornkammer Deutschlands galten und im Verein mit Litauen bei wirtschaftlicher Neuangliederung an das Deutsche Reich und stärkerer Besiedlung Deutschland in hohem Grade mit Brot und Fleisch versorgen, seine 'Autarkie' erhöhen könnten. Es werden die Ursachen gezeigt für das rasche Erblühen der baltischen Industrie, die dann durch den Krieg einstweilen zerstört worden ist. Im baltischen Handel zur See sehen wir die deutsche Schiffahrt die englische schlagen und schließlich ganz verdrängen (auch ein Beitrag zur Geschichte der Kriegsentstehung). — Für Litauen ist von besonders aktuellem Interesse die Darlegung, wie das Litauertum nach dem Aufstande von 1863 seine nationale Organisation nach Preußen flüchtete, 1905 nach Haus zurückkehrte und seitdem nur sich selbst zu dienen sucht, in vorwiegend antipolnischer Tendenz. — Im Abschnitt 'Polen' wird vielen neu sein, was über die Parteigruppierungen im heutigen Polen beigebracht wird. Mit ruhiger Sachlichkeit wird klargestellt, daß das Streben der Polen nach Unabhängigkeit von Rußland nicht identisch ist mit einem Wunsche nach Anschluß an die Mittelmächte, daß die Polen 'sich freimachen wollen von der Vormundschaft sowohl der Feinde . . . als auch der Freunde und Beschützer'; daß 'alle Parteien zweifellos einig sind in dem Wunsche, möglichst bald der deutschen Bevormundung ledig zu werden, einen eigenen König, eine unabhängige Verfassung und möglichst weit gesteckte Grenzen, vor allem mit Einschluß ganz Litauens und Weißrußlands, zu erhalten'. Für Polens Wirtschaftsleben wird nachgewiesen, daß es Zollschranken gegen Rußland braucht, was auch von seinen Russophilen anerkannt wird. — Der Begriff 'Ukraine' wird auch in diesem Werke, wie jetzt überhaupt, schlechthin auf alles Land der sogenannten Kleinrussen bezogen. Einst hieß so allerdings nur das Gebiet des mittleren Dnjeprs, südlich davon lag das Gebiet der Stromschnellen, das Saporoshe, welches historisch von jenem wohl zu unterscheiden ist, und das noch südlichere Pontikum war Tatarenland, Revier der Nogaier, die dem Khanat der Krim untertan waren. Die moderne Erweiterung des Begriffs 'Ukraine', der an sich sinngemäß (= Grenzland) außer jener ursprünglichen Ukraine nur noch

Digitized by Google

auf das Saporoshe anwendbar wäre, da die pontische Küste niemals Grenzland war noch als Küste sein konnte — erklärt sich wohl aus dem politischen Streben nach einem besondern, vom 'Russen' verschiedenen Parteinamen und Losungsworte für das gesamte Kleinrussentum innerhalb und außerhalb des russischen Reiches. Der eigentliche alte Name des Kleinrussen ist Russine (Russyn); Rutheni ist wohl nicht (S. 150) latinisierte Form, sondern griechische Schreibung für das kleinrussische Russyni und dann natürlich ebenso zu sprechen. Die Gegenüberstellung 'Ukrainer und Russen' ist also historisch nicht glücklich, das Werk selbst bemerkt, daß der Name 'Russj' ursprünglich grade die alte Ukraine bezeichnete. Es sei hier darauf hingewiesen, daß für Rußland bei Russen und Polen zwei verschiedene Namensformen bestehen: Rossya und Rüss(j); jene dürfte mit Recht wie üblich auf den schwedischen oder finischen Namen für die normannischen Waräger, die Gründer des Russenstaates, zurückgeführt werden, nicht aber 'Russ', das vielmehr, stets sprachlich davon unterschieden und früher stets nur auf die kleinrussische Erde (die echte 'swjätaja Russ' [heilige Russ]) bezogen, ganz das Gepräge der Autochthonie trägt und mit der ähnlich klingenden Fremdbezeichnung 'Rossya' erst spät und künstlich-tendenziös vermengt scheint. So heißt auch der Bewohner von Rossya (= ganz Rußland) Rossjänin, der Sohn der Ruß aber Russyn, was vielleicht der Rothaarige bedeutet (von russy, rudy = rot). Denn der Typus des Russinen war wohl anfänglich nicht der im vorliegenden Werke gezeichnete brünette und (bei Langgesicht) rundköpfige, sondern ein durchaus indogermanischer, und erst die andauernde (heut zu unrecht oft, wohl tendenziös, abgestrittene) Kreuzung mit südlich benachbarten Steppenmongolen, besonders späterhin mit den nogaiischen Tataren (zumal durch Frauenraub, vgl. Meyer v. Waldeck) hat den Russinen, wie er seine Kosaken-Organisation und den Kosaken-Namen selbst von den Tataren überkam (s. meinen Artikel 'Die Saporoger' in 'Das Wissen', nach Ewarnizkis (russ.) 'Gesch. d. Saporog. Kosaken'), so auch im Typus diesen angenähert. Richtig ist, daß Groß- und Kleinrussen von Anfang verschiedene Entwicklung nahmen, aber nicht auf Grund rassenverschiedener Herkunft — beide waren eben Ostslawen — sondern jene haben sich aus den 'Waldleuten' (Drewljänen) des Nordens unter Aufsaugung nordfinischer Waldstämme (vgl. Karamsin; darum bekanntlich blond und blauäugig!), die Russinen aber aus den Ackerbauern des Dnjepr-Landes (Poljänen = Feldleuten, dasselbe Wort wie Polaken [Polen]) unter der oben erwähnten Vermengung mit turktatarischen Steppenvölkern (Petschenegen, Kumanen u. a., nachher Tataren) entwickelt, daher denn der südrussische Zweig von Anfang mehr Kultur besaß. Die Landesnatur — des Urwaldes dort, der Schwarzerd-Steppe hier — brachte das mit sich. Staatlich geeint und organisiert wurden beide von den Normannen, und es geht deshalb doch nicht an (S. 143), den Südstaat als 'germanische Gründung auf slawischer Grundlage', den Nordstaat als 'slawische Gründung auf finisch-mongolischer Unterlage' zu kennzeichnen, die vortatarische gemeinsame Geschichte beider darf doch, auch der schönsten und antirussischsten Konstruktion zuliebe, um der historischen

Digitized by Google

Wahrheit willen nicht einfach negiert werden. Erst daß das Tatarenjoch sich auf den Norden legte, während der Süden in den litauisch-polnischen Machtbereich überging, hat 'Moskowiter' und 'Russinen' so geschieden, wie sie es seither geblieben sind, im Typus der Volksart und Sprache und der Kultur späterer Perioden; im Glauben trat eine Trennung erst durch die polnische Stiftung der unierten Kirche ein und nur sehr fragmentarisch: Gemeinsamkeit des Glaubens (wenn auch das Oberhaupt der Kirche ein verschiedenes war) war noch im 17. Jahrhundert der Hauptgrund, warum das von den Polen durch jesuitische Einflüsse und vor allem durch die unerhörte Cajoulierung der Juden religiös tiefgekränkte Russinentum beider Kosakenstaaten (der Ukraine und des Saporoshe) unter Chmelnizki sich Moskau zuwandte.

Ob der 'Ukrainer' 'ernst, schwerfällig', noch mehr ob er 'gründlich' ist (S. 136), sei dahingestellt, jedenfalls läßt das altukrainische und das von ihm seit dessen polnischer Organisierung sich abzweigende saporogische Kosakentum von letzterer Eigenschaft nichts merken, und ein einheimisches Wort über die eigene Sinnesart bezeichnet sie als 'unstet wie der Wind' (nepostojenny kak wjeter). Richtig ist wieder, daß der Russine Demokrat ist, darin zeigt er sich als echter Kosakenabkömmling, denn etwas Demokratischeres (bis zur Anarchie) als das (alte) Dnjepr-Kosakentum hat es in der Welt nie und nirgends gegeben; aber die das Gegenstück bildende Behauptung, der Nordrusse sei von Natur 'Despot oder Sklave', ist um so unrichtiger, findet weder im Charakter des Slawen — auch der Nordrusse ist noch immer ein solcher — noch in dessen heutiger Betätigung eine Stütze; vielmehr ist der Slawe allgemein, weil als Nervenmensch stark impressionabel, durch harte Despotie, wie sie zuerst die Normannen, dann die Tataren, dann die Großfürsten von Moskau übten, zunächst wohl zu äußerer Demut erziehbar, aber diese ist — was ganz allgemein verkannt wird — nur äußerlich, eine praktische Not- und Schutzwehr hilflos Unterdrückter, aber dahinter lauert eine wahre Gier nach Freiheit ohne Schranke, die beim Reißen der Fesseln sofort zu zügellosem Ausschlagen und, wie heut, zur Anarchie führt. Das gilt für beide Russenarten, nur daß der Norden längere Zähmung tragen mußte.

Dergleichen Betrachtungen und Ausstellungen ließen sich zu diesem Abschnitt des Werkes noch des weiteren machen, mehr als der Raum hier zuläßt. So sind Hetman (der Ukraine; von Polen bestätigt, bzw. eingesetzt) und Ataman (der Saporoger; freigewählt) zu unterscheiden. Beide, Ukrainer und Saporoger, haben auch nicht nur am Donjez (die noch östlicheren Don-Kosaken sind meist großrussischen Ursprungs) in der sog. 'slobodischen' Ukraine, sondern überall in ihrem Gebiet, trotz-Räuberei, kulturschichtbildend gewirkt, da die ausgedienten Kosaken auf Wunsch durchweg mit Land dotiert wurden. — Was 1654 eintrat (S. 145), ist wohl am besten als Schutzhoheit Moskaus zu bezeichnen, die dann den ewig unruhigen und revoltierenden Russinen bald noch lästiger wurde als das vorher gehaßte Regime der polnischen Pane, mit denen wenigstens die reicheren und ehrgeizigeren Kosaken gemeinsame Sache gemacht hatten (daher manche polnische Fürstenfamilie russinischer

Digitized by Google

Abkunft ist). Die wilde, fanatische Hitze ihres Kosakenblutes — von der das vorliegende Werk nicht zu wissen scheint — hat dann die Südrussen sich an allen Revolutionsbewegungen älterer und neuerer Zeit leidenschaftlich beteiligen lassen (Hajdamatschina [= Jacquerie], Maseppismus); dieselbe Eigenschaft muß es dem Kenner sehr fraglich machen, ob das 'Ukrainertum' politisch je wird auf eigenen Füßen stehen können; früher hat es das zwar immer gewollt, gegen Polen wie gegen 'Moskali' und Türken, aber nie gekonnt, trotz der listigen Schaukelpolitik seiner ehrgeizigen Hetmane und Atamane (Chmelnizki, Wyhowski, Sjirko, Maseppa u. a.).

Wohltuend berührt am vorliegenden Werke meist das Fehlen des Chauvinismus. Zwar kommen Übertreibungen vor. Es darf befremden, wenn der Verfasser der 'Ukraine', (A. Schmidt) mitten in einer Arbeit, die den Ukrainer doch freundlich behandeln will, vor Lust an der angeblich germanischen Denkweise Wladimir Monomachs plötzlich entgleist und sich ohne weiteres Besinnen Ripkes falsches Urteil zu eigen macht, die 'Weichlichkeit' sei, einst wie heut, der hervorstechendste (!) Charakterzug des Slawen. In solchem Augenblick bricht auf einmal jener hyperpatriotische Hochmut durch, der in alter Rassenfeindschaft, sehr unzeitgemäß, alles Slawische in einen Topf wirft und verächtlich behandelt. Dergleichen erinnert an die Slawenkarrikaturen in P. Schreckenbachs 'Markgraf Gero', der die tapfern Ahnen der — Königin Luise wie verkommene Leibeigene malt. Vor derlei pseudopatriotischer Geschichtsentstellung bewahre uns der Himmel; mindestens müßte sie doch vor Augenblicksforderungen recht ernster Art zum Schweigen kommen. Die Byzantiner, wie auch die deutschen Chronisten, reden von den alten Slawen ganz anders. Es liegt, in unserem Falle hier, einfach Verwechslung vor: der Slawe ist eine saloppe Künstlernatur, und als Heißblüter macht er Sprünge von der Härte zur Weichheit; das ist denn etwas ganz anderes als Weichlichkeit. Bei A. Hermann (S. 210) erscheint der Russe energielos, jedoch der Artikel über die Agrarreform (W. D. Preyer) rühmt rückhaltlos eine ungeheure, zähe Arbeitsleistung von unerhört großartigem Ergebnis — reimt sich das? Generalisieren ist immer so eine Sache. Der Russe hat wohl Energie, sie tritt nur meist als Stoß auf statt als bedächtiger Druck, entsprechend dem Temperament, der wahren Hauptquelle aller Rassenmerkmale und -unterschiede. Bei solchen Ausstellungen bleibt doch das gesamte Werk höchst schätzbar. Auf die politischen Wünsche und Hoffnungen der Verfasser einzugehen muß ich mir hier versagen.

Charlottenburg. Viktor Menzel.

---

1) O. Kolshorn, Unser Mackensen. Ein Lebens- und Charakterbild. 1. bis 5. Tausend. Mit zahlreichen Bildern. Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1916. Geb. 2 *M*.

Es ist eine Gnade Gottes, für die wir gar nicht dankbar genug sein können, daß er uns in dieser Zeit schwerster Heimsuchung gleich eine ganze Reihe Männer geschenkt hat, unter deren Führung wir getrost und mit aller Zuversicht in die Zukunft blicken können. Wenn der Name Hindenburgs schon seit der Augustschlacht 1914 geradezu

Digitized by Google

beruhigend wirkt und seinen Träger immer mehr zum Nationalhelden werden läßt, so verdient zweifellos gleich nach ihm Mackensen genannt zu werden, der sich immer mehr als genialer Heerführer erweist. Während so beide Männer, an Jahren längst über die Höhe des Lebens hinweg, nach glänzender Laufbahn am gleichen Ziele stehen, ist es interessant, zu sehen, wie beider Ausgangspunkt so grundverschieden ist. Hindenburg entstammt einer altadeligen Familie, die dem Vaterlande seit Jahrhunderten zahlreiche Offiziere geliefert hat, Mackensen dagegen blickt auf recht einfache bäuerliche Verhältnisse zurück ohne jede militärische Überlieferung. Um so bewundernswerter ist die eigene Kraft und die eigene Tüchtigkeit, mit der sich Mackensen, ohne materielle Mittel und ohne einflußreiche Verbindungen, bis zur höchsten militärischen Stellung, die Sterblichen erreichbar ist, emporgearbeitet hat, und wir können es dem Marschall wohl nachfühlen, wenn er das widerholt mit Genugtuung hervorhebt. Welche Schwierigkeiten waren schon zu überwinden, überhaupt in die militärische Laufbahn hineinzukommen; daß der einjährig-freiwillige Husar sie bezwang und nach mehrjähriger Unterbrechung und Beschäftigung mit einem anderen Berufe endgültig in den Offizierberuf eintreten konnte, das ist ein Zeichen von hervorragender Festigkeit und Ausdauer und läßt schon früh erkennen, was die Zukunft in dieser Beziehung von dem Helden zu erwarten hatte; aber auch eine unendliche Liebe zum militärischen Wesen gibt sich darin kund, die ihn ja auch treibt, als Landwirtschaftstudent in Halle die Winterarbeiten seiner aktiven Kameraden mit anzufertigen. So machte denn Mackensen trotz der bescheidensten Zulage und trotz der gesellschaftlichen Zurückhaltung unverrückt seinen Weg und wurde schon frühzeitig in bevorzugte Stellungen gerufen, für die allein persönliche Tüchtigkeit und militärischer Schneid maßgebend sind. Seine hervorragenden militärischen Eigenschaften, unterstützt von rein menschlichen Vorzügen, von einer tiefen, ihm von der Mutter mitgegebenen Frömmigkeit und von unentwegtem Gottvertrauen, von einer bemerkenswerten Schlichtheit und rührender Menschenfreundlichkeit, die auch für den einfachen Soldaten das rechte Wort findet, haben eine Persönlichkeit entstehen lassen, die nicht übersehen werden konnte, zu der sich auch unser Kaiser finden mußte. So kam es, daß der bürgerliche, aus den bescheidensten Verhältnissen hervorgegangene Offizier auch im persönlichen Dienst des Kaisers zu den höchsten Ehren aufrückte. Und wenn einem einfachen Namen, der nichts mit dem englischen Eigennamen Mackenzie zu tun hat, sondern rein deutschen Ursprungs ist und auf den Dorfnamen Makkanhusen am Solling zurückgeht, schließlich auch das Wörtchen 'von' vorgesetzt wurde, so blieb sein Träger der alte, und wir können ihm glauben, wenn er schreibt: 'Ich bin stolz darauf, ein Kind des Volkes und nicht der sogenannten oberen Zehntausend zu sein'. Wenn noch jemand daran zweifelt, Mackensen gibt den besten Beweis dafür, wie Gott sich seine Werkzeuge formt: War es schon eine Fügung Gottes, daß Mackensen überhaupt in den Offizierberuf eintrat, so blieb er ihm durch eine zweite Fügung auch nach den Kaisermanövern von 1910 erhalten, die unsern Helden in eine verdrießliche Lage gebracht hatten, als er gegen das

Digitized by Google

1., von Kluck geführte Korps wegen der Schwierigkeiten des Geländes nichts Rechtes ausrichten konnte. Wurde doch gerade dadurch der Mann, der nachher der Vorkämpfer der schwer bedrängten Provinz werden sollte, am besten mit einer Aufgabe vertraut und damit der geeignetste Gehilfe Hindenburgs. So nimmt denn Mackensen als Führer des 17. Korps hervorragenden Anteil an der Schlacht bei Tannenberg, siegt an der Spitze der 9. Armee in Polen bei Lowicz und Lodz, durchbricht mit der 11. Armee die überaus starke Stellung der Russen in Westgalizien mit dem glänzenden Siege bei Tarnow-Gorlicze, säubert Serbien von Mörderbrut und bestraft das verräterische Rumänien. Alles, was unser Held angreift, sehen wir wohlgelingen; und dabei immer der selbe bescheidene, demütige Sinn, der, trotz aller nur denkbaren Ehren und Auszeichnungen, Gott allein die Ehre gibt. Deshalb haben wir das Recht, ein geradezu fanatisches Vertrauen zu Mackensen und seiner Führung zu haben und ein gutes Ende der Dinge im Südosten zu erwarten.

Dies alles und noch etwas mehr erfahren wir über unsern gefeierten Helden aus der vorliegenden Schrift von Kolshorn, die in durchaus geschmackvoller Sprache, mit warmer Liebe für den Gegenstand und mit Benutzung gern zur Verfügung gestellter intimen Quellen ein Lebensbild von dem Generalfeldmarschall entrollt, das für jemanden, der den Vorzug hat, Mackensen persönlich zu kennen, durchaus der Wirklichkeit entspricht und jedem Deutschen, besonders aber der Jugend aufs wärmste ans Herz gelegt werden kann; jeder wird die Schrift mit Vorteil lesen und sich an der Persönlichkeit und dem Aufstieg dieses aufrechten, gottesfürchtigen, zielbewußten, energischen und vornehmen Mannes wahrhaft erheben. In jeder Schülerbibliothek und auf jedem Weihnachtstische sollte das Buch, das noch durch eine Reihe von passenden und guten Bildern geziert ist, vorhanden sein. Für einen Neudruck mache ich auf einige verbesserungsbedürftige Stellen aufmerksam. S. 1 heißt es: 'Germanen, die bis zum Weltkriege von uns Deutschen so oft Römern und Griechen nachgestellt worden sind, sind die Vorfahren unseres Feldmarschalls'; das erinnert stark an das unglückliche, schon so oft widerlegte Wort von dem Gymnasium, das Römer und Griechen erzieht. S. 10 wird der 'alte Lentze' Mackensens Vorgänger genannt; das stimmt nicht; Mackensens Vorgänger als Korpskommandeur war v. Braunschweig, und der löste Lentze ab.

2) A. Hettner, Die Kriegsschauplätze. Viertes Heft: Die Kriegsschauplätze auf der Balkanhalbinsel von N. Krebs und Fr. Braun, mit 2 Karten im Text. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1916. 101 S. 8. Fünftes Heft: Der Kriegsschauplatz in Armenien und Mesopotamien von F. Frech, mit 13 Abbildungen auf 4 Tafeln sowie 3 Kartenskizzen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1916. 91 S. 8. Geh. 2,40 ℳ.

Seit Kriegsbeginn hat A. Hettner eine Reihe von Aufsätzen über die verschiedenen Kriegsschauplätze in der Geographischen Zeitschrift veröffentlicht; diese Aufsätze sind dann, teils unverändert, teils verändert, teils durch neu hinzutretende bereichert, zusammengestellt und als einzelne Hefte „Die Kriegsschauplätze" herausgegeben. So ist nach seinen

Digitized by Google

beiden Vorgängern zwei und drei auch das vorliegende vierte Heft entstanden, worin N. Krebs den serbisch-mazedonischen Kriegsschauplatz, Fr. Braun den an den Dardanellen behandelt, der ganz neu erscheint. Bei der Bedeutung, die der Balkan für die Entscheidung des Weltkriegs besitzt, dürfte gerade dieser Band jetzt sehr willkommen sein und das Verständnis für die Kriegführung in diesen Gegenden außerordentlich vermehren. Krebs behandelt sein Thema in zehn Kapiteln, die uns von den Ebenen an Donau und Save bis in das Wardartal und das Hinterland von Saloniki führen. In überaus anschaulicher und verständlicher Weise läßt Verfasser diese wilden Gebirgsgegenden vor unserm Auge erstehen, erklärt ihre geographische Beschaffenheit, spricht von der wirtschaftlichen Bedeutung und schildert die Bewohner. Daraus können wir ermessen, mit welch ungeheuren Schwierigkeiten die Kriegführung hier zu tun hatte und in welcher Weise sich die Eroberung des Landes auf Grund der Verhältnisse vollziehen mußte. Wir sehen die einzelnen deutsch-österreichischen und später auch bulgarischen Kolonnen nach einem großzügig angelegten Operationsplan durch die einzelnen Schluchten und wilden Täler, über zerrissene, unwirtliche Gebirge hinweg, überall umlauert von dem zähen, im wohlgedeckten Hinterhalt standhaltenden Feinde, auf entsetzlichen, oft erst mühsam hergestellten Wegen sich langsam, aber sicher und zielbewußt vorwärtsbewegen und das serbische Heer immer mehr nach Albanien im Westen und nach Griechenland im Süden abdrängen. Es wird uns auch klar, warum Belgrad ohne den Besitz des Hinterlandes von den Österreichern nach der ersten Einnahme nicht gehalten werden konnte und der erste österreichische Feldzug überhaupt scheitern mußte. Bei solchen der Kriegführung auf Schritt und Tritt begegnenden Schwierigkeiten stehen die Leistungen der Verbündeten um so höher da, und besonders bewundernswert ist die Genauigkeit, mit der die Maßnahmen der drei Offensivgruppen vom Norden (Donau), Osten (Bulgarien) und vom Westen (Bosnien) her meinandergreifen wie die Rädchen bei einem Uhrwerk. Der serbische Felezug bedeutet eine glänzende Leistung und bildet ein unverwelkliches Blatt im Ruhmeskranze Mackensens.

Bei der Anschaulichkeit der Schilderung sollte man kaum glauben, daß der Verfasser weder Soldat noch Augenzeuge der Kämpfe ist und das Land so wenig aufgeklärt ist, daß die Truppen oft genug in Gegenden kamen, wo die Karten völlig versagten. Wahrscheinlich wird die Schrift später bei einer Bearbeitung des Gegenstandes auf Grund vollständigerer Hilfsmittel überholt, augenblicklich leistet sie vortreffliche Dienste.

Auch der Braunsche Aufsatz über die Dardanellen entspricht seinem Zwecke, wenn er hauptsächlich über die topographischen und hygienischen Verhältnisse dieser heiß umstrittenen Gegend Aufschluß gibt. Daraus gewinnen wir die Überzeugung, daß nach menschlicher Voraussicht weder ein Durchbruch durch die Dardanellen, noch vom Schwarzen Meere her, noch über die Landenge von der Bucht von Saros oder durch Rumelien gelingen wird; so schwierig ist die Beschaffenheit des Landes für den Gegner, so verhältnismäßig leicht die

Digitized by Google

Verteidigung für den Besitzer, der im Frieden nicht allzu viel dafür getan, im Kriege freilich unter sachgemäßer Leitung manches nachgeholt hat. Auch die weittragenden Schiffsgeschütze, mit denen von Saros her über die Halbinsel in die Dardanellen hineingefeuert werden kann, dürften die Meerenge sowenig bezwingen wie eingedrungene Schiffe, die trotz der kleinen Ziele, die sie bieten, und trotz ihrer Beweglichkeit einem vernichtenden Steilfeuer auf die schwachen Verdecke von der Küste her zum Opfer fallen.

So können wir ruhig in die Zukunft blicken; durch diesen Krieg wird der Russe nicht in den Besitz von Konstantinopel kommen. Die Lektüre auch dieses Aufsatzes ist sehr zu empfehlen.

Da das Manuskript von Heft 4 zwar im Dezember 1915 abgeschlossen ist, im Februar 1916 aber ergänzt werden konnte, so gibt das Buch ein abgeschlossenes Bild von diesen wichtigen Balkankämpfen; die sich noch anschließenden Kämpfe in Albanien und Mazedonien ebenso wie die in Rumänien müssen einem späteren Heft vorbehalten bleiben.

Im Ausdruck finden sich einige Härten; so gleich im Anfang S. 1 'als' in einem Vergleichsatz ohne Komparativ statt 'wie', S. 57 Z. 4 'Remissen', S. 89 Z. 9 der unangenehme Druckfehler 'Barbaren' statt 'Bulgaren', das widerholt gebrauchte Wort 'schütter' wie in 'schüttere Kiefern' S. 85 Z. 13 ist hier wenig bekannt.

Das fünfte Heft, im September 1916 abgeschlossen, führt uns nach dem Kriegsschauplatz in Armenien und Mesopotamien. Der durch mehrfache Reisen und längere Tätigkeit als Geologe mit den Gebieten wohlbekannte und mit seinem Gegenstande nach jeder Richtung hin vertraute Verfasser versteht das Interesse des Lesers vom Anfang bis zum Ende wachzuhalten und das Verständnis für die Bedeutung dieser scheinbar für die Haupthandlung so wenig in Betracht kommenden Nebenkriegsschauplätze zu fördern. Besondere Anerkennung verdient das Bestreben des Verfassers, durch zahlreiche historische Rückblicke, die ihn in der früheren Geschichte dieser Länder wohl bewandert zeigen, auf die uralte Bedeutung und Wichtigkeit der Gegend hinzuweisen, in der eine Kultur von etwa sieben Jahrtausenden auf die kämpfenden Heere herabblickt. Und wo einst, wie in Mesopotamien, die Wiege der Menschheit stand, wo die Kultur in allen ihren Äußerungen eine staunenswerte Höhe erreichte, wo noch im Mittelalter ein glänzendes Staatswesen vorhanden war und der Besitzer seine reichste Einnahmequelle hatte, sollte da nicht wieder neues Leben aus den Ruinen blühen können, wenn Tatkraft, Unternehmungsgeist und Kapital sich zu ihrem Wiederaufbau vereinigen? In überzeugender Weise hat French nachgewiesen, was aus dem Lande Mesopotamien in seinem ganzen Umfange bei vernünftiger Behandlung und wirtschaftlicher Erschließung gemacht werden kann, wie es nicht bloß für seinen türkischen Besitzer, sondern auch für uns von großer Bedeutung ist besonders durch seinen Reichtum an Getreide, Baumwolle und Petroleum. Voraussetzung dazu ist aber die ungehinderte Beherrschung der Bagdadbahn und die Wiederherstellung der Bewässerungsanlagen. Damit wird zugleich ein neuer Verkehrsweg von der Nordsee

Digitized by Google

zum Indischen Ozean und nach Ostasien geschaffen, der natürlich den Suezkanal nicht lahmlegen kann und auch nicht soll, denn für den Massenverkehr wird der Wasserweg als der billigere immer vorzuziehen sein, doch immerhin eine Möglichkeit bietet, einen kürzeren und von dem feindlichen Auslande unabhängigen Verkehr mit Ostasien herzustellen. So nehmen denn in der Tat die Kämpfe auf dem armenischen, mesopotamischen und persischen Kriegsschauplatz, mit wie wenig Kräften sie auch geführt werden, ein ganz anderes Aussehen an, und die Schlacht bei Ktesiphon im November 1915 sowie die Einnahme von Kut el Amara Ende April 1916 können in ihrer Art an Bedeutung den Riesenschlachten in Europa an die Seite gestellt werden. Der Besitz dieser Länder bedeutet für uns ungeahnte wirtschaftliche Möglichkeiten, für den Feind Unterbindung dieser Entwicklung und Gewinnung neuer Anmarschstraßen nach Ägypten und Konstantinopel. Noch mehr als auf andern Kriegsschauplätzen leidet die Kriegführung unserer Gegner unter der Verschiedenheit ihrer Ziele; sonst hätten es die Russen wohl ermöglichen können, den im Irak bedrängten Engländern von Mosul oder von Persien her durch einen kräftigen Vorstoß zu Hilfe zu kommen; beide gönnten einander nicht den Besitz von Bagdad; so sahen die Russen ruhig dem Untergang der Engländer zu, und das Ergebnis ist, daß die Engländer auf das Mündungsgebiet des Euphrat und Tigris beschränkt sind, während die Türken in Persien sich des wichtigen Hamadan (Ekbatana) bemächtigt haben, die Russen aber in Armenien etwa bis zur Linie Trapezunt, Erzingian, Bitlis vorgedrungen sind, ohne damit viel erreicht zu haben, denn weder ist die türkische Zufuhr auf dem Schwarzen Meere abgeschnitten, noch können die Russen leicht über diese Linie hinaus, da jenseit derselben die Verkehrswege außerordentlich mangelhaft sind.

Einen breiten Raum in der Erörterung nehmen — bei dem Berufe des Verfassers nicht wunderbar — geologische Auseinandersetzungen ein, die auch dem Laien verständlich und, um die wahre Natur des Landes und die damit verbundenen Entwicklungsmöglichkeiten aufzudecken, durchaus am Platze sind. Welch reiches Land liegt da vor uns, nur fehlt es eben heute noch an Verkehrswegen, die auch die Kriegführung im großen Maßstabe unmöglich machen. Wenn der Friede eingekehrt ist, dürfte sich hier überall reges Leben entfalten — schon jetzt sind die in Kut-el Amara gefangenen 13000 Feinde am Bagdadbahnbau beschäftigt — und der armen, von allen Seiten angefallenen Türkei zu neuen Kräften verhelfen.

Dem Verfasser schulden wir lebhaften Dank für seine inhaltreiche Schrift, die einen großen Leserkreis verdient. Zur Veranschaulichung dienen einige Bildertafeln sowie mehrere Kartenskizzen. Die Sprache ist einfach und angemessen, nur 'Die Erdölvorkommen Mesopotamiens' S. 78 klingt fürchterlich; einige Druckfehler sind zu berichtigen: S. 28 unten 'sür' statt 'für', S. 29 Abs. 2 entgegen 'der' Behauptungen, S. 55 Abs. 3 Karchemisch '506' statt '605' (richtig S. 50), S. 61 Abs. 2 Zeile 4 'tauseud' statt 'tausend', S. 62 Abs. 2 'erfochtene' statt 'erfochtenen'.

Digitized by Google

3) U. Steindorff, Kriegstaschenbuch. Ein Handlexikon über den Weltkrieg. Mit 5 Karten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1916. VI u. 364 S. 8. Geb. 3,50 ℳ.

Das vorliegende Kriegstaschenbuch will über alle Verhältnisse des Krieges schnell unterrichten. Dazu gibt es in mehr als 5000 alphabetisch geordneten Stichwörtern Auskunft über alle politischen und militärischen Ereignisse, über alle zum Verständnis notwendigen Fachausdrücke, über alle Persönlichkeiten, die in ihm hervorgetreten sind, über alle irgendwie mit dem Kriege im Zusammenhang stehenden wirtschaftlichen und kulturellen Ereignisse und Maßnahmen im Deutschen Reiche sowie bei unsern Bundesgenossen, insbesondere in Österreich-Ungarn, und bei den Gegnern. Fünf Karten erhöhen das Verständnis für die Vorgänge auf den einzelnen Kriegsschauplätzen.

Fürwahr eine große Summe von Fleiß, Wissen und Überblick ist in diesem Buche vereinigt, das einem dringenden Bedürfnis entgegenkommt und gewiß für jedermann, der sich über irgendeine Frage, die mit dem Kriege auch nur in losem Zusammenhange steht, schnell und ausreichend unterrichten will, ein sehr bequemes Hilfsmittel bedeutet. Und nicht nur kurze Angaben und Erklärungen einzelner Ausdrücke aus den allerverschiedensten Gebieten finden wir, sondern vielfach auch zusammenfassende und ergänzende Schilderungen. Das Entlegenste wird erläutert, Namen, die man kaum mal im Kriegsbericht gelesen hat, sind gewissenhaft verzeichnet, Ausdrücke der Soldatensprache, z. B. Kuhfuß, erklärt.

Bei der Fülle von Material war es natürlich nicht möglich, alle Stichwörter genau nachzuprüfen, die Durchsicht aber von Proben aus den verschiedenen Gebieten gab Gelegenheit, die sorgfältige Arbeitsweise des Verfassers und seiner zwei Gehilfen festzustellen. Kaum irgend etwas von Bedeutung ist ihm entgangen; was man sucht, findet man unter irgendeinem Stichwort, wenn auch nicht immer da, wo man es zuerst vermutet. So hätte man vielleicht alles, was die Schule betrifft, unter diesem Worte erwartet; Stichwörter lauten aber dafür Volksschule und Schulen, höhere; das ist nicht ganz folgerichtig, es mußte der Volksschule entsprechend 'Höhere Schule' heißen. Doch das tut der Brauchbarkeit des Buches keinen Abbruch. Um eine Probe von seinem reichen Inhalt zu geben, will ich bei der Höheren Schule bleiben: Goldsammlung, Kriegsanleihen, Lesestoffsammlung, alle möglichen andern Sammlungen, Kriegsfreiwillige, Notexamen, Notversetzung, Kriegsprimaner und ihre unterschiedliche Behandlung in den einzelnen Bundesstaaten, Sonderkurse für die Heimgekehrten und Kriegsbeschädigten, Zahl der eingezogenen Lehrer, diese und viele andere sind die Schlagwörter, die nicht nur kurz aneinandergereiht, sondern so ausführlich erläutert werden, daß man sich in der Tat über all die damit angeregten Fragen ausreichend unterrichten kann. Und wie bei diesem Gegenstande ist es auch bei andern. Natürlich kann es bei einer alle Erscheinungen des Kriegslebens umfassenden Arbeit, die noch dazu in kurzer und in lebhafter Bewegung sich befindender Zeit geleistet werden mußte, nicht ausbleiben, daß einzelne Ungenauigkeiten mit unterlaufen. Ich führe

Digitized by Google

dazu das Stichwort Mackensen an, das gewiß viel nachgelesen wird und deshalb größte Genauigkeit verlangt. Wir lesen: 'Auf dem Gymnasium in Torgau und Halle'; hier war er aber von Untersekunda ab zweieinhalb Jahre auf dem Realgymnasium; ferner: '70/71 als Ltn. E. K. II'; das konnte genauer heißen '70', denn beide Ereignisse fallen in das erste Kriegsjahr; daß Mackensen nach dem Kriege fast zwei Jahre aus dem Heere ausgeschieden war, sich dem landwirtschaftlichen Berufe widmete und erst am 15. April 1873 wieder eintrat, wird nicht erwähnt; Flügeladjutant wird er nicht erst 1898, sondern 1895, diensttuender freilich erst in jenem Jahre; zum Führer der 9. Armee wird er nicht erst am 23. 11. 14, sondern schon Ende Oktober ernannt, Anfang November versammelt sich die Armee bereits bei Thorn; Generaloberst 17. 12. 14, nicht 22. 12; es fehlen seine Kinder, während sie bei Hindenburg angeführt sind. — Auch unter 'Hindenburg' findet sich ein kleines Versehen, indem als sein Generalstabschef von Ludendorff genannt wird, während dieser ausgezeichnete Offizier seine verdiente Würdigung unter dem bürgerlichen Namen Erich Ludendorff findet und dabei von einer Verleihung des Adels, wie bei Mackensen, nicht die Rede ist. — Endlich sei erwähnt, daß unter 'Volksvertretungen' beim Deutschen Reichstag von den deutschen Bundesstaaten Braunschweig mit seinen drei Abgeordneten vergessen ist. Doch das alles sind Kleinigkeiten, die dem Werte und der Brauchbarkeit des Buches kaum Abbruch tun und gewiß in einer hoffentlich bald erscheinenden zweiten Auflage verschwinden; auch in anderer Beziehung bedarf das Buch bald einer Neubearbeitung: jetzt ist es ein Torso, mancher Artikel ist längst von der Zeit überholt und ruft nach Ergänzung und Umarbeitung. So lese ich mit Wehmut von meinem jungen Landsmann und früheren Schüler Oswald Bölcke als letzte Angabe, daß er am 22. 5. 16 sein achtzehntes Flugzeug zur Strecke brachte und am gleichen Tage zum Hauptmann befördert wurde, während ihn schon längst der Ehrenfriedhof seiner zweiten Heimatstadt Dessau aufgenommen hat.

Auf alle Fälle ist das Teubnersche Kriegstaschenbuch ein treuer, unentbehrlicher Führer durch die Kriegszeit, der weite Verbreitung verdient und vor allem in keiner Handbibliothek fehlen sollte.

Zerbst. G. Reinhardt.

---

1) Paul Bräuer, Lehrbuch der anorganischen Chemie. Zum Gebrauch an höheren Lehranstalten. Mit 168 Abb. im Text und 1 Tafel. 2. Aufl. XII u. 276 S. 8. Leipzig, B. G. Teubner, 1913. Geb. 3,20 ℳ.

Das Lehrbuch von Bräuer zeichnet sich vor anderen Lehrbüchern der Chemie für den Gebrauch an höheren Schulen dadurch aus, daß es ziemlich weitgehend auf die neueren theoretischen Anschauungen eingeht und dadurch der Schulchemie ein mehr wissenschaftliches Gepräge gibt. Wer wollte leugnen, daß es damit ein bedeutsames Übergewicht vor anderen erhält; denn es ist durchaus nicht einzusehen, weshalb die in der Schule gelehrte Chemie auf einem veralteten Standpunkte stehen bleiben sollte, wie es in vielen Lehrbüchern noch in der Tat der Fall ist. Eine andere wertvolle Eigentümlichkeit des Buches ist, daß den einzelnen Abschnitten stets 'Aufgaben' angefügt sind.

Digitized by Google

Der Abschnitt über organische Chemie ist kurz, vielleicht etwas zu kurz, er soll auch wohl nur als Einleitung gelten, doch wird die Schule wohl etwas mehr auch darin geben dürfen.

Dankenswert ist, daß das weniger wichtige durch kleineren Druck gekennzeichnet ist. Vielleicht könnte in der Richtung, durch fetten Druck des Allerwichtigsten, noch mehr getan werden.

Was nun die methodische Behandlung der Chemie in dem vorliegenden Lehrbuch anbelangt, so ist sie leider keine ganz streng induktive. Ich sage 'leider'; denn nach jahrelanger Praxis habe ich die feste Überzeugung, daß der ganz streng induktive Weg für das Lehrbuch, wie ihn wohl zuerst Arendt eingeschlagen hat, der allerbeste ist: also stets Voranstellung der Versuche und Ableitung der Folgerungen aus ihnen. Für den Unterricht selbst ist dies ja heute glücklicherweise selbstverständlich, allein es ist höchst wünschenswert, daß das Lehrbuch den Charakter des Unterrichts an sich trägt und dem Schüler daheim noch einmal den Gang der Untersuchung vorführt. Gerade die Chemie ist dazu ganz besonders geeignet, sollte daher also auch in dieser Richtung ausgenutzt werden. Erst wenn auch das Lehrbuch die induktive Methode streng durchführt, wird sie dem Schüler in Fleisch und Blut übergehen und ihn dadurch wesentlich fördern. Der deduktive Gang der Untersuchung wird sonst dem Schüler in den übrigen Fächern genugsam zu Gemüte geführt. Man sollte mit Freuden die Gelegenheit benutzen, ihm nun auch einmal den anderen, so außerordentlich fruchtbaren Forschungsweg auch im Lehrbuch darzulegen. Ein Lehrbuch für Hochschulen wird diesen Weg nicht mehr gehen, um so mehr ist er für die anderen Schulen gewiesen.

2) Hugo Kauffmann, Allgemeine und physikalische Chemie. I u. II. Leipzig, G. J. Göschen, 1913. Je 90 ₰.

3) Max Speter, Die chemische Verwandtschaft und ihre Beziehungen zu den übrigen Energieformen. Leipzig, Ph. Reclam. Geb. 80 ₰.

Für den Lehrer muß es ein Bedürfnis sein, sich über die Fortschritte der ihm fernerliegenden Teile der Chemie, die im Unterricht natürlich nicht im Vordergrund stehen, zu unterrichten. Die beiden oben genannten Werkchen sind dazu gut geeignet. Die beiden Bändchen des ersteren gehören zur 'Sammlung Göschen'. Der Verfasser ist Professor an der Technischen Hochschule in Stuttgart. Das Werkchen führt kurz und gut in die allgemeine Chemie ein. Das erste Bändchen behandelt Atom- und Molekulartheorie, Aggregatzustände und chemische Umwandlungen, das zweite: die chemische Konstitution, Thermochemie, Elektrochemie, Photochemie und die chemischen Eigenschaften der Atome. Wertvoll sind die guten ausführlichen Register. — Das zweite genannte Werk gehört zur Reclamschen Universalbibliothek und behandelt einen besonderen und wichtigen Abschnitt der theoretischen Chemie, ebenfalls recht ansprechend.

Godesberg. E. Dennert.

Digitized by Google

1) E. Jochmann, O. Hermes u. P. Spies, Grundriß der Experimentalphysik. 18. Aufl. Mit 537 Figuren, 8 Tafeln, 2 Sternkarten und 8 Tabellen. Berlin, Winckelmann & Söhne, 1914.

Das altbewährte Jochmannsche Schulbuch, das in den nach kurzen Zeiträumen sich folgenden Auflagen durch den jetzigen Herausgeber beständig auf der Höhe der wissenschaftlichen und methodischen Fortschritte erhalten wird, bedarf kaum mehr der Empfehlung, zumal es in der 17. Auflage einer sehr umfassenden Umarbeitung unterzogen wurde, bei der manches Unwesentliche und Veraltete ausgemerzt wurde und ein übersichtlicherer Druck mit Hervorhebung des Wichtigsten zur Anwendung gelangte. Das Buch behandelt alle Gegenstände, die auf Gymnasien in der 'Physikstunde' zu erledigen sind und umfaßt daher auch die Chemie sowie die mathematische Geographie und Astronomie in zwei Anhängen von 47 bzw. 43 Seiten Umfang. Der astronomische Teil ist in der vorliegenden Auflage durch Hinzufügung zweier wohlgelungener Tafeln geziert worden, auf denen photographische Aufnahmen des Mondes, der Sonnenkorona, der Protuberanzen, eines Kometen und eines Nebelflecks widergegeben sind.

2) P. Hanck, Physikalische Schülerübungen. 64 S. mit 47 Abb. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. Preis geh. 80 ₰.

Verfasser will in diesem Leitfaden, der 92 Übungen aus allen Teilen der Physik behandelt, seinen in regelloser Arbeitsweise arbeitenden Schülergruppen leicht faßliche Anweisungen an die Hand geben, mit deren Hilfe sie auch ohne dauernde Inanspruchnahme des Lehrers ihre Beobachtungen machen können. Das billige Heft wird für solchen Zweck sehr gute Dienste leisten. An einzelnen Stellen könnte die Beschreibung und Abbildung der Apparatur etwas deutlicher sein, damit sie auch von solchen ohne Schwierigkeit verstanden wird, denen die Hilfsmittel des Verfassers noch unbekannt sind.

Berlin-Lichterfelde. F. Koerber.

Gerth-Lamer, Griechische Schulgrammatik. Zehnte Auflage. Leipzig, G. Freytag, G. m. b. H., 1917. 282 S. 3,20 ℳ. Selbstanzeige.

Die von mir 1915 in neunter Auflage besorgte Gerthsche Schulgrammatik ist Ostern 1917 so gut abgesetzt worden, daß der Verlag wider Erwarten den Bedarf nicht decken konnte und eiligst eine Neuauflage herstellen mußte. Diese machte sich so unerwartet nötig und der Druck mußte so schnell erfolgen, daß ich keine Gelegenheit hatte, einige Aenderungen vorzunehmen, die sich mir bei der Benutzung des Buches als wünschenswert ergeben hatten; ja es konnten nicht einmal die wenigen Druckfehler, die leider in der neunten Auflage stehen geblieben waren, aus den Stereotypplatten entfernt werden. Ich lege Wert darauf, das bekannt zu machen, damit man nicht denkt, ich habe mich um das Buch zu wenig gekümmert. Auch bitte ich nachträlich zugleich im Namen des Verlags die Herren Amtsgenossen, die gewiß lästige verspätete Lieferung des Buchs Ostern 1917 mit den Umständen zu entschuldigen; Ostern dieses Jahres wird pünktlich geliefert werden.

Leipzig. Hans Lamer.

Digitized by Google

Die historische Stellung von Horazens Ars poetica

von

Wilhelm Kroll.

Die Poetik ist jünger als die Poesie, wie die Ästhetik jünger ist als die Kunst. Vielleicht kann man sogar sagen, daß die Theorie immer erst dann zu einiger Bedeutung gelangt, wenn die schöpferische Kraft erlahmt, weil der menschliche Geist erst dann Zeit findet, über das Geschaffene und zu Schaffende nachzudenken. Diese allgemeinen Sätze werden durch die Geschichte der griechischen Poetik, von der alle moderne abstammt, durchaus bestätigt. Allerdings fallen die ersten Ansätze ins 5. Jahrhundert, in eine Zeit regen dichterischen Schaffens, aber es sind doch nur Ansätze. Die Sophisten befassen sich nämlich mit dem Wesen der sprachlichen Erscheinungen: das liegt an der äußersten Peripherie der Poetik; und sie denken über die ethische Wirkung von Poesie und Musik, die damals noch unzertrennlich waren, nach; das führt zwar schon in die eigentliche Poetik hinein, aber auf einem Irrwege, der in alter und neuer Zeit immer wieder beschritten worden ist und die unbefangene Würdigung der Poesie nur allzu oft gehemmt hat.

Der Mann, dem die Poetik unendlich viel verdankt, ist Platon[1]), selbst ein Dichter und wie kein anderer berufen, den Grund zu einer wissenschaftlichen Behandlung der Dichtkunst zu legen. Seine Dialoge geben von diesen Bestrebungen nur einen mangelhaften Begriff; daß sie in seinem Schulbetriebe einen größeren Raum einnahmen, zeigt außer der Poetik des Aristoteles die wundervolle Schlußszene des Symposion, wo Sokrates dem Tragiker Agathon und dem Komiker Aristophanes auseinandersetzt, daß Tragödie und Komödie Erzeugnisse des selben Dichtergenius sind — eine Erkenntnis von großer Tragweite, die später nicht weitergesponnen worden ist. Man muß die einzelnen Äußerungen seiner Dialoge zusammensuchen, um ein Bild seiner Anschauungen zu gewinnen. Zwei Vorstellungen stehen im Vordergrunde: die von der dichterischen Begeisterung und die von der Nachahmung. Der wahre Dichter ist seiner selbst nicht mächtig,

[1]) Vgl. die vortreffliche Abhandlung von F. Stählin, Die Stellung der Poesie in der platonischen Philosophie. München 1901. S. auch meinen Aufsatz Beil. z. Allg. Ztg. 1907 Nr. 188.

Digitized by Google

sondern steht unter dem Banne eines Gottes wie die Wahrsager. Er trifft in diesem verzückten Zustande unbewußt das Richtige, das der Philosoph vermöge seiner höheren Einsicht erkennt. Nur ein Philosoph, der selbst Dichter war, konnte zu dieser Formulierung gelangen, die das Wesen des dichterischen Schaffens, der weder mit Begriffen noch mit klaren Anschauungen arbeitenden Intuition, so gut ausdrückt als es damals möglich war. Freilich kehrt er diese Auffassung gegen die Dichtung und behandelt sie wegen des Mangels klarer Begriffe als minderwertig. In der Folgezeit hat dieser göttliche Wahnsinn fast nur als dichterisches Bild fortgelebt, das namentlich die hellenistischen Dichter durch mannigfache Farben beleben: für die wissenschaftliche Theorie existierte es kaum, und Aristoteles sagt nur beiläufig einmal, daß zum Dichten entweder Begabung oder Begeisterung gehöre; der begabte Dichter versetze sich leicht in verschiedene Stimmungen, der begeisterte gerate in wirkliche Ekstase (s. u. S. 84 und 88). Erst die medizinisch beeinflußte Psychologie des vorigen Jahrhunderts ist hier weiter gekommen. — Wie alle Künste so ist auch die Poesie dem Platon Nachahmung der Natur[1]), wobei man nicht vergessen darf, daß Mimesis das Wort für 'Darstellung' ist und daß es Platon fern liegt, einen künstlerischen Realismus im modernen Sinne zu predigen. Es ist auch nicht wahr, daß die Alten immer nur von der Nachahmung und nie von der freien Phantasie geredet hätten; sie kennen diese sehr wohl und brauchen Worte wie *ψεῦδος* und *πλάσμα*, um sie zu bezeichnen (daher auch Horaz A. P. 151 *atque ita mentitur:* s. u. S. 90); aber freilich war namentlich der erstere Terminus einer richtigen Einschätzung der Phantasie nicht günstig und hat besonders die moralisierenden Stoiker zu sehr einseitigen und verkehrten Urteilen über die Dichtkunst verleitet. Die Nachahmung hat Platon auch das Einteilungsprinzip für die Dichtung geliefert: er scheidet im engeren Sinne nachahmende (dramatische) und erzählende und eine aus beiden Gattungen gemischte Poesie; Drama, Dithyrambos und Epos sind die Vertreter dieser drei Gattungen. So fruchtbar das war, so ist doch gerade die Auffassung der künstlerischen Tätigkeit als Nachahmung im Zusammenhange des platonischen Systems und speziell der Staatslehre der Anlaß zu jener Verwerfung der Kunst geworden, die nicht bloß im Altertum Aufsehen erregt hat; weil der Künstler an die in einer transszendenten Welt liegende Wahrheit nicht heranreicht und nur Scheinbilder schafft, so ist im platonischen Staate kein Platz für ihn. Man hat eben wegen dieser Äußerungen die Verdienste Platons um die Poetik ver-

[1]) Auf die feineren Abstufungen und namentlich auf den Unterschied zwischen Platon und Aristoteles gehe ich absichtlich nicht ein und verweise auf Finsler S. 11. Külpe S. 110. H. Cohen, Kants Begründung der Ästhetik (Berlin 1889) S. 13 wird dem Aristoteles nicht gerecht, weil er die Bedeutung von *μίμησις* zu eng faßt, eben nur als 'Nachahmung'; er übersieht auch, daß der Begriff von Platon stammt.

Digitized by Google

kannt: in seiner Seele war ein Zwiespalt, und während eigene Neigung und Veranlagung ihn zur Poesie hintrieb, veranlaßte ihn die Rücksicht auf das Wohl der Allgemeinheit, sie aus seinem Staate wenn auch in ehrenvollster Form zu verbannen.

Das große Verdienst des Aristoteles liegt darin, daß er solche fremden Gesichtspunkte ganz ausschaltet; für ihn ist die Poesie etwas Gegebenes, eine Betätigung des menschlichen Geistes, die als solche Interesse verdient und verlangt; denn der Nachahmungstrieb ist dem Menschen angeboren, also sind auch seine Erzeugnisse berechtigt. Etwas Gegebenes ist für ihn auch die Wirkung der Poesie auf den Hörer, und er untersucht sie leidenschaftslos; seine berühmte Definition der Tragödie ist rein deskriptiv, und wer ihr geradezu einen ethischen Zweck beilegt (wie neuerdings Finsler), trägt etwas Fremdes in seine Gedanken hinein. Ja sogar das Urteil der Menge über die Dichtkunst nimmt er als etwas Gegebenes hin (polit. III 11. 1281 b 7). — Er hat die Dichtung in dem verlorenen Dialog über die Dichter behandelt, der zu den herausgegebenen, künstlerisch gefeilten Schriften gehörte; wir besitzen nur die kleine Poetik, welche die Unterlage für seine Vorlesungen bildete und außer der allgemeinen Grundlegung die Behandlung von Tragödie und Epos enthält; es ist nicht zufällig, daß er gerade diese beiden vornehmsten Gattungen herausgreift; daß er in dem verlorenen 2. Buch die Komödie behandelt habe, ist eine willkürliche Annahme, und niemand gibt uns eine Gewähr dafür, daß dieses erst durch einen späteren Katalog bezeugte Buch, über dessen Inhalt wir gar nichts wissen, ursprünglich zugehörig war. Wir müssen uns damit abfinden, daß Aristoteles in dem vorliegenden Buche in sehr ungleichmäßiger Weise sein Thema behandelt, bald in geordneten und regelmäßig fortschreitenden Gedanken, bald in lockeren Aphorismen, deren nähere Ausführung dem mündlichen Vortrage vorbehalten blieb. Dementsprechend ist auch die Qualität seiner Ausführungen sehr ungleich: neben feinen und tiefen Bemerkungen stehen rein technische Beobachtungen, die teilweise ganz ins Philologisch-Grammatische hinübergehen. Das Buch bewegt sich auf einem Grenzgebiete, das z. T. die Philosophie z. T. die Rhetorik z. T. die Grammatik berührt; für Aristoteles gehörten alle diese Disziplinen noch zusammen, nach ihm beginnen sie sich zu trennen.

Worin die Vorzüge dieser Poetik bestehen, ist bekannt genug. Es herrscht darin eine gesunde Empirie, da Aristoteles hier das selbe Verfahren angewendet hat wie in der Rhetorik und Politik: er hat sich zunächst einen Überblick möglichst über das gesamte Material verschafft und daraus seine Schlüsse gezogen; dazu hat er die ihm von Platon gelieferten Kategorien benutzt, die er in einigen Punkten verändert. Er wäre sich auch völlig darüber klar gewesen, daß sie eben nur für dieses Material gelten und hätte sich baß verwundert, wenn er hätte sehen können, wie man ganz anders geartete Dichtungen über diesen Leisten zu schlagen

Digitized by Google

versuchte. Sehr wichtig ist in dieser Beziehung eine Äußerung im 4. Kap., wo er die Frage aufwirft, ob die Entwicklung der Tragödie schon abgeschlossen sei; auch ist zu beachten, daß er auch die allerjüngsten Vertreter der Tragödie berücksichtigt und auch aus ihren Dichtungen zu abstrahieren sucht; dadurch unterscheidet er sich vorteilhaft von vielen späteren Kunstrichtern, die Gedichte nur dann der Betrachtung für würdig hielten, wenn sie eine gewisse Patina angesetzt hatten: *est vetus atque probus centum qui perficit annos* (Hor. Ep. 2, 1, 39). Diese Empirie bedeutet zugleich die Abneigung gegen Spekulation und die Abwesenheit solcher Gesichtspunkte, die nicht aus den Gedichten selbst genommen sind; bei flüchtigem Lesen könnte man den Eindruck haben, daß nicht ein Philosoph, sondern ein Grammatiker (freilich ein ungewöhnlich weitblickender) das Buch geschrieben habe. Wie Aristoteles sonst über Gott und die Welt gedacht hat, ist für diese Schrift ziemlich belanglos: es werden keine der Poetik fremden Gesichtspunkte eingemengt, wie wir das bei neueren Theoretikern immer wieder erlebt haben; namentlich mit der Ethik hängt seine Ansicht nur durch einen dünnen Faden, die Katharsislehre zusammen, und man möchte auch diesen lieber durchschnitten sehen[1]). Namentlich fehlt die grob-moralische Auffassung der Poesie, durch die die Sophisten vor und die Stoiker nach ihm großen Schaden gestiftet haben.

Daß Aristoteles' Grundanschauungen über die Dichtkunst[2]) von Platon übernommen sind, hat man längst gesehen; daß alle Dichtung Nachahmung ist, daß die Wirkung der Tragödie auf Furcht und Mitleid beruht, daß die μανία den Dichter macht[3]), aber auch manche technischen Beobachtungen fand er bei seinem Lehrer. Wir müssen uns diese Dinge aus Platons Dialogen mühsam zusammenlesen, Aristoteles hat sie aus den Lehrvorträgen des Meisters entnehmen können; und man wird in der Annahme nicht fehl gehen, daß diese auf die dichterische Technik näher

[1]) Anders stände es, wenn Finsler Platon und die aristotelische Poetik (Leipzig 1900) S. 123 mit seiner Behandlung des Begriffes φιλάνθρωπον Recht hätte. Er erklärte ihn nämlich in sozialem Sinne, als das Bestreben den Staat aufrecht zu erhalten, und stützt sich dabei auf eine einzige Stelle des Lykurg (§ 3), wo das Wort durch den Zusammenhang diesen Sinn erhält. Es kann natürlich bei Aristoteles nur seine ursprüngliche Bedeutung haben, über die man etwa Gerhard Phoinix 32. Reitzenstein Gött. Nachr. 1916, 384 vergleich mag, und bedeutet im Zusammenhange ein naives Mitgefühl (Bywater S. 214). Wie Finsler sich abquält, um auch hier eine Beziehung auf Platon nachzuweisen, muß man bei ihm selbst nachlesen: gerade hier ist Aristoteles mit einigem guten Willen aus sich selbst zu verstehen. — Übrigens erkennt auch Cohen ao. 14 an, daß Aristoteles trotz der Katharsislehre von aller banausischen Auffassung des Verhältnisses zwischen Kunst und Sittlichkeit freizusprechen ist.

[2]) Es gilt von seiner Ästhetik überhaupt; s. Külpe, Abh. für M. Heinze S. 105.

[3]) Freilich stellt er daneben die εὐφυία: vgl. über die Stelle Külpe S. 116. Er nähert sich dadurch der späteren Auffassung des Dichters, die von der Genialität kaum noch etwas wußte.

Digitized by Google

eingegangen sind als die Dialoge. Nach dieser Seite liegt aber gerade das Verdienst des Aristoteles: er abstrahiert aus dem ihm vorliegenden Material an Dichtungen die Regeln, welche die Dichter befolgt hatten, und glaubt, daß ihnen für den Bereich seiner Erfahrung allgemeine Gültigkeit zukommt; so schafft er in erster Linie eine Technik des Dramas, in zweiter des Epos, immer mit Ausblicken auf verwandte Gebiete, vor allem auf die künstlerische Prosa. Denn die Poetik ist ihm ein Gegenstück zur Rhetorik, und die Beobachtungen über sprachliche Erscheinungen könnten ebensogut in dieser stehen; auch was er über Ethos, Pathos und Prepon sagt, geht beide Disziplinen an.

Die spätere Entwicklung kennen wir nur aus Bruchstücken, die zum großen Teil in Kaibels wertvoller Abhandlung 'Die Prolegomena περὶ κωμῳδίας' (Abh. Gött. Ges. NF. II. 1898) zugänglich gemacht worden sind. Wir sehen, daß die Peripatetiker von Theophrast an eine rege Tätigkeit auf dem Gebiete der Poetik entfalteten, ohne doch den Eindruck zu gewinnen, daß sie die Grundfragen erheblich fördern: ihr Sammelfleiß kam mehr der Literaturgeschichte und der Lösung einzelner Interpretationsfragen (besonders im Homer) zugute. Die nüchterne und besonnene Art des Meisters wirkte hier weiter und begründete den Einfluß, den die peripatetische Literaturbetrachtung auf die alexandrinische Philologie ausübte, sowohl in vielen Einzelheiten als auch in der Gesamtauffassung. Freilich interessierte die Poetik als solche den Aristarch und seine Schule kaum; da jedoch als höchste Aufgabe der Philologen immer die ästhetische Dichterkritik galt, so konnten sie diesen Fragen nicht ganz ausweichen. Aber eine wesentliche Förderung erfuhren die Grundfragen von dieser Seite nicht, und wenn sie in hellenistischer Zeit nicht völlig geruht haben, so war es nicht das Verdienst der Grammatiker, sondern der Philosophen. Wir würden von diesen Dingen so gut wie nichts wissen ohne den Zufall, der uns Reste der Bibliothek eines Epikureers in Herkulaneum aufbewahrt hat und darunter Fragmente von Schriften des Demetrios Lakon (um 100 v. Chr.) und des Philodem (um 60 v. Chr.) über die Dichtkunst. Wir sehen da Stoiker und Epikureer im Kampfe: jene schreiben der Dichtkunst einen erziehlichen Einfluß zu, diese leugnen ihn. Insofern sich der Streit um diese ethische Frage dreht, geht er die eigentliche Poetik nichts an; aber es kommt im Verlaufe dieser Erörterungen zu Debatten darüber, worin eigentlich das Wesen des Dichters liegt, ob er durch seine Gedanken wirkt oder nur durch den schönen Klang seiner Verse, und im Zusammenhange damit werden allerlei Klangwirkungen genauer untersucht und phonetische Beobachtungen mitgeteilt: Philodem setzt sich mit Herakleodoros auseinander, den wir nur aus dieser Polemik kennen; er führte den Eindruck der Poesie auf die bloße Klangwirkung zurück, hob zahlreiche Homerstellen aus, die das beweisen sollten, und untersuchte z. B., weshalb Homer κίονα μακρήν sage und nicht μακράν (α 127 u. ö.).

Digitized by Google

Das führte zu der Folgerung, der gute Dichter sei der, den seine Anlage befähige schönklingende Worte zu finden (fr. 29); boshafte Gegner führten das ad absurdum, indem sie erklärten, dann mache die harte Zunge den schlechten und die weiche den guten Dichter (fr. 25). Man stritt über die Wirkung, welche die Wiederholung des selben Wortes tue, und behandelte eingehend das dreifache Nireus B 671 ff. Während der Gegner Naturnachahmung fordert, weil diese Nutzen und Genuß bringe, will Philodem weder vom Nutzen noch von der Naturnachahmung etwas wissen und sieht die Wirkung der Poesie gerade in der Behandlung mythischer Stoffe. Eine Reihe von Autoritäten werden angerufen, und wir sehen mit Staunen, wie lebhaft diese Fragen im 3. und 2. Jahrhundert ventiliert wurden, wie die psychologische Betrachtungsweise des Aristoteles auch in anderen Schulen weiter wirkte; freilich haben weder Grammatiker noch Rhetoren mit diesen Erörterungen viel anzufangen gewußt, und so spielen sie in der aufs Mittelalter und die Renaissance übergegangenen Literatur kaum eine Rolle.

An dieser Stelle ist Horazens Ars poetica einzuordnen. Sie zeigt uns den Dichter als Erben der reichen hellenistischen Kultur und kann, ebenso wie seine übrigen Dichtungen, nur im Zusammenhange mit ihr verstanden werden. Von den zahlreichen Kommentaren ist der von Kießling-Heinze der einzige, der diesen Zusammenhang herstellt und dadurch dem Gedichte gerecht wird; alle anderen gehen sowohl in Einzelheiten als auch in der Gesamtauffassung jämmerlich in die Irre. So ist gleich die Anschauung verkehrt, Horaz denke zunächst an die Adressaten seines Briefes (denn in Briefform trägt er nach hellenistischer Sitte seine Lehren vor), die Pisonen; wegen einiger adliger Dilettanten hätte er sich sicher nicht die Mühe gegeben, den spröden Stoff in geschmeidige Verse zu gießen und eine Aufgabe zu lösen, die kein zweiter Dichter jener Zeit hätte lösen können. Wir müßten vielmehr den Schluß ziehen, daß er hellenistische Lehren frei bearbeitet, wenn es uns nicht der antike Erklärer berichtete: 'Er hat die Lehren des Neoptolemos von Parion über die Dichtkunst zusammengetragen, nicht alle, aber die wichtigsten.' Wir kennen den Mann als epischen Dichter und Grammatiker, der seltene Worte bei Homer erklärt und über Epigramme schreibt; ein Buch über Witze scheint auf rhetorische Interessen zu weisen, da der Witz meist in der Rhetorik abgehandelt zu werden pflegt; man könnte ihn nach allem unter jenen Peripatetikern suchen, die an den exoterischen, literarhistorischen Interessen dieser Schule teilnahmen, und dieser Eindruck wird durch Horazens Gedicht bestärkt. Immerhin darf man nicht vergessen, daß es gegen Ende des 3. Jahrhunderts (um diese Zeit lebte Neoptolemos) nicht möglich war, die Poetik halbwegs ernsthaft zu behandeln, ohne zu Aristoteles' grundlegendem Buche zu greifen, und das hat er nach Ausweis des horazischen Gedichtes getan; ob man ihn aber deshalb

Digitized by Google

einen Peripatetiker nennen darf und ob er selbst mit dieser Benennung einverstanden gewesen wäre, scheint mir keineswegs ausgemacht.

Durch den Anschluß an Aristoteles erklärt sich sofort eine Erscheinung, die den Erklärern viel Kopfzerbrechen gemacht hat, die Bevorzugung der Tragödie, neben der nur das Epos ernsthaft berücksichtigt wird. Natürlich ist es von Wichtigkeit, daß auch in Rom damals Tragödien und Epen in Menge gedichtet wurden und daß sie vielfach gegen die von Horaz mitgeteilten Regeln verstießen; aber weder fiel es ihm ein, die krankhafte Vorliebe für das Epos zu bekämpfen noch sich selbst als den kommenden Retter der römischen Tragödie anzukündigen, wie man wohl gesagt hat, sondern er wollte die peripatetischen Regeln in Verse bringen, und zwar in gute Verse; zu der Selbsttäuschung, daß er damit großen praktischen Nutzen stifte, war er zu klug und welterfahren. — Aufgefallen ist ferner, daß er dem Satyrdrama dreißig Verse widmet, obwohl es für die römische Literatur kaum irgendwelche Bedeutung hat, und man hat wiederum gemeint, die Pisonen oder er selbst hätten vorgehabt, sich in dieser Gattung zu versuchen. Wir haben vielmehr zu lernen, daß die Theorie nach Aristoteles auf das Satyrdrama ausgedehnt worden war, das der Tragödie zunächst lag. Das war nicht schwer, und Horaz gibt auch nur über die Sprache[1]) des Satyrdramas Regeln, die nicht zu hoch, aber auch nicht zu niedrig sein dürfe. — Im Anschluß an den Abschnitt über den Chor, der durchaus griechische Lehren wiedergibt, handelt Horaz von der Musik und beklagt die Entwicklung, die diese Kunst genommen habe: sowohl die Flöte als auch die Kithara hätten ihre Ausdrucksmittel der Wirkung auf den großen Haufen zuliebe vermehrt und an die Stelle der alten Einfachheit *licentia* und *luxuria* gesetzt. Nun geht das Interesse für die Musik und ihre ethische Wirkung auf Platon und Aristoteles zurück, namentlich aber ist es der Peripatetiker Aristoxenos gewesen, der im Auftrage seines Lehrers und z. T. in gemeinsamer Arbeit mit Theophrast das Wesen und die Geschichte der Musik bearbeitet hat[2]); er beurteilt ihre Entwicklung genau so wie Horaz, und wenn alle späteren Schilderungen der Musikgeschichte einen wehleidigen Ton anschlagen, so liegt das an seiner Darstellung. Unter anderem ist wohl Plutarch de mus. 15 direkt von ihm abhängig: 'Die Alten verwendeten die Musik, wie auch alle anderen Erfindungen, in der rechten Weise, die Modernen

[1]) Horaz handelt überall von der Sprache und Metrik der verschiedenen Gattungen und hat z. B. einen besonderen Abschnitt über die Freiheit, neue Worte zu bilden (V. 45—72), redet über tragischen Stil in der Komödie und umgekehrt, über die Sprache der Leidenschaft usw. Norden hat gezeigt, daß diese und andere Eigentümlichkeiten des Gedichtes sich aus rhetorischer Betrachtungsweise erklären, daß die Kategorien der Rhetorik — und gerade der aristotelischen Rhetorik — auf die Poesie übertragen werden. Das ist durchaus die Art des älteren Peripatos.

[2]) Vgl. Rhein. Mus. LXII 95.

Digitized by Google

aber haben für ihre Würde keinen Sinn und bringen statt der männlichen, göttlichen und bei den Göttern beliebten Musik eine weichliche und tändelnde aufs Theater.' Er führte auch ganz wie Horaz die Verderbnis auf die Theatermusik zurück (vgl. 73).

Eine der berühmtesten Stellen ist die über den Nutzen der Poesie: *aut prodesse volunt aut delectare poetae aut simul et iucunda et idonea dicere vitae* (V. 333) und: *omne tulit punctum qui miscuit utile dulci lectorem delectando pariterque monendo* (V. 343). Diese Anschauung stellt ein Kompromiß zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen dar und ist nicht aristotelisch, sondern hellenistisch: der Peripatos sah den Zweck der Poesie in der Unterhaltung (Psychagogia), die Stoa im Nutzen, und Neoptolemos hatte sich für den sicheren Mittelweg entschieden. Vielleicht darf man daran erinnern, daß diese Frage auch in Philodems Poetik erörtert wird und daß Horaz wohl direkte Beziehungen zu diesem Epikureer hatte, mindestens durch die epikureische Lehre hindurchgegangen war.

Sorgfältige Beachtung verdienen V. 99 ff., wo ein Unterschied zwischen *pulchrum* und *dulce* gemacht wird. Letzteres bewirkt die eigentliche ψυχαγωγία und beruht darauf, daß der Hörer in wechselnde Stimmungen hineingerissen wird. Schon Kießling zog die Begriffe καλόν und ἡδύ heran, die Dionys' von Halikarnaß Schrift über die Synthesis beherrschen und deren Herkunft aus peripatetischer Lehre sich wahrscheinlich machen läßt[1]). Über das Wesen des *pulchrum* spricht sich Horaz nicht aus; man kann aus Dionys lernen, daß es mit σεμνόν und μεγαλοπρεπές etwa gleichbedeutend ist. Das *dulce* beruht auf den παθήματα des Hörers, der zum Lachen wie zum Weinen veranlaßt werden kann und bei dieser Entladung ein Lustgefühl verspürt, ein Gedanke, der völlig auf aristotelischem Grunde ruht; Epikureer und Stoiker mußten ja die Erregung der Affekte verwerfen und haben sie verworfen[2]). Aber die Lehre des Meisters ist weitergebildet: der Dichter erreicht die ψυχαγωγία, indem er den Hörer seinen eigenen Empfindungen zu folgen zwingt, und das geht nicht ohne eigenen Affekt (V. 102): 'wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, wenn es nicht aus der Seele dringt und mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt.' Man hat dazu treffend Aristot. poet. 17 verglichen: 'bei gleicher Begabung wirken die, welche selbst in Leidenschaft sind, am überzeugendsten, und man glaubt Betrübnis und Zorn am ehesten dem, der selbst betrübt und zornig ist. Darum erfordert die Dichtung entweder hohe Begabung oder Anlage zum Wahnsinn: denn die einen finden sich leicht in jede Stimmung, die anderen gehen leicht aus sich heraus'[3]). Vom Redner sagt es Cicero Orat. 132 nec unquam is qui audiret incenderetur, nisi ardens ad cum perveniret oratio. Daß die ἡδονή *(delectatio)*

[1]) Vgl. Rhein. Mus. 62, 93.

[2]) Sext. adv. math. 1, 293. Philod. de poem. fr. 67 H.

[3]) Ich lese mit den Apographa ἐκστατικοί statt ἐξεταστικοί. Aus Vahlens Ausgabe erfährt man von dieser Konjektur nichts. Vgl. o. S. 82.

Digitized by Google

wesentlich durch wechselnde Stimmungen erzielt wird, ist in der älteren peripatetischen Geschichtsschreibung betont worden; Duris sagte am Anfange seines Geschichtswerkes: 'Ephoros und Theopomp blieben den Ereignissen vieles schuldig, denn es fehlte ihnen an jeder Gestaltungskraft (μίμησις) und an Anmut (ἡδονή) des Ausdruckes und sie waren nur auf glatten Stil bedacht.' Wir wissen jetzt durch eine ganze Reihe von Untersuchungen, wieviele Vertreter der hellenistischen Geschichtsschreibung diese Forderungen zu erfüllen versucht haben[1]); z. B. sagt Polybios II 56, 7 von Phylarch: 'in dem Streben, seine Leser zum Mitleid zu stimmen und ihre Teilnahme für seine Erzählung zu erwecken, schildert er Umarmungen von Weibern, aufgelöste Haare und entblößte Busen', und Cicero, der die selbe Darstellungskunst vor Augen hat, sagt ep. V. 12, 5: 'wenn man fremde Schicksale betrachtet, ohne Schmerz zu empfinden, so ist schon das Mitleid an sich eine angenehme Empfindung'; diese *misericordia iucunda* ist das *dulce* des Horaz, das auf dem *adflere flentibus* beruht und im Grunde die ἀπὸ ἐλέου καὶ φόβου ἡδονή des Aristoteles, von der dieser im 14. Kap. der Poetik redet[2]). Daß der hellenistische Roman und das Epos des Vergil ebenfalls diesem Gesetz folgen, ist heute bekannt genug[3]).

[1]) E. Schwartz Herm. 44, 492: PW. V 1854. Gramann Quaest. Diodoreae (Göttingen 1907) 26.

[2]) Nur von hier aus wird verständlich, wieso die Erregung der Affekte dem *dulce* untergeordnet wird. Es gab daneben eine andere Weiterbildung der Lehre, die uns sowohl in der Rhetorik wie in der Poetik begegnet: für jene vgl. meine Anm. zu Cic. Orat. 128, für diese Heinze Virgils epische Technik[2] S. 463 (dazu Ilbergs Jahrb. XXI 521). Mutschmann Herm. LII 191. Danach wird die Wirkung in eine ethische und pathetische auseinandergelegt und jene dem ἡδύ (χάρις, τέρψις), diese der ἔκπληξις (ἔκστασις) zugewiesen. Beides wird nicht selten unter dem Schlagwort ψυχαγωγία zusammengefaßt. Der Dichter erreicht dieses Ziel nach Polybios bei Strab. I 2, 17 durch den μῦθος, der im Gegensatz zu ἱστορία und διάθεσις steht und die freie Erfindung bezeichnet. Mutschmann führt die pointierte Formulierung der Schrift vom Erhabenen 29, 2 πάθος ὕψους μετέχει τοσοῦτον, ὅσον ἦθος ἡδονῆς auf Poseidonios zurück: das mag richtig sein (s. aber den Exkurs), aber Pos. Verdienst ist in keinem Falle sehr groß. — Schon P. Sternkopf De Cicer. partit. oratoriis (Münster 1914) 37 hat (nach Mayer) mit der eben genannten Stelle die anders geartete Lehre zusammengestellt, die Cicero in Part. orat. 22. 73 vorträgt. An der ersteren Stelle ist die Rede von der *suavis oratio: delectat etiam quidquid est admirabile, maximeque movet ea, quae motum aliquem animis ciet, oratio.* Das hatte Mayer Theophr. περὶ λέξεως 164 beanstandet 'Quod igitur ad λέξιν παθητικήν attinet Cic. foede erravisse videtur: πάθος enim a suavitate maxime abhorret.' Man sieht gerade durch den Vergleich mit Horaz, daß Cic. im Recht ist. 73 heißt es: *omnis expectatio eius qui audit et admiratio et improvisi exitus habent aliquam in audiendo voluptatem*, dazu vgl. 32 *suavis narratio est, quae habet admirationes, expectationes, exitus inopinatos, interpositos metus animorum.* Also auch hier vertragen sich ἡδύ und πάθη. Das δυσπεῖθες in dem Gallimathias der Dionysscholien, den Kaibel Prolegom. περ. κωμ. 21 scharfsinnig behandelt hat, wage ich nicht hierher zu ziehen.

[3]) Reitzenstein Hellenist. Wundererzählungen 84. Heinze Vergils epische Technik 463. φόβος als Zweck der mythischen Ausschmückung bei Homer nennt Poseidonios bei Strab. I 2, 36.

Digitized by Google

Wir sehen hier also Horaz, den wir wohl mit Neoptolemos gleichsetzen können, an die Theorie des Aristoteles nicht unmittelbar, sondern durch Vermittlung seiner Schüler anknüpfen; daß Horaz die Poetik des Aristoteles selbst in der Hand gehabt hat, ist durchaus unwahrscheinlich.

Ein anderer Vorstellungskreis ergibt sich aus mehreren Stellen. V. 144 heißt es von Homer: *ut speciosa dehinc miracula promat, Antiphaten Scyllamque et cum Cyclope Charybdin.* V. 151 *ita mentitur, sic veris falsa remiscet, primo ne medium, medio ne discrepet imum.* V. 338 vom Dichter im allgemeinen: *ficta voluptatis causa sint proxima veris, ne* (v. l. *nec) quodcumque volet poscat sibi fabula credi neu pransae Lamiae vivum puerum extrahat alvo.* Die Tätigkeit des Dichters, soweit sie in freier Erfindung besteht, wird nämlich als ψεύδεσθαι oder πλάσσειν bezeichnet: schon Aristot. poet. 24 sieht ein Verdienst Homers darin, daß er die übrigen Dichter gelehrt habe ψεύδη λέγειν ὡς δεῖ. Außer dem, was Kießling-Heinze angeführt haben, verweise ich auf Sext. adv. gramm. 297: die Dichter ἐκ παντὸς ψυχαγωγεῖν ἐθέλουσι, ψυχαγωγεῖ δὲ μᾶλλον τὸ ψεῦδος ἢ τἀληθές. Da aber auch der Dichter eine gewisse ἱστορία besitzt, so ist die Dichtung ein Gemisch von Wahrheit und Lüge[1]): wie lebhaft man sich darüber stritt, wie weit die eine und die andere bei Homer reiche, zeigt das 2. Kap. von Strabons erstem Buch, charakteristisch z. B. § 23 (Poseidonios): ἱστόρησε (Homer) δὲ καὶ τὴν Φάρον πελαγίαν οὖσαν τὸ παλαιόν, προσεψεύσατο δὴ καὶ τὸ πελαγίαν εἶναι καίπερ μηκέτι οὖσαν. Man durfe aber auch von den ψεύδη verlangen, daß sie πιθανά seien; daher sagt Strab. 35 E.: die Dichter δοκοῦσι κατ' ἄγνοιαν (πλάσσειν), ὅτι μάλιστα καὶ πιθανῶς τὰ τοιαῦτα μυθεύουσι περὶ τῶν ἀδήλων καὶ τῶν ἀγνοουμένων. Plaut. Pseud. 401 *sed quasi poeta, tabulas quom cepit sibi, quaerit quod nusquamst gentium, reperit tamen, facit illud versi simile quod mendaciumst* (wo heute niemand mehr Lust haben wird, den letzten Vers mit Kießling zu tilgen). Wie wichtig dieser Begriff war, zeigen die Scholien, die fortwährend auf πιθανά und ἀπίθανα aufmerksam machen, vgl. schol. T *B* 96. *E* 511. *Z* 405. *H* 72. 337. *Θ* 80. *K* 500. *O* 369. 372 usw. Aus den Vergilscholien hat Georgii Die antike Aeneiskritik S. 561 s. v. ἀπίθανον πλάσμα die entsprechenden Stellen gesammelt[2]). Diese unwahrscheinlichen Er-

[1]) Strab. I 2, 9 πιθανώτερον ἂν οὕτω τις ψεύδοιτο, οἱ κατα μίσγοι τι καὶ αὐτῶν τῶι ἀληθινῶν. Plut. quom. adul. 2 (I 37, 13) ἐν ποιήμασι μεμιγμένον πιθανότητι ψεῦδος ἐκπλήττει καὶ ἀγαπᾶται μᾶλλον τῆς ἀμύθου καὶ ἁπλάστου περὶ μέτρον καὶ λέξιν κατασκευῆς. In der Definition des Epos bei Serv. in Aen. I 4.5 Th. heißt es: *est autem heroicum ... continens vera cum fictis.* Die im Wortlaut nicht sicher wiederzugewinnende Definition der Poesie in Proklos' Chrestomathie (Kaibel Proleg. π. κωμῳδ. 21) lautete: ἔστι ποιητικὴ . . . τὸ μυθῶδες μετὰ καὶ τοῦ ἀληθοῦς ἐνίοτε συμπεπλεγμένον . . . περιέχουσα. Strabon spricht öfter vom προσμυθεύειν u. dgl. (§ 19) d. h. dem, was Homer aus eigener Phantasie zum übernommenen historischen Stoff hinzutat. Vgl. auch Sokr. IV S. 12.

[2]) Das weiß sogar Ps. Kallisth. II 15 S. 70 Müll. πλαστὸς δεῖ μῦθος εἶναι σχῆι πίστιν, ἐκστῆναι πεποίηκε τοὺς ἀκούοντας (so nach A zu lesen).

Digitized by Google

findungen fallen meist in das Gebiet der τερατεῖαι oder ἱερολογίαι: die von Horaz genannten homerischen Mythen und die Lamia kann man sämtlich dahin rechnen. Jene nennt Strab § 9. 11 zusammen, die Lamia § 8, weitere in den Homerscholien gerügte τερατεῖαι zählt Griesinger Die ästhetischen Anschauungen der Homererklärer (Tübingen 1907) S. 59 auf. Das sind die *miracula, speciosa* weil sie der τέρψις dienen (Strab. 35 e.) und die ἡδονή steigern (Strab. 8); daß sie bei Homer immer ein ἀληθές enthalten, ist Ansicht der Stoiker, denen Strabon (§ 9) folgt, Horaz würde das nicht gebilligt haben. Alles, was er darüber sagt, ruht auf aristotelischem Grunde, ist aber fortgebildet. Dasselbe gilt von dem Begriff, der sich wie ein roter Faden durch das Gedicht hindurchzieht, dem Prepon.

Dieser Begriff scheint seinen Ursprung in der Musikästhetik oder Musikpädagogik des 5. Jahrhunderts zu haben, die ein notwendiges Produkt der Sophistik war. Wir können auch den Mann nennen, der den Begriff gefunden oder doch den Späteren vermittelt hat: es ist Damon, der Musikschriftsteller und Ratgeber des Perikles. Ihm verdankt Platon, was er im Staat und in den Gesetzen über das Prepon sagt: es erscheint hier schon als Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt, Harmonie zwischen den Darstellungsmitteln und dem darzustellenden Gegenstande, und diese Bedeutung hat es auch später beibehalten[1]). Aristoxenos bei Plut. de mus. 33 sagt dafür οἰκειότης; sie bezieht sich nach ihm immer auf ein Ethos. Sein Gegner Herakeides Pontikos schrieb περὶ πρέποντος μέλους καὶ ἀπρεποῦς (Philod. de mus 92, 30 K.). Aristoteles verwendet den Begriff, für den er manchmal ἁρμόττον sagt, sowohl in der Poetik als auch in der Rhetorik; am ausführlichsten handelt er darüber Rhet. III 7 und gliedert das Prepon nach Pathos, Ethos und dem behandelten Stoff: d. h. der Ausdruck muß sich den Stimmungen, die man bei den Hörern erwecken will, dem Alter und der Stellung des Redenden (es ist an logographische Tätigkeit gedacht) und der Wichtigkeit oder Niedrigkeit des Gegenstandes anpassen[2]). Als dann Theophrast die Vorzüge des Stiles in ein System brachte und deren vier aufstellte, wies er dem Prepon die dritte Stelle an, hinter Sprachrichtigkeit und Deutlichkeit und vor dem Redeschmuck; davon sind Cicero und Dionys von Halikarnaß abhängig. Bezieht sich hier das Prepon wenigstens in der Theorie ausschließlich auf den Ausdruck, so betrifft es in der Poetik auch die Charakterzeichnung, z. B. die Regel, daß weibliche Charaktere auch weibliche Züge tragen müssen (Aristot. poet. 15) usw.[3]). Und obwohl

[1]) Vgl. Rhein. Mus. 62 S. 99. Stroux De Theophrasti virtutibus dicendi S. 16.

[2]) Das Kapitel bietet Schwierigkeiten, auf die ich hier nicht eingehen kann; vgl die scharfsinnigen Bemerkungen von Marx Ber. Sächs. Ges. 1900, 276.

[3]) Daran denkt Cic. orat. 70 *ut in vita sic in oratione nihil est difficilius quam quid deceat videre: πρέπον appellant hoc Graeci . . . huius ignoratione non modo in vita, sed saepissime et in poematis et in oratione peccatur.* Dazu meine Anm.

Digitized by Google

die Rhetorik je länger desto mehr die Poetik unter ihren Bann zwingt und die Geltung des Prepon auf die Lehre vom Ausdruck zu beschränken sucht — was sich freilich auch in der Rhetorik nicht ganz durchführen läßt —, so wird die weitere Bedeutung nie ganz vergessen. Das tritt deutlich in Quintilians Kapitel über den Gegenstand hervor (XI 1), der z. B. ein auch sonst in ähnlichem Zusammenhange gebrauchtes homerisches Beispiel anführt (Thersites' Worte an Agamemnon: Schrader Herm. 37 S. 550) und dann sagt (§ 38): *maior in personis observatio est apud tragicos comicosque; multis enim utuntur et variis.* Das ist das Prepon der aristotelischen Poetik. Panaitios aber hat den Begriff in die Ethik eingeführt, als er das Prepon für eine Erscheinungsform des *honestum* erklärte und damit in der Ethik ein ästhetisches Moment zuführte — darin noch ein echter Grieche (Cic. off. I 93)[1]). Der Gedanke war freilich für die Zeiten, die kamen, zu hoch und hat seine Wirkung erst sehr viel später getan.

Wir sind nun auch so weit, die Bedeutung des Prepon für Horazens Ars poetica einzusehen, die noch nicht recht hervorgehoben ist; jedoch ist in Kießling-Heinzes Kommentar zu den einzelnen Stellen, meist im Anschlusse an Norden, fast immer das Nötige bemerkt. Die leidige, und wie es scheint, nicht bis zur völligen Evidenz lösbare Frage nach der Disposition des Gedichtes braucht uns dabei kaum zu beschäftigen; aber wir wollen aus Nordens grundlegendem Aufsatz (Herm. 40, 481) die Lehre entnehmen, 'daß die Theorie der Poesie gleich da, wo wir ihr zuerst begegnen, bei den Sophisten, denen Platon sich anschließt und noch Aristoteles vieles verdankt, sich im Gefolge der Rhetorik befindet'; in der Tat ist es nur mit Hilfe rhetorischer Literatur möglich, die Geltung des Prepon ins rechte Licht zu stellen.

Man kann sagen, daß im ersten Teile des Gedichtes das Motiv der Harmonie vorherrscht: eine Dichtung soll in sich selbst harmonisch sein, und zwischen dem Stoff und den Kräften des Dichters soll Harmonie bestehen, daraus ergibt sich angemessene Sprache und Disposition von selbst (V. 1—41). Dem Stoffe angemessen muß namentlich das Versmaß sein (V. 73ff.); dazu bemerkt Heinze: 'Schon hier steht der Begriff des *decens* im Hintergrunde, der dann im folgenden deutlicher hervortritt und die Darstellung beherrscht; auch in der Rhetorik, z. B. bei Cic. de or. 3, 210, folgt auf die Behandlung von Wortwahl und Rhythmus die Erörterung *quid aptum sit, hoc est quid maxime deceat in oratione.*' Vgl. Norden S. 493. Daß das Prepon hier die Grundlage bildet, zeigen namentlich V. 89 *versibus exponi tragicis res comica non volt* usw., und 92 *singula quaeque locum teneant sortita decentem* (dazu Norden S. 494). Was dann über tragischen Stil in der Komödie und schlichten Ton in der Tragödie bemerkt wird, ent-

[1]) Daß die alexandrinischen Philologen, was sie von weiteren Gesichtspunkten brauchen, dem Peripatos entlehnen, zeigt sich auch hier; vgl. H Steinmann De artis poet. veteris parte quae est π. ἠθῶν. Göttingen 1907.

Digitized by Google

hält ebenfalls das Gesetz, 'daß die Sprache den Empfindungen, die sie ausdrücken soll, gemäß sei' (Heinze). Nun folgt der echt peripatetische Gedanke, daß man Psychagogia erziele, indem man den Zuschauer den eigenen Affekten zu folgen zwinge (s. S. 88); das wird zusammengefaßt durch die Worte (105): *tristia maestum voltum verba decent, iratum plena minarum, ludentem lasciva, severum seria dictu.* Dazu bemerkte schon Kießling, daß *voltum* fast wie eine Übersetzung von *πρόσωπον* aussehe, und wenn man Cic. de or. 3, 221 ff. orat. 60 daneben hält, so wird man mit der Möglichkeit rechnen, daß eine Lehre von der actio des Schauspielers hier von fern hineinspielt. Aristoteles Worte über das Prepon der pathetischen Rede (s. S. 91) hat schon Kießling angeführt. Auch die Berufung auf den natürlichen Ursprung der Affekte (V. 108 *format enim natura prius nos intus ad omnem fortunarum habitum*) paßt ganz zu peripatetisch-rhetorischer Doktrin (Rh. Mus. 58, 595; zu Cic. orat. 58. 177); sie bahnt dem Horaz den Übergang zur Behandlung des Prepon in der *ἠθικὴ λέξις*[1]). Horaz benutzt dabei geschickt den Doppelsinn von *fortuna,* das in V. 109 die Lage des Menschen bedeutet, aus der sich der Affekt ergibt, in V. 112 aber *(si dicentis erunt fortunis absona dicta)* das, was Aristoteles mit *γένος καὶ ἕξις* bezeichnet und woraus das Ethos abzuleiten ist: *absona dicta*[2]) ist wieder eine Übersetzung von *ἀπρεπῆ*. Hier ist Horaz an dem Punkt angelangt, wo der Begriff des Prepon die größte praktische Bedeutung für Rhetorik und Dichtererklärung besaß (s. S. 91); denn in der Rhetorik (III 7) hatte Aristoteles das Prepon gerade in bezug auf das Ethos behandelt und in diesem Sinne verwenden die Philologen den Begriff; sie fragen, ob der Dichter das Ethos der von ihm dargestellten Personen richtig getroffen hat. Nach einer Erörterung über die Stoffwahl, in der doch auch der Begriff der Harmonie wesentlich ist (V. 126. 152), kommt der Dichter wieder auf das (ethische) *πρέπον ταῖς ἡλικίαις* zurück (156): *aetatis cuiusque notandi sunt tibi mores mobilibusque decor naturis (maturis* ς und manche Herausgeber*) dandus et annis,* und schildert die vier Lebensalter mit Farben, die im Grunde von Aristoteles (rhet. 2, 12—14) stammen, ohne daß doch dieser selbst benutzt wäre[3]); also hat Neoptolemos die Lehre des Meisters

[1]) Das hatte schon Kießling im Jahre 1889 richtig beobachtet, und es ist durch Nordens weitblickende Betrachtung nur erhärtet worden. Völlig verkannt ist es wieder von Patin Der Aufbau der Ars poetica. Paderborn 1910: die einfache Tatsache, daß man einen so von hellenistischer Kultur durchtränkten Dichter wie Horaz nur verstehen kann, wenn man durch Heranziehung der Parallelen die Beziehungen zu dieser Kultur herstellt, scheint für viele noch nicht vorhanden zu sein.

[2]) Man führt zu den Versen, in denen Horaz den Unterschied der *ἤθη* klar macht, Menand. Comp. Aristoph. 1 an (s. S. 91); sehr nahe kommt auch Theon progymn. 115, 28, der auf landschaftliche Unterschiede hinweist (V. 118) und den wortkargen Spartaner dem geschwätzigen Athener gegenüberstellt.

[3]) Nur in diesem Sinne ist richtig (und wohl auch gemeint), was Kießling anmerkt: daß Horaz' Schilderung von der des Aristoteles 'völlig unab-

Digitized by Google

spezialisiert. In V. 176–178 wird diese Regel nochmals eingeschärft. Fast unmerklich sind wir mittlerweile in die Behandlung des Dramas hinübergeglitten, dessen einzelne Mittel nun besprochen werden; da hören wir z. B., daß der *deus ex machina* nicht bemüht werden soll, *nisi dignus vindice nodus inciderit* (191), was man auch zum Prepon stellen kann. Deutlich tritt dieser Begriff wieder hervor bei der Regel über den Chor, *neu quid medios intercinat actus, quod non proposito conducat et haereat apte* (194) d. h. auch er soll πρεπόντως verwendet werden.. Ebenso kommt es in der Behandlung des Satyrdramas auf das Prepon an; hier muß man es sowohl vermeiden, die Helden zu niedrig, als auch sie bombastisch reden zu lassen (225): jenes widerspricht dem Ethos der Personen, dieses dem der Gattung. Die Grenze sowohl gegen die Komödie (236) als auch gegen die Prosa, und zwar gewählte wie derbdrastische (244), muß gewahrt werden.

Noch einmal begegnet der Begriff zu Anfang des vom Dichter handelnden zweiten Hauptteiles V. 306 *munus et officium nil scribens ipse docebo, unde parentur opes, quid alat formetque poetam, quid deceat quid non, quo virtus quo ferat error.*

Ich neige zu der Auffassung von Kießling-Heinze, nach der man in diesen Versen eine Disposition der folgenden Ausführungen nicht suchen darf und Horaz mit ihnen Begriff und Aufgabe des Dichters nur im allgemeinen hat umschreiben wollen. Wenigstens zu *quid deceat quid non* kann ich im folgenden nichts Entsprechendes finden und muß auch hier Heinze Recht geben, der sich gegen Nordens Erklärung der Worte wendet. Dieser bezieht sie nämlich auf V. 333—346, die er passend 'de officio poetae' überschreibt: aber diese Regeln über das Verhältnis von ψυχαγωγεῖν und διδάσκειν gehen das Prepon nichts an[1]). Es hindert uns also nichts, die Worte auf den ersten Teil zu beziehen und darin, daß das Prepon an dieser wichtigen Stelle genannt wird, einen Beweis für die Bedeutung zu sehen, die ihm in der peripatetischen Poetik zukam. Noch einmal wird es in V. 316 gestreift: wer sich mit den Lehren der griechischen Ethik vertraut gemacht hat, *ille profecto reddere personae scit convenientia cuique,* was sich völlig mit V. 105 ff., 156 ff. deckt und ein Fingerzeig ist, daß jenes *quid deceat* in V. 308 auf den ersten Teil zurückweist[2]).

---

hängig' sei; die einzelnen übereinstimmenden Züge kann jeder leicht zusammenstellen. Vgl. jetzt Radermacher Wien. Stud. 38 S. 72.

[1]) Wenn ich ihn richtig verstehe, deutet Norden auf S. 487 die Stelle anders als S. 501; dort setzt er *quid deceat quid non* mit Quintilians Erörterung über die *mores oratoris* in Parallele; das kann ich nicht billigen.

[2]) V. 317 *respicere exemplar vitae morumque* bezeichnet meines Erachtens weiter nichts als das Vorbild, das die Betrachtung des Lebens bietet (Krüger und Kießling-Heinze finden darin ein ethisches Ideal); *vita et mores* bezeichnet allerdings das Leben, insofern es Gegenstand der Ethik ist (Cic. de or. 1, 65 f., 3, 76. Acad. 1, 19); aber Horaz ist natürlich überzeugt, daß man das Leben nur mit Hilfe der Ethik richtig erkennt. Es ist die Auffassung, die O. Ludwig so heftig bekämpft hat.

Digitized by Google

Wir haben also im Prepon einen zentralen Begriff der Poetik erkannt, an die Horaz sich anschließt, und aus den Übereinstimmungen mit Aristoteles auf den peripatetischen Charakter dieser Lehre geschlossen[1]). Es bedarf keines Wortes, daß diese Erkenntnis zu der Überlieferung, nach der Horaz seine Lehren von dem Peripatetiker Neoptolemos von Parion übernahm, vorzüglich stimmt.

Die Schilderung der Wirkung, welche die antike Poetik in der Neuzeit ausgeübt hat, bildet eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte des menschlichen Geistes. Aristoteles stand zunächst schon deshalb im Hintergrunde, weil er Grieche und der Text seines Buches arg verwahrlost war: erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts konnte man ihn im Urtext und in lateinischen und italienischen Uebersetzungen lesen. Horaz war leichter verständlich (womit keineswegs gesagt sein soll, daß man ihn durchweg richtig verstand) und sprach durch die dichterische Form an: daher beherrscht er die Ars poetica des J. C. Scaliger (1561), obwohl dieser den Aristoteles imperator noster, omnium bonarum artium dictator perpetuus nennt, und die Boileaus (1674): auf Scaliger aber und Boileau beruht wiederum die Poetik der Neuzeit bis ans Ende des 18. Jahrhunderts. Das war nur möglich, weil auch die Dichter dieser Zeit sich fast ausnahmslos nach der Antike richteten: von Shakespeare, der allein dieses ganze Regelgebäude hätte umwerfen können, wußte man nichts oder wollte eben darum, weil er gegen die wirklichen oder angeblichen Regeln der Alten verstieß, nichts von ihm wissen. Immer wieder bis herab auf Schiller taucht die Frage nach dem Vorzuge der antiken oder modernen Dichter auf und entfacht bisweilen einen hitzigen Streit: Paolo Beni stellt im J. 1607 Tasso über Homer und Vergil, Perrault am Ende des Jahrhunderts Corneille über die alten Tragiker. Die modernen Gattungen, namentlich die Romanzi, machen ernsthafte Schwierigkeiten: Einige verwerfen sie, weil Aristoteles nichts von ihnen wisse (Cervantes), andere wagen sie selbst gegen diese Autorität zu verteidigen (so Cinthio und sein Neffe Pigna 1554 den Ariost). Die literarische Kritik in Deutschland steht im 18. Jahrhundert lange unter dem Einflusse Gottscheds, dessen 'Kritische Dichtkunst' zuerst 1730 erschien: obwohl sie sich ganz in den von der antiken Poetik beschrittenen Gedankengängen bewegt, schöpft Gottsched nur ausnahmsweise aus Horaz und Aristoteles selbst, sondern meist

[1]) Gegen diese Bewertung des *πρέπον* erklärt sich Philodem *π. ποιημ.* (Gomperz S. B. Wien CXXIII 12), der *τὸ κατὰ σοφίαν* (s. S. 92) und *τὸ καθ' ἕκαστον πρόσωπον καὶ πρᾶγμα πρέπον* scheidet: jenes sei eine *ἀμήχανος ἀρετή*, aber auch dieses nur teilweise erreichbar; außerdem *πολλὰ πρὸς τούτῳ δεῖ τὸν ποιητὴν εἰληφέναι* (wo Gomperz' *τοῦτο* den Gedanken verdirbt). Er scheint auch die Forderung eines Gegners zu bekämpfen *τὰς ἀκοὰς δοκεῖν ἡρωικῶν σωμάτων ἀκούειν* (Hausrath Neue Jahrb 'Suppl. XVII 227), d. h. auch der bloße Klang der Worte in Tragödie und Epos müsse den Hörer in die heroische Sphäre versetzen. Vorläufig unklar fr. 39 *ἀλλὰ τὸ δηλούμενον πρᾶγμα[ῆν] ἥρωσι καὶ βασιλεῦσι πρεπωδέστερον.*

Digitized by Google

aus abgeleiteten (französischen oder englischen) Quellen. Wie faszinierend der Name Aristoteles wirkte, zeigt der Streit um die drei Einheiten, dem Lessing dadurch ein Ende macht, daß er die einschlägigen Stellen der aristotelischen Poetik, die viele Rufer in diesem Streit kaum angesehen hatten, richtig verstehen lehrt: und nun erst ist die Möglichkeit gegeben, die mannigfach vorhandenen Ansätze zu einer Weiterführung der Poetik in fruchtbarer Weise zu entwickeln. Aber gerade für Lessing ist Aristoteles kanonisch: er hält seine Poetik für ebenso unfehlbar wie die Elemente des Euklid und glaubt namentlich von der Tragödie beweisen zu können, 'daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich ebenso weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.' Und diese Orthodoxie war auch hundert Jahre später nicht ganz ausgestorben. Horaz muß nun ebenso hinter Aristoteles zurückstehen wie Vergil hinter Homer, und diese veränderte Einschätzung hat eine Vernachlässigung der sachlichen Erklärung der Ars zur Folge gehabt.

Der erste, der einen wirklichen Schritt über die Alten hinaus tat, war Schiller: seine Aufsätze 'Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen', 'Ueber die tragische Kunst', 'Ueber naive und sentimentalische Dichtung' (1792—95) machen in der Geschichte der Poetik Epoche. Er steht auf den Schultern Rousseaus und Kants und stellt zum ersten Male seit Platon die Poetik in den Rahmen seiner ganzen Weltanschauung hinein: nicht das Technische interessiert ihn, sondern das Ethische und Psychologische, die Stellung der Dichtung zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit. Man tut der Größe dieser Leistung keinen Abbruch, wenn man zugibt, daß sich der moralische Gesichtspunkt etwas zu weit vorgedrängt hat, daß überhaupt — dem Geiste der Zeit entsprechend — die Neigung, Normen und Regeln aufzustellen, im Vordergrunde steht: das Eis war gebrochen und es war wieder eine freie Aussprache über die poetischen Fragen möglich. Die neuere Entwicklung kehrt in einer Beziehung wieder zu Aristoteles zurück, indem sie einem gesunden Empirismus huldigt und befreit von den Schranken großer oder scheingroßer Autoritäten mit den Hilfsmitteln der modernen Psychologie und unter Heranziehung der modernen Dichtung die Wirkung auf den Leser oder Zuschauer untersucht: auch dazu sind bei Aristoteles in seiner Theorie von Furcht und Mitleid die Ansätze bereits vorhanden, und auch die neuesten Untersuchungen über die Tragödie pflegen sich mit ihr auseinander zu setzen. Auch hier wirkt das richtig verstandene und richtig eingeschätzte Altertum befruchtend und belebend, wie das mißverstandene und überschätzte ertötend gewirkt hat.

Exkurs: Poseidonios Aesthetik.

In ausführlicher Darlegung hat Mutschmann Herm. LII 161 die Echtheit des Genesiszitates in der Schrift vom Erhabnen gegen

Digitized by Google

Ziegler ebd. L 572 verteidigt. So gern ich ihm darin folge, so muß ich doch gegen eine Hypothese, die er vorträgt, Bedenken geltend machen. Mutschmann will das ganze Kapitel und eines aus Hermogenes (*π. ἰδεῶν* I 6) auf die selbe Quelle zurückführen, nämlich auf Poseidonios, von dessen ästhetischen Anschauungen wir so allerlei erführen. Hermogenes handelt über die *σεμνότης*, die man durch Anwendung der verschiedensten Mittel erzielen kann. Das vornehmste sind die Gedanken; die teilt dieser Registrator in vier Klassen: 1. solche über die Götter, sofern sie diese nicht zu Menschen herabwürdigen 2. über göttliche Dinge (Naturerscheinungen) 3. über göttliche Dinge, die sich in der Menschenwelt zeigen (ethische Fragen wie Unsterblichkeit, Nomos und Physis) 4. menschliche Dinge von Bedeutung wie die Schlacht bei Marathon und die Durchstechung des Athos. Das vergleicht M. mit *π. ὕψ.* 9, wo vom *μεγαλοφυές* gehandelt wird und zuerst Aussagen (hauptsächlich Homerstellen) über die Götter besprochen werden, dann in § 9 *ἓν ἔτι τοῦ ποιητοῦ καὶ τῶν ἀνθρωπίνων* kritisiert wird. M. findet hier eine Uebereinstimmung und er findet weitere zwischen den beiden Schriftstellern, die nicht abzuleugnen sind, sich aber aus der herrschenden rhetorischen Tradition ohne Annahme einer gemeinsamen Quelle bequem erklären. Wenn M. deren Charakter dadurch bestimmt, daß sie sich mit der *κρίσις τῶν λόγων* unter dem Gesichtspunkt der *μίμησις τῶν ἀρχαίων* befasse (S. 181), so paßt das z. B. auch auf Dionys von Halikarnaß und Caecilius, die zwei Jahrhunderte vor Hermogenes schreiben und deren Ideen (wenn man es denn so nennen will) mittlerweile Allgemeingut geworden waren. Daß Hermogenes zu einem Philosophen wie Poseidonios gegriffen habe, der zwar auch einmal *περὶ λέξεως* geschrieben d. h. wohl ein Kollegheft veröffentlicht, aber keinen sichtbaren Einfluß auf die Rhetorik gewonnen hatte (was auch größeren Philosophen sehr schwer geworden ist), ist von vornherein wenig wahrscheinlich. M. glaubt nun, daß er die Gedanken des Poseidonios sogar getreuer wiedergebe als der Autor *περὶ ὕψους*, der sich die Vierteilung zu einer Zweiteilung (*θεῖα* und *ἀνθρώπινα*) vereinfacht habe; er findet sogar in dieser Vierteilung 'ein so vorbedachtes und planmäßig angelegtes System, daß wir es diesem flachen Kopf gar nicht zutrauen können' (S. 177). Ich meinerseits ziehe es vor, diese Scholastik auf Rechnung des Hermogenes zu setzen und Poseidonios nicht damit zu belasten: aber das mag Geschmackssache sein. Mehr Eindruck wird es vielleicht machen, daß jene Zweiteilung auch in der unter Aristides Namen überlieferten Techne vorliegt (460, 1 Sp.), wo die *σεμνότης* aus *ἔνδοξα πράγματα* hergeleitet wird und diese in *θεῖα* und *ἀνθρώπινα* eingeteilt werden. Nach der communis opinio hat diese Lehre, ob sie nun auf Aristides zurückgeht oder nicht, dem Hermogenes schon vorgelegen, und sicher entspricht es seiner Art, hier weiter zu teilen: in solchen Kunststücken sind die späten Rhetoren Meister. Die Übereinstimmungen im einzelnen sind bei den *ἀν-*

Digitized by Google

ῥώπινα offenbar, hier wird auch dieselbe Demosthenesstelle verwendet (de cor. 97)[1]).

Aber M.s Hauptbeweis liegt darin, daß Hermogenes als Beispiel für würdige Gedanken über die Götter (Klasse 1) drei Stellen aus dem Timaios anführt: Poseidonios' Vorliebe für diesen Dialog ist ja bekannt genug. Nun fehlen diese Platonzitate gerade in περὶ ὕψους, und das ist gewiß kein Indizium für eine gemeinsame Quelle, wenn es auch M. so zu wenden sucht. Aber man braucht nur im Hermogenestext zu blättern, um zu erkennen, daß er Platon fortwährend im Auge hat (s. Rabes Index S. 464 b) und z. B. sogar den Charmides anführt (S. 348, 23 R.) und in seiner Schlußübersicht über den πολιτικὸς λόγος (S. 386, 16) Platon als das Muster des πανηγυρικός aufführt. Daß an der hohen Einschätzung des Stilisten Platon Poseidonios einen hervorragenden Anteil hat (Mutschmann S. 183), wird jeder gern zugeben, aber sie war eben in Hermogenes' Zeit bereits Gemeingut. Und das selbe gilt, wie wir oben sahen, von den ästhetischen Anschauungen: daß der Dichter durch μῦθος (πλάσμα, ψεῦδος) die ἡδονή erzielt (S. 191), war seit hellenistischer Zeit jedem Gebildeten vertraut. Ich greife beliebig Schol. Arat. 346, 8 heraus: ὁ Ἄρατος τὸ ποίημα τὸ ἑαυτοῦ ⟨ἐν⟩ τοῖς ποιητικοῖς μᾶλλον εἶναι θελήσας, ἀλλ' οὐχὶ μόνον φυσικώτατον, ὅπερ ἴδιον ποιητοῦ τοῦτο μεταχειρίζεται, λέγω δὴ τὸν μῦθον. Und für die ἡδονή, wenn es denn nötig ist, Quint. X 1, 28 *(poeta) solam petit voluptatem*[2]). Bestimmte Namen für solche Anschauungen zu nennen wäre oft erwünscht, wird aber nur ausnahmsweise möglich sein[3]).

---

[1]) Poseidonios bekannte Definition der Poesie (Diog. La. VII 60). wonach sie μίμησιν περιέχει θείων καὶ ἀνθρωπείων, möchte ich raten fernzuhalten.

[2]) Vgl. Kaibel Die Proleg. π. κωμῳδ. S. 21. Schlemm De fontibus Plutarchi (Göttingen 1853) S. 15 f.

[3]) Auch Kaibel S. 25 scheint mir zuviel auf Poseidonios zurückführen zu wollen; das Ursprüngliche ist in dem von ihm behandelten Scholion rettungslos verdorben.

Digitized by Google

Das Akrostichon
Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτὴρ Σταυρός

von

A. Kurfeß

Die Akrostichis war schon in vorchristlicher Zeit Merkmal der Echtheit sibyllinischer Orakel, wie H. Diels in den 'Sibyllinischen Blättern' (Berlin 1890, S. 25ff.) nachgewiesen hat[1]). Gegen Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts scheint einer der christlichen Apologeten die Weissagung von der Ankunft des Herrn beim Weltgericht mit der Akrostichis *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ* versehen zu haben, um auch den Inhalt des Orakels gegen etwaige Fälschungsversuche sicherzustellen[2]); es ist dies vielleicht die erste absolut sichere bewußte christliche Fälschung, die uns im 8. Buche der Oracula Sibyllina (v. 217—250) überliefert wird[3]).

---

[1]) Vgl. Dionysios, Arch. IV 62, 6 (aus Varro); Cicero, De divin. II 54, 111 und 112. Phlegon, Mirab. 76, 7ff. (Diels a. a. O. S. 111f.).

[2]) J. Geffcken, Komposition und Entstehungszeit der Oracula Sibyllina (Leipzig 1902, Hinrichs. Texte und Untersuchungen z. Gesch. d. altchristl. Lit. hrsg. von Gebhardt und Harnack. Bd. 23 = N. F. VIII, 1. S. 42f.) setzte die Akrostichis um 180 an, indem er sie als eine Antwort auf den heidnischen Vorwurf, daß die Cristen die heidnischen Orakel fälschten, auffaßte. Mit Recht bemerkt F. J. Dölger, *ΙΧΘΥΣ*. Das Fischsymbol in frühchristlicher Zeit, I. Bd. (Rom 1910, S. 52—68 'Das Alter der Sibyllenakrostichis') S. 61, man könne mit gleichem Recht behaupten, 'der Vorwurf des Celsus (Origen. c. Cels. VII 53 S. 203, 24 Kötschau) setze die Akrostichis bereits voraus, er beziehe sich sogar ganz besonders auf die auffällig christliche Färbung dieser Partie; einem Skeptiker wie Celsus gegenüber wäre eine eigens fabrizierte Akrostichis eine große Torheit gewesen, da er diese sofort durch Vergleich mit den anderen Codices als Fälschung hätte erweisen können; merkwürdig wäre es ferner, daß man bei den vielen im Umlauf befindlichen Orakeln des Sibylle nicht schon früher darauf Bedacht nahm, sie durch die Akrostichis als echt zu legitimieren, sondern erst jetzt in dem einen Fall auf diesen Gedanken kam'. Sodann prüft Dölger die Einwände Harnacks, der das Orakel in das 3. Jahrhundert setzen will (Chronologie der altchristl. Literatur bis Eusebius. II. Bd. Leipzig 1904 S. 188f.) und kommt zu folgendem Ergebnis (S. 66): 'Wenn man das Ende des zweiten Jahrhunderts hiefür (für die Entstehung der Akrostichis) annehmen will, so kann demgegenüber ein wirklich stichhaltiger Grund nicht geltend gemacht werden; der apologetische Charakter und die theologische Ausdrucksweise spricht sogar dafür'.

[3]) Die Oracula Sibyllina, bearbeitet von J. Geffcken. Leipzig 1902, Hinrichs (Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte, hrsg. von der Kirchenväter-Kommission der K. Preuß Ak. d. Wiss.). — Vgl. auch Übersetzung und Kommentar von Geffcken in 'Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen' (Tübingen u. Leipzig 1904, Mohr) S. 331f., dazu Handbuch (ebenda) S. 345.

Digitized by Google

Literarisch verwertet ist das Akrostichon als solches zum erstenmal in Kaiser Konstantins Rede an die Versammlung der Heiligen, die uns im Eusebiuskorpus erhalten ist[1]), deren Echtheit neuerdings erwiesen worden ist[2]). In dieser Rede sucht der Kaiser u. a. die Gottheit und Gottessohnschaft Christi zu beweisen aus den Wundern (c. 15) und Weissagungen der Propheten (c. 17. 18). Doch er weiß auch (c. 19) ein heidnisches Zeugnis anzuführen, das Akrostichon der erythräischen Sibylle, die eben durch die Anfangsbuchstaben ihrer Verse die Geschichte von der Herabkunft Jesu offenbarte[3]). Die ursprüngliche Rede Konstantins muß aber nach Eusebius Vit. Constant. IV 32 lateinisch abgefaßt gewesen sein. Ich kann mir daher die (griechischen) Sibyllinischen Verse schlechterdings nicht in der ursprünglichen (lateinischen) Rede denken, zumal da in der alten lateinischen Übersetzung dieser Verse, wie wir gleich aus Augustinus erfahren werden, ohne das Akrostichon angefertigt war. Auf das Akrostichon Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ (das ja wiederum das arcane Akrostich Ἰχθύς bildet) kommt es Konstantin ausschließlich an, um die Gottheit Christi und zugleich seine Menschwerdung zu beweisen. In den Versen selbst ist aber von der Wiederkunft Jesu am jüngsten Tage die Rede. Konstantin hatte aber in der lateinischen Rede nur das Akrostichon selbst erwähnt, nicht die griechischen Verse. Die hat meines Erachtens erst der griechische Übersetzer hinzugefügt; möglicherweise stammt von ihm oder einem Zeitgenossen (wohl von demselben, der gleich darauf c. 19—21 in seiner Übersetzung der 4. Ekloge Vergils der christlichen Deutung entgegenkommen zu müssen glaubte) auch die Σταυρός-Strophe — es ist ja eine Karfreitagspredigt —; eben diese Strophe paßt nach Inhalt und Form nicht zu den vorhergehenden Versen, und ihr Verfasser hält es für nötig, die Form der akrostichischen Verherrlichung nochmals zu unterstreichen (V. 249 οὗτος ὁ νῦν προγραφεὶς ἐν ἀκροστιχίοις θεὸς ἡμῶν). Gerade die letzte Strophe kennt Augustinus nicht[4]).

---

[1]) Eusebius Werke, I. Band: Über das Leben Konstantins, Konstantins Rede an die heilige Versammlung, Tricennatsrede an Konstantin, hrsg. von Ivar A. Heikel. Leipzig 1902, Hinrichs (ebenda). Vgl. auch Texte und Untersuchungen Bd. 36, Heft 4. Leipzig 1911 (ebenda).

[2]) Vgl. J. M. Pfättisch, Die Rede Konstantins des Großen an die Versammlung der Heiligen auf die Echtheit untersucht. Freiburg i. B. 1908, Herder (= Straßburger Theol. Stud. IX, 4). Ders., Die vierte Ekloge Vergils in der Rede Konstantins an die Versammlung der Heiligen. Progr. Ettal 1912/13. Ders., Die Rede Konstantins an die Versammlung der Heiligen, in 'Konstantin der Große und seine Zeit', Festschrift zum Konstantinjubiläum 1913, hrsg. von Fr. J. Dölger, Freiburg i. B. 1913, Herder. S. 96—121. — Unabhängig von Pfättisch bin ich zu ähnlichem Ergebnis gelangt (Mnemosyne LX [1912] S. 277 ff.).

[3]) c. 18 (Heikel S. 179, 14): αὕτη τοίνυν εἴσω τῶν ἀδύτων ποτὲ τῆς ἀκαίρου δεισιδαιμονίας προαχθεῖσα καὶ θείας ἐπιπνοίας ὄντως γενομένη μεστή, δι' ἐπῶν περὶ τοῦ θεοῦ τὰ μέλλοντα προεθέσπισεν, σαφῶς ταῖς προτάξεσι τῶν πρώτων γραμμάτων, ἅτις ἀκροστιχὶς λέγεται, δηλοῦσα τὴν ἱστορίαν τῆς τοῦ Ἰησοῦ κατελεύσεως.

[4]) Daraus folgt keineswegs, daß diese Strophe erst in der Zeit nach der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts entstanden sei, wie Heikel (Praef. S. CI) schließt und daraus die Zeit für die Abfassung der nach seiner Ansicht unechten Rede folgert.

Digitized by Google

Als dritte Quelle für die Überlieferung des Akrostichons kommt Lactantius (Div. inst. VII 19 ed. Brandt, *CSEL* 19, 646) in Betracht, der die Verse 224, 239, 241, 242 zitiert, und zwar beginnen die Verse genau mit den Buchstaben, mit denen sie in der Akrostichis beginnen. Da aber Lactantius vier Verse aus der Mitte heraus zitiert und die Akrostichis gar nicht zu apologetischen Zwecken ausbeutet, was doch für ihn äußerst wertvoll hätte sein müssen, so dürfen wir daraus ohne Zweifel mit Fr. I. Dölger (a. a. O. S. 59) schließen, daß Lactantius ebensowenig wie Augustinus die Akrostichispartie als Akrostichis gekannt habe[1]).

'Die Textgeschichte der griechischen Klassiker hat gelehrt, daß die meisten und schlimmsten Entstellungen der Originale im großen und kleinen in der Regel auf die Zeit der Verfasser oder die unmittelbar folgende zurückgehen. Der Text ist eben gleichsam noch *in statu nascendi*. Die Autorität, die der Autor allmählich gewinnt, übt noch keine konservative Kraft aus, die Grammatiker haben die Texte noch nicht in Pflege genommen'. So beginnt H. Diels seine 'Hippokratischen Forschungen V' (Hermes 1918, 1. Heft S. 57). Dasselbe Problem im kleinen soll hier textkritisch behandelt werden. Ich gebe zunächst den Text, wie ich ihn lese mit Angabe der Varianten der verschiedenen Versionen: *Sib* = Oracula Sibyllina (ed. Geffcken), *Eus* = Überlieferung im Eusebius-Korpus (ed. Heikel), *Lact* = Zitate bei Lactantius (a. a. O.).

*I*δρώσει δὲ χθών, κρίσεως σημεῖον ὅτ' ἔσται·
*H*ξει δ'οὐρανόθεν βασιλεὺς αἰῶσιν ὁ μέλλων
*Σ*άρκα παρὼν πᾶσαν κρῖναι καὶ κόσμον ἅπαντα.
*O*ψονται δὲ θεὸν μέροπες πιστοὶ καὶ ἄπιστοι
*Γ*ψιστον μετὰ τῶν ἁγίων ἐπὶ τέρμα χρόνοιο,
*Σ*αρκοφόρων δ'ἀνδρῶν ψυχὰς ἐπὶ βήματι κρίνει.

*X*έρσος ὅταν ποτὲ κόσμος ὅλος καὶ ἄκανθα γένηται,
*P*ίψωσιν τ' εἰδώλα βροτοὶ καὶ πλοῦτον ἅπαντα,
*E*κκαύσῃ δὲ τὸ πῦρ γῆν οὐρανὸν ἠδὲ θάλασσαν,
*I*χνεῦον ῥήξῃ τε πύλας εἱρκτῆς Ἄϊδαο,
*Σ*άρξ τότε πᾶσα νεκρῶν ἐς ἐλευθέριον φάος ἥξει
*T*ῶν ἁγίων, ἀνόμους τε τὸ πῦρ αἰῶσιν ἐλέγξει,
*O*ππόσα τις πράξας ἔλαθεν, τότε πάντα λαλήσει.
*Σ*τήθεα γὰρ ζοφόεντα θεὸς φωστῆρσιν ἀνοίξει.

217 δὲ *Sib.* γὰρ *Eus.* 222 δ'ἀνδρῶν ψυχάς *Sib.*, ψυχὰς δ'ἀνδρῶν *Eus.* 224 ῥίψωσιν *Eus. Lact*, ῥίψουσιν *Sib.* 225 ἐκκαύσει *Sib.* 226 ῥήξῃ τε *Eus.* ῥούξει bzw. γλέξει δὲ *Sib.* 228 τῶν ἁγίων *Sib.*, τοὺς ἁγίους *Eus.*

[1]) Natürlich kann auch zur Zeit des Lactantius die Σταυρός-Strophe noch nicht existiert haben, denn sie hätte ihn ja auf die Akrostichis hinweisen müssen. Dieser hatte aber seine Divinae Institutiones etwa 305—310 verfaßt. Das würde also meine oben vorgebrachte Hypothese stützen. Über die Ab-

Digitized by Google

Θρῆνος δ' ἐκ πάντων ἔσται καὶ βρυγμὸς ὀδόντων.
Ἐκλείψει σέλας ἠελίου ἄστρων τε χορεῖαι
Οὐρανὸν εἰλίξει, μήνης δέ τε φέγγος ὀλεῖται.
Ἰψώσει δὲ φάραγγας, ὀλεῖ δ' ὑψώματα βουνῶν.

Ὑψος δ' οὐκ ἔτι λυγρὸν ἐν ἀνθρώποισι φανεῖται,
Ἴσα δ' ὄρη πεδίοις ἔσται, καὶ πᾶσα θάλασσα
Οὐκέτι πλοῦν ἕξει· γῆ γὰρ φρυχθεῖσα τότ' ἔσται,
Σὺν πηγαῖς ποταμοί τε καχλάζοντες λείψουσιν.

Σάλπινξ δ' οὐρανόθεν φωνὴν πολύθρηνον ἀφήσει
Ῥύουσα μύσος μέλεον καὶ πήματα κόσμου.
Ταρταρόεν δὲ χάος δείξει τότε γαῖα χανοῦσα.
Ἥξουσιν δ' ἔπι βῆμα θεοῦ βασιλῆος ἅπαντες.
Ῥεύσει δ' οὐρανόθεν ποταμὸς πυρὸς ἠδὲ θείου.

Σῆμα δέ τοι τότε πᾶσι βροτοῖς ἀριδείκετον, οἷον
Τὸ ξύλον ἐν πιστοῖς, τὸ κέρας τὸ ποθούμενον ἔσται·
Ἀνδρῶν εὐσεβέων ζωή, πρόσκομμα δὲ κόσμου,
Ἴδασι φωτίζον κλητοὺς ἐν δώδεκα πηγαῖς·
Ῥάβδος ποιμαίνουσα σιδηρείη γε κρατήσει.
Οὗτος δ' ἐν προγραφεὺς ἐν ἀκροστιχίοις θεὸς ἡμῶν
Σωτὴρ ἀθάνατος βασιλεὺς ὁ πάθων ἕνεχ' ἡμῶν.

231 δ' *Sib.*, τ' *Eus.* 236 δ' *Sib.*, τ' *Eus.* 237 οὐκ εἰς πλοῦν εἴξει *Eus.* τότ' ἔσται *Sib.*, κεραυτῷ *Eus.* 240 μελέων *Sib.* 241 Ταρταρόεν *Eus. Lact.* Τυρτάρεον *Sib.* 242 βασιλῆος *Lact.*, βασιλῆες *Eus. Sib.* 244 ἀριδείκετον οἷον *Eus.*, σφρηγὶς ἐπίσημος *Sib.* 246 δὲ *Sib.*, τε *Eus.*

Es folgt die Übersetzung mit Beibehaltung des Akrostichs in engem Anschluß an J. M. Pfättisch[1]):

Ja, es wird Angstschweiß die Welt beim Dräun des Gerichts überkommen:
Er wird von himmlischen Höhn, der König der Zukunft, erscheinen,
Selbst in Person allem Fleisch, aller Welt, das Urteil zu sprechen.
Ob sie geglaubt oder nicht, es werden die Menschen den Gott schaun
Und auch die Heil'gen mit ihm, mit dem Höchsten, am Ende der Zeiten.
Seelen ruft er vors Gericht, die mit ihren Leibern erstanden.

fassung der Konstantinrede sind sich allerdings die Gelehrten nicht einig. Pfättisch glaubt, daß sie vor dem Konzil von Nicäa gehalten bzw. ausgearbeitet sei. Ed. Schwartz dagegen (Deutsche Literaturzeitung 1908, 3098) hält sie für nachnicänisch.

[1]) Des Eusebius von Caesarea ausgewählte Schriften aus dem Griechischen übersetzt. I. Bd. Kempten und München 1913, Kösel (Bibliothek der Kirchenväter Bd. 9) S. 247ff.

Digitized by Google

K ahl dann und starrend von Disteln und Dornen wird alle Erde,
R ückwärts wird werfen der Mensch seine Götzen und jeglichen Reichtum.
E rde und Himmel und Meer wird das Feuer völlig versengen,
I n des Hades Verließ wird's finden und sprengen die Pforten.
S o zum befreienden Licht wird jeder der Toten dann kommen,
T rennen, was gut und was bös, wird das Feuer durch Prüfung für immer.
O b auch geheim war die Tat, da wird man alles gestehen,
S o sich ein Herz auch verschließt, wird Gott es durchleuchtend erforschen.

T rostloses Klagen wird sein und Knirschen der Zähne bei allen,
E s wird verlieren den Glanz die Sonne, der Reigen der Sterne.
O ben den Himmel durchbebt's, der Mond will den Schein nicht mehr geben,
U nten türmt sich die Schlucht, es senkt sich die Höhe der Berge.

U nd es wird schaurige Höhn auf Erden nicht weiterhin geben,
I st ja ein jeder Berg gleich dem Tal, nicht wird noch ein Meer sein
O ffen und frei zur Fahrt, denn verbrannt wird durch Blitzstrahl die Erde.
S amt dem springenden Quell versiegen die rauschenden Flüsse.

S challen vom Himmel wird jammerverkündender Klang der Posaunen,
O ffenbar machend das schreckliche Elend, den Jammer des Weltalls.
T artarustiefen legt bloß auseinanderklaffend die Erde,
E s werden treten dann alle zum Richterstuhl Gottes, des Königs;
R egnen vom Himmel wird's drauf einen Strom von Feuer und Schwefel.

S o wird ein Zeichen dann sein, den Sterblichen allen verständlich,
T rägt eines Kreuzes Gestalt, ersehntes Panier für die Treuen,
A nker des Lebens für sie, für die Frommen, ein Anstoß der Welt ist's,
U nd einen Lichtstrom ergießt's aus zwölffachem Quell der Erwählten.
R eichlich gibt Weide der Hirt und herrschet mit eisernem Stabe,
O unser Gott, den wir jetzt akrostichisch soeben besungen,
S elber gestorben für uns, unser Heil und unsterblicher König.

Daß das Orakel auch im Abendland bekannt war, beweist Augustinus De civ. Dei XVIII c. 23 (ed. Dombart, Lipsiae 1905, II S. 285ff.). Dieses Kapitel ist der Erythraeischen Sibylla gewidmet, die untrüglich von Christus geweissagt habe; er (Augustinus) habe zwar längst das Orakel aus einer alten, schlechten lateinischen Übersetzung gekannt. Aber erst ein vornehmer Mann, Flaccianus mit Namen, habe ihn auf einen griechischen Codex aufmerksam gemacht, in dem das Akrostichon *Ἰησοῦς Χριστὸς θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ* (nicht *Σταυρός*!) stehe. Augustinus gibt nun die bessere Übersetzung eines Zeitgenossen mit dem Akrostichon, freilich mit der Einschränkung, daß das griechische *Υ* im Lateinischen nicht wiedergegeben werden könne. Diese Übersetzung, die auch für die Überlieferung nicht unwichtig ist[1]), lautet also:

[1]) So können wir V. 243 *θεῖον* nur aus Augustinus (sulphuris) erschließen; die Überlieferung hat *θεοῖον* bzw. *θεῖον* (*θεῖον*). Man muß sich aber bewußt sein, daß eine poetische Übersetzung sich gewisse Freiheit wahrt; man darf z. B. aus *taetri Averni* (V. 225) nicht auf eine Lesart *ἀχθροῦ*(!), aus *variosque labores* (V. 240) nicht auf *πήματα πολλά* schließen, wie dies Geffcken tut.

Digitized by Google

Iudicii signum tellus sudore madescet.
E caelo rex adveniet per saecla futurus,
Scilicet ut carnem praesens, ut iudicet orbem.
Unde deum cernent incredulus atque fidelis
Celsum cum sanctis aevi iam termino in ipso.
Sic animae cum carne aderunt, quas iudicat ipso,
Cum iacet incultus densis in vepribus orbis
Reicient simulacra viri, cunctam quoque gazam,
Exuret terras ignis pontumque polumque
Inquirens taetri portas effringet Averni.
Sanctorum sed enim cunctae lux libera carni
Tradetur, sontes aeterna flamma cremabit.
Occultos actus retegens tunc quisque loquetur
Secreta, atque Deus reserabit pectora luci.
Tunc erit et luctus, stridebunt dentibus omnes.
Eripitur solis iubar et chorus interit astris.
Volvetur caelum, lunaris splendor obibit;
Deiciet colles, valles extolliet ab imo.
Non erit in rebus hominum sublime vel altum.
Iam aequantur campis montes et caerula ponti,
Omnia cessabunt, tellus confracta peribit:
Sic pariter fontes torrentur fluminaque igni.
Sed tuba tum sonitum tristem demittet ab alto
Orbe, gemens facinus miserum variosque labores,
Tartareumque chaos monstrabit terra dehiscens.
Et coram hic Domino reges sistentur ad unum.
Reccidet e caelo ignisque et sulphuris amnis.

Die erste Variante *γὰρ* und *δὲ* (V. 217) erklärt sich dadurch, daß Konstantin bzw. der griechische Bearbeiter der Rede die Verse zur Begründung anführt (*γάρ*), während *δὲ* im Kontext der Sibyllinischen Verse fortführt.

V. 222 ist ohne Zweifel die Stellung *σαρκοφύρων δ' ἀνδρῶν ψυχάς* die gewöhnliche, die auch das Richtige trifft: beachte den Einschnitt hinter *ψυχάς* (ähnlich Homer A 3 *πολλὰς δ' ἰφθίμους ψυχὰς / Ἄιδι προΐαψεν*).

V. 224f. haben die Or. Sib. durchgehends den Ind. Fut. *ῥίψουσιν, ἐκκαύσει* usw., d. h. 224—26 sind als Nachsatz gefaßt zu V. 232 *ὅταν — γένηται*. Die Eusebius-Hss treffen mit dem Konjunktiv, der in einem Falle (V. 224) durch Lactantius gestützt wird, das Richtige: der Vordersatz mit *ὅταν* geht bis 226 *Ἄϊδαο*, dann erst folgt durch *τότε* (V. 227) scharf markiert der Nachsatz, so daß die *Χριστός*-Strophe eine symmetrisch angelegte Periode bildet. V. 226 ist *φρύξειε* bzw. *φλέξει δὲ* der Or. Sib. offensichtliches Verschreiben, entstanden durch das vorhergehende *ἐκκαύσει*. Die Lesart *ῥήξῃ* wird außerdem durch Augustinus (*effringet*) bestätigt.

V. 228 ist die Überlieferung in der Konstantinrede sinnlos; zu *ἐλέγξει* paßt doch nur *ἀνόμους*, aber nicht *ἁγίους*. Das Richtige überliefern die Or. Sib. mit *τῶν ἁγίων*, das mit *ἐς ἐλευθέριον φάος* des vorhergehenden Verses zu verbinden ist. So hatte auch Augustiuns gelesen: *Sanctorum sed enim cunctae lux libera carni tradetur, sontes aeterna flamma cremabit.*

V. 231 ziehe ich das fortführende *δ'* (Beginn der neuen Strophe!) dem enger verknüpfenden *τ'* vor, ebenso V. 236, wo ein offensichtlicher Gegensatz vorliegt.

Digitized by Google

V. 237 gibt nur die Überlieferung der Or. Sib. den verlangten Sinn: *πᾶσα θάλαττα οὐκέτι πλοῦν ἕξει.* In den Eusebius-Hss wurde zunächst *οὐκέτι* in *οὐκ εἰς* verschrieben, dann paßte *ἕξει* nicht mehr; die schlechteren Hss schreiben *ἥξει*, die beste *εἴξει*, eine Konjektur, die wenigstens in etwas im Bilde bleibt und zur Not verstanden werden kann. Bei Augustin lesen wir: *caerula ponti omnia cessabunt.* Das Verbum *cessare* erinnert an *εἴκειν.* Aber wo bleibt die Negation? Dem Sinne nach entspricht auch die lateinische Übersetzung der verlangten Lesart.

V. 237 besticht zunächst die Lesart *γῆ γὰρ φρυχθεῖσα κεραυνῷ σὺν πηγαῖς*; aber als Subjekt zu *λείψουσιν* passen doch nur *ποταμοί*, nicht *γῆ σὺν πηγαῖς.* Es ist also mit den Or. Sib. *γῆ γὰρ φρυχθεῖσα τότ' ἔσται* zu lesen, eine Lesart, die schon Augustin vor sich gehabt zu haben scheint: *tellus confracta peribit. κεραυνῷ* war zu *φρυχθεῖσα* am Rande oder über der Zeile notiert und ist so in den Text der Eusebius-Hss an Stelle von *τότ' ἔσται* geraten.

V. 240 läßt sich schwer entscheiden, ob *μέλλον* = *μέλεον* (Eus.) oder *μελέων* (Or. Sib.) das Richtige haben. Augustin besagt nichts *(facinus miserum)*, da *miserûm* gleich *miserorum* sein kann. Trotzdem ziehe ich *μέλεον* vor, da *μέλεος* bes. im späteren Griechisch gerne zu Abstrakten tritt, so schon Aischylos Suppl. 111 *τοιαῦτα πάθεα μέλεα.*

V. 241 ist *Ταρταρόεν* (Eus.), die erlesenere Lesart, die noch durch Lactantius bestätigt wird, dem ebenfalls einst ungebräuchlichen *Ταρτάρεον* vor. Verschreiben aus *Ταρταρόεν* zu *Ταρτάρεον* ist leichter zu erklären als umgekehrt.

V. 242 hat Lactantius mit *βασιλῆος* allein das Richtige: der *θεὸς βασιλεύς*, Gott als Herrscher auf dem Himmelsthron, sitzt zu Gericht über alle Menschen (vgl. V. 218ff.). Was sollen denn hier 'alle Könige' (*βασιλῆες*). Doch bereits Augustin las die Korruptel *(reges sistentur ad unum).*

V. 244 ist in der Konstantinrede das Echte überliefert: *ἀριδείκετον οἷον*, demgegenüber *σφρηγὶς ἐπίσημος* (Or. Sib.) wie Paraphrase klingt. Übrigens hat auch die beste Hs bei Eusebius am Rande *φανερόν. σφρηγίς* ist, wie Geffcken zeigt, ein sehr häufiger Begriff in der christlichen Literatur (vgl. Testimonia).

Wir haben es also in diesem Orakel mit zwei Überlieferungen zu tun, die, wie der Vergleich mit der lateinischen Übersetzung zeigt, bis ins Altertum zurückgehen, und zwar haben beide Fassungen Korruptelen. Aus der lateinischen Übersetzung dürfen wir aber nicht zuviel rekonstruieren, da sie zum Teil recht frei ist, wie es bei einer poetischen Übersetzung selbstverständlich ist.

Digitized by Google

Uber Bildung und Bedeutung der Komposita *ψευδοπροφήτης, ψευδόμαντις, ψευδόμαρτυς*

Eine Erwiderung

von

Peter Corssen.

Auf den Widerspruch, den seine Ansicht über die Entstehung des Märtyrertitels gefunden hat, hat K. Holl seinen Gegnern nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß es ihnen zu sehr an den elementaren Kenntnissen der griechischen Wortbildungslehre mangle, um sich zum Richter über ihn aufzuwerfen[1]). So trefflich Reitzenstein daraufhin seine Ansicht über die Bedeutung des Wortes *ψευδόμαρτυς* gerechtfertigt hat[2]), so glaube ich doch, eine endgültige Erledigung der Streitfrage, die nicht nur im Interesse der Beteiligten, sondern auch der Sache liegt, kann nicht erfolgen, ohne daß die allgemeinen sprachlichen Anschauungen, die Holl seiner Ansicht nachträglich untergeschoben hat, einer kritischen Betrachtung unterzogen werden.

Der Titel *μάρτυρες*, lehrt Holl in den Neuen Jahrbüchern 1914 S. 521 ff., bestand bereits, ehe er auf diejenigen angewandt wurde, die für ihren Glauben gelitten hatten. Das folge aus dem hypothetischen Gebrauch, den Paulus von dem Worte *ψευδομάρτυρες* mache. Denn wenn er 1. Co. 15, 15 die Praemisse ablehne, die zu dem Schlusse führe, daß er und alle die den auferstandenen Christus geschaut und bezeugt hätten, *ψευδομάρτυρες τοῦ θεοῦ* seien, so müsse es in der Kirche üblich gewesen sein, sie als *μάρτυρες τοῦ θεοῦ* zu bezeichnen, Das beweise für sich allein das *ψευδο-*, das immer einen Anspruch auf einen geläufigen und vollwichtigen Titel zurücke[3]).

Diese einseitige Bestimmung der Nominalkomposita mit *ψευδο-* hat Holl aber nicht aufrechterhalten, sondern die unbedachte Verallgemeinerung in einer grammatikalischen Belehrung eingeschränkt. 'Die Bildungen mit *ψευδο-*', sagt er, 'zerfallen in zwei scharf getrennte Gruppen, die völlig unabhängig nebeneinander stehen. Die eine geht vom Hauptwort aus. Hierher gehören *Ψευδηρακλῆς, ψευδόμαντις, ψευδόχριστος, ψευδοπροφήτης* usw. Die andere knüpft an das Zeitwort — und zwar immer ein transitives — an und entwickelt von da aus zunächst ein nomen agentis'. Das Hauptwort entstehe in diesem

[1]) Hermes 1917 S. 301 ff.
[2]) Hermes 1917 S. 442 ff.
[3]) Neue Jahrbücher 1916 S. 254.

Digitized by Google

Falle erst in der Zusammensetzung, während *προφήτης*, *μάντις* an sich schon fertige Substantive seien, an die das *ψευδο-* nur angeschoben würde. Danach könne kein Zweifel sein, daß *ψευδόμαρτυς* in die erste Klasse gehöre[1]).

Es ist schon nicht richtig, daß die zweite Gruppe immer an ein transitives Zeitwort anknüpft, wie Holl sich ausdrückt, vgl. z. B. *ψευδ-αυτόμολος*, und ebensowenig, daß in ihr das Nomen erst in der Zusammensetzung entsteht. Fassen wir die ganze Gattung ins Auge, so finden wir Beispiele genug, in denen das zweite Glied mehr oder weniger häufig als selbständiges nomen agentis gebräuchlich ist, wie *κουρο-τρόφος*, *λιστο-φάγος* (*φάγος* Mt. 11, 19 Lc. 7, 34), *οἰνο-πότης* (das Masc. bei Aristophanes, das Fem. bei Epikrates Ath. 570 B) usw. Es kommt also nicht darauf an, ob das zweite Glied als ein selbständiges Nomen agentis nachweisbar ist oder nicht, sondern lediglich darauf, ob es eine Handlung ausdrückt, die an einem Objekt vollzogen wird oder ein solches zum Ergebnis hat, und es macht in der Beziehung der beiden Glieder zueinander keinen Unterschied, ob z. B. *οἰκο-νόμος* oder *οἰκο-φύλαξ* zusammengesetzt wird und selbstverständlich ebensowenig, ob das erste Glied *ψευδο* — oder ein anderer Nominalstamm ist. *ψευδάγγελος*, die älteste und bei Homer einzige Zusammensetzung mit *ψευδο-*, wird von ihm selbst erklärt: *πάντα τάδ' ἀγγεῖλαι μηδὲ ψευδάγγελος εἶναι* (O 159), und wohl in Erinnerung daran sagt Aristophanes Vö. 1340 *ἔοικεν οὐ ψευδαγγελὴς εἶν' ἄγγελος*, wo allerdings Bentley *ψευδαγγελήσειν*, aber, wie mir scheint, nicht zum besseren, geändert hat. *κακάγγελος* ist ein *κακῶν ἄγγελος* und nicht ein *κακὸς ἄγγελος* (Aesch. Ag. 636). Odysseus wird von Philoktet bei Sophokles Phil. 1306 *ψευδοκῆρυξ* genannt, nicht weil er als Herold verkleidet nach Lemnos kam, sondern weil er etwas falsches verheißen hatte. Wie der *γεροντοδιδάσκαλος* ein Lehrer der Alten, *νομοδιδάσκαλος* des Gesetzes ist, so sind die *ψευδο-διδάσκαλοι* 2. Pet. 2, 1 Lehrer von Lügen. Dabei war die verbale Kraft des nomen agentis noch so stark, daß das Vorderglied als Akkusativ empfunden werden konnte, z. B. in *μετεωροσοφιστής*, wie Plato Apol. 18 B *τὰ μετέωρα φροντιστὴς* zeigt. Ja, es kommt sogar vor, daß ein solches Kompositum eine allgemeine Bedeutung gewinnt und dann zum zweitenmal mit einem Nominalstamm als Objekt zusammengesetzt wird, wie *βουκόλος* zu *ἱπποβουκόλος*.

Bezeichnet das zweite Glied der Nominalkomposita eine in sich geschlossene Handlung, etwas Abstraktes, Zuständliches oder Dinghaftes, ist es ein Name oder Titel, so wird es durch das nominale Vorderglied attributiv oder auch prädikativ bestimmt, wie z. B. *μητροπάτωρ* Vater der Mutter ist, *μητρόπολις* aber eine Stadt, die wieder Mutter einer andern ist.

Die attributive Bestimmung tritt naturgemäß am schärfsten in denjenigen Zusammensetzungen hervor, deren erster Teil aus einem Adjektiv gebildet ist, wie *ἁβροχίτων*, *κακοδαίμων* usw. Diese Komposita sind aber ungleich seltener als die aus zwei Substantivstämmen. Für die Be-

[1]) Hermes 1917 S. 303f.

Digitized by Google

deutung ist der Unterschied gleichgültig, vgl. χαλκοχίτων und χαλκεοθώρηξ. Homer gebraucht das Adjektivum ψευδής nicht, denn auch Δ 235 wird ψεύδεσσι und nicht ψευδέσσι zu lesen sein. Auch später wird ψεῦδος vor ψευδές bevorzugt, namentlich in der Zusammenstellung mit ἀληθές. Es werden also Komposita wie ψευδόδειπνον, ψευδενέδρα aufzufassen seien wie im Deutschen Bildungen wie Trugbild, Scheinheiligkeit, wobei der Widersinn, der für das begriffliche Denken durch die prädikative Bestimmung ψεῦδος entsteht — denn ein Mahl kann natürlich kein Trug sein, sondern nur die auf irgendeiner Ursache beruhende Vorstellung davon — durch den in der Zusammensetzung entstehenden einheitlichen Begriff aufgehoben wird.

Ist der Unterschied der beiden Gruppen in der Natur des zweiten Gliedes des Kompositums begründet, so kann es gleichwohl vorkommen, daß ein Kompositum der zweiten Gruppe in die erste übertritt. Denn Nomina agentis, die zur Vollziehung der in ihnen ausgedrückten Handlung eines Objektes bedürfen, werden darum doch nicht immer so gebraucht, daß eine bestimmte Einzelhandlung zum Ausdruck gebracht wird.

In diesem Falle kann in der Zusammensetzung das zweite Glied durch das erste attributiv oder auch prädikativ bestimmt werden. Ἄγγελος ist, wer im Auftrag eines anderen oder aus eigenem Antrieb eine Nachricht vermittelt. Es ist sehr wohl denkbar, daß ψευδάγγελος für jemand gebraucht wird, der sich in betrügerischer Weise das Ansehen gibt, von einem andern beauftragt zu sein. Darum braucht das, was er sagt, gar nicht unwahr zu sein, während Iris ihren Charakter als Botin nicht verloren hätte, wenn sie zum Poseidon, von Zeus geschickt, etwas Falsches gemeldet hätte. In diesem Falle bezieht sich ψευδο- eben nicht auf die Handlung der Person, sondern auf die von ihr angemaßte Eigenschaft.

Gehen wir nach diesen allgemeinen Erörterungen zu den von Holl gewählten Beispielen und zwar zunächst zu dem ψευδοπροφήτης über, so wird Holl wohl nicht leugnen, daß προφήτης seiner Bildung und Bedeutung nach ein nomen agentis ist. Nur von dem Wesen des Propheten scheint er eine andere Vorstellung zu haben als ich[1]). Der Prophet sagt nicht notwendig etwas Zukünftiges voraus, seine Aussage kann sich ebensogut auf Gegenwart und Vergangenheit beziehen und ein Prophet wie Epimenides gab nur über Vergangenes Auskunft (Arist. Rhet. 1480). Prophet ist zunächst, wer für einen andern, insbesondere für einen Gott spricht: τίς προφητεύει θεοῦ (Eur. Ion 413). So ist Apollon Prophet des Zeus, die Pythia wiederum Prophetin Apolls. Aber es kann auch einer eines Menschen Prophet sein, wie Kadmos des Teiresias (Eur. Bacch. 240), Aaron des Moses. Der Prophet im engeren Sinne hat sein Wissen unmittelbar oder mittelbar von Gott, und da es sich für den Gläubigen, ob Grieche oder Jude, von selbst versteht, daß sein Gott wahrhaftig ist, so kann der Prophet für ihn als Prophet nur die Wahrheit reden. Holl meint freilich, nach den üblichen Denkregeln könne auch ein wahrer Prophet gelegentlich etwas Irriges sagen. Ich glaube nicht, daß ein Prophet des alten Bundes das selbst einem Doktor

[1]) Vgl. Neue Jahrbücher 1916 S. 254.

Digitized by Google

der Theologie zugeben würde, so wenig wie der Papst, daß er irren könne, wenn er *ex cathedra* spricht. Aber es kommt vor, daß ein Prophet gegen den andern steht. Daß die Propheten Baals unbedenklich so genannt werden, ist nicht verwunderlich, denn sie sprechen, was Baal ihnen eingibt, und sie lügen, weil dieser ein Gott der Lüge ist. Aber auch die Propheten Jahves künden keineswegs immer die Wahrheit: Jer. 14, 14 *ψευδῆ οἱ προφῆται προφητεύονται ἐπὶ τῷ ὀνόματί μου.* Auch ihnen wird der Titel 'Prophet' nicht bestritten. Nun einmal wird sich Jeremias des inneren Widerspruchs bewußt und zieht den Namen, den sie sich beilegen, in Zweifel (27, 18). Aber er gebraucht ihn ruhig weiter als den einmal üblichen Titel in der allgemeinen Bedeutung 'Verkündiger', die er ja ursprünglich im Hebräischen hat. Für diese Propheten, die das Falsche und Unrechte reden und tun, hat das Hebräische kein besonderes Wort ausgeprägt, aber die LXX setzen dafür, besonders bei Jeremias, an mehreren Stellen *ψευδοπροφῆται.* An sich wäre es denkbar, daß sie ihnen damit den Charakter als Propheten absprechen wollten. Dann aber konnte von diesen konsequenterweise auch kein *προφητεύειν* ausgesagt werden, denn *ψευδῆ προφητεύειν* läuft unter dieser Voraussetzung auf einen inneren Widerspruch hinaus. Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß die LXX eben um dieses *ψευδῆ προφητεύειν* willen die Gegner des Jeremias *ψευδοπροφῆται* genannt haben (vgl. auch Zach. 13, 2). Sagt Holl doch selbst, sachlich werde ein *ψευδοπροφήτης* immer zugleich einer sein, der Lügen vorbringt. Nur irrt er, wenn er hinzusetzt, das liege nicht in der Bildung als solcher und sei deshalb auch nicht die ursprüngliche Bedeutung.

Über Etymologie und Geschichte des Wortes *μάντις* hätte ich mancherlei zu sagen, was ich übergehe, weil der Sprachgebrauch in der Zeit, auf die es hier ankommt, nicht fraglich ist. In der Bedeutung ist kein Unterschied zwischen *μάντις* und *προφήτης*. Beide Wörter werden zur Bezeichung der gleichen Handlung auf die gleiche Person angewendet. Das eine wie das andere steht bald absolut, bald mit dem Objekt der Handlung, die es ausdrückt. *Μάντις* steht in mannigfachen Zusammensetzungen, insbesondere so, daß das erste Glied das Medium angibt, dessen sich der Wahrsager bedient, wie *λεκανόμαντις, ὀνειρόμαντις, νεκρόμαντις* usw., oder die Personen, denen er weissagt, wie *στρατόμαντις* und so wohl auch *Θουριόμαντις*, oder der erste Teil gibt eine Tätigkeit an, die mit der des Wahrsagers vereinigt ist, wie *ἰατρόμαντις*. In allen diesen Zusammensetzungen ist das Wort *μάντις* zu einem selbständigen Substantiv erhoben, in welchem zwar die Tätigkeit des *μάντις* in einer bestimmten Beziehung aufgefaßt ist, das Kompositum aber doch wie eine Amtsbezeichnung oder meinetwegen wie ein Titel empfunden wird. Allein wie stark die verbale Kraft des Wortes ist, zeigt sich besonders in seinem adjektivischen Gebrauch, in welchem es geradezu wie das Partizipium *μαντευόμενος* steht und mit dem Dativ des persönlichen, ja sogar mit dem Akkusativ des sachlichen Objekts verbunden werden kann, z. B. Eur. Or. 363 *ὁ ναυτίλοισι μάντις ἐξήγγειλέ μοι Νηρέως προφήτης Γλαῦκος ἀψευδὴς θεός.* Heracl. 64 *μάντις ἦσθ' ἄρ' οὐκαλῶς τάδε.* Dem entsprechen gewisse ursprünglich adjektivisch gebrauchte

Digitized by Google

Komposita, bei denen über die Beziehung des ersten zum zweiten Gliede kein Zweifel sein kann. Oder wäre etwa κακόμαντις etwas anderes als μάντις κακῶν? Die κακόμαντις Ἐρινύς bei Aesch. Sept. 721 wird nicht so genannt, weil sie sich schlecht auf Wahrsagen versteht, im Gegenteil, sie heißt παναλήθής und der Chor spricht Pers. 10 von seinem θυμὸς κακόμαντις, weil ihm Böses schwant. Dementsprechend ist der προφάτας ὀρθόμαντις Τειρεσίας Pind. Nem. 1, 91 ein Prophet, der richtig prophezeit, und wenn sich Kassandra bei Aesch. Ag. 1241 ἀληθόμαντις nennt und 1195 fragt, ob sie etwa ψευδόμαντις φλέδων sei, so will sie sagen, daß sie die Wahrheit und nicht Lügen verkündet.

Alle diese Adjektive könnten sicher auch substantivisch gebraucht werden und ψευδόμαντις findet sich so bei Herodot 4, 69. Es wird hier ein eigentümliches Verfahren bei den Skythen geschildert, durch welches in gewissen Fällen zwischen sich widersprechenden Wahrsagern nach Majorität entschieden und die Minorität als ψευδομάντεις verbrannt wird. Vielleicht findet Holl hier seine Auffassung bestätigt. Da es sich aber bei Herodot gar nicht darum handelt festzustellen, wer ein μάντις ist oder nicht, sondern nur, wer die Wahrheit gesagt oder gelogen hat, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß er das Wort in einem andern Sinn als Aeschylos gebraucht hat.

Überhaupt muß man sich hüten, begriffliches Denken und sprachliches Denken gleich zu setzen. Wörter sind keine starren Größen von unveränderlichem Werte wie Zahlen, sondern elastisch und in einem fortwährenden Prozeß des Wachsens und Vergehens begriffen. Ein μάντις ψευδής ist, wie schon angedeutet, ein innerer Widerspruch, da der μάντις wie der προφήτης nur sagt, was der Gott ihm eingibt und dieser nach der gereinigten religiösen Vorstellung nicht lügen kann: οὐ γὰρ θέμις αὐτῷ (Plato Ap. 21 B.). Μάντις ὢν οὐ ψεύσομαι sagt Apollon Eum. 615. Das ist korrekt gesprochen. Wenn aber Eum. 559 Apollon μάντις ἀψευδὴς genannt wird, so ist das ein Pleonasmus. Aber kein Hörer empfand ihn. Denn die Erfahrung lehrte, daß mancher Orakelspruch trog. Darum wurde der Glaube der Menge nicht irre, die Aufgeklärten aber entzogen wohl dem Worte μάντις den Inhalt, den die Gläubigen hineinlegten, aber sie behielten es bei und sagten: τὰ μάντεων εἰσεῖδον ὡς φαῦλ' ἐστὶ καὶ ψευδῶν πλέα (Eur. Hel. 745).

Auf die Etymologie und die Geschichte der Bedeutung des Wortes μάρτυς kann ich aus Raummangel so wenig eingehen wie auf die von μάντις, so wünschenswert mir dies für eine tiefere und vollständige Begründung wäre. Seine allgemeine Bedeutung des Wissenden ist frühzeitig auf die Sphäre des Rechts eingeschränkt worden und erst von da aus hat es wieder eine Erweiterung der Anwendung erfahren. Durch den gerichtlichen Gebrauch hat es eine aktive Bedeutung bekommen, die ihm ursprünglich fremd ist, denn vor Gericht kommt es darauf an, daß der Zeuge das sagt, was er weiß. Zeugnis ablegen heißt μαρτυρεῖν und in der Gerichtspraxis bedeutet μάρτυρα εἶναι nichts anderes als μαρτυρεῖν. Es wird von dem Zeugen verlangt, daß er nur das aussagt, was er wirklich gehört und gesehen hat. Μαρτυρία δὲ καλεῖται ὅταν τις αὐτὸς ἰδὼν μαρτυρῇ, definiert Pollux 4, 36. Da aber beide

Digitized by Google

Parteien Zeugen gegeneinander aufstellen, so muß notwendig ein Teil der Zeugen Falsches aussagen, selbst wenn er sich im guten Glauben befindet. Es wird aber weder dem Zeugen, der sich irrt, noch auch dem, der bewußt die Unwahrheit sagt, der Name und die Eigenschaft eines Zeugen abgesprochen, sondern man unterscheidet Zeugen, die die Wahrheit, und Zeugen, die die Unwahrheit aussagen. So sehr hat in dem praktischen Gebrauch des Wortes die Bedeutung des Aussagens das Übergewicht über die des Wissens erlangt. Für *ψευδῆμαρτυρεῖν* konnte man *ψευδομαρτυρεῖν* sagen, für *ψευδὴς μαρτυρία* *ψευδομαρτυρία* oder *ψευδομαρτύριον* (so die Attiker ausschließlich [1]). *Οὐ ψευδομαρτυρήσεις κατὰ τοῦ πλησίον σου ψευδῆ μαρτυρίαν*, heißt es im Dekalog. Dafür wird Prov. 24, 43 gesagt: *μὴ ἴσθι ψευδὴς μάρτυς ἐπὶ σὸν πολίτην*. Also steht hier *ψευδὴς μάρτυς* gleich *ψευδομαρτυρῶν*, *ψευδομαρτυρῶν* ist gleich *ψευδῆ μαρτυρῶν*, *ψευδῆ μαρτυρῶν* aber und *ψευδόμαρτυς* werden bei Pollux 6, 152 gleich gesetzt. Vielleicht wird Holl die Autorität des Pollux ablehnen und die Gleichsetzung von *ψευδὴς μάρτυς* und *ψευδόμαρτυς* wird ihn gewiß nicht schrecken, denn er ist ja der Meinung, Luthers Übersetzung von *ψευδομάρτυρες* 'falsche Zeugen' sei ein Beweis, daß Luther über die Bedeutung des Wortes ganz derselben Meinung gewesen sei wie er. Ich will Holl keine Belehrungen über die deutsche Sprache erteilen, aber vielleicht darf ich ihn an eine Stelle in Platos Kratylos erinnern S. 85 B *φέρε δή μοι τόδε εἰπέ. καλεῖς τι ἀληθῆ λέγειν καὶ ψευδῆ; — ἔγωγε. — οὐκοῦν εἴη ἂν λόγος ἀληθής, ὁ δὲ ψευδής; — πάνυ γε. — ἆρ' οὖν οὗτος ὃς ἂν τὰ ὄντα λέγῃ ὡς ἔστιν, ἀληθής, ὃς δ' ἂν ὡς οὐκ ἔστι, ψευδής*; woran aber wird der falsche Zeuge anders erkannt als an seiner Aussage? *ἐκ τοῦ ἰδίου στόματος ὁμολόγους αὐτοὺς κατέστησεν ἀμφοτέρους ψευδομάρτυρας* steht Sus. 41 bei den LXX und ähnlich bei Theodotion, wo die Handschriften zwischen *ψευδομάρτυρας* und *ψευδομαρτυρήσαντας* schwanken. Mt. 26, 59 suchen die Hohenpriester falsches Zeugnis, *ψευδομαρτυρίαν*, gegen Jesus. Sofort stellen sich ihnen viele *ψευδομάρτυρες* zur Verfügung und zwei von ihnen werden ausgewählt, die gegen Jesus Zeugnis ablegen. In keinem andern Sinne steht das Wort auch im Gorgias: *ἀλλὰ ψευδομάρτυρας πολλοὺς κατ' ἐμοῦ παρασχόμενος ἐπιχειρεῖς ἐκβάλλειν με ἐκ τῆς οὐσίας καὶ τοῦ ἀληθοῦς* (472 B). Das sollen nach Holl nicht falsche, d. h. Falsches aussagende, sondern scheinbare, vorgebliche Zeugen sein. Aber worauf sonst kommt es hier denn an als eben auf ihr Zeugnis? *περὶ ὧν σὺ λέγεις ὀλίγου σοι πάντες συμφήσουσι ταῦτα Ἀθηναῖοι καὶ οἱ ξένοι, ἐὰν βούλῃ κατ' ἐμοῦ μάρτυρας παρασχέσθαι, ὡς οὐκ ἀληθῆ λέγω.* Weil das Zeugnis dieser Zeugen falsch ist, darum nennt Sokrates sie *ψευδομάρτυρας*. Sokrates protestiert gegen die Übertragung der Gerichtspraxis auf die wissenschaftliche Untersuchung. Vor Gericht versucht der Redner durch die Fülle und das Ansehen der Zeugen Eindruck zu machen. Aber diese Art der Beweisführung hat vor der Wahrheit keinen Wert. Denn die Menge und das Ansehen der Zeugen bietet keine Gewähr, daß das Zeugnis richtig ist·

[1]) S. Lipsius, Das attische Recht 778 A. 3.

Digitized by Google

ἐνίοτε γὰρ ἂν καὶ καταψευδομαρτυρηθείη τις ὑπὸ πολλῶν καὶ δοκούντων εἶναί τι. Holl hat ganz Recht, wenn er die Erklärung, die ich von dem Satze gegeben hatte, bemängelt, denn sie trifft den Kern der Sache nicht. Aber wenn er selbst den Sinn der Stelle so wiedergibt, 'denn es kann auch vorkommen, daß einer durch schwindelhafte Zeugen niedergezeugt wird, wenn sie in der Mehrheit sind und etwas zu bedeuten scheinen', so verkehrt er ihn damit in sein Gegenteil. Sokrates sagt gerade, daß die Wahrheit sich nicht niederstimmen und niederzeugen läßt. Man kann gegen den, der in der Wahrheit steht, wohl viele angesehene Zeugen aufbringen, aber man kann ihn nicht zwingen, der entgegengesetzten Meinung beizutreten, denn die Wahrheit wird nicht durch Majorität und Autorität erwiesen, 'da manchmal auch wohl von vielen angesehenen Leuten falsches Zeugnis gegen jemand abgelegt werden möchte', d. h. auch das Zeugnis vieler angesehener Personen kann falsch sein, und darum beweist das Zeugnis als solches nichts, von wie vielen und von wem immer es auch herrühren mag. Auch die angesehensten Männer können ψευδομάρτυρες sein, wenn sie eben ψευδῆ μαρτυροῦσιν. Übrigens ist καταψευδομαρτυρεῖν nicht von Plato gebildet, wie Holl anzunehmen scheint. Auch Demosthenes gebraucht es, synonym mit καταψεύδεσθαι, als Ausdrücke, deren sich Angeklagte in ihren Einreden bedienen: ἀλλ' οὗτοι δι' ἔχθραν καταψεύδονταί μου, καταψευδομαρτυροῦμαι (κατὰ Μειδίου § 136).

Sonst braucht Demosthenes, wie die Redner überhaupt, weder ψευδομαρτυρεῖν noch ψευδομάρτυρες, so viel Gelegenheit sich auch dazu bot. Das ist bemerkenswert. Beide Ausdrücke können nur im Rechtsleben entstanden sein. Wenn die Redner sie ganz verschmähten, obwohl sie schon gegen Ende des 5. Jahrhunderts vorhanden waren, denn Pollux oder sein Gewährsmann las sie bei Kritias, so müssen sie aus der Volkssprache stammen. An ψευδομαρτύριον nahm auch der Redner keinen Anstoß, und eine Klage wegen einer gegen besseres Wissen abgegebenen falschen Zeugenaussage hieß in Athen offiziell δίκη ψευδομαρτυρίων. Es findet sich aber dafür in einer, leider verstümmelten, argivischen Inschrift, C. I. G. V 2, 357, deren Kenntnis ich der sprachkundigen Verfasserin der vortrefflichen Dissertation De titulorum Arcadiae flexione et copia verborum, Frl. Dr. Ruth von Velsen verdanke, der Ausdruck δίκα ψευδόμαρτυς und ebenda auch der Singular des Substantivs ψευδόμαρτυς, den Pollux irgendwo gelesen hatte, ohne sich der Stelle zu erinnern.

Ψευδομαρτυρεῖν und ψευδόμαρτυς lassen sich voneinander nicht trennen, und ihre Bedeutungen entsprechen sich. Holl sagt: 'Ψευδόμαρτυς von ψευδομαρτυρεῖν aus erklären heißt Roma von Romulus ableiten.' Ist 'ableiten' und 'erklären' denn dasselbe, und läßt ψευδομαρτυρεῖν nicht ebenso gut einen Schluß auf ψευδόμαρτυς zu wie umgekehrt ψευδόμαρτυς auf ψευδομαρτυρεῖν? Wie μαρτυρεῖν nicht bloß absolut 'Zeuge sein' heißt, sondern auch mit einem persönlichen und sachlichen Objekt verbunden werden kann, weil μάρτυς sich auf dieselbe Weise bestimmen läßt, so muß das erste Glied in ψευδόμαρτυς als eine objektive Bestimmung empfunden sein, weil es in ψευδομαρ

Digitized by Google

τυρεῖν eine solche ist. Übrigens hat Reitzenstein völlig Recht, daß es ganz unsicher ist, ob zuerst ψευδόμαρτυς oder ψευδομαρτυρεῖν gebildet wurde. Warum soll nicht erst μαρτύριον oder μαρτυρεῖν und dann erst μάρτυς mit ψευδο- zusammengesetzt sein? Wer will das entscheiden? Wohl aber kann man sagen, daß, wenn erst eins von den drei Compositis vorhanden war, die beiden andern mit einer gewissen Notwendigkeit folgen mußten und die Bedeutung und der Gebrauch von allen dreien durch die Bedeutung und den Gebrauch von μάρτυς von vornherein bestimmt war.

Für die Bedeutung von ψευδόμαρτυς ist es allerdings, wie schon gesagt, ganz gleichgültig, ob das erste Glied als objektive oder als attributive Bestimmung gefaßt wird, da der ψευδὴς μάρτυς deswegen falsch genannt wird, weil er Falsches aussagt, wie ein falscher Mensch ein Mensch voll Falsch ist, sonst aber ein Mensch wie andere auch. Nach Holls Definition ist ψευδόμαρτυς ein vorgeblicher, nicht lügenhafter Zeuge. Andererseits nennt er ihn einen schwindelhaften Zeugen. Ich weiß nicht, was für subtile Unterscheidungen Holl zwischen Lüge und Schwindel macht, aber worin besteht denn der Schwindel des ψευδόμαρτυς anders als darin, daß er behauptet, das, was er aussagt, selbst gehört oder gesehen zu haben? Diese falsche, erlogene Aussage aber ist es, die ihn zum falschen, d. h. lügnerischen Zeugen macht.

Insofern μάρτυς eine Person als Vollzieher einer vorübergehenden Handlung bezeichnet, eignet es sich wenig zu einem stehenden Titel. Gleichwohl ist es dazu im christlichen Sprachgebrauch für diejenigen geworden, die das Bekenntnis zu Christus mit ihrem Blut besiegelt hatten. Im Gegensatz zu einem solchen μάρτυς wäre ein ψευδόμαρτυς offenbar einer, der entweder selbst ein solches Bekenntnis abgelegt zu haben behauptete und etwa auf verkrüppelte Glieder als Beweis einer erlittenen Folterung hingewiesen hätte, oder von dem solches fälschlich behauptet worden wäre. Ein, wie Holl sagt, 'falscher, d. h. vorgeblicher Zeuge' in diesem Sinne wäre demnach einer, der fälschlich behauptete Zeugnis abgelegt zu haben. Allein so meint Holl es offenbar nicht. Denn die ψευδομάρτυρες, die den μάρτυρες gegenüberstehen, die er im Auge hat, würden in dem Fall, den Paulus setzt, ja nicht behaupten ein Zeugnis abgelegt zu haben, das sie nicht geleistet hätten, sondern etwas gesehen zu haben, was sie tatsächlich nicht gesehen hätten. Danach sind nach Holl ψευδομάρτυρες Leute, die insofern zu Unrecht Anspruch auf den Titel eines Zeugen machen, als sie das nicht gesehen oder gehört haben, was sie gesehen oder gehört zu haben vorgeben. Aber dann bin ich ja mit Holl vollkommen einer Meinung. Denn ein solcher vorgeblicher Zeuge würde ja seinen Anspruch nur durch eine falsche Aussage erheben können und man würde von ihm gesagt haben, daß er ψευδῆ μαρτυρεῖ. So wären wir denn wieder bei der Gleichung ψευδόμαρτυς = ψευδῆ μαρτυρῶν oder ψευδομαρτυρῶν angelangt.

Aber Holl klammert sich an den Genetiv ψευδομάρτυρες τοῦ θεοῦ und behauptet, an diesem Genetiv zerschelle jeder Versuch ψευδόμαρτυς durch ψευδομαρτυρεῖν zu erklären. Was bedeutet denn dieser Genetiv? Μάρτυς kann vermöge seiner verbalen Kraft den Genetiv eines persön-

Digitized by Google

lichen wie sachlichen Objektes zu sich nehmen. Für den Genetiv der Person kann auch der Dativ stehen, z. B. Apg. 22, 20 ἔσῃ μάρτυς αὐτῷ (d. h. τῷ θεῷ) πρὸς πάντας ἀνθρώπους ὧν ἑώρακας καὶ ἤκουσας, d. h. μαρτυρήσεις αὐτῷ usw. Ein ψευδόμαρτυς oder ψευδὴς μάρτυς τοῦ θεοῦ bezeugt Gott falsches, er gibt sich den Anschein für ihn zu zeugen, zeugt aber in Wirklichkeit gegen ihn. Das ist genau die Erklärung, die Paulus gibt: εὑρισκόμεθα δὲ καὶ ψευδομάρτυρες τοῦ θεοῦ, ὅτι ἐμαρτυρήσαμεν κατὰ τοῦ θεοῦ. Holl läßt Paulus sagen: 'Wir wären dann nicht bloß keine μάρτυρες τοῦ θεοῦ mehr, sondern würden uns sogar ein μαρτυρεῖν κατὰ τοῦ θεοῦ zuschulden kommen lassen.' Ja, ist das denn zweierlei? Die Unterscheidung macht Holl, nicht Paulus. Für Paulus ist μαρτυρεῖν κατὰ τοῦ θεοῦ und ψευδομάρτυρα εἶναι τοῦ θεοῦ ein und dasselbe. Gegen Gott aber zeugt, wer von ihm etwas aussagt, was er nicht getan hat, also wer ψευδῆ μαρτυρεῖ oder ψευδομαρτυρεῖ. Paulus Standpunkt ist, um es nach Analogie einer anderen Stelle Rom. 1, 8 (μάρτυς μού ἐστιν ὁ θεός, ὡς ἀδιαλείπτως μνείαν ὑμῶν ποιοῦμαι) auszudrücken: μάρτυρες τοῦ θεοῦ ἐσμεν, ὅτι ἤγειρεν τὸν Χριστόν, d. h. μαρτυροῦμεν τῷ θεῷ usw. Die Gegner sagen, ὅτι οὐκ ἤγειρεν τὸν Χριστόν. Aus dieser Prämisse, sagt Paulus, würde folgen, daß wir ψευδομάρτυρες τοῦ θεοῦ sind, d. h. daß wir καταψευδομαρτυροῦμεν τοῦ θεοῦ, denn: ἐμαρτυρήσαμεν κατὰ τοῦ θεοῦ ὅτι ἤγειρεν τὸν Χριστὸν, also: ψευδῆ ἐμαρτυρήσαμεν[1]). Wer falsches Zeugnis abgelegt hat oder ablegt, ist demnach ein ψευδόμαρτυς. Also wiederum ψευδόμαρτυς = ψευδῆ μαρτυρῶν. Quod erat demonstrandum.

Entgegnung.

In dieser Zeitschrift ist meine Ausgabe der Dichtungen Annettes von Droste-Hülshoff in einer Weise besprochen worden, die mir eine Entgegnung als dringend nötig erscheinen läßt.

Der Herr Rezensent vergißt bei seinen Forderungen und Vorwürfen ganz, daß die Ausgabe, wie die Schöninghschen Klassiker-Ausgaben überhaupt, in erster Linie für Schüler bestimmt ist und naturgemäß, da Annettes Dichtungen wohl nirgends in größerer Auswahl in der Schule gelesen werden, hauptsächlich der Privatlektüre zugewiesen werden muß. Da ist es selbstverständlich zunächst erforderlich, wie ich im Vorwort ausdrücklich betont habe, den Schülern den Gedankengang der Dichtungen klar zu machen und die zahlreichen Schwierigkeiten, in denen gerade ein gut Stück der 'spröden Sonderart' Annettes sich kundgibt, zu lösen. Daß dieses Ziel hier wie in meinen 'Erläuternden Bemerkungen' erreicht ist, haben zahlreiche Besprechungen nachdrücklichst anerkannt. Und nur der kann die aus meinen Erklärungen angeführten Stellen als 'banale Selbstverständlichkeiten' bezeichnen, der nicht weiß oder nicht bedenkt, wie seltsame Irrwege die Annette-Erklärung oft gegangen ist (vgl. Kreiten!). Erst wenn die äußeren Hemmnisse des Verständnisses aus dem Wege geräumt sind, kann auf so gewonnener fester Grundlage die Eigenart Annettes gewürdigt werden. Daß mir auch ein solches Ziel besonders am Herzen lag, beweisen nicht nur meine Auswahl und die Einleitung (so S. 6 u. 7), sondern auch die den einzelnen Gedichten vorausgeschickten einführenden Bemerkungen.

Meppen. Joseph Riehemann.

Druckfehler.

S. 30 ds. Jahrg. Z. 4 ist zu lesen: mustergültigen Annalen (st. Ämter) des Gymnasiums zu Neu-Ruppin.

[1]) Vgl. Pollux 4, 30 ὁ τὰ ψευδῆ μαρτυρίων ἢ καταμαρτυρῶν.

Digitized by Google

MITTEILUNGEN

Alt-Römische 'Zivilstrategie' oder Zeitgemäßes bei Livius.

Als L. Aemilius Paullus in den Krieg gegen König Perseus von Makedonien zog, hielt er — nach Livius 44, 22 — in der Volksversammlung eine auch heute noch zeitgemäße Rede. 'Was ich dem Senat,' sagt er etwa, 'aus dem Felde berichte, das glaubt! Gerüchten, für die niemand einsteht, sollt ihr durch eure Leichtgläubigkeit keine Nahrung geben! . . . In allen Gesellschaften, an allen 'Stammtischen' gibt es Leute, die Heere nach Makedonien führen; die wissen, wo das Lager geschlagen, welche Plätze besetzt werden müssen; wann oder auf welchem Paß man in Makedonien eindringen, wo man Magazine errichten soll; wo zu Lande und zur See Proviant zugeführt werde; wann man sich mit dem Feinde schlagen, wann man stillesitzen müsse. Und nicht nur das 'Bessere', das zu tun wäre, geben sie an, sondern, wenn etwas anders gegangen als sie gemeint, dann machen sie dem Konsul förmlich den Prozeß. Das sind große Hindernisse für die Führung . . . Ich bin weit entfernt zu glauben, daß man Feldherrn nicht etwas sagen dürfe; im Gegenteil, ich halte den mehr für stolz als klug, der alles nur nach seinem Kopfe ausführt. Doch wie soll man's halten? Fürs erste sollen die etwas sagen, die die nötige Einsicht haben, die das Kriegswesen recht eigentlich verstehen und durch die Erfahrung bewährt sind; dann, die bei den Operationen mit dabei sind, die den Feind, Zeit und Umstände vor Augen haben, die sozusagen auf dem gleichen Schiff die Gefahr teilen. Wenn also einer sich zutraut, mir in dem Krieg, den ich führen soll, etwas zum Nutzen des Staates zu raten, der versage dem Staat seine Mithilfe nicht und komme mit mir nach Makedonien; Schiff, Pferde, Gezelt, Reisegeld soll er von mir bekommen! Wer aber dazu keine Lust hat und die Behaglichkeit des hauptstädtischen Lebens den Mühseligkeiten des Krieges vorzieht, der soll nicht vom Land aus das Ruder führen wollen! Die Hauptstadt gibt genug zu reden; sie beschränke sich auf diesen Stoff und wisse, daß wir uns mit dem Rat, den man im Hauptquartier erteilt, genügen lassen.' Und in der Tat gewann der Feldherr nach diesem bestimmten Dank an die römischen Zivilstrategen auch ohne deren Mithilfe den entscheidenden Sieg bei Pydna (168).

Zweibrücken. A. Becker.

Digitized by Google

Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer[1])

Eine bunte Reihe von Aufsätzen feldgrauer Oberlehrer liegt vor in rasch hingeworfenen Briefen, auch sorgfältiger abgerundeten Ergüssen; doch was sie eint, ist ein ungemeiner Ernst und eine hochachtbare Sachkunde, die den bürgerlichen Beruf fast vergessen macht. Einige Male taucht Erinnerung an Wissenschaft und Lehrtätigkeit auf. Das Ganze gewiß ein schönes Zeugnis für den Geist des deutsehen Reserveoffiziers.

Der reklamehafte, dem deutschen Oberlehrer nicht recht anstehende Buchschmuck auf Deckel und Umschlag und der breitspurige Titel kommen wohl auf Rechnung des Verlages. Der Stil des Geleitswortes, 'mit der herzenswarmen Schilderung eines Kollegen, der seinen Wunden erlag, kurz nachdem er sie mir gesandt,' oder, 'es soll nicht eher zur Scheide wiederkehren, bis ...' fällt dem Herausgeber zur Last.

Deutsche Musik

Von rechtswegen müßte in dem Titel der neuesten Schrift des Münchener Musikhistorikers[2]) das Wort Deutsch mit einem Ausrufungszeichen versehen sein; so sehr überwiegt das für spezifisch deutsch erklärte Element alles Übrige. Es ist damit keineswegs Urteilslosigkeit verbunden. Der Verfasser weiß wohl zu scheiden zwischen schwächeren und stärkeren Seiten auch der Größten; auch hat er seinen lieben Deutschen manch gutes Wort zu sagen. Leider ist das Ganze keine Zierde der deutschen Literatur. Es liest sich fast wie ein unkorrigiertes Stenogramm nach Vorträgen, sagen wir, an einer Volkshochschule. Für eine zweite Auflage empfiehlt sich kräftige Verwendung des Blaustiftes.

Die beigegebenen Komponistenbildnisse erscheinen ziemlich wahllos zusammengerafft und würden bei einer neuen Bearbeitung teilweise durch bessere zu ersetzen und allererst mit dem Namen des Urhebers zu versehen sein.

Unsere Volksernährung[3])

Ein 56 Seiten starkes Heft mit 65 sehr anschaulichen graphischen Darstellungen. Es bringt in sehr übersichtlicher Ordnung alle zur Beurteilung unserer Produktion und unseres Verbrauches an Nahrungsmitteln, ausländischen und inländischen, wertvolle Zahlen.

Ein Lehrer, der seinen geographischen, geschichtlichen und politischen Unterricht bereichern will, wird mit großem Nutzen dies Heft zur Hand nehmen. — Das mag dann namentlich den Großstadtkindern zugute kommen, die meist ohne Kenntnis der Voraussetzungen unserer Lebenshaltung heranwachsen, zum Schaden ihrer späteren politischen Urteilsfähigkeit.

Dittenbergers Sylloge[3] (Sokr. S. 54)

Wie uns der Herausgeber der 3. Auflage von Dittenbergers Sylloge mitteilt, soll der von uns ausgesprochene Wunsch sobald erfüllt werden, als es die gegenwärtigen Papier- und Satzverhältnisse gestatten. Band III ist im Manuskript längst abgeschlossen und im Satze begonnen; er soll in 358 Nummern das wesentliche bringen, aus Dittenbergers zweitem Bande, durch einige gute Stücke bereichert. H. Diels und Weinreich haben eine Anzahl wichtiger Beiträge geliefert, E. Ziebarth die res privatas vom privatrechtlichen Standpunkte revidiert und neu geordnet. Auch zu Band IV, den Indices, liegt das Manuskript zum größeren Teile vor. Die Addenda et Corrigenda sollen um Wiederholungen zu vermeiden, erst nach den Indices gedruckt werden.

[1]) Paul Hildebrandt, Das deutsche Schwert. Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer. II. Folge. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. 150 S. 3,20 M.

[2]) Walter Schönichen, Unsere Volksernährung auf der Grundlage unserer Landwirtschaft, in Verbindung mit Max Popp. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. 4°. 2,20 M.

[3]) Hermann v. d. Pfordten, Deutsche Musik auf geschichtlicher und nationaler Grundlage dargestellt. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. 340 S. 8°.

Digitized by Google

ANZEIGEN

Ernst Troeltsch, Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter. Im Anschluß an die Schrift *'De civitate Dei'*. Historische Bibliothek, hrsg. von der Redaktion der Historichen Zeitschrift. 36. Band. München und Berlin, Druck und Verlag von R. Oldenbourg, 1915. XII u. 173 S. 8°. 5,50 ℳ.

Dieses gelehrte und gedankenreiche Buch, das noch vor Kriegsausbruch druckreif wurde, aber erst nach Jahresfrist im Druck erscheinen konnte, soll nicht bloß eine Lücke in den Soziallehren des Verfassers ausfüllen, sondern vor allem Augustins kultur- und religionsgeschichtliche Bedeutung erhärten und beleuchten. Und das ist dem Verfasser durchaus gelungen. Sein Werk darf als grundlegend gelten für alle, die sich über Augustin orientieren wollen. Doch das Werk will nicht gelesen, sondern studiert sein. Zu begrüßen sind daher die reichhaltigen Anmerkungen mit Stellen aus Augustins Hauptwerk und Auszügen aus den bedeutenderen Werken der neueren Zeit, dazu Auseinandersetzungen mit modernen Kirchenhistorikern. Das Werk selbst teilt sich in sechs größere Abschnitte. Ich glaube dies Buch nicht besser würdigen zu können als durch ein ausführliches Referat.

In der Einleitung weist Troeltsch Augustin seine universalhistorische Stellung an. Er wendet sich gegen die falsche Auffassung, als ob Augustin der Vater des mittelalterlichen Katholizismus wäre; in Wahrheit ist er 'Abschluß und Vollendung der christlichen Antike (der Ausdruck 'christliche Antike' ist durch den Archäologen L. v. Sybel gangbar geworden), ihr letzter und größter Denker, ihr geistlicher Praktiker und Volkstribun . . . Er ist die letzte und größte Zusammenfassung der absterbenden antiken Kultur mit Ethos, Mythos, Autorität und Organisation der frühkatholischen Kirche und konnte mit seinem Wesentlichsten gar nicht auf den Boden einer andern Kultur übernommen werden' (S. 7.).

Im ersten Abschnitt (S. 7—21) gibt der Verf. eine Analyse der Schrift *De civitate Dei,* die er bezeichnet als 'das Buch des Seelsorgers, Homileten, Praktikers und Apologeten, der nicht die Gegner bloß widerlegen, sondern vor allem stärken will und daher seine ungeheure und bunte Gelehrsamkeit in den Dienst der Widerlegung aller denkbaren Vorwürfe stellt. Es ist die letzte große Leistung der apologetischen Literatur, überall mit der praktischen Absicht, den alten Vorwurf einer Auflösung der römischen Gesellschaft durch die christliche Kirche zu widerlegen'. Des bunte Material dieses *ingens opus* hat Augustin unter einen einfachen Gesichtspunkt gebracht, der dem Buch seinen viel

Digitized by Google

mißverstandenen Namen gegeben hat. 'Der Begriff des Christentums ist ihm bei seiner spekulativ-mystischen, mit der griechischen wissenschaftlichen Theologie gemeinsamen Grundanschauung die absolute Seligkeit der reinen und vollen Gotteserkenntris, die *visio ac fruitio Dei* oder das *summum bonum* der Gotteseinigung, *der amor Dei et invicem in Deo.* An diesem höchsten Gute hat die rationale Kreatur Anteil, die Engel, die Gläubigen, die Frommen im Zwischenreiche, die vollendeten Seligen. Um nun aber dieser wissenschaftlichen Definition vom Wesen des Christetums und seines mit der wahren Vernunft identischen Heils einen konkreten biblischen Namen zu geben, benennt er dies Prinzip nach den Psalmen und nach Paulus . . . als *civitas Dei.* Es ist das Geistes- und Gnadenreich der Gottesliebe und demütigen Selbsthingebung an Gott, gegründet mit der Erschaffung der Engel als der rationalen Kreatur, deren Verlust an die Sünde dann durch die dieser Zahl entsprechende Anzahl der prädestinierten Menschen ergängt werden soll. Es ist das himmlische Jerusalem der Apokalypse, das Jerusalem der Psalmen mystisch gedeutet . . . Diesem Prinzip des Heils gegenüber steht das Prinzip des Unheils oder die *civitas terrena,* besser noch *civitas terrigenarum* oder noch richtiger *civitas eorum, qui secundum carnem vivunt'* Sie hat ihren biblischen Namen von dem Babylon der Apokalypse und dem Babel des Turmbaus als Reich der Verwirrung, der Cewalttat und der Bosheit'. — Die ersten fünf Bücher sind gegen die römischen Patrioten gerichtet, die das Christentum für staats- und gesellschaftsgefährlich hielten, gegen die 'Verteidiger des Polytheismus um irdischer und diesseitiger Güter willen'. Die nächsten fünf Bücher richten sich gegen die heidnischen Reformtheologen und Reformphilosophen; es sind die Neuplatoniker, deren Dämonologie eine der gefährlichsten Waffen gegen das Christentum bot, 'die Gegner, die den Polytheismus um jenseitiger Güter willen festhalten zu müssen glauben'. — Auf diese zehn polemischen Bücher folgt eine mehr positive Darstellung der *civitas Dei,* eine beinahe erschöpfende Dogmatik und Ethik. Näherhin behandeln die ersten vier Bücher den trinitarischen Gottesbegriff, die Weltschöpfung, Erschaffung der Engel, der Erde, des Menschen, den Sündenfall im Engelreich und im Paradies, den Sündenfluch und die Vertreibung aus dem Paradies (ein Exzerpt aus Augustins Erklärungen der Genesis). Die nächsten vier Bücher schildern die Anbahnung und Vollziehung der Erlösung, das Geistesreich nach den Perioden von Adam zur Sintflut, von Noah zu Abraham, von Abraham zu David, von David zu Christus, von Christus zur Gegenwart; es ist der Alters-, Weissagungs- und Wunderbeweis für die Alleinwahrheit des Christentums. Die letzten vier Bücher endlich handeln von der Eschatologie oder den *debiti fines,* den naturgemäßen Ergebnissen beider Reiche. Augustin bricht mit der unwissenschaftlichen Eschatologie des 'Chiliasmus'; unter dem 'tausendjährigen Reich' (Tausend ist nur Periodeneinheit) versteht er das Reich Christi auf Erden in seinem Kampfe mit dem Satan und den Dämonen; die erste Auferstehung ist die spirituelle Auferstehung der Widergeburt und Bekehrung (platonischer Spiritualismus). Es folgt die Schilderung des Antichrist und die Widerkunft Christi, dann die Auferstehung des Leibes

Digitized by Google

und das letzte Gericht. Mit den grellsten Farben werden Himmel und Hölle ausgemalt; in gereiztester Sprache verteidigt er den biblischen Realismus des Höllenfeuers. Den Schluß des Werkes bildet eine realistische Schilderung des Erdenelends der Menschheit und eine Lobpreisung der Herrlichkeit der Welt; das Ganze klingt aus in einem Hymnus auf das höchste Gut, das im Schauen und Genießen Gottes besteht als des absoluten Seins und der absoluten Liebe, in dem alles geliebt wird, was die Schöpfung bietet, und in dem allein sich auch die Geschöpfe neid- und leidlos lieben.

Im zweiten Abschnitt (S. 21—47) sucht Troeltsch nachzuweissen, daß die ganze Situation des Werkes nur auf das Jahrhundert nach Konstantin paßt: nicht nur die allgemeine Lage liegt weit ab von der des Mittelalters, sondern gerade in den charakteristischen Hauptpunkten tritt der Unterschied klar zutage. Das Mittelalter hat eine zentralisierte hierarchische Kirche, die einen machtvollen Schutz an dem römischen Imperium hat; so entstand das staatlich-kirchliche Einheitssystem, das sich zur Aufgabe machte, die Welt zu christianisieren. Davon finden wir noch nichts bei Augustinus. Für ihn ist die Kirche noch 'Autorität und Kräftigung für die allgemeine Wahrheit an sich'. Nirgends ist die Rede von dem rein supranaturalen Kirchenbegriff, wie ihn Gregor der Große betont und Thomas von Aquino zur höchsten Entwicklung gebracht hat; nirgends tritt der Klerikalismus und Sakramentalismus bestimmend in den Vordergrund. Jedenfalls treten beide nicht in hierarchischem Interesse auf. Vielmehr finden wir bei Augustin eine familienhaft patriarchalische Auffassung des Priestertums; aber Priester und Laien sind eins in Christo; die Kriche ist nicht von dieser Welt; das eingentliche *regnum Dei* ist das himmlische Jerusalem im Jenseits.

Augustins Kirche ist keine Papstherrschaft und keine einheitlich geleitete, rechtliche Universalkirche, ja sie besitzt überhaupt keine bestimmten Organe zur Festellung auch nur ihrer dogmatischen Infallibilität (also überhaupt keine dogmatische Infallibilität auf rechtlicher Grundlage); sie ist vielmehr die vom Heiligen Geiste geleitete Episkopalkirche, die sich nicht rechtlicher Formen bedient, sondern in der Einhelligkeit der Tradition, der Sukzession der Bischöfe und der Versammlung der Konzilien zum Ausdruck kommt. — Vor allem aber hängt Augustins Gnaden- und Erwählungslehre aufs engste zusammen mit dem Spiritualismus der platonischen Erleuchtung, mit dem sich die Paulinische Prädestinationslehre vereinigt. So bekommen wir einen Dualismus von platonischer Mystik und kirchlichem Autoritätsglauben, die aber für Augustin noch eine triumphierende Einheit bilden.

Am deutlichsten aber tritt der Gegensatz zum Mittelalter bei dem Begriff des Imperiums hervor. Die *civitas Dei* ist die Gemeinschaft der Auserwählten (nicht etwa die Kirche!) zum Zweck des gemeinsamen Genusses des höchsten Gutes. 'Die irdische Verbindung im gemeinsamen Genuß irdischer Güter ist im Ideal eine familienhaft geschlossene, kleine und friedliche Vereinigung zum Schutz des irdischen Friedens, in welchem allein die irdischen Güter genossen werden können'. Augustins Ideal wäre also die Verwandlung der Welt in lauter Kleinstaaten; dagegen der

Digitized by Google

Großstaat ist vom Übel, weil er Selbstgefälligkeit und Machtgier, Krieg und Gewalt mit sich bringt. Dieser politische Pessimismus steht in schroffem Gegensatz zum mittelalterlichen Imperium. Darum kann auch von einer Beziehung zwischen Staat und Kirche, die ja die Voraussetzung des mittelalterlichen Kirchenbegriffes ist, keine Rede sein. Wir leben eben noch in der christlichen Antike, wo noch völlige Abgeschiedenheit der christlichen und heidnischen Gesellschaft in Bildung und Sitte unentwegt fortbestand. Erst für die kulturlose Barbarenwelt des Mittelalters konnte die Kirche eine Kulturmacht werden. Zu Augustins Zeit aber ist das Christentum (genau wie vor Konstantin) ein Staat im Staate. Die wahre *res publica* der Christen ist das Kloster, da nur dort die individuellen und sozialen Tugenden der Andacht und Demut, der Liebe und Gleichheit verwirklicht werden können.

Im dritten Abschnit (S. 47—73) weist Troeltsch Augustin seine Kulturbedeutung innerhalb der christlichen Antike an. Sie liegt in der Schaffung der ersten großen Kulturethik des Christentums. Der innere Gehalt dieses auf dem Boden des Christentums erwachsenen, umfassenden religiösen Kultursystems hat fortgewirkt, und darin liegt Augustins Bedeutung für das europäische Geistleben. Um das verständlich zu machen, gibt der Verf. einen Rückblick auf die Entwicklung des christlichen Ethos und die Bildung einer wissenschaftlichen christlichen Ethik bei den Alexandrinern. Da aber in dieser ersten 'wissenchaftlichen' christlichen Ethik des Clemens Alexandrinus, die alles andere als eine Verschmelzung von Christentum und Kultur war, noch große Unklarheiten und Unsicherheiten, ja Gegensätze steckten, so bedurfte es eines schärferen Denkers und zugleich großen Praktikers, um die praktischen Lebensprobleme der christlichen Gesellschaft auf der im Wesentlichen unveränderten Grundlage zu lösen. Über dies Verdienst Augustins als des zweiten großen Hauptes der christlichen Antike handelt der vierte Abschnitt (S. 73—104).

Die Gleichartigkeit Augustins mit den Alexandrinern erklärt sich, da alle Zeugnisse für eine Bekanntschaft mit der griechischen Theologie während der entscheidenden Jahre fehlen, aus der Gleichartigkeit der mit der Antike selbst gegebenen Problemstellung (vgl. Philo, Gnostiker, Manichäer, Neuplatoniker). Wie bei Clemens die 'Reinigung des Herzens', so ist auch bei Augustin die Askese Vorbedingung der Erkenntnis. Das ist der normale Entwicklungsgang des religiösen Idealisten der Spätantike (vgl. das stoische Ideal des die Affekte überwindenden Weisen). Etwas Eigentümliches ist bei Augustin die Leidenschaftlichkeit des Gefühls, der gewaltige Lebens- und Seligkeitsdrang, die 'psychologische Selbstreflexion'. Dazu kommt als besonderes Ergebnis seiner Entwicklung (Cicero, Stoa, Manichäismus, Skepsis), die Auffassung des Idealismus in einem absolut geistigen, jeden Hylozoismus abstreifenden Sinne, wodurch er die verworrene Clementinische Mischung von Stoa und Platonismus überwand; die scharfe Betonung des nun auch seinerseits von Materie und Sinnlichkeit gelösten Willens und Gesinnungscharakters des Bösen, schließlich das Bedürfnis nach absoluter zentraler Gewißheit in Verbindung der Selbstgewißheit des Ich und seiner Erlebnisse mit der diese Heils-

Digitized by Google

erfahrung bestätigenden und befestigenden Autorität der 'Kirche'. Indem Augustin Platonismus und Christentum organischer verschmolzen hat als die Alexandriner, hat er eine christlichere Ethik hervorgebracht. Das zeigt sich besonders in der Lehre vom höchsten Gut, in der Auffassung der Askese, in der Würdigung der weltlichen Güter.

Das höchste Gut ist (ebenso wie bei Clemens) Gott selbst oder das absolute Sein, in dem das Wahre, Gute und Schöne zusammenfallen. Doch dies höchste Gut ist (im Gegensatz zu der affektlosen Gottesliebe und Gotteinigung des Denkens bei Clemens) 'ein höchst affektiv zu erfassender und die stärksten Affekte entzündender Inbegriff des Lebens, die absolute Lebendigkeit und Seligkeit überhaupt, die den Lebensdrang der Kreatur entfacht, ihn auf sich zieht und ihn allein zu erfüllen vermag'. Naturgemäß lassen sich bei diesem Begriff des höchsten Gutes das Böse und das Gute nicht mehr auf Sinnlichkeit und Geistigkeit verteilen, sondern liegen nur im Willen selbst, je nachdem er sich von der absoluten Liebe ergreifen läßt oder sich ihr in Selbstliebe verschließt. Das Böse ist 'eine lediglich am Guten und Positiven haftende Verneinung, die nichts ist in sich selbst, und keinen Grund hat in Gott, weil sie, selber ein Nichts, ihren Grund hat im Nichts'. Will man aber Augustins Ethik verstehen, so muß man zunächst von jenem 'Nichts' absehen und die Konstruktion der ethischen Werte, d. h. die Umbildung der Askese, den Begriff des christlichen Sittengesetzes und die Bestimmung der Kulturwerte rein für sich verstehen.

Den Alexandrinern war die Askese Entsinnlichung mit dem Endziel Unsterblichkeit; sie bestand in der Abwendung des Willens vom Sinnlichen und Vergänglichen durch Schauen und Denken des Ewig-Unvergänglichen, während umgekehrt das Böse in der Sinnlichkeit und Trübung der Erkenntnis, in den Affekten und ihrer Unruhe lag. Dagegen Augustin ist die eigentliche Weltüberwindung nicht Erkenntnis und Vergöttlichung, sondern die Gottesliebe und die Demut, die den rein geistigen lebendigen Gott allein liebt und alles übrige nur in ihm und um seinetwillen. Der Gegensatz dazu ist dann nicht die Sinnlichkeit oder die Liebe zum Sinnlichen, sondern die Selbstliebe oder der kreatürliche Hochmut, der das eigene Selbst liebt und Welt und Dinge in diesem und um seinetwillen. Die Humilität oder Gottesliebe ist 'der Selbstverzicht auf das endliche Selbst als Mittelpunkt und Endzweck des Daseins und die Gewinnung des höheren ewigen Selbst als des erst in Gott sich findenden und empfangenden wahren Selbst'.

Nach diesem asketischen Ideal wird nun das christliche Sittengesetz formuliert, das nach dem Doppelgebot Jesu (Mth. 22, 37) in der Gottes- und Nächstenliebe besteht. Die Humilität ist nach Augustin *amor Dei et invicem in Deo*. So entspringt der Gottesliebe ihre Hauptforderung, die Bruderliebe. In der Idee des höchsten Gutes findet Augustin die Gemeinschaft *(civitas Dei)*, genau so wie in dem falschen Gute der endlichen Selbstliebe das Prinzip der entgegengesetzten Gemeinschaft *(civitas terrena)*: *Fecerunt civitates duo amores duo*. Das Fleischesreich ruht auf dem *amor sui usque ad contemptum Dei*, des Gottesreich auf dem *amor Dei usque ad contemptum sui*.

Digitized by Google

Daraus ergibt sich ohne weiteres Augustins Stellung zu den Kulturwerten *(terrena bona)*. Die Askese als Humilität gefaßt läßt sich überall innerhalb des sinnlich endlichen Lebens betätigen. Ist ferner das christliche Sittengesetz die tätige Bruderliebe als Inhalt und Form der Gottesliebe, so bietet widerum das Weltleben den naturgemäßen Spielraum christlicher Liebestätigkeit. Die Welt ist ein Stufengang relativer Güter bis empor zum absoluten Gute. Alles Relative trägt das Absolute in sich. Es kommt immer auf die richtige Beziehung des Relativen auf Gott an. Gott ist allein Selbstzweck, Gottes Schöpfungen aber können geliebt werden wegen ihrer Beziehung auf Gott. Das bedeutet die Formel: *uti, non frui bonis terrenis, frui, non uti Deo.* Von diesem Standpunkt aus organisiert Augustin die christliche Ethik 'als Ethos der Gottesliebe und der Bruderliebe mit gleichzeitiger Einbefassung und Unterordnung der relativen Zwecke unter den absoluten religiösen. Gott ist das wahre Sein, alle untergeordneten Zwecke sind nur ein relatives, uneigentliches Sein; sie führen im Falle ihrer Verselbständigung in das Böse oder das Nichts; bei richtigem Gebrauch haften sie in Wahrheit nur an dem absoluten Sein und kommen nur durch Zusammenhang mit ihm zu wirklichem Sein und zu wahrer Güte'. Diese von der idealistischen Antike vollzogene Eingliederung der Kultur in das an sich kurturlose Christentum ist als eine der wichtigsten Eigentümlichkeiten des Katholizismus bis auf den heutigen Tag geblieben.

Dies harmoniche Bild zeigt aber bei nährer Betrachtung einige Risse. Der Unterschied der relativen und absoluten Werte ist nicht so einfach durchzuführen. So sieht sich A. zu Kompromissen genötigt; es entsteht das Problem des 'Erlaubten'. Den größten Riß aber bildet Augustins Sündenlehre, die (unter den Einfluß des 'Gnostizismus') das Böse mit der körperlichen Fortpflanzung und Vererbung, mit der geschlechtlichen Libido, kurz mit dem sündig gewordenen Fleisch verknüpft. Daher auch seine aus dem Sexualproblem entstandene Erbsündenlehre. Durch diesen Spalt dringt wider um die Askese als Wesensgegensatz gegen Leiblichkeit und Sinnlichkeit ein, d. h. die Askese im gnostischen, mortifikatorischen Sinne, die er früher abgelehnt hatte. Zwar bemüht sich A., das christliche Leben nach den Aufgaben der Welt einzurichten; aber auf der andern Seite verlangt die wahre Christlichkeit den Bruch mit Ehe und Besitz. Daraus ergibt sich eine prinzipielle Doppelstufigkeit und Uneinheitlichkeit der Moral.

Im fünften Abschnitt (S. 105—154) handelt Troeltsch von dem 'Schematismus' der ethischen Kulturwerte, die ihre Voraussetzung in dem Leib und der Sinnlichkeit haben. Dieses Gütersystem zerfällt in zwei sehr ungleich geartete Gruppen, in die der kontemplativen oder ästhetisch-intellektuellen Güter und in die der organisatorisch-sozialen Güter: Familie, Staat, Wirtschaft, Gesellschaft. Für Augustin steht die erste Gruppe durchaus im Vordergrund, weil sie eine gewisse innere Wahlverwandtschaft zum religiösen höchsten Gute hat. Dagegen die zweite Gruppe, die ausschließlich den vorübergehenden irdischen Lebensverhältnissen angehört, wird nicht so eingehend behandelt. Zwar erfährt die Familie und Sexualethik eine ernsthafte Bearbeitung, schon weniger nachdrücklich

Digitized by Google

der Staat, alles übrige aber (die wirtschaftlichen Güter, die gesellschaftlichen Gruppen, Stände, Klassen, die an der Grenze der ethischen Güter liegen) findet nur noch gelegentliche Erwähnung.

Im sechsten Abschnitt (S. 154—171) betont Troeltsch nochmals Augustins Verhältnis zur christlichen Antike und den Gegensatz zum Mittelalter und gibt noch in kurzen Zügen die positiven Unterschiede gegenüber der Ethik des Thomas von Aquino an, um dann im Schlußwort (S. 171—173) das Ergebnis der Studie für die universalhistorische Auffassung der europäischen Geistesgeschichte und die Entwicklung der christlichen Idee zusammenzufassen.

Charlottenburg. A. Kurfeß.

Richard Csaki, Jenseits der Wälder. Eine Sammlung aus acht Jahrhunderten deutscher Dichtung in Siebenbürgen. Hermannstadt, W. Krafft, 1916. 266 S. 3 (4) K.

Vor nunmehr drei Jahren wies ich auf dem letzten Oberlehrertag (München 1914) in einem Vortrage, der wenig später im 'Sokrates' (II 1914, 323ff.) veröffentlicht wurde, darauf hin, daß es bald ein bequemes Hilfsmittel, den Herzschlag siebenbürgisch-sächsischen Lebens zu spüren und anderen nahe zu bringen, geben werde: eine Blumenlese siebenbürgisch-sächsischer Dichtung; im Herbst 1914 sollte sie erscheinen. Aber, wie es mit Voraussagen zu gehen pflegt, es kam anders. Der Ausbruch des Krieges hinderte die Veröffentlichung. Im folgenden Jahr wurde die Sammlung zwar gedruckt, aber unter Ausschluß der weiteren, insbesondere der reichsdeutschen Öffentlichkeit; denn sie erschien in der Festschrift der Hermannstädter Oberrealschule zur Fünfzigjahrfeier (1915) als fünfter Beitrag unter dem Titel 'Anthologie siebenbürgisch-deutscher Dichtung.' Erst das Jahr 1916 brachte ihr selbständiges Dasein und buchhändlerische Beweglichkeit in dem bewährten Verlage von W. Krafft in Hermannstadt.

Dem reichsdeutschen Oberlehrer sei sie dringend empfohlen, sei es zu eigener Lektüre, sei es zur gelegentlichen Mitteilung an seine Schüler.

Im Felde. G. Fittbogen.

W. S. Teuffels Geschichte der römischen Literatur. 6. Aufl. unter Mitwirkung von E. Klostermann, R. Leonhard und P. Weßner neu bearbeitet von W. Kroll und F. Skutsch. Bd. I: Die Literatur der Republik. B. G. Teubner, 1916. 540 S. Geb. 9,40 ℳ.

Nachdem im Jahre 1910 Bd. II und 1913 Bd. III erschienen ist, liegt jetzt mit der Vollendung von Bd. I das ganze Werk in der neuen Bearbeitung vor. Über II und III habe ich im dritten Jahrgang (1915) dieser Zeitschrift S. 230ff. eingehender berichtet.

Daß ein solches Werk in dieser schweren Zeit in Deutschland vollendet werden konnte, ist auch ein Zeichen der unzerstörbaren deutschen Kultur. W. Kroll gebührt der Dank dafür, daß er trotz der im Vorwort angeführten Schwierigkeiten, fast ganz auf seine eigene Kraft angewiesen, den Band so vollendet hat, daß er ebensogut eine sorgfältige Umarbeitung

Digitized by Google

darstellt wie die früher erschienenen Bände, wo ihm ein größerer Stab von Mitarbeitern zur Seite stand.

Im Verhältnis zu den anderen beiden Bänden ist die Seitenzahl des ersten Bandes etwas mehr gewachsen (534 S. gegen 456 der 5. Aufl.). Dieser Zuwachs ist aber weniger einzelnen Sondergebieten zugute gekommen, sondern verteilt sich gleichmäßiger auf alle Teile, die infolge Fortschritts der Forschung stärkerer Umarbeitung bedurften. Auch hier hat weniger der eigentliche Text, der eine zusammenfassende Darstellung gibt, als die Anmerkungen, in denen ja der eigentliche Wert dieses Werkes liegt, oft durchgreifende Änderungen erfahren. An vielen Stellen, wo diese sich früher damit begnügten, die im Laufe der Zeit angehäufte Literatur ohne Aussonderung des Nichtigen anzuführen, hat Kroll kurz die in ihr aufgeworfenen Fragen berührt und zu ihnen Stellung genommen. Dadurch hat das Werk erheblich gewonnen, ohne den Charakter des praktischen Nachschlagebuches zu verlieren.

In welcher Weise die Veränderungen im Texte vorgenommen sind, habe ich bei Besprechung der früher erschienenen Bände an einigen Beispielen eingehender gezeigt. Wo das Urteil der 1.—5. Aufl. einer Einschränkung, Umbiegung oder gar — was auch vorkommt — einer völligen Umkehrung bedurfte, ist es geschickt und meist ohne erkennbare Fugen geschehen. Nicht immer hat sich das ermöglichen lassen. Daß z. B. im allgemeinen Teil bei einer Übersicht über die Entwicklung der dramatischen Poesie, wie in den früheren Ausgaben, ein besonderes Kapitel (6) von der satura handelt, jetzt natürlich im verneinenden Sinne, findet seine Erklärung nur in der früheren Auffassung dieser Gattung als einer dramatischen, die doch schon in Kapitel 4 abgelehnt ist. Aber das ist eine vereinzelte Unebenheit, die sich aus dem Zwang ergeben hat, die alte Anordnung der Kapitel nicht anzutasten; denn Zahl und Inhalt der 500 Kapitel des ganzen Werkes decken sich mit denen der früheren Ausgaben. Wo ein neues Kapitel nötig war, z. B. bei Varro, bei dem auch sonst sehr stark umgearbeitet ist, hat es die Bezeichnung des vorigen Kapitels mit Zusatz eines a (also hier 164a) erhalten, ein Verfahren, das ja auch in den früheren Auflagen angewandt ist. Im ganzen darf man sagen: Wem daran liegt, sich schnell über irgendeine Frage der römischen Literatur zu unterrichten, der findet in dieser Ausgabe nicht nur eine Zusammenstellung der wichtigsten einschlägigen Literatur, sondern auch eine knappe Erörterung und verständige Beurteilung der in ihr behandelten Fragen. Das Werk hat mit der Forschung Schritt gehalten.

Lingen (Ems). Th. Düring.

Julius Kaerst, Geschichte des Hellenismus, I. Teil, 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. XII. und 536 S. 16. *M*

Der erste Band der Neuauflage von Kaersts Hellenismus umfaßt die Zeit bis zum Tode Alexanders des Großen. Die Einteilung ist die der ersten Auflage. Die Geschichte Alexanders wird im dritten Buche dargestellt, das erste ist der griechischen Polis, das zweite dem makedonischen Königtum gewidmet. Diese beiden Abteilungen des Werkes

Digitized by Google

sollen in das Verständnis des Hellenismus einführen. Es liegt auf der Hand, daß sie die subjektivsten des ganzen Buches, die für die Geschichtsauffassung des Autors aufschlußreichsten aber auch angreifbarsten sein müssen.

Gleich von dem ersten Kapitel, das das Wesen der Polis darstellen soll, gilt dies in besonders hohem Grade. Man mag zweifeln, ob wir bei dem heutigen Stande der Forschung es wagen sollen, das Wesen der Polis zu zeichnen, wo wir von keinem Staate der griechischen Welt eine ausreichende Darstellung besitzen, wo wir weder ein athenisches noch ein spartanisches, noch sonst irgendein wirklich diesen Namen verdienendes Staatsrecht haben. Wir wissen ja noch gar nicht, was Hegemonie, Automonie usw. eigentlich sind, so wie wir etwa wissen, was Imperium oder Potestas ist. Ich kann jedenfalls nicht sagen, daß mir das Wesen der Polis durch die Lektüre des Kapitels klarer geworden wäre. Es ist schon gründsätzlich verkehrt, wenn man als Hauptunterschied gegenüber dem asiatischen Staat die größere Freiheit verglichen mit dem Gehorsam der Untertanen hervorhebt; man vergleiche etwa Sparta mit den phoinikischen Städten. Ferner darf man überhaupt nicht in dem Umfange, wie es Kaerst tut, Sparta und Athen als Exponenten der echten Polis, also als Typen, aufführen, Sparta ist durchaus eine Ausnahme, Athen in dem 5. Jahrhundert eigentlich auch noch; nur wo Athen selbst organisiert, werden ähnlich radikale Demokratien geschaffen und bodenständig sind sie nie geworden. Sparta ist der Typ der spätarchaichen Zeit, Athen ist im 4. Jahrhundert etwas wie ein Normaltypus, aber nicht früher.

Kaerst legt das Hauptgewicht auf den sittlichen, erzieherischen Charakter der Polis, die ihre Angehörigen nicht nur habe organisieren, sondern bessern und vervollkommnen wollen. Man ist versucht zu fragen, warum dann kein griechischer Staat die allgemeine Schulpflicht eingeführt hat. Der Fehler, den Kaerst begeht, und nicht nur an dieser Stelle begeht, ist der, daß er die Gedanken, die sich die erleuchtetsten Denker der griechischen Nation später über das Warum und Wieso ihrer Staatstypen gemacht haben, als bewußte Absichten in die Generationen der Entstehung der Staaten hineinträgt, nicht viel anders, als die Griechen selbst ihre Ideen des 4. Jahrhunderts dem alten Lykurg zuschrieben. Die Polis ist das Ergebniss der Kämpfe gegen den Grundbesitz, das Umsichgreifen der Hörigkeit usw. Jeder Versuch, sie zu verstehen, muß von diesen Tatsachen ausgehen. Wenn man als Polis den Normalstaat der sogen. klassischen Zeit bezeichnen will, ist Sparta überhaupt keine Polis, denn es repräsentiert den Typus des Staates, dessen Sturz den Beginn der klassischen Zeit markiert, setzt man 'Polis' mit 'Stadtstaat' gleich, so sind überhaupt nur Staaten wie Sparta Polis. In Athen ist der Stadtstaat überwunden.

Es ist doch eine erhebliche Ueberschätzung der bewußten Kulturarbeit etwa des athenischen Staates, wenn man mit Kaerst S. 25 die Zahlung der Schaugelder als Versuch deutet, für die souveräne Gewalt des Demos einen inneren Rechtstitel und eine tiefere Grundlage in der geistigen Kulturgemeinschaft, die das athenische Bürgertum in lebendiger

Digitized by Google

Teilnahme an den großen Schöpfungen attischen Geistes darstellen sollte, zu schaffen. Die Männer, die die Theorika eingeführt haben, würden Mund und Nase aufgesperrt haben, wenn man ihnen diese Gründe für ihr Tun angegeben hätte, sie haben die Ausgabe eingeführt, weil es ein Mittel darstellte, die Masse bei Laune zu erhalten. Was man aber aus der Institution in Wahrheit schließen darf, ist das, daß das Publikum in Athen (nicht etwa in der Polis) so weit war, daß neben vielen Zoten auch ein guter Witz und sogar ein inhaltschweres Trauerspiel auf die Massen wirkte, während heute dem Pariser Publikum am 14. Juli auf öffentliche Kosten ein Feuerwerk gegeben wird. Und das gehört in die Kulturgeschichte, nicht die Darstellung des Staates.'

Gut und dankenswert ist die Betonung, daß der Raumbegriff für den hellenischen Staat eine so geringe Rolle spielt, sowie die der Steigerung der Intensität des politischen Lebens wie des kulturellen in den engen Grenzen dieser Staaten. Aber dieses letztere ist schon nicht mehr ein Charakteristikum der Polis, es gilt vielmehr auch z. B. von den Staaten der Renaissance, auch schon des späten Mittelalters in Italien. Ueberhaupt sind die meisten der Punkte, die Kaerst als für die Polis charakteristisch anführt, in Wahrheit bezeichnend für alle kleinen Staaten oder gar für den Begriff des Staates schlechthin. Hierher gehört die enge Verquickung des gesellschaftlichen Lebens mit dem politischen, die zur Herrschaft einzelner Gesellschaftsklassen in der Politik führt. Die ist in jeder Republik vorhanden, man kann fast sagen in jedem Staate, man denke an das heutige Frankreich, an England fast während seiner ganzen Geschichte, auch an Preußen. Der Gedanke, daß alle Bürger sich am politischen Leben beteiligen sollen, ist in den schon angeführten italienischen Staaten, ist in den Settlements in Nordamerika genau so scharf gedacht und wohl ebenso weit durchgeführt worden, wie in irgendeiner griechischen Stadt; in Staaten wie Athen, das doch ein Typus der Polis sein soll, haben, wie wir uns immer vergegenwärtigen müssen, nur die Bewohner der Stadt, des Asty, und allenfalls einiger naher Dörfer und von diesen nur die politisch interessierten Elemente regelmäßig am öffentlichen Leben teilgenommen; man mag die Seiten 26ff. bei Kaerst durchlesen, man wird fast nur Charakteristika des Staates, allenfalls der Republik finden, aber kaum eines, wo man sofort die echte Atmosphäre der Polis spürt. Gelegentlich erscheinen auch solche Momente, die nicht für die Polis, wohl aber für andere Staatsbildungen zutreffend sind, und absolut zutreffende fehlen, oder sind zu nebenbei betont, wie die Abneigung gegen jedes Berufsbeamtentum, die erst in Kap. 4 (S. 117) gewürdigt wird, und vor allem die Unfähigkeit, sich ein irgendwie repräsentatives System vorzustellen, die wirklich für die vorhellenistische Polis charakteristisch ist, indem die Abgeordneten der Mitglieder im peloponnesischen oder im zweiten athenischen Seebund nur Uebermittler der Beschlüsse ihrer Städte sind, keine Abgeordneten im modernen Sinne. Davon ist aber bei Kaerst gar nicht die Rede. Auch sonst begegnen ganz wunderliche Anschauungen über staatliche Dinge. So soll nach S. 36 im ganzen die Demokratie aufopferungsfreudiger und weniger zur Berücksichtigung von Sonder- und Parteiinteressen geneigt sein als die Aristo-

Digitized by Google

kratie — Kaerst schreibt Oligarchie — es sein soll. Tatsächlich lehrt die Geschichte oft das Gegenteil, wir werden ja vermutlich in den nächsten Jahren Gelegenheit haben, das Experiment zu machen. Die hier auch von Kaerst geäußerte Ansicht beruht darauf, daß eine egoistische Politik der rohen Masse nicht so rasch auffällt, da sie nur eine Minderheit vergewaltigt, während jede vielleicht ganz geringfügige Bevorzugung der besitzenden Kreise sofort eine große nicht zu übersehende Masse von Benachteiligten vor Augen stellt.

Anderes in dem Kapitel ist eher zu billigen, so daß Kaerst die Definitionen Keils vom griechischen Staate ablehnt; übrigens ist Keils Bestimmung des modernen Staates noch gar nicht anerkannt. Mit Recht lehnt ferner Kaerst jede Wirkung von Stammeseigentümlichkeiten auf die Formen der Staatsbildung ab. Klar und richtig ist die Formulierung, daß die Monarchie in der griechischen Welt erst von einem Geschlecht angenommen wurde, das nicht die Freiheit im Staat sondern die Freiheit vom Staat suchte.

Auch in Einzelheiten, die erst in zweiter Linie in Betracht kommen, ist überraschend vieles, was ich unmöglich unterschreiben kann. Was soll man sagen, wenn jemand in dem spartanischen Staatswesen, dem Urbild des gewordenen und nicht geschaffenen Staates, immer noch einen einheitlichen gesetzgeberischen Willen erblickt? Auch noch die Entstehung des spartanischen Staates durch Unterwerfung einer Urbevölkerung erscheint als Tatsache, ist es denn immer noch nicht allen Menschen klar, daß in Sparta das sich hat voll auswirken können, was in Athen durch Solons Seisachtheia im letzen Augenblicke verhindert worden ist? Die Alten, deren historische Methode zum Verständnis eines Zustandes stets ein Ereignis haben mußte und sich das allmähliche Wirken eines Prozesses nicht vorzustellen vermochte, hat hier statt der langsam arbeitenden wirtschaftlichen Faktoren eine Eroberung eingesetzt, ebenso wie anstelle der wirtschaftlichen Gründe, die zur Entstehung der Großstadt Athen führten, greifbare Einzelvorschläge des Aristeides oder anderer Leute getreten sind. Historisch ist das eine so wenig wie das andere; bei der Frage der Bevölkerungsverhältnisse in Lakonien gibt sogar noch die von Kaerst offenbar nicht beachtete Dialektforschung eindeutige Auskunft. Falsch ist auch die nicht nur bei Kaerst sondern fast überall übliche Vermengung von Adelsstaat und Hörigenstaat: ein Adelsstaat setzt logischerweise eine minderberechtigte aber noch unter den Begriff der Staatsbürger fallende Bevölkerung voraus, ist der Prozeß so weit wie in Sparta gediehen, gibt es nur noch Bürger gleichen Rechtes und Nichtbürger, also keine Klassen innerhalb der Bürger d. h. keine Aristokratie mehr, Sparta ist letzteres allenfalls wegen der Hypomeiones, aber nicht wegen der Heloten. Eine Sklavenschaft ändert den politischen Charakter eines Staates logischerweise gar nicht. Ich übergehe vieles, was an sich auch eine Kritik verlohnte, um nur noch zwei ganz kleine Einzelheiten zu berühren: erstens wann werden wir endlich alle Ioner und Dorier sagen statt wie auch Kaerst noch Jonier und Dorer? Zweitens, und jetzt als Ausdruck der Freude, wann wird das Totschweigen von Burckhardts Griechischer Kulturgeschichte, mit dem Kaerst bricht, allgemein

Digitized by Google

aufhören? Daß viel in ihr falsch ist, wissen ja alle Studenten seit dem ersten Semester, es wird Zeit, nun endlich einmal das zu würdigen, was brauchbar ist. Kaerst macht hier wie gesagt Gott sei Dank den Anfang.

Über die anderen Kapitel des Werkes kann ich mich kürzer fassen. Das zweite behandelt die philosophische Aufklärung und das Staatsleben. Die allmähliche Auflösung des griechischen Staates durch die Emanzipation des Individuums und die religiöse Aufklärung werden gut und lebendig dargestellt. Einige Bedenken sollen auch hier nicht verschwiegen werden. Kaerst betont nach meiner Empfindung zu stark den ursächlichen Zusammenhang von Demokratie und Aufklärung. Er besteht insofern, als ein sehr erheblicher Teil der modernen Bildung, nämlich die Redekunst, durch die Existenz des regen öffentlichen Lebens, die demokratischen Gerichte usw. hervorgerufen oder zum mindesten in seine Form gegossen worden ist. Ferner dadurch, daß die moderne Bildung in ihren hauptsächlichen Vertretern den großen Zentren zustrebt und diese in der Regel die fortgeschrittenste Staatsform, damals also die Demokratie haben, so daß, wenn die Bildung sich einmal der Spekulation über den Staat zuwendet, der Mehrzahl ihrer Jünger diese Form der Republik sich als Ausgangspunkt ihrer Betrachtung, vor allem aber als das gegebene Beispiel zum Exemplifizieren gegenüber ihrer Zuhörerschaft darbieten wird. Auf die Ausbildung der Demokratie fördernd hat die Staatstheorie fast nie gewirkt, man muß viel stärker als bei Kaerst geschehen betonen, daß die demokratische Theorie später ist als der Sieg dieser Staatsform, also an ihrem Aufbau nicht mitgewirkt haben kann, daß dagegen die sogen. reaktionäre Theorie früher ist als die praktische Reaktion und ihr mächtig vorgearbeitet hat. Man kann auch nicht in dem Umfange wie es Kaerst tut den späteren Kampf zwischen Demokratie und Theorie als den um die Emanzipation des Individuums und weiter nichts ansehen. Es sind doch noch mehr als die bloßen Übermenschen, ohne Hemmungsvorstellungen, die gegen die Demokratie Sturm laufen, es handelt sich vor allem um die besitzenden, nichts als einen wirklichen Rechtsstaat anstrebenden Elemente. Die ersteren sind durchaus in der Minderheit, nur daß sie naturgemäß die Führer hergeben und so in das grellere Licht treten. Auch überschätzt meines Erachtens Kaerst den gründsätzlichen Gegensatz zwischen Individualismus und Demokratie im griechischen Sinne des 5. oder 4. Jahrhunderts. Die letztere ist dem sozialistischen Zukunftsstaat oder dem Polizeistaat im modernen Sinne viel weniger verwandt, als dem sogen. Nachtwächterstaat. Das Gebiet, in das der griechische Staat reglementierend eingreift, ist immer noch ein verschwindend kleines, Sparta bleibt hier außer Betracht. Die Auflehnung erfolgte nicht, um einen das Privatleben unerträglich reglementierenden Staat zu beseitigen, sondern um einen Staat, in dem der Justizmord am Wohlhabenden zum Staatsgrundsatz geworden war, zu reformieren. Was das Leben in Athen für einen modernen Gebildeten zur Hölle gemacht hätte, das wäre das Leben auf dem Präsentierteller gewesen angesichts einer anspruchsvollen und spöttischen Menge, die soweit zusammenhält, daß selbst gegen offenbare Übergriffe in den von

Digitized by Google

ihr beherrschten Gerichten kein Schutz zu finden war. Das hat aber mit dem von Kaerst hier behandelten Stoffe nichts zu tun.

Das dritte Kapitel bespricht die griechische Idealphilosophie in ihrem Verhältnis zum Staate, Die Stellung der sokratischen Schule zum Staate ist ja oft genug behandelt worden und ich wüßte nicht viel zu Kaersts Ausführungen zu bemerken. Außer enigen Kleinigkeiten habe ich mir nur notiert, daß man eine Scheidung der Stellung Platons in den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung vermißt. Die 'Republik' und die 'Gesetze' bezeichnen doch zwei ganz verschiedene Etappen in der Geschichte der griechischen Staatsphilosophie.

Das vierte Kapitel über die inneren Krisen in der Polis und die Zersetzung des griechischen Gesamtlebens bietet, wenn man nicht dem Papiermangel zum Trotze auf allerhand Einzelheiten eingehen will, wenig Anlaß zu Bemerkungen. Es sei der sehr gute Absatz S. 122ff. hervorgehoben über das Verhältnis von Erwerbsarbeit und politischer Betätigung, aber es ist doch nicht richtig, daß die in diesem Zusammenhange erwähnte Idee der pekuniären Ausnützung des Staates im Interesse der Bürgerschaft erst eine Errungenschaft der Zeit der entwickelten Polis ist: man denke an die Verteiltung der Erträgnisse der Gruben von Laurion im 6. und beginnenden 5. Jahrhundert.

Im Mittelpunkte des fünften Kapitels über die national-hellenische Idee im 4. Jahrhundert steht die prächtige Würdigung des Isokrates S. 142ff. Dagegen ist hervorzuheben, daß die entscheidende ganz markante Wendung in der panhellenischen Idee wie auch in der Staatsphilosophie nicht zur Geltung kommt, hier nicht und bei der Besprechung der letzteren in den vorhergehenden Kapiteln auch nicht. Ich meine die Abwendung von der Aristokratie zur Monarchie nach dem Tage von Leuktra, der ganz deutlich zu spüren ist. Die Betonung dieses Umstandes hätte das an sich sich sehr gute Bild des Zusammenhanges der panhellenischen Idee mit der Monarchie noch lebendiger gestaltet. Es geht aber nicht an, wie es Kaerst S. 141 tut, unter den Vorkämpfern der Einheitsidee neben dem großen Dionys und Iason von Pherai eine Figur wie Agesilaos zu nennen, der doch nie mehr als spartanische Politik getrieben und Zeit seines Lebens keiner großer Idee nachgestrebt hat. Ferner hat Athen nicht, wie es S. 139 heißt, alles Kulturleben der Zeit in sich vereinigt, sondern das, was außerhalb Athens existierte, z. B. in Abdera, ist für uns verloren gegangen.

Soviel über das erste Buch. In dem zweiten ist das erste Kapitel der Darstellung Makedoniens vor Philipp gewidmet. Es beginnt mit einer langen Auseinandersetzung über das berühmte ethnographische Problem der Stammeszugehörigkeit der Makedonen. Das Material ist bekannt, Kaerst legt es vor, wobei übrigens griechische und bulgarische Meinungsäußerungen aus der Zeit der Balkankriege als wissenschaftliche Literatur ruhig mit unterlaufen, zieht dann aber keinen klaren Schluß aus ihm. Daß die Makedonen nicht 'dem griechischen Sprachstamm angehört haben, wohl aber mit ihm verwandt gewesen' sein sollen, ist gar nichts. Entweder sie gehören dazu oder sie tun es nicht. Verwandt sind die Italiker mit den Griechen auch. Das Material, das Kaerst bietet,

Digitized by Google

ist übrigens so gut, daß es meines Erachtens vollkommen genügt, um die Frage nach der Verwandtschaft zu bejahen. Auch daß die Epeiroten in ihrer Nationalität nicht zu fassen seien, halte ich für falsch. Sie sind ganz genau so gut Griechen, wie etwa die Aitoler.

In der Darstellung der makedonischen Geschichte bis ca. 360 hinunter würde man gern S. 189 die Zeit nach 399 etwas ausführlicher behandelt sehen, es fehlt hier das Gerippe aller Darstellung, die Königsliste, die viel umstritten ist und zu der wer die Geschichte der Zeit schreibt, doch Stellung zu nehmen verpflichtet ist.

Sehr lehrreich ist der Versuch, die Zustände in Makedonien bis auf Philipp zu schildern, man wird natürlich keinerlei Vollständigkeit erwarten, wo das Material so spärlich ist, wird hier und da anderer Meinung sein (ein argumentum e silentio auf die Zeit der Schaffung der Hetairenreiterei daraus, daß sie vor 368 nicht erwähnt ist, geht bei den paar ärmlichen Notizen, die wir haben, doch nicht an), aber im großen und ganzen wird man nur zustimmen können. Der Vergleich des makedonischen Rittertums mit dem der westeuropäischen Feudalzeit wird mit Recht abgelehnt. Eine bessere Parallele, die bei uns nur zu wenig bekannt ist, um den meisten viel zu sagen, ist der russische Adel, ehe Peter I. den Tschin schuf.

Das zweite Kapitel des Buches umfaßt die Begründung der makedonischen Großmacht unter Philipp. Nach einer Würdigung der militärischen und politischen Maßnahmen, seiner Stellung zum Adel usw. folgt S. 202ff. ein Glanzstück des ganzen Werkes: eine Darstellung von Philipps Arbeit und Bedeutung. Es ist dies das beste, das ich über den großen König je gelesen habe. Kaum geringer ist S. 224ff. das Gegenstück dazu, die Charakteristik des Demosthenes, bei der ich nur vermisse, daß er doch ganz radikal war und das echte Mißtrauen des Agitators gegen die besitzenden Elemente nie losgeworden ist. Seine finanziellen Maßregeln, die Neuordnung der Symmorien, ist so ziemlich das Schlimmste, was ich an Bedrückungspolitik gegenüber den Gebildeten Elementen sogar in Athen kenne. Kaerst lehnt in seiner Darstellung der Zeit meine früher verfochtenen Ideen, daß Demosthenes Politik schon seit dem Ende der 50er Jahre von der Rücksicht auf Persien beherrscht sei, ab. Erst S. 247 läßt er für das Ende der 40er Jahre diesen Faktor gelten. Ich ergreife die Gelegenheit, diese Uebertreibung zurückzunehmen. Ich glaube jetzt selber, daß der Anschluß an Persien sich etwa seit dem Falle von Olynth anbahnt. Dagegen halte ich nach wie vor an den Chronologie, die ich gegeben habe, unbedingt fest, wenigstens die von Kaerst viel benutzte Greifswalder Dissertation ist so ziemlich das konfuseste, was ich auf dem Gebiet der antiken Chronologie gelesen habe und das will etwas heißen. Eine Einzelheit: warum heißen die Boioter bei Kaerst immer Thebaner und nie mit ihrem richtigen Namen? Xenophon nennt sie so, aber weil er den boiotischen Staat als illegitim ansieht, das brauchen wir ihm doch nicht nachzumachen.

Aber etwas anderes liegt mir mehr am Herzen als diese Punkte: warum ignoriert denn Kaerst die Archäologie? Das Werk steht hier auf einem Standpunkte, der ein Menschenalter zurückliegt. Das Kapitel

Digitized by Google

über Makedonien vor Philipp wie das über die philippische Zeit und auch, um das gleich vorwegzunehmen, namentlich das über den Orient vor Alexander sind durchaus Stückwerk, weil die hundert interessanten Fragen kulturhistorischer Art, auf die der Spaten Antwort gibt, entweder gar nicht aufgeworfen oder ohne Zuhilfenahme des archäologischen Materials nur aus der schriftlichen Ueberlieferung beantwortet werden. Es wäre höchst dankenswert, wenn jemand einmal im Zusammenhange darlegte, wie weit griechisches Wesen, griechische Einfuhr, griechisches Hausgerät im 4. Jahrhundert in Makedonien eingedrungen waren, ob durch die Politik Philipps eine Verschiebung in dem Bilde der Länder östlich und westlich von Makedonien eintritt, wie weit der makedonische Handel vor Philipp und unter ihm sich ausdehnt, ob der zunehmende Reichtum des Landes sich in einer wachsenden Kaufkraft ausdrückt, wie stark die handelspolitischen Interessen der am Hellespont rivalisierenden Staaten eigentlich gewesen sind, ferner wie groß die Arbeit des Maussolos und der anderen Vorläufer des Hellenismus in Kleinasien gewesen ist, wie der Kulturstand des weiten Landes war, das der hellenischen Nation als Neuland erschlossen wurde, in wie weit hier dem Neuen durch Einwanderung, Import und Anregung vorgearbeitet war, wie weit der Einfluß der ionischen usw. Städte ausstrahlte. Von all dem kein Wort. Natürlich ist das Material nicht riesenhaft, aber für Kleinasien hätte es zu einem ganz annehmbaren Bilde, für Makedonien zu einigen Schlaglichtern vollauf gereicht. Und das wären alles objektiv wichtigere geschichtliche Fragen als die Gründungszeit der makedonischen Gardeformationen. Ein Werk, das eine Partie aus der alten Geschichte darzustellen unternimmt, und in dem nicht einmal der archäologische Anzeiger zitiert ist, sollte nicht mehr möglich sein.

Das dritte Kapitel stellt die makedonische Hegemonie über Hellas dar, es enthält eine lebendige und lehrreiche Darstellung der Organisation Philipps und der Pläne die er in seinen letzten Tagen verfolgt haben dürfte. Es ist kaum etwas zu bemerken, nur daß man auf Philipps Absicht, den Rachezug gegen die tempelschänderischen Perser zu unternehmen, nicht daraus schließen darf, daß er 346 und im ganzen phokischen Feldzuge die Maske des Verteidigers der Götter angenommen hat. Wenn er es für nützlich fand, bei einem Perserkriege die nämliche Maske zu tragen, hätte er es getan, aber eine Maske wäre es gewesen bei dem einen Kriege wie bei dem anderen. Jedenfalls kann man nicht aus einem Vorwand in dem einen Falle auf die wahren Absichten in dem anderen schließen.

Wir kommen zu dem letzten Buch, der Geschichte Alexanders des Großen. Das erste Kapitel, der Orient vor Alexander, ist ein Ueberblick über die Geschichte aller vorderasiatischen Staaten und Aegyptens von der frühesten Zeit bis zum Regierungsantritt des letzten Dareios. Daß das nur ein ganz dünner auf keinerlei Vollständigkeit Anspruch erhebender Extrakt sein kann und soll, liegt auf der Hand. Eine etwa den selben Raum einnehmende das archäologische Material ausnutzende Darstellung des Zustandes Vorderasiens um 350, etwa in der Art wie ich Nordafrika um 218 darzustellen versucht habe, wäre wie gesagt meines Erachtens

Digitized by Google

nützlicher gewesen. Es laufen bei dem raschen Flug durch die Geschichte des alten Orients manche Fehler unter, aber das ist nicht zu verwundern: die Assyrer haben denn doch erheblich mehr als die 'Anfänge' einer Reichsbildung zuwege gebracht und der Sieg des Mithraglaubens über den reinen Kultus des Ahuramszda ist weniger eine Verschmelzung persischer und nichtpersischer Elemente, als eine Reacktion des populären Glaubens gegenüber der entwickelten Theologie und der Abstraktion.

Das zweite Kapitel umfaßt die militärischen Ereignisse bis zum Herbst 331, das dritte bis Frühsommer 327, das vierte bis Sommer 323. Zu der Darstellung der militärischen Dinge ist nicht eben viel zu bemerken, man mag gelegentlich anderer Meinung sein, so halte ich die Auflösung der Flotte 333 nicht mit Kaerst für einen Fehler, sondern im Gegenteil für eine der schlagendsten Illustrationen des Moltkeschen Satzes, daß die wichtigsten Entschließungen furchtbar einfach sind, es muß nur einer auf den Einfall kommen. Es war natürlich kühn. der Armee die Verbindung mit der Heimat zu schmälern, aber ein ernstlicher Rückschlag zu Lande war eben viel unwahrscheinlicher, als die dem Perser gebotene Gelegenheit zu einem billigen Seesiege den Griechen gegenüber gefährlich war. Nur gehörte ein Mann mit festen Nerven dazu, diesen Entschluß zu fassen. Hier und da wäre etwas weniger Detail in der Nacherzählung der Quellen angenehm. Die Geschichte vom gordischen Knoten gehört in einen kulturhistorischen Abschnitt, nicht in die militärische Geschichte, die Märchen, die sich um den Zug zum Ammonium und andere Gelegenheiten geschlungen haben, auch in jene oder in eine Besprechung der Tendenzen in der Literatur der Zeit. Der erste Perser als Satrap in Alexanders Diensten ist nicht, wie S. 399 angegeben, Mazaios von Babylon, sondern Sabiktas von Kappadokien (Arr. II 4,2). Aber fast bei allen Stellen, wo wirkliche Probleme der Alexandergeschichte erörtert werden, kann und muß man durchaus zustimmen. Hierzu rechne ich die Katastrophe des Kleitos oder die des Kallisthenes, die Beurteilung des Zuges zum Ammonium und vor allem die ganz zentrale Frage der Vergottung der Könige, zunächst Alexanders selbst. Gegenüber der von einigen Modernen noch immer festgehaltenen Idee, daß der Zug zum Ammonium um der Aegypter willen erfolgt sei, betont Kaerst mit Recht die auch schon von anderer Seite ausgesprochene Erkenntnis, daß er lediglich auf die Griechen zu wirken bestimmt war. In der Tat, wenn man eine Vorstellung vom alten Aegypten hat, kommt es einem ganz lächerlich vor, daß das obskure Wüstenheiligtum im Namen der ägyptischen Priesterschaft handeln sollte. Das wäre ungefähr so, wie wenn heute eine Missionsstation am Niger oder sonstwo jemanden im Namen der katholischen Kirche heiligsprechen wollte.

In der Frage des Gottkönigtums hat Kaerst in dem großen Hauptpunkte richtig gesehen: es handelt sich um eine griechische, nicht um eine orientalische Erscheinung. Schon im ersten Kap. des 3. Buches ist gut betont, daß im Orient der Achämenidenzeit, also wie ihn Alexander vorfand, gar kein Muster dafür existierte. (Daß das Pharaonentum etwas anderes ist als das Gottkönigtum der Seleukiden hat ja wohl jetzt allmählich jeder gemerkt). Im einzelnen ist vieles noch besser zu fassen

Digitized by Google

als Kaerst es in dem 5. Kapitel 'Alexanders Weltherrschaft' tut, aber das soll das Werk nicht herabsetzen. Vor allen Dingen ist zu formulieren, daß das ganze sogen. Gottkönigtum ein rein politisches Produkt ist und kein religiöses, entstanden aus dem Problem, vor das die Generation in der Mitte des 4. Jahrhunderts gestellt war, wie man die Form der freien Republik mit dem unvermeidlichen Gehorsam gegenüber dem Monarchen vereinigen sollte. Man löste es, indem man den König in die Reihe der Staatsgötter aufnahm und seinem Rat folgte etwa wie bisher dem des Apollon. Kaerst selber betont mit Recht, daß die Formen der Verehrung mit Theoroi usw. die alten gegenüber den Orakelgöttern sind. Es fehlt aber bei ihm wie bei anderen Modernen die entscheidende Tatsache, daß die ersten griechischen Staaten, die im 4. Jahrh. in die Lage kamen, sich mit einer monarchischen Großmacht auseinanderzusetzen (abgesehen von den asiatischen, die einfach ihre Autonomie verloren) auch die ersten waren, die diese zukunftsreiche Staatsform anwandten. Bereits der Vater Philipps hat in Potidaia einen Tempel gehabt, und daß zur Regelung der Beziehungen zwischen diesem Fürsten und einer Kleinstadt orientalische Vorbilder bemüht worden sind, wird hoffentlich niemand annehmen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Alexander nicht der erste, sondern der dritte makedonische König ist, dem Poleis von Amts wegen Tempel gebaut haben, schwindet die Versuchung, darin einen Einfluß der neuerschlossenen Welt des Orients zu sehen, sofort. Dies zur Vervollständigung von Kaersts Anschauungen, zur Korrektur ist nach meiner Auffassung zu sagen, das der Einfluß des Heroenkultus von griechischer Seite überschätzt sein dürfte, der Herrscherkultus hält durchaus die Formen der Götterverehrung, nicht die der Heroenverehrung inne. Man darf auch nicht sagen, wie Kaerst es S. 487 tut, daß der Orient einen besonders günstigen Boden für das Gottkönigtum abgegeben hätte: überall wo der unberührte Orient sich in den Diadochenstaaten erhalten hat, kennt er eben kein Gottkönigtum. Der König ist außerhalb der Poleis nichts als der Grundbesitzer, in den Poleis Kontrahent eines Bündnisvertrages und Staatsgott. Das sind die Grundprinzipien alles hellenistischen Staatsrechtes. Der Orient hat gelegentlich die kleinen Äußerlichkeiten des Zeremoniells, aber nie etwas wichtiges und sachliches beigesteuert. Ich schließe diesen Ueberblick über das Werk mit dem Hinweis auf die vortreffliche Würdigung der Riesenarbeit, die Alexander in der kurzen Zeit seines Wirkens vollendet hat. (S. 495 ff.)

Ich habe mehr von dem gesprochen, was an der Arbeit zu verbessern, als dem, was freudig zu begrüßen ist. Ich will aber nicht den falschen Eindruck bei dem Leser dieser Zeilen hinterlassen, daß ich im ganzen wenig Lobensvertes gefunden hätte. Das ist durchaus nicht der Fall, man möge sich zwischen den Stellen, an denen wir verweilt, immer lange Partieen denken, wo man das eine oder das andere bekritteln mag, wo aber von einer wirklichen Ablehnung nicht die Rede sein kann. Ich hoffe, daß Kaerst nie mehr Gelegenheit haben möge, wie in der Vorrede dieser 2. Auflage seines Werkes über Ignorierung seiner Arbeiten zu klagen.

Berlin-Steglitz. Ulrich Kahrstedt.

Digitized by Google

Sigmund Preuß, Griechisches Lesebuch für die oberen Klassen des Gymnasiums. 3 Teile für die 7.—9. Klasse (O II—O I). Bamberg. C. C. Buchners Verlag 1915. Jeder Band 1,30 ℳ.

Angeregt durch die Bestimmung der Schulordnung für die höheren Lehranstalten Bayerns vom 30. Mai 1914, durch welche die Form der Chrestomathie auch für die griechische Lektüre in den drei oberen Klassen genehmigt wurde, hat der Verfasser das vorliegende Lesebuch geschaffen, das dem vorgeschriebenen Lesestoff ergänzend zur Seite treten soll. Er kommt dabei einem auch sonst geäußerten Wunsche entgegen; wie Hofmiller in den Süddeutschen Monatsheften in einem auch sonst beachtenswerten Aufsatz (1917, S. 343) mit Hinweis auf den Gebrauch der deutschen Lesebücher solche für den altsprachlichen Unterricht befürwortet. Mir scheint vor allem für O II die Heranziehung eines Lesebuchs empfehlenswert zu sein, wenn man sich nicht entschließt, wofür neuerdings Wiesenthal (Der preuß. Gymnasiallehrplan, Halle 1917) wieder mit Recht eintritt, Platos Apologie zu lesen. Der erste Teil des vorliegenden Lesebuchs bietet dafür geeigneten Stoff. Aus dem Xenophontischen Memorabilien sind einige allgemein interessante Abschnitte herangezogen, wertvoll für die Vorbereitung auf die Platolektüre der Prima. Im übrigen sind Stücke zur Ergänzung des Unterrichts in der griechisch-römischen und ältesten deutschen Geschichte, auch einige Inschriften und Papyri dargeboten und 'im Hinblick auf die mittelhochdeutsche Sprachdichtung eine ziemlich reiche Auswahl aus den Elegikern, namentlich Theognidea' getroffen. Das Buch ist deshalb geeignet, die Beziehungen des Griechischen zu anderen Lehrfächern, dem Latein, dem Deutschen und der Geschichte zu fördern. Weniger scheinen mir der zweite und dritte Teil für den Unterricht praktisch verwendbar zu sein. Gewiß ist manches, besonders im zweiten Teile für U. I, von dem reichlich dargebotenen Stoffe (Prosaiker, Inschriften, Papyri, Poetisches) zur Ergänzung der Klassenlektüre und Belebung des Unterrichts zu gebrauchen, aber ich meine, daß für die zahlreichen Stücke aus den Rednern kein Bedürfnis besteht, auch von Plato würde ich vorziehen, nur ganze Dialoge (eventuell mit Auswahl) zu lesen oder daneben eine Auswahl wie die Weißenfelssche zu verwenden. Auch für die Privatlektüre hat sich mir das gemeinsame Lesen von größeren Stücken als fruchtbarer erwiesen. Die Übersetzungshilfen unter dem Texte einiger Stücke halte ich für entbehrlich, da bei unvorbereitetem Übersetzen der Lehrer das Nötige darbieten kann.

Naumburg a. S. K. Pilling.

---

1) Cyprien Francillon, Un Mois en France. 2. Aufl. Hannover-Berlin, Carl Meyer, 1913. 2,60 ℳ.

2) F. Le Bourgeois, Mon Tour de France. Freiburg i. Br., Bielefelds Verlag, 1913. 3 ℳ.

Francillon hat die Absicht, französisches Land, Wesen und Kultur kennen zu lehren und dabei denen, die Französisch lernen, 'les termes et les expressions usuelles de la vie courante' vorzuführen. Dieser Lehrzweck verbirgt sich hinter der Geschichte des achtzehnjährigen Ber-

Digitized by Google

liner Abiturienten und Geheimratssohns Erich Balan, der die großen Ferien als Pensionär im Hause des Lycealprofessors Fontaine in Grenoble verlebt. Bei näherem Zusehn zeigt sich nun leider, daß eine gewisse, zunächst in die Augen fallende Geschicklichkeit des Verfassers rein äußerliche Mache ist. Immer und überall sieht man die Absicht und wird lebhaft verstimmt. Um eine reichhaltige Phraseologie zu bieten, tut der Verfasser dem Stil Gewalt an. Dadurch wird die Sprache gewunden und unnatürlich. Die Personen in der Geschichte sind nichts als Schemen, die Geschehnisse ohne Inhalt und Interesse. Die scheinbar ungezwungen eingestreuten, in Wirklichkeit meist an den Haaren herbeigezogenen Belehrungen über Verfassung, Verwaltung und Justiz, über Heer und Marine, über Handel, Industrie und Landwirtschaft sind vielfach oberflächlich. Die Urteile über Volk und Sitte dringen nirgends in die Tiefe. Am Schlusse findet sich ein recht nachlässig gearbeitetes Wörterbuch, das grundsätzlich nur die gerade passende Übersetzung gibt, meist ohne die Grundbedeutung des Wortes auch nur anzudeuten.

Wer trotz alledem den Mut und die Kraft besitzt, sich durch die 168 Seiten dieser Pseudogeschichte durchzuarbeiten, wird natürlich eine ganze Menge gelernt haben; das darf aber nicht hindern festzustellen, daß das Buch nicht zu empfehlen ist.

Auf erheblich höherer Stufe steht das kleine Werk von Le Bourgeois. Verfasser hat es im allgemeinen vermieden, in die oben gerügten Fehler zu verfallen.

Der junge Bonner Gelehrte, der nach bestandenem Doktorexamen ein halbes Jahr in Frankreich zubringt, führt uns durch die verschiedenen Landschaften des interessanten Landes und erzählt uns von seinen Naturschönheiten, seinen Bewohnern, den wirtschaftlichen Verhältnissen, vergißt auch nicht, jedesmal einen kurzen Blick auf die geschichtliche Entwicklung des Gebietsteils zu werfen, von dem er gerade spricht. Dabei versucht er nicht ohne Erfolg, das Verhältnis von Hauptstadt und Provinz zu kennzeichnen, der Eigenart der alten Provinzen gerecht zu werden und ihren jeweiligen Anteil an der Gesamtkultur des Landes abzuwägen und einzuschätzen. Die Sprache ist gewandt und ungezwungen, lebendig und anregend, so daß der Leser nicht ermüdet, sondern das Buch mit Interesse zu Ende liest. Das Wörterbuch am Schlusse, alphabetisch geordnet, gibt nur die seltener vorkommenden Wörter, ist also für Vorgeschrittenere berechnet. Überhaupt vergißt der Verfasser hier und da, daß er es mit Lesern zu tun hat, die Land und Leute erst kennen lernen wollen. So finden wir eine Fülle von geschichtlichen und literarischen Anspielungen, von Namen berühmter Männer, die nur einem mit französischer Kultur und Literaturgeschichte schon recht vertrauten Leser bekannt sein dürften, deren Kenntnis der Verfasser aber ohne weiteres voraussetzt. Aber das sind Kleinigkeiten. Der Wert des Ganzen wird dadurch kaum gemindert.

Eine nur skizzenhaft ausgeführte, aber für ihren Zweck ausreichende Karte von Frankreich und sechs Gravuren sind dem Text beigegeben.

Digitized by Google

3) H. Breymann, Französisches Elementarbuch für Gymnasien und Progymnasien. 5. Aufl. Überarbeitet v. Dr. K. Manger. München-Berlin, R. Oldenburg, 1911. Geb. 1,60 ℳ.

Diese von Manger überarbeitete fünfte Auflage des bekannten Buches hat einige Änderungen erfahren. Die regelmäßigen Verben auf -er, die Pronomina sind ausführlicher behandelt, der zu erlernende Wortschatz ist systematisch erweitert worden. Das Buch hat seine Brauchbarkeit erwiesen. Doch möchte ich für eine spätere Auflage zur Erwägung geben, ob nicht die Übungen zur Lautlehre und Schrift etwas reichlich bemessen sind. Sie umfassen auf 23 Seiten 31 Paragraphen. Nach meinen Erfahrungen soll man die kleinen Anfänger nicht zu früh durch Lernen der Konjunktivformen verwirren. Den Konj. Präs. und Imperf. von avoir und être vor den einfachen Zeiten des regelmäßigen Verbs, ja vor den Kasusformen systematisch üben zu lassen, halte ich für falsch. Bei uns in Norddeutschland werden aus guten Gründen die Konjunktivformen erst im zweiten Schuljahr durchgenommen.

Sonst ist die Anordnung gut und übersichtlich, der Stoff reichhaltig, und die Übungen zeigen die geschickte Hand des erfahrenen Lehrers.

4) Contes Populaires par K. Wehrhan. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1913. 95 ₰.

Das kleine Bändchen bringt eine Zusammenstellung von Märchen und kleinen Geschichten aus verschiedenen Provinzen Frankreichs, je eine sogar aus Korsika und den baskischen Provinzen. Sie alle scheinen unmittelbar aus dem Munde des Volkes zu stammen. Ihr Inhalt erinnert den Herausgeber an Grimm'sche oder Bechstein'sche Märchen; er findet jedoch, daß die französischen Märchen sich vor den deutschen durch die Geschicklichkeit in der Aufmachung (mise en scène) auszeichnen.

Ich kann mich diesem Urteil durchaus nicht anschließen. Zunächst sind nicht alle, wie der Herausgeber im Vorwort ankündigt, 'récits légendaires', mit fabelhaften Riesen, mächtigen Feen, verzauberten Schlössern und wunderbaren Abenteuern. Nr. 4, 10 und 11 sind anekdotenartige Geschichtchen, Nr. 11 eine Diebes- und Räubergeschichte, die ich meinen Jungen bestimmt nicht vorsetzen würde. Von den anderen sind einige ganz hübsch, manche häufen nur gerade Wunder auf Wunder. Nirgends aber finden wir die Schlichtheit, die Gemütstiefe, die leise Schalkhaftigkeit des deutschen Märchens. Daß die meisten der gebotenen Stücke eine gewisse Geschicklichkeit aufweisen, soll nicht geleugnet werden, aber das Herz bleibt kalt, und der Märchenzauber bekommt nirgends Gewalt über uns. Diese Auswahl aus dem Schatz volkstümlicher französischer Märchen zu empfehlen, kann ich mich nicht entschließen.

Berlin-Grunewald. Paul Schlesinger.

---

1) Die Niederwerfung Rumäniens. Dargestellt auf Grund der amtlichen Veröffentlichungen. Mit 8 Zeichnungen (Karten). Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1917. 8°. V, 77 S. Geh. 2 ℳ.

In ähnlicher Weise wie Immanuel, Serbiens und Montenegros Untergang, und Niemann, Befreiung Galiziens, (besprochen S. 251 f.) stellt vorliegende Schrift in 12 Abschnitten umfassend, übersichtlich und

Digitized by Google

auch durch manche Einzelheiten packend den Siegeszug der verbündeten Heere nach und durch Rumanien dar.

2) Stern, Alfred, Geschichte Europas von 1848—1871. 1. Band. (Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. 7. Band.) Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta, 1916 XXV, 796 S. Geh. 19,50 ℳ. in Halbfranz geb. 23,50 ℳ.

Der ersten und zweiten Abteilung von Alfred Sterns Geschichte Europas seit 1815, die sich aus je drei Bänden zusammensetzt, ist nunmehr der erste Band der dritten Abteilung gefolgt. Sie soll uns von der Pariser Februarrevolution bis zur Errichtung des Deutschen Reiches führen.

Äußerlich gliedert sich ihr erster Band in 13 Abschnitte: 1. Frankreich bis zur Präsidentenwahl Napoleons, 2. Deutschland und Österreich, 3. Österreich und Deutschland, 4. Italien, 5. Krisis der Revolution in Österreich und Preußen, 6. Scheitern des deutschen Verfassungwerkes, 7. Preußens Unionsbestrebungen und Niederlagen, 8. Reaktion in Deutschland und Österreich, 9. Italien, Ende der Revolution und des Unabhängigkeitskrieges, 10. Rußland und die Türkei. Die europäische Emigration, 11. England, Belgien, Niederlande, 12. Triumph der katholischen Kirche, 13. Frankreich bis zur Begründung des zweiten Kaiserreiches.

Angeschlossen werden sieben bisher ungedruckte Urkunden.

Das Buch verrät, auch ohne mit Fußnoten reich beladen zu sein, eine sehr umfassende Kenntnis der zahlreichen, geschichtlichen Einzelarbeiten, auf die jedoch nur in den notwendigsten Fällen in den Fußbemerkungen Bezug genommen wird, zugleich aber zeugt es von den fleißigen und umfangreichen eigenen Forschungen des Verfassers in den wichtigsten Archiven Europas. So ist ein auf der Höhe moderner Forschung stehendes Werk entstanden, das großzügig die Auswahl aus der Fülle des wichtigsten Stoffes trifft und über alle wichtigen Vorgänge aufs zuverlässigste belehrt. Tiefgründigkeit, Scharfsinn, Objektivität des Urteils, Vornehmheit in der Charakterisirung der Persönlickkeiten bilden einen besonderen Vorzug des Verfassers. Wie gewissenhaft Stern sich zur Objektivität durchgerungen hat, davon zeugt sein Bekenntnis in dem kurzen Vorwort des Buches. Der Weltkrieg hat die Gegensätze nationaler Leidenschaften in krankhaftester Übertreibung ans Licht gebracht und die Wissenschaft und Kunst in das wildeste Kampfgetümmel hineingezerrt. Da könne der Geschichtsschreiber fast den Mut verlieren, von einer Idee- und Interessengemeinschaft der europäischen Völker zu sprechen, die sie kraft innerer Notwendigkeit aneinander bindet und auf derselben Bahn geschichtlicher Entwicklung weiterführt. Aber die Wurzeln der gesamteuropäischen Kultur erscheinen ihm zu stark, als daß sie durch das Wüten des Orkans, der jetzt über unseren Erdteil hinwegbraust, zerstört werden könnten. Die Völker Europas, deren keines ein auserwähltes sei, könnten sich, selbst wenn sie es wollten, der innigen Verpflechtung ihrer geistigen Erzeugnisse und ihrer materiellen Bedürfnisse auf die Dauer nicht entziehen. Daher erscheint es Stern als heilige Pflicht des Historikers, sorgfältig alles zu vermeiden, was den Genesungsprozeß der europäischen Völker hindern könnte, er will nach Rankes Wort 'sein Selbst gleichsam auslöschen, um

Digitized by Google

nur die Dinge reden zu lassen'. Daß Stern diesem Ziele nahe gekommen ist, wird ihm jeder geschichtskundige Leser zuerkennen.

Aber auch der weiteste Kreis gebildeter Leser findet an dem Lesen des vorliegenden Bandes vollauf seine Rechnung. Stern widmet nämlich in fesselnder, geistvoller Weise der Entwicklung des wirtschaftlichen und geistigen Lebens seine Aufmerksamkeit und das alles in einer Darstellungsart, die meist in knappen, klaren Sätzen sich ergeht, aber durch das rechtzeitige Einflechten durchsichtiger, geschmackvoll gebauter Perioden keine Eintönigkeit des Stiles aufkommen läßt. So lesen sich auch inhaltlich nüchterne Abschnitte mit Genuß und nötigen uns Achtung vor der glänzenden Darstellungsgabe des vielbelesenen Mannes ab.

Das Einzige, was den Ref. beim Lesen des Buches stört, ist die Willkürlichkeit in der Anwendung der Rechtschreibung. Wer an die neue Rechtschreibung gewöhnt ist, wird es jedesmal stutzend und unangenehm empfinden, wenn ihm z. B. die Inkonsequenz in der Schreibung des th in die Augen springt: thun, That, thätlich, Thor, Thür, dürften dem th besser den Laufpaß geben.

3) Lehmann, R., Die Stellung der Erdkunde in unserem höheren Bildungswesen und die Anforderungen der neuen Zeit. Januar- u. Februar-Heft 1917 von Petermanns Mitteilungen, Gotha, Justus Perthes. 4°. 10 S.

Mit jugendlicher Frische vertritt der alte Vorkämpfer einer günstigeren Stellung der Erkunde in den Bildungsanstalten unseres Volkes den sehr beherzigenswerten Gedanken, daß wir nach dem Friedensschluß auf wirtschaftlichem Gebiete vieles zurückzugewinnen haben, was uns durch die lange Sperrung unserer überseeischen Schiffahrt wie fast unseres ganzen überseeischen Außenhandels zeitweilig verloren gegangen ist. Dazu gehören nicht bloß materielle Maßnahmen, sondern auch geistige Rüstung, insbesondere eine erhebliche Verbesserung der Fürsorge für die erkundliche Bildung unseres Volkes und zwar in erster Linie für die gründliche Kenntnis der fremden Länder und ihrer Verhältnisse. Das soll geschehen durch: 1. die Schulen (Verf. beschränkt sich auf die gymnasialen und realen höheren Lehranstalten), 2. die Universitäten und andere Hochschulen, 3. sonstige Maßnahmen.

Zu 1. Führende Männer unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens sollen sich in dieser für die Zukunft unseres Volkes bedeutungsvollen Angelegenheit in die Riemen legen, damit bei der Neubearbeitung der Lehrpläne das Schifflein des erdkundlichen Unterrichts die alten Widerstände überwindet und ein befriedigendes Ziel erreicht. Als solches betrachtet der Verfasser die Erhebung der Erkunde zu einem völlig selbständigen Lehrfach mit zwei bis zur obersten Stufe durchlaufenden wöchentlichen Lehrstunden, Erteilung des Unterrichts nur durch Lehrer mit fachlicher Vorbildung, eingehende Berücksichtigung der Länderkunde und der wirtschaftsgeographischen Verhältnisse auf den oberen Klassenstufen, ebenso der gesamten Stellung und der besonderen Interessen unseres Landes im Hinblick auf die neueste Zeitentwicklung, endlich Übung im Lesen von Spezialkarten.

Digitized by Google

Zu 2. An Stelle besonderer 'Auslandshochschulen', wie wir sie im Berliner Orientalischen Seminar und im Hamburger Kolonialinstitut haben, verlangt Verfasser eingehende Belehrung über die für uns wichtigen Gebiete und Verhältnisse des Auslandes auf sämtlichen Hochschularten, für die Universitäten insbesondere verstärkte Pflege der allgemeinen physischen Erdkunde unter Einschränkung der entstehungsgeschichtlichen Erklärungen, die im wesentlichen der Geologie überlassen bleiben sollen, ferner Vermehrung der länderkundlichen Vorlesungen unter Betonung der anthropogeographischen Seite, der wirtschaftlichen Verhältnisse und Möglichkeiten. Dazu sollen die Vermehrung der akademischen erdkundlichen Lehrkräfte, die reichliche und mannigfaltige Einrichtungen von Studienexkursionen sowie die Heranziehung vom Nationalökonomen und Historikern für gewisse Arten von erdkundlichen Vorlesungen dienen.

Die neben den Universitäten emporgediehenen sonstigen Hochschularten sollen ihren besonderen praktischen Zielen entsprechend neben Länderkunde und physischer Erdkunde vorwiegend Wirtschaftsgeographie treiben.

Zu 3. Zentralauskunftsstellen für Auslandskunde, wie sie Berlin und Hamburg besitzen (Kiel wird nicht angeführt), volkstümliche Hochschulvorträge für Auslandskunde, Weltwirtschaftspolitik u. a., deutschnationale Monographien über diese Gegenstände wie über Länderkunde, spezielle Wirtschaftsgeographie und Weltwirtschaftspolitik werden empfohlen.

Diese Forderungen erhebt der Verfasser sehr eindringlich als ein zwingendes Gebot der Sicherung unseres materiellen Daseins wie unserer Zukunft.

4) Hettner, Alfred, Englands Weltherrschaft und ihre Krisis. 3. umgearbeitete Aufl. des Werkes: Englands Weltherrschaft und der Krieg. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1917. VI, 296 S. Geh. 4,20 ℳ, in Leinen geb. 5 ℳ.

'Die Urteile über Englands Macht sind vor dem Kriege weit auseinander gegangen. Der Landsoldat und überhaupt der Binnenländer neigte dazu, sie zu gering einzuschätzen und darum die englische Gefahr zu leicht zu nehmen, während die Seemänner und Kaufleute und überhaupt die, die draußen waren und überall auf der Erde auf britisches Reich und britische Macht gestoßen waren, sie vielleicht zu hoch einschätzten. Der Krieg hat das Urteil geklärt: er hat uns große Schwächen nicht nur der englischen Kriegsrüstung, sondern auch der englischen Wirtschaft gezeigt, aber er hat uns auch die furchtbare Macht des Weltreiches und die große innere Kraft des englischen Volkes erkennen lassen ... Unser Kampf gegen England ist der schwerste. England hat uns die größten Verluste zugefügt: die Wegnahme unserer Kolonien, die Lahmlegung unserer Schiffahrt und unseres Überseehandels, die Beschränkung unserer Ernährung und unserer Versorgung mit Rohstoffen, die Verläumdung unseres Charakters im Auslande'.

Bei solcher wohl allseitig anerkannten Sachlage entspricht das Thema des Buches der Forderung des Tages: uns klar zu werden über das Wesen und die Ursachen der englischen Weltherrschaft.

Digitized by Google

Dazu sind aber die sonst meist im Vordergrunde stehenden Bearbeiter politischer Probleme, die Historiker, Volkswirtschaftler und Juristen, weit weniger von Nutzen als der Geograph, der allein in der Lage sein dürfte, die englische Weltherrschaft in ihren tieferen Ursachen und in der großen Mannigfaltigkeit ihrer Ausdehnung über die Erde ganz zu erfassen. Daß Hettner, der gerade auf dem Gebiete der Geographie des Menschen so vortreffliche Arbeiten geliefert hat, für eine solche Aufgabe der geeignete Mann ist, beweist das vorliegende Buch in seiner allgemein verständlichen und doch überall auf wissenschaftlicher Auffassung beruhenden Art, die Auseinandersetzungen mit anderen Meinungen in Fußnoten überflüssig machte.

Das Buch enthält außer der sehr gediegenen und anregenden Einteilung und vier Seiten Literaturangaben elf Abschnitte: Naturbedingungen, Volk und Staat, Entwicklung zur Weltherrschaft. Die Angelsachsen und die englisehe Sprache in der Welt, das britische Kolonialreich, Englands Verkehrsmacht, Englands Weltwirtschaft, die Wehrkraft, die englische Politik, der Krieg, Englands Weltherrschaft und ihre Zukunft. Das Kapitel 'Englands Verkehrsmacht' enthält einen Unterabschnitt 'Kabel, Funkentelegraphie und Nachrichtenwesen', das Hettners Schüler Dr. H. Schmitthenner verfaßt und dem Ganzen gut angepaßt hat. Am glänzendsten liest sich der letzte Abschnitt. In diesem werden die Grundgedanken des Buches noch einmal großzügig zusammengefaßt nach den Gesichtspunkten; 1. Das Wesen von Englands Weltherrschaft, 2. ihre Ursachen, 3. ihr sittliches Recht, 4. der Krieg und die Zukunft: 'Solange England den Anspruch auf Weltherrschaft aufrechterhält und uns unser gleiches Recht auf der Erde streitig macht, solange ist es unser Feind, den wir bekämpfen. Wenn es aber seine Ansprüche aufgibt und uns unser Recht zugesteht, können wir uns politisch mit ihm verständigen'.

Die in kurzer Zeit notwendig gewordene dritte Auflage hat infolge der im Verlaufe des Krieges eingetretenen Veränderung der Verhältnisse und dem zufolge auch unserer deutschen Auffassungen eine sehr beträchtliche Umarbeitung erfahren, berücksichtigt auch, wo es der Herausarbeitung der Hauptgedanken förderlich war, weit mehr Einzelheiten als die früheren Auflagen.

Das anregende und überzeugende Buch wird in kurzer Zeit einen großen Leserkreis finden.

5) von Müller, Karl Alexander, Über die Stellung Deutschlands in der Welt. München, C. H. Beck, 1916. 8°. 50 S. 1 M.

Die Schrift bietet uns einen glänzenden Vortrag, der als Abschluß einer Reihe öffentlicher, nationaler Reden im März 1917 gehalten wurde. Verf. verfolgt zwar nur eine Linie unter vielen, vollbringt dieses aber in einer so großzügigen und packenden Weise, daß das Lesen einen nachhaltigen Eindruck hinterläßt. Im wesentlichen werden die Fragen beantwortet: Wie ist Deutschland zu seiner heutigen Stellung in der Welt gekommen? Welche Kräfte, welche Entwicklungen haben es hierher geführt? Mit welchen Schwierigkeiten hat es dabei zu kämpfen gehabt?

Digitized by Google

Über den Glanz der mittelalterlichen Kaiserzeit und die entscheidungsschwere Größe des 16. Jahrhunderts gleitet der Verf. kurz hinweg, da sie keinen lebendigen Bezug auf die Frage haben, die uns heute zur Zeit des englischen 'Hunger- und Lügenkrieges' bewegen, und baut Deutschlands Stellung in der Welt seit 1815 in wuchtigen Formen vor unserem Auge auf, zeigt den stolzen und schmerzenreichen Weg, den unser nationaler Drang und Wille gegangen ist. Höhepunkt dieses Weges bezeichnen das Werk Bismarcks und unsere in den letzten 25 Jahren aufs Wirtschaftliche eingestellte Weltpolitik. Der Weg war bisher im ganzen ein unaufhaltsamer Aufstieg, seine Fortsetzung ist eine Frage des nationalen Willens. Nur Hammer oder Amboß können wir in der Mitte Europas sein.

6) Friedrich, Fritz, Die christlichen Balkanstaaten in Vergangenheit und Gegenwart. Eine geschichtliche Einführung. München, C. H. Beck, 1916. 8°. 95 S. Geb. 2 *M*.

Verf. legt in acht Einzeldarstellungen (der geographische Schauplatz, die Völker, die Zeit der Türkenherrschaft, die Befreiung der Serben und Griechen, Griechenland seit 1830, Serbien seit 1830, Rumänien seit 1856, Bulgarien seit 1878) den erweiterten Text dreier im Winter 1915—16 in Leipzig gehaltener Vorträge vor und kommt damit in sehr dankenswerter Weise einem Tagesbedürfnis entgegen. Ohne originale Forschungsergebnisse bieten zu wollen, beweckt das geschmackvoll ausgestattete Buch kurze, klare Bilder zu entwerfen unter Benutzung der besten Literatur, mit der hin und wieder in Fußnoten eine nötige Auseinandersetsung stattfindet. Dieser Zweck ist völlig erreicht. Trotz der Zusammendrängung auf 88 Seiten werden alle einschlägigen Verhältnisse dem Leser vor Augen geführt und begründet, und das geschieht in einer gewählten, anziehenden Sprache, die das Lesen zum Genuß macht. Ein Namenverzeichnis erleichtert es, sich über Örtlichkeiten und Personen schnell zu unterrichten.

7) Belgien. Neun Abhandlungen der Sammlung 'Der Kampf und Belgien'. Hrsg. vom Sekretariat Sozialer Stundentenarbeit. M. Gladbach, Volksvereins-Verlag, 1916. 8°. 146 S. Geh. 1,20 *M*.

Sieben Verfasser haben ein stattliches, enggedrucktes Heft zusammengestellt, verschieden in Inhalt und in der Darstellung, alle gleich in der Gründlichkeit der Arbeit.

Leo Schwering ist dreimal vertreten. Er führt uns in anregender Weise bald in eindringender Weise mahnend und werbend, bald im gefälligen Plaudertone unterhaltend nach 'Flandern', dann durch 'Flandern und Brabant'. In seiner dritten Arbeit zeichnet er uns unter Benutzung zahlreicher statistischer Daten ein Bild der 'Sprachen und Rassen in Belgien', aus dem hervorgeht, daß der Zahl nach das Flamentum im Steigen, das Wallonentum im Rückgang sich befindet und daß die doppelsprachigen Belgier die gefährlichsten Feinde der Flamen sind.

Otto Dresmann gibt eine 'Verkehrsentwicklung in Belgien' und kennzeichnet scharf die Bedeutung Ostendes, Seebrügges und des Welthandelsplatzes Antwerpen.

Digitized by Google

Otto Fürstenberg zeigt den belgischen Klerus unter stetem Vergleich mit den deutschen Verhältnissen. Er will dem deutschen Klerus Aufschluß geben über theologisches Fachstudium und weitere Ausbildung an der Universität Löwen, sowie über die Gründe, weshalb die vaterländische Gesinnung der belgischen Geistlichen so ausgesprochen deutschfeindlich ist.

Julius Bachem behandelt das 'religiöse Problem in Belgien' und zeigt verheißungsvolle Anfänge der jetzigen deutschen Verwaltung, um Flandern wieder in nähere Verbindung mit Deutschland zu bringen, die nie hätte verloren gehen dürfen.

Hermann Ritter führt sich als guter Kenner der 'belgischen Landwirtschaft' ein, die 30% der belgischen Bevölkerung beschäftigt. Groß- und Kleinviehzucht, Obst- und Gemüsebau, dazu die Blumenzucht, sind einbegriffen in seiner Darstellung.

Theodor Brauer widmet der 'belgischen Arbeiterbewegung' eine eingehende Studie und hofft, daß aus dieser Bewegung, wenn das Land einmal in ruhigere politische Bahnen gelenkt werden kann, etwas Gedeihliches für die Arbeiterwelt erwächst.

Hubert Esser zeigt Urteil in dem kurzen Überblick über die 'französische Literatur in Belgien', die seit 1880 zu neuem Leben erwacht ist.

8) Wronka-Johannes. Kurland und Litauen. Ostpreußens Nachbarn. Mit 12 Bildern und 1 Kärtchen XII, 176 S. 8.° Freiburg, Herder 1917 geb. 3 ℳ.

Ausgezeichnet durch geschichtlichen Sinn und die Kunst, Entwicklungsreihen in knapper, klarer und fesselnder Weise vor Augen zu führen, zeichnet der Verfasser zwei grundverschiedene Bilder, verschieden nach Inhalt und Darstellung. Kurland stellt sich auf 60 Seiten als Frucht der emsigen und klarblickenden Durchforschung einer reichen Literatur dem Leser vor, Litauen dagegen, ein fast literaturloses Land, findet auf 114 Seiten eine vielseitige Beschreibung auf Grund der eigenen Erfahrung des Verf. Ist der erste Teil eine schön abgeklärte, geschichtliche, volkswirtschaftliche und Kulturstudie, so erwärmt der zweite und hauptsächliche Teil, der nicht immer völlig kühl abwägend geschriebene litauische Abschnitt durch das tiefe und innige Gefühl, das der im letzten Jahrzehnt in Ostpreußen an der litauischen Grenze als Geistlicher wirkende Verf. für das litausche Volk, seine Leiden und seine Zukunft hegt. In beiden Teilen aber erfreut ganz besonders die echt deutsche, vaterlandsliebende Art des Verf., der in seinem Buche einen gedruckten Bericht auf zahlreiche an ihn nach Besetzung des Gebietes durch unsere Truppen gerichtete Anfragen gibt.

Der Leser wird sich staunend gestehen, daß die beiden unserer nordöstlichen Grenze nächstliegenden Länder in vielen Beziehungen ihm die allerunbekanntesten Gebiete Europas sind. Um so wuchtiger packt ihn deshalb der Schlußabschnitt 'Feste Punkte', in denen der Verf., ein feiner Kenner der Menschen und ihrer Kulturbestrebungen, in großen Zügen über die künftige Stellung und Einrichtung beider Gebiete nach dem Friedensschluß im Rahmen des Deutschen Reiches höchst beachtenswerte Gedanken begründet.

Hannover. A. Rohrmann.

Digitized by Google

Erhard Lommatzsch, Provenzalisches Liederbuch. Lieder der Troubadours mit einer Auswahl biographischer Zeugnisse, Nachdichtungen und Singweisen. Berlin, Weidmann, 1917. XXV u. 515 S. Geb. 6 M.

Alle Lehrer des Französischen, die ihre Studien einst über den engen Kreis der Examensbestimmungen hinaus auch auf andere romanische Sprachen und Literaturen ausgedehnt haben, werden Lommatzschens liebevoll zusammengestelltes Büchlein mit Freude begrüßen. Versetzt es sie doch mit einem Schlage wieder in eine große literarische Bewegung hinein, die von Südfrankreich ausgehend ihre Wellen nach Spanien, Italien, Nordfrankreich und bis nach Deutschland trug, die zwar an ihrem Ausgangspunkte erloschen, deren Fortentwicklung aber in den von ihr berührten Ländern noch heute zu spüren ist. Das Büchlein gliedert sich in vier Teile: die Troubadourlieder, ihre Wirkung auf ihre Zeit, Übersetzungen und Nachdichtungen, endlich eine Anzahl Melodien. Eine Fülle von Problemen werden dem Leser wieder lebendig: die Frage nach dem Ursprung der Dichtungsart, ihr zwiespältiger Charakter, der zuweilen so gemütvoll und volkstümlich anmutet, bald aber auch als rein verstandesmäßig im Zwange kunstvollster Strophenform und damit als Typus des echt romanischen lyrischen Geistesspiels erscheint, die Minnedichtung mit ihren Konventionen, die hier vom Drange des Herzens durchbrochen, dort dem feingebildeten Ritter zur Herzenssache werden. So steigen sie denn wieder vor uns auf, die mannigfaltigen Dichtergestalten. Den Reigen eröffnet der naiv-frivole Wilhelm von Poitou, es folgt der herbe Marcabrun. Reich vertreten ist Bernart von Ventadorn, wohl weniger wegen dichterischer Kraft, die diesem für die erste Zeit typischen Sänger eigentlich abgeht, als wegen der kunstvollen Form und den deutlich ausgeprägten Stadien des konventionellen Minneverhältnisses. Dann steigt die Reihe an zu Guiraut von Bornelh und Bertran de Born, bei dem auch die novellistisch erklärenden alten Einleitungen, die *razos*, herangezogen sind, zu Arnaut Daniel, Peire Vidal, Gaucelm Faidit und andern. Prachtvoll heben sich in den geschickt ausgewählten Proben die Persönlichkeiten voneinander ab. Auch die verschiedenen Dichtungsarten werden vorgeführt, neben der Kanzone der Sirventes, die Tenzone, die Alba. Durch Übersetzung einzelner Wörter in Anmerkungen ist die Lektüre erleichtert, vielleicht wäre für einzelne Gedichte (z. B. 19, 31, 42, 43) statt der 60—80 Anmerkungen eine einfache Prosaübersetzung nach dem Muster von Diez am Platze gewesen. Die Dichter, die das *trobar clus* mit Bewußtsein pflegen, machen dem heutigen Leser immer noch genug Kopfzerbrechen. Der Vergleich der Gedichte mit den Nachdichtungen aus andern Ländern führt zu Betrachtungen über den Geist der Sprachen und Zeiten. Wer sich eingehender mit einzelnen Dichtern, ihren Werken und den sich anschließenden Fragen befassen will, findet in den reichlichen Literaturangaben die nötige Hilfe. So wird ein jeder, der sich einst mit den Troubadours beschäftigt hat, dem Herausgeber für reiche Anregung zu weiteren Studien von Herzen dankbar sein.

Templin i. d. Uckermark. Rud. Tobler.

Digitized by Google

Heinrich Drees, Geschichte der Grafschaft Wernigerode. Wernigerode, P. Jüttner, 1916. 96 S. 8. 60 ₰.

Eine solche Heimatgeschichte hat einen doppelten Wert. Einmal sehen wir, nach den Worten des Verfassers, wie die Ereignisse der deutschen Allgemeingeschichte auf diesen engeren Kreis eingewirkt haben, in seinen Schicksalen sich widerspiegeln und dadurch den Unterricht in der vaterländischen Geschichte beleben und vertiefen, oder wie nach Wilhelm Riehls Worten Katastrophen der Weltgeschichte nachzittern in dem friedlichen Lebensgang fernab wohnender harmloser Menschen. Andererseits werden aber auch durch solche Spezialforschung und Spezialgeschichte die Fundamente der Darstellung der Ereignisse der Weltgeschichte in dankenswerter Weise auf ihre Richtigkeit und Haltbarkeit geprüft.

Drees war nun wohl die berufene Persönlichkeit einen solchen Leitfaden für die Grafschaft Wernigerode zu verfassen, denn, schon lange dort ansässig, hat er gründliche Studien in der Heimatgeschichte gemacht und schon vom Jahre 1900 an eine Anzahl von Abhandlungen aus der Spezialgeschichte von Wernigerode verfaßt, dazu hat er, poetisch beanlagt, die Gabe einer anschaulichen und lebensvollen Darstellung. In warmer Liebe zum Heimatland und dankbarer Verehrung der Grafen und Fürsten zu Stolberg-Wernigerode, die 'in guten und bösen Tagen allzeit zum Segen im Brockenbann gewaltet haben,' will der Verfasser mit diesem Schriftchen auch in der Jugend solche Liebe und Verehrung erwecken. So hat er uns ein Büchlein geliefert, das nicht nur den Wernigeroder Schulen gute Dienste leisten wird, sondern auch in weiteren Kreisen auf Teilnahme und Interesse für die ruhmreiche Geschichte der gesegneten und an Naturschönheiten so reichen Grafschaft rechnen kann, wie auch ich es von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart mit stets steigendem Interesse und freudiger Anteilnahme und zu reicher Belehrung gelesen habe.

Im Jahre 1900 feierte das Gymnasium das 350-jährige Bestehen der Anstalt, am 8. Okt. vorigen Jahres wurde dies Buch als Festgabe dem jetzt regierenden Fürstenpaar zum Tage seiner Silberhochzeit dargebracht, 1929 aber werden 500 Jahre verflossen sein, seitdem die Grafschaft Wernigerode unter dem Hause Stolberg steht. Möge denn unser Vaterland nach einem nun bald erfolgenden ruhmreichen Frieden aus all der Not und dem Leid der Gegenwart in neuer Macht und Herrlichkeit wieder aufblühen und zu der Festfeier dort freudig wieder das 'Fürstenlied' erklingen, dessen erste Strophe hier den Schluß bilden mag:

Wo die grünen Tannen rauschen, wo die Berge ragen auf,
Wo zu Tal die Silberbäche brausend nehmen ihren Lauf,
Ist aus edlem Stamm geboren unsrer Gaue Hochgeschlecht:
Heil dir, Stolberg, auserkoren, ritterlich und deutsch und echt!

Kassel. Fr. Heußner †.

Digitized by Google

Theodor Mommsen

Eine Ansprache

von

Ernst Hoffmann

Unter den ersten wissenschaftlichen Fragen, die Mommsen schon in seiner Jugend beschäftigten, war die Frage nach dem Wesen der menschlichen Genialität. In einem Vortrage, den er 1837 als Schüler des Altonaer Gymnasiums vor seinen Kameraden hielt, nennt er Genie und Talent die beiden Klassen der produktiven Köpfe; während aber das Talent von anderen Empfangenes mit Fertigkeit und Anmut reproduziere, schaffe das Genie aus sich selbst. Er nennt es den Erreger des schlummernden Gedankens der Zukunft. 'Der Zeitgeist,' so sagt er, 'fordert ein Organ, das ihn klar und entschieden hervorhebt und alle gemeinsam erregt. Das Genie ist der Apostel des Zeitgeistes, der mit leisem Ohre das, was der weiteren Entwicklung nötig ist, die Zeitbedürfnisse erlauscht; der . . . das Künftige ahnend im Busen tragend, seiner Zeit vorangeeilt ist, der die Zukunft ins Leben ruft und mit prophetischer Begeisterung verkündigt. Es handelt sich' (für das Genie) . . . 'nicht . . . um geschickte Verarbeitung des Alten, des Überlieferten, des Abgestorbenen, sondern um die Schöpfung eines Neuen, eines Selbstempfundenen . . ., nicht mehr darum . . . im kleinen Gutes zu stiften, sondern neue Bahnen zu brechen und das Ganze zu fördern. Eine Epoche zu machen, treten Genies auf; darum sind sie so selten.'

Kein Zweifel, eben dieses, was der 20jährige Jüngling vom Genie verlangt, das hat — und zwar in höchster Vollendung — der Mann geleistet: er hat die Zukunft der Wissenschaft ins Leben gerufen, er hat neue Bahnen gebrochen, das Ganze gefördert; er hat eine Epoche gemacht. Mommsen selbst hat dies zwar niemals von sich geglaubt; nicht einmal bei anderen hat er diese Ansicht über sein Werk geduldet; aber nur um so größer ist er deshalb für uns, und mit Bewunderung hören wir ihn im hohen Alter die Worte sprechen: niemand bringe es weiter als: Mitstrebender zu sein. So erkennt der große Mann jeden, der ehrlich der Wahrheit dient, als seinesgleichen an und gibt damit auch der bescheidenen Gemeinschaft einer Schule das Recht, seinen Namen zu tragen. Und so dürfen auch wir, wenn wir ehrlich Mitstrebende zu sein geloben, wie als ihm zugehörig den

Digitized by Google

heutigen Tag begehen, und wir wollen ihn begehen, indem wir versuchen, von seinem großen Werke uns eine Vorstellung zu machen. Wie er neue Bahnen gebrochen, das Ganze gefördert, eine Epoche gemacht hat, das soll an drei Gebieten seiner gewaltigen Schöpfung in aller Kürze angedeutet werden.

Zuerst seine Römische Geschichte. Im Auftrage eines Verlages, von der römischen Geschichte eine gemeinverständliche Darstellung ohne gelehrte Einzeluntersuchungen zu geben, hat Mommsen in nur sieben Jahren, von 1850—56, die ersten drei Bände geschrieben und seither im wesentlichen unverändert gelassen. Nur ein Meister des Wortes konnte in dieser Sprache seinem Volke, der Menschheit vom Altertum erzählen; nur ein großer Künstler konnte die Alten von dem phantastischen Kothurn, wie er selbst sagt, herabsteigen lassen in die Welt, wo gehaßt und geliebt, gesägt und gezimmert wird, und den Konsul zum Bürgermeister werden lassen. Nur ein Staatsmann selbst, dem die Politik nicht Theorie, dem sie eigenes Leben war, konnte so — nicht mit Interesse, sondern mit Leidenschaft von Personen und Parteien sprechen. Aber noch wichtiger als all dies ist der Sinn von geschichtlicher Entwicklung, der in diesem Werke aufgedeckt war — nicht in abstrakter Formel, wie es Philosophen schon vor Mommsen getan hatten, sondern aufgedeckt in den Tatsachen der Geschichte, im Leben des römischen Volkes selbst. Von dem Begriff der geschichtlichen Entwicklung ist alles abgestreift, was irgend an einen mechanischen Prozeß erinnern könnte, als ob blinde und sinnlose Kräfte in der Geschichte am Werke seien. Entwicklung ist für Mommsen auch kein biologischer Begriff, als ob das römische Volk wie eine Tiergattung von Stufe zu Stufe geschritten wäre. Sondern historische Entwicklung ist sittlicher Kampf, Steigerung von der unvollkommenen Kultur zu der vollkommeneren. Historische Entwicklung ist in dem Sinn Leben, daß allgemeine, umfassende geschichtliche Ideen wirken, und einzelne, individuelle, bedeutende Menschen für diese Ideen wirken, indem sie diese Ideen verstehen, indem sie, wie Mommsen sagt, Werkmeister des historisch notwendigen Werkes sind. Deshalb beurteilt Mommsen seine Helden nicht danach, ob sie dieser oder jener Partei angehören, und ob sie diese oder jene Doktrin vertreten, sondern fragt, ob der Held den 'ausgefällten Spruch der geschichtlichen Entwicklung vollzogen hat'. Der Staat hat seine Entwicklung nach einem inneren Gesetz, welches eben macht, daß der einzelne Staat z. B. der römische Staat ist und nicht ein griechischer. Aber der große Mann ist der, der diese Entwicklung erkennt und sich in sie hineinstellt, also an seinem besonderen Teile dem allgemeinen Gesetz zum Siege verhilft. Wie das allgemein Notwendige in die Erscheinung tritt, und wie andererseits der Einzelne Vollstrecker einer Notwendigkeit wird; wie also aus dem Gegensatz des Allgemeinen und Besonderen Einheit wird,

Digitized by Google

das ist geschichtliches Leben; wie Mommsen dies zum Ausdruck bringt, lehrt z. B. seine Charakteristik Cäsars. 'Der lebendige Mensch kann eben nicht anders als in einer gegebenen Volkseigentümlichkeit und in einem bestimmten Kulturzug stehen. .Nur dadurch war Cäsar ein voller Mann, weil er wie kein anderer mitten in die Strömungen seiner Zeit sich gestellt hatte'. Und an einer anderen Stelle: 'Cäsars Werk war notwendig und heilsam, nicht weil es an sich Segen brachte oder auch nur bringen konnte, sondern weil bei der ... zum oligarchischen Absolutismus herangereiften Stadtverfassung die absolute Militärmonarchie der logisch notwendige Schlußstein und das geringste Übel war.'

Die Römische Geschichte gehört der Weltliteratur an, und ihr Besitz ist für uns etwas wie eine Selbstverständlichkeit. Auch in der Schule ist sie unser tägliches Brot. Aber noch ein Zweites ist uns, ebenfalls schon in der Schule, so gut wie selbstverständlich geworden. Wollen wir Augustus' Testament kennen lernen oder das Carmen saeculare lesen oder den Kaiserkultus verfolgen oder die römischen Garnisonen in Germanien feststellen, so ziehen wir Inschriften zu Rate. Wir können uns römische Geschichte ohne Verwertung der Inschriften nicht mehr denken. Und doch ist die inschriftenlose, die schreckliche Zeit noch nicht seit langem vorüber, und Mommsen war es, noch als junger, mittelloser Gelehrter, ohne Amt und Würden, der die Sammlung der Inschriften in die Hand nahm und eine Tat vollbrachte, durch die er die geschichtliche Forschung wahrhaft aus den Angeln hob. Als Bewunderer und Verehrer Niebuhrs hatte er begonnen, aber gerade die Irrtümer dieses bedeutenden Mannes zeigten ihm, daß der Boden, auf dem die römische Geschichtsschreibung aufbaute, nicht tragfähig war, die römischen Historiker bilden eben nur die eine Hälfte unserer Quellen. Zum Teil unvollständig, zum Teil tendenziös, zum Teil gefälscht, für große Gebiete nie vorhanden gewesen oder verloren geben sie weder einen Zeitabschnitt noch einen Landesteil jemals vollständig. Dagegen lehren uns die Inschriften das Leben der Großen wie der Kleinen im Staate kennen, die religiösen, politischen, militärischen, rechtlichen Bestimmungen, das private und das öffentliche Leben, die Hauptstadt und die Provinzen, und zwar in einer sozusagen originalen Form. Also müssen sie gesammelt und bearbeitet werden. Das hatte zwar bereits zwei Jahrhunderte vorher der große französische Philologe J. J. Skaliger erkannt und in dieser Erkenntnis die Herausgabe des riesigen Thesaurus inscriptionum geleitet, aber seither befand sich die Erforschung gerade der lateinischen Inschriften in solcher Verwilderung — Fälschungen, Entstellungen, falsche Lesungen — daß von vorn angefangen werden mußte. So lautete die Erkenntnis Mommsens, und da er bei den über reiche Mittel und zahlreiche Mitarbeiter verfügenden wissenschaftlichen Gesellschaften zunächst vergeblich anpochte, so setzte er buchstäblich seine ganze Existenz aufs Spiel und machte sich in Italien allein

Digitized by Google

an die Arbeit. Jahre mühevollen, entbehrungsreichen Lebens vergingen, bis sein Plan an maßgebender Stelle überhaupt begriffen und er zum Organisator des ganzen Werkes berufen ward. Da wurde nun der gesamte orbis terrarum eingeteilt, jeder Teil einem Forscher zugeteilt und eine Organisation geschaffen, die zum erstenmal, seit es Wissenschaft gibt, einen wahrhaften Großbetrieb darstellt. Tausende und aber Tausende von Inschriften wurden gefunden, entziffert, gedeutet, ein Folioband nach dem anderen konnte erscheinen, eine ganze Generation junger Epigraphiker wurde angelernt — und kein Buchstabe des ganzen Werkes ist je gedruckt, den Mommsen vor Erscheinen nicht mindestens im Korrekturbogen las. Und als Mommsen nun bestätigt sah, was für die Wissenschaft bei dieser Arbeit im Großen herauskam, da kamen zu dem Plane des riesigen Inschriftenwerkes bald andere ähnliche. In einem ebenso vernachlässigten Zustand wie die Inschriftenforschung befand sich die Münzforschung. Mommsen reformierte sie von Grund aus und lehrte, wie in jeder Inschrift so in jeder Münze wirkliche Geschichte, hier insbesondere: Wirtschaftsgeschichte zu sehen. Zu den Münzen kamen die Papyri, zu den Papyri viele, viele literarische Texte, die überhaupt noch nicht bearbeitet waren, in erster Linie die Quellen für das römische Recht; ganz neue Gebiete der Forschung wurden geschaffen: die germanisch-römische Altertumskunde, vor allem die Limesforschung; Epochen, an denen man bisher vorübergegangen war, wurden systematisch bearbeitet wie die Übergangszeit vom Altertum zum Mittelalter; die Organisation umfaßte bald mehr Akademien, bald alle deutschen gelehrten Gesellschaften, ja ein internationaler Bund der Akademien wurde geschaffen, immer riesiger wurde die Arbeit, immer reicher die Ernte. Aber nicht wie diese organisatorische Arbeit geleistet wurde, nicht wie Mommsen selbst zum großen Teil die Technik für alles gab, Index, Katalog schuf, kann uns hier interessieren, sondern allein: warum er sich überhaupt dieser Arbeit zuwandte. Warum schrieb er nicht zuerst den 4. Band seiner Römischen Geschichte, die in den 50er Jahren unterbrochen und nie zu Ende geführt worden ist? Er hat schon 1845 selbst darauf die Antwort gegeben: 'Wie viel lieber als anderen Leuten Ziegel machen baute ich selbst Häuser. Aber so geht's — hat es doch auch Skaliger getan und war mehr als du ... Ich dachte auch, daß, wo solche Not ist wie hier, jeder zugreifen muß, wer da kann, und daß die wahre Tüchtigkeit darin besteht, an der Ecke, wo man eben steht, sei es Offizier, sei es Soldat zu spielen'[1]). Es war Entsagung in der schmerzlichen, aber tiefen Bedeutung des Wortes. Es lag Arbeit vor, die mußte gemacht werden, denn sie war Voraussetzung für das Ganze der Wissenschaft. Da schwiegen die persönlichen Wünsche und Interessen. Mommsen hat seine Römische Geschichte dem In-

[1]) Br. an Henzen 8. Mai 1845 aus Florenz.

Digitized by Google

schriftenwerke geopfert, aus pflichtgemäßer, sittlicher Erkenntnis heraus, eine eingreifende Wirkung des kategorischen Imperativ. 30 Jahre nach dem 1. Bande der Römischen Geschichte erschien der 5. Band. Der 4. Band blieb aus. Vielleicht hätte Mommsen in den späteren Jahrzehnten, als die Riesenarbeit an den Steinen, Münzen und Handschriften organisiert war, die Zeit finden können, den 4. Band zu schreiben, aber er urteilte, daß es zu spät war; er war ein anderer geworden, 'Ich habe nicht mehr die Leidenschaft, Cäsars Tod zu schildern' sind seine eigenen Worte.

Ein Werk wie die Inschriftensammlung will das Material liefern für wissenschaftliche Erkenntnis, es geht ihr sozusagen voran; ein Werk wie die Römische Geschichte setzt bereits die wissenschaftlichen Untersuchungen voraus und folgt ihnen sozusagen nach. Die im eigentlichen Sinne wissenschaftliche Aufgabe steht zwischen ihnen beiden. Sie wird bei Mommsen durch eine große Zahl grundlegender Werke bezeichnet, von denen zwei aber in besonderem Sinne sein Lebenswerk genannt werden können, denn der Plan reicht bis in die Studienzeit und die Ausführung bis in das höchste Greisenalter, das römische Staatsrecht und das römische Strafrecht. Daß er hier unter all seinen Großtaten die größte vollbracht hat, kann nur eben angedeutet werden, und auch dies nur bei dem ersten der beiden Werke. Wieder ist es schon die Aufgabe, wie er sie sich selbst stellt, die ohne gleichen war. Nicht nur, daß er überall auf dem Boden erntete, den er durch die Kleinarbeit selber gepfügt hatte, sondern seine ganze Frage war seine Frage, niemand hatte sie vor ihm so gestellt. Wenn man das Gleichnis vom Staatskörper, vom Staatsorganismus, das er selbst gern anwendete, aufgreifen darf, so hatte man allerdings auch schon vor Mommsen gesehen, daß dieser Körper Teile, Gliedmaßen, Organe besaß. Gewiß hatte er die, und sie waren sogar sehr wesentlich; aber auch wenn man alles wesentliche dieses Körpers zusammennahm, so hatte man doch noch nicht sein Wesen selbst. Was ist die Wesenheit des römischen Staates, die immer gleich blieb in seiner tausendjährigen Dauer? Was ist der Kern, von dem das ganze Staatswesen nur Entfaltung war? Was ist, wie Mommsen selbst sagt, der Grundbegriff des römischen Staates? Schon wenn die Frage nicht gelöst oder falsch gelöst worden wäre, wäre sie eine reformatorische wissenschaftliche Tat gewesen, denn wo früher ein buntes Nebeneinander von Behörden und Ständen, von Satzungen und Rechten angenommen war, war Einheit gefordert; aus einem Ganzen, das früher scheinbar aus Teilen bestand wie etwa ein Gebäude, sollte ein Ganzes werden, welches Entfaltung einer Lebenskraft ist wie ein Organismus. Mommsen fand den Grundbegriff in der römischen Magistratur. Tritt der römische Staat in irgendeiner Weise überhaupt in Tätigkeit, so drückt sich dies in der Magistratur aus. Es ist der herrschende Begriff im römischen Staatsleben, höher als Konsulat und Diktatur, denn beide sind nur Spielarten

Digitized by Google

dieses Grundbegriffs; Senat und Volk sind befähigt zu handeln nur in Gemeinschaft mit den Beamten des Staates. Alle ordentlichen und außerordentlichen Gewalten des Staates sind magistraler Art, auch die Gewalt des Kaisers. Jeder Spruch, der gefällt wird, hat seine Gültigkeit nur durch die Beziehung zur Magistratur. Dieser Begriff ist die oberste Einheit für alle Träger des Staatsgedankens vom höchsten bis zum untersten Beamten und ebenso für alle Akte der Staatsgewalt auch für alle Zeiten, denn er umfaßt die ganze Zeit der Königsherrschaft, der Republik, der Kaiserzeit bis auf Diokletian. 'Daher liegt es im Wesen der römischen Gemeinde,' so fängt das Staatsrecht an, 'daß die Darstellung ihrer Rechtsordnung den Ausgang nehmen muß von den Beamten derselben, wie denn auch ihre in Form der Gründungsgeschichte uns aufbehaltene uralte Selbstschilderung den König älter macht als die Stadt und das Volk'. Von diesem Kern des römischen Staatsgedankens aus vermochte nun Mommsen das Ganze so darzustellen, daß nach seinen eigenen Worten eine jede Institution sowohl als Glied des Ganzen in ihrer Besonderheit wie in ihrer Beziehung zu dem Organismus überhaupt erschien. Jetzt erst war es möglich, Senat und Bürger, Klientel und Plebs, Patres und Ritter und alle jene disiecta membra sachlich, logisch zu ordnen, jetzt zum erstenmal auch das Kaisertum geschichtlich als Amt zu verstehen, d. h. diejenige Entwicklung aufzuweisen, von der schon in der Römischen Geschichte gesagt worden war, sie sei eine historische Notwendigkeit gewesen.

So kommt zu Mommsens Kunst der Geschichtsschreibung und zu seiner akademischen Tätigkeit als Organisator die dritte Art des Schaffens, die im tiefsten Grunde Gedanke ist. Eine ungeheure Weite des Arbeitsfeldes, von der Urgeschichte Italiens bis zur Völkerwanderung, vom westlichen Ausgang des Mittelmeeres bis zum fernen Osten; von Grammatik und Textkritik bis zu den letzten staatsphilosophischen Begriffsproblemen. Und alles dies von einem Augenpaar, von einer fleißigen Hand, von einem Geiste geleitet. Seit der Zeit, da der Sohn des Schleswiger Pfarrhauses die Universität Kiel bezog, bis in die letzten Tage seines 86jährigen Lebens, als schon der Körper den Dienst versagen wollte, eine einzige restlose große Arbeit. Wie er über diese dem Altertum gewidmete Arbeit die Gegenwart nicht vergaß, dafür werden sogleich seine eigenen Worte noch Zeugnis ablegen. Wir haben nur die Seite seines Wesens betrachten wollen, wo er in seiner Tiefe und seinem Reichtum als ein Wunder der Menschheit erscheint. Ja, er hat wirklich die Zukunft ins Leben gerufen, er hat das Ganze gefördert, er hat eine Epoche gemacht.

Digitized by Google

Gustav Flauberts Stellung zur Antike.

von

Eduard Stemplinger.

Wie eine Sturzwelle kommt in der Mitte des 19. Jahrhunderts über Frankreichs Schrifttum die Begeisterung für die Antike. Den lebhaften Sinn A. Chéniers für die griechischen Bukoliker und Epigrammatiker, die antiken Einflüsse Chateaubriands in seinen Martyrs hatte die Folgezeit mit ihren verschiedenartigen Bestrebungen verdrängt.

Da tauchte mit Th. Gautier, mit dem Philologen L. Ménard der hellenische Polytheismus, die flammende Begeisterung für die Kunst, der romantische Schönheitskult mit einer Kraft auf, die den Zeiten Ronsards nicht nachstand. 1835 erschien Gautiers Roman ‚Mademoiselle Maupin', in dessen Vorrede er sein künstlerisches Heidentum verkündigt. 'J'aimais beaucoup les cathédrales, sur la foi de Notre-Dame de Paris, mais la vue du Parthénon m'a guéri de la maladie gothique, qui n'a jamais été bien forte chez moi', sagt er in seiner Selbstbiographie. A côté du Parthénon tout semble barbare et grossier; on se sent Muscogulge, Uscoque et Mohican en face de ces marbres si purs et si radieusement sereins. — Léconte de Lisle übertrifft Gautier noch in der Verehrung der perikleischen Zeit; er meint in der Vorrede zu den Poèmes antiques (1853): depuis Homère, Eschyle et Sophocle, qui représentent la Poésie dans sa vitalité, dans sa plénitude et dans son unité harmonique, la décadence et la barbarie ont enrahi l'esprit humain. En fait d'art original, le monde romain est, au niveau des Daces et des Sarmates; le cycle chrétien tout entier est barbare', ein Standpunkt, den bekanntlich auch Nietzsche und ihm nach R. Wagner eingenommen haben. In seinen poèmes antiques steht er wie in den späteren Lyriksammlungen ganz unter dem Einfluß des hellenistischen Pantheismus, sogar aus den Horazoden scheidet er in den études latines das Römische ganz aus, um das spezifisch Griechische herauszuheben[1]). Der treffliche Übersetzer des Theokrit und Anakreon (1864), der Ilias (1866), Odyssee (1867), des Hesiod und der Orphika (1869), des Äschylus (1872), Horaz (1873), Sophokles (1877) und Euripides (1884/5) — vgl. dazu dessen modernisierten Ion (L'Apollonide)[2]) — streut in seinen zahlreichen Werken überall zum Teil wörtliche Übertragungen antiker Autoren ein, die nur der Kundige erät[3]). Eine Reihe jüngerer Lyriker wandelt auf Leconte's

[1]) Vgl. meine Studie, 'die Études latines von Leconte de Lisle' (Philologus XXV 300).

[2]) S. Ermatingers Studie in den NJ 1900.

[3]) Vgl. E. Zilliacus, den Nyare Franska poesin och Antiken (Helsingfors 1905 S. 207—41).

Digitized by Google

Pfaden. — L. Bouilhet, dessen Festons et Astragales, Dernières chansons (von seinem Freund Flaubert aus dem Nachlaß herausgegeben) und Meloenis, conte romain (1851) aus der Zeit des Kaisers Commodus atmen ebenfalls hellenischen Geist. Er bevorzugte, wie Flaubert bemerkt, bei den Griechen die Odyssee, dann den ‚großartigen' Aristophanes, bei den Lateinern nicht die Augusteer — Vergil ausgenommen —, sondern Tacitus und Juvenal.

Bouilhet und Flaubert waren Freunde, die all ihre Pläne miteinander besprachen, sich jede Zeile vorlasen, die antiken Autoren miteinander studierten. Wer den andern mehr beeinflußte, ist nicht zu entscheiden; sicherlich schwärmen beide für das gleiche Ideal: antike Kunst und Schönheit.

Was Flaubert zunächst zur Antike zog, ist sein ausgesprochenes Formgefühl[1]). 'Es ist die Form, die ich über alles liebe, wenn sie nur schön ist und weiter nichts' . . . ‚Für mich gibt es in der Welt nur schöne Verse, wohlgerundete, harmonische, melodische Phrasen, . . . farbige Bilder, antike Marmorstatuen und scharfgezeichnete Köpfe. Was darüber, ist nichts' (IX 115). Wie langsam schreibt er selbst, wochenlang oft nur ein paar Seiten, wie feilt er immer, achtet auf die Metaphern — wie Ronsard empfiehlt er, sich in den Künsten und Handwerken, bei Schmieden, Goldschmieden, Schlossern usw. zu unterrichten, um dort Metaphern zu schöpfen; das gibt einem wirklich eine reiche, mannigfache Sprache (VII 139) —, studiert nach allen Seiten die Wirkungen des Stils — er möchte Bücher schreiben, in denen man nur Sätze zu schreiben hätte (wenn man das sagen kann) —; er schwelgt in den Sprachregistern wie ein Orgelvirtuose; wie Goethe klagt er, daß die Sprachvermittlung so oft die gewollte Gedankensynthese zerstört. Drum liest er so gerne Vergil. 'Ich vergehe vor dem Stil und der Präzision der Worte' (VII 201), bekennt er 1861.

Ebenso hoch schätzt er die griechische Kunst ein. 'Die griechische Kunst war keine Kunst, sie war die radikale Konstitution eines ganzen Volkes, einer ganzen Rasse, des Landes selber. Die Berge hatten dort ganz andere Linien' (VII 41). Mit demselben Entzücken, wie Gautier über den Parthenon schwärmt, wie Edm. About sich über die antiken Reste begeistert (in seinem Buch über das zeitgenössische Griechenland), ist Flaubert von den alten Werken hingerissen, als er im Dezember 1850 zum erstenmal Athen betrat. Er schreibt an seine Mutter: 'Was mich angeht, so bin ich in olympischem Zustand, ich sauge mit vollem Gehirn die Antike ein, der Anblick des Parthenon gehört zu den Dingen, die mich im Leben am tiefsten durchdrungen haben. Was man auch sage, die Kunst ist keine Lüge' (VIII 153). Und als er im Mai 1851 Rom besichtigte, da nähert er sich dem Standpunkt Leconte's. Ihm ist die wahre Kunst mit dem Untergang des Polytheismus tot; erst mit den polytheistischen Ideen der Renaissance wird sie wieder wach. En même temps que l'Aphrodite Anadyomène du Corrège sort pour

[1]) Ich zitiere nach der autorisierten deutschen Ausgabe von Gustave Flauberts Gesammelten Werken, hrsg. von Dr. E. W. Fischer (Minden).

Digitized by Google

la seconde fois de la mer, le sentiment de la dignité humaine, véritable base de la morale antique, entre en lutte contre le principe hiératique et féodal'. So findet auch Flaubert in Rom: 'die wahre Antike, die ich gesehen habe, beeinträchtigt die falsche. Man hat (St. Peter) für den Katholizismus erbaut, als er zu sterben begann . . . Mir ist das Griechische lieber' (VIII 177).

Seine Begeisterung für das Altertum — nota bene das griechische! — ist grenzenlos; es macht ihn beim Anschaun 'schwindelig' (IX 8). Er lebt sich so hinein, daß er im Anklang an die Lehre der Metempsychose ausruft (IX 179): 'Mein gegenwärtiges Individuum ist das Ergebnis meiner verschiedenen Individualitäten. Ich bin Barkenführer auf dem Nil gewesen, leno in Rom zur Zeit der punischen Kriege, dann griechischer Rethor in der Suburra, wo mich Wanzen verzehrten.'

Indes steht er nicht auf dem Standpunkt Ronsards oder Leconte's, man solle die Antike nachahmen und berauben; er vereinigt sich mit jenen, deren Stellungnahme Mad. de Staël (de la litt. I 8) so schön zum Ausdruck gebracht: 'Comparant nos richesses avec celles de l'antiquité, loin de nous laisse décourager par l'admiration stérile du passé, ranimons-nous par l'enthousiasme fécond de l'espérance; unissons nos efforts, livrons nos voiles au vent rapide qui nous entraîne vers l'avenir'. Darum polemisiert er gegen Lecontes Einführung in die poèmes antiques und sagt u. a. (VII 82): 'Ich halte sie in ihrem Wollen für falsch; man muß nicht aufs Altertum zurückgreifen, sondern sein Verfahren aufnehmen.' Und ein andermal (VII 101f) führt er diesen Satz genauer aus. 'Was für ein Künstler wäre man doch, wenn man stets nur Schönes gelesen, Schönes gesehen, Schönes gelebt hätte! . . . Die Griechen hatten all das, sie waren in Verhältnissen, die nichts wiedergeben wird, gleichsam plastiziert; aber ihre Stiefel anziehen wollen, wäre Wahnsinn; keine Chlamys braucht man im Norden, sondern Pelzmäntel. Die antike Form ist für unsere Bedürfnisse ungenügend, und unser Leben ist nicht geschaffen, um jene einfachen Melodien zu singen. Seien wir ebensolche Künstler wie sie, wenn wir können, aber auf andere Art! Das Gewissen des Menschengeschlechts hat sich seit Homer geändert. Um Sancho Pansas Bauch reißt der Gürtel der Venus. Statt uns darauf zu versteifen, alte Kniffe zu reproduzieren, muß man sich mühen, neue zu erfinden.' Das ist auch der Standpunkt Goethes; das meint Nietzsche mit seinem Worte, man müsse das Altertum 'überwinden' oder wie sich Rich. Wagner im Hinblick auf Goethes Synthese von Antike und Moderne äußert, man müsse 'nicht durch die Verwendung der antiken Form einen bestimmten Stoff darstellen, sondern durch die Verwendung der antiken Auffassung der Welt die notwendige neue Form selbst finden' (X 58 W.).

Flaubert fühlt sich eins mit den echten Künstlern der besten Antike: die Kunst ist ihm etwas dämonisches, heiliges, das das Opfer des Lebens fordert; aus der Asche persönlichen Glückes soll das wahre Kunstwerk wie ein feiner Rauch emporsteigen; er schreibt nicht, um zu verdienen; er arbeitet nicht, dem Publikum oder dem Verleger zu Gefallen; um des Verdienstes willen beschleunigt er seine langsame feilende Arbeitsweise nicht um eine Stunde; jahrelang trägt er seine Werke mit

Digitized by Google

sich herum; die Kunst hat für ihn ihren Zweck in sich. 'Die Griechen zur Zeit des Perikles machten Kunst, ohne zu wissen, was sie am Tag darauf zu essen haben würden. Seien wir Griechen!' ruft er aus, als Frankreich Ende 1870 am Zusammenbruch stand, die Einschließung von Paris drohte (VII 261).

Er kümmert sich auch nicht darum, ob er erst für eine 'künftige Generation' (VII 319) schreibt; er tröstet sich mit seinem Freunde Bouilhet, den seine Mißerfolge heftig verstimmten: 'Wir stehn allein. Allein, wie der Beduine in der Wüste. Wir müssen nur das Gesicht verhüllen, uns in unsere Mäntel drängen und mit gesenktem Haupt dem Sturm entgegengehen. — Wenn wir sterben, werden wir den Trost haben, daß wir Weg hinter uns legten und daß wir das Große befuhren' (VII 47). Oder: 'Was ich unternehme, ist wahnsinnig und wird beim Publikum keinen Erfolg haben. Einerlei, man muß vor allem für sich schreiben. Das ist die einzige Möglichkeit, schön zu schaffen' (VII 185). So ergeht sich auch Gautier über das 'stupide Volk', so Leconte de Lisle über diese ‚Atmosphäre, in der einem der Atem ausgeht'; sie fühlen den Haß der Menge gegen das l'art pour l'art. Das ist wieder jene Weise gegen den 'Kunstpöbel', die schon bei Isokrates erklingt, bei den Alexandrinern zu gereizten Äußerungen führt und in Horazens bekannten Vers ausmündet: odi profanum volgus et arceo[1]).

Flaubert will die Kunst auf neue Art aufbauen; er ist dagegen, daß der Autor mit seinem Herzen schreibt; er sagt, man dürfe seine Persönlichkeit nicht auf die Bühne bringen; er hält die große Kunst 'für wissenschaftlich und unpersönlich'. Wie Leconte de Lisle in seinem Vorwort zu den poèmes antiques erklärte: L'art et la science, longtemps séparés par suites des efforts divergents de l'intelligence, doivent tendre à s'unir étroitement, si ce n'est pas à se confondre, so lehrt auch Flaubert (VII 80): 'Die Kunst muß sich über die persönlichen Affekte und nervösen Eindrücke erheben. Es ist Zeit, daß man ihr durch eine neue Methode die Feinheit der physikalischen Wissenschaften verleiht.'

Und so arbeitet denn auch nicht bloß der Verfasser der Salambo und der sentimentalen Erziehung, sondern auch der Autor der 'Versuchung des heiligen Antonius' und des satirischen Romans: Bouvard et Pécuchet. Zola erläutert seine Arbeitsweise ganz richtig: 'Die Gewissenhaftigkeit ist ein Hauptcharakteristikum der Werke Flauberts. Er will anscheinend seiner Phantasie gar nichts verdanken. Er arbeitet nur nach dem Gegenstande, der ihm gerade vorliegt. Wenn er schreibt, so opfert er der Eile des Augenblicks auch nicht ein Wort; er will das Gefühl haben, daß jedes Gebiet, das er berührt, ihm gehört, will seine Füße sozusagen auf einen ihm ganz genau bekannten Grund und Boden stellen und als Herr in einem eroberten Gebiet vorrücken.' Oder wie sich Flaubert selbst ausdrückt (VII 81): 'Man muß sich durch geistige Arbeit in die Personen versetzen und sie nicht zu sich heranziehen.' In der Tat zeigt uns der umfangreiche Briefwechsel, mit welcher Genauigkeit Flaubert arbeitet. Bald studiert er Bücher über Gemüsebau und Acker-

[1]) Vgl. mein 'Plagiat in der griech. Litteratur' (Leipz. 1912 S. 94).

Digitized by Google

wirtschaft, dann vielbändige Werke über Erziehung, dann läßt er sich ein Lyoner Arbeiterhaus skizzieren, läßt sich von Freunden medizinische Ausdrücke über gewisse Krankheitserscheinungen mitteilen, liest 'Schmöker über das häusliche Leben im Mittelalter und über die Jagd', versenkt sich in die verschiedenartigsten Wissenschaftsgebiete (Biologie, Botanik, Chemie, Nationalökonomie, Medizin u. a.), liest Dutzende von Zeitungsjahrgängen nach, unternimmt eine Reise nach Tunis und Karthago, um die Gegend, Land und Leute kennen zu lernen, macht drei Reisen in verschiedene Gegenden, um 'einen dummen Ort mitten in einer schönen Gegend für seine beiden Biedermänner' (Bouvard und Pécuchet) zu finden, stellt in sein Zimmer einen ausgestopften Papagei, um ihn für die Geschichte eines 'einfältigen Herzens' zu studieren, fragt bei einem Freunde (für die 'sentimentale Erziehung') an; wie man im Juni 1848 von Paris nach Fontainebleau kam, was man für Wagen nahm, wo man in Paris einstieg. Man wird unwillkürlich an die Arbeitsweise der kallimacheischen Schule erinnert, die sich mit schwerer Gelehrsamkeit die Stoffe beschaffte, fast jede Zeile 'belegen' konnte, über Disziplinen sich verbreitete, denen man nur als Laie gegenüberstand, wie Aratos, der ignarus astrologiae (nach Cicero) sein astronomisches Lehrgedicht schrieb, Nikandros und Vergil, die beide von der Landwirtschaft nichts verstanden, Georgica verfaßten. Dazu tritt noch die raffinierte Kunst in Vers und Sprache, das jahrelange Feilen und Polieren an den Werken u. ä.

Von Haus aus für die Antike eingenommen wurde durch den Stoff von Salambo (1862) — der Söldneraufstand in Karthago und dessen Niederwerfung durch Hamilkar — und die 'Versuchung des heiligen Antonius' (1874) und 'Herodias' (1877) der Dichter zu den antiken Quellen geführt, die er mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Ausdauer aufspürt.

Seine Sprachkenntnisse sind bemerkenswert; er kennt Hebräisch, Arabisch, Griechisch, Lateinisch, sucht womöglich immer die Originale auf. Sein Autorenkreis würde einem Philologen nicht übel anstehen.

Mit 20 Jahren nimmt er das Studium des Griechischen wieder auf; aber noch 1846 muß er seinem Freunde mitteilen (IX 3): 'Ich lache vor Mitleid, wenn ich bedenke, daß ich mich jetzt seit sechs Jahren wieder ans Griechische machen will, und daß die Umstände schuld sind, wenn ich noch nicht bei den Verben angelangt bin.' Im Juli 1852 dagegen will er in ein paar Monaten mit dem 'ewigen Griechischen' zu Ende sein (VII 35).

Zu den Schriftstellern, die 'man immer wieder liest und von denen man sich nährt' (IX 171), die einen bevorzugten Platz in seiner Bibliothek einnehmen, gehören neben Shakespeare Tacitus und Plutarch. In der Vorliebe für Tacitus trifft er mit seinem Freund Bouilhet zusammen. Von Plutarch schreibt er gelegentlich seiner Nichte (1870): 'Du tust sehr wohl daran, dich mit dem Plutarch abzugeben; es gibt nichts gesünderes, als sich häufig mit dieser Art Prachtmenschen zu beschäftigen. Das hebt und reinigt den Menschen' (X 126). Ebenso empfiehlt er ihr (1872) nochmals im Anschluß an Herodot Äschylus in der Übersetzung von Leconte de Lisle zu lesen, darauf Übersetzungen des Thukydides und Demosthenes und soviel von Plutarch, als irgend möglich' (X 201).

Digitized by Google

Sicherlich ist diese Vorliebe für den Chaironeer Flauberts Vorliebe für Montaigne, 'den besten Schüler Plutarchs' (Blignières) entsprungen.

Wie Bouilhet ist auch der Einsame von Croisset ein Verehrer des Aristophanes, den er wiederholt ganz vornimmt. Noch 1874 schreibt er (VII 311): 'Um mich in etwas Starkem zu beleben, habe ich wieder einmal den ungeheuren, den sakrosankten, den unvergleichlichen Aristophanes gelesen. Das ist ein Mann, der! Was für eine Welt, in der solche Werke geschaffen wurden!' Ihn vermißt er für die Neuzeit 'Was der modernen Gesellschaft fehlt, das ist kein Christus, kein Whasington, noch ein Voltaire, das ist ein Aristophanes, aber er würde vom Publikum gesteinigt (VII 64).

Homer liest er selbstverständlich wiederholt, sogar in Ägypten, in Konstantinopel: als er im März 1850 den Nil aufwärts fährt, liest er jeden Tag in der Odyssee, 'verschlingt in ein paar Tagen vier Gesänge' (VIII 64); seiner Nichte empfiehlt er als beste Übersetzung die von Bareste[1]) — Leconte's Ilias und Odyssee war noch nicht erschienen —; Lebrun's, Dugas-Montbel's, Ponsard's Homère haben offenbar Flauberts Beifall nicht gefunden. Wie spottet er über den 'großen Vallès, den Minister des Unterrichtswesens der Pariser Kommune, 'der sich rühmte, er verachte den Homer!' (IX 50).

Sophokles will er so lange studieren, bis er ihn auswendig kann (VII 58). Während seines Aufenthaltes in Griechenland (1851) liest er wiederum Äschylus; am liebsten ist ihm der 'Agamemnon' (VIII 165).

Als er einmal von Paris heimkehrt, wo er ein fades modernes Stück angesehen hatte, da bricht er entrüstet aus: 'Was für eine Literatur! was für ein Pappenstiel! Was für ein Zeitvertreib! Kurz, ich war so entrüstet, daß ich, wieder zuhause, die ganze Nacht darauf verwendet habe, wieder einmal Euripides' Medea zu lesen, um mich von diesem Milchwerk zu reinigen.' (VII 329).

Als er (1854) für seine kleine Nichte sich einen Kursus griechischer Geschichte zurechtlegt, schreibt er einmal (VII 140): 'Gestern hat mich der Thermophylenkampf bei Herodot wie mit 12 Jahren fortgerissen, was die Reinheit meiner Seele beweist, soviel man auch sage'; in Athen liest er erneut Herodot und geht länger mit dem Plan um, die Thermophylenschlacht dichterisch zu verarbeiten.

Als seine Nichte (1868) ihn betreffs ernster Lektüre um Rat fragt, empfiehlt er ihr das 'Gastmahl' und den 'Phädon' Platons in der Übersetzung von Victor Cousin (1822—38), dem berühmten philosophischen Schriftsteller. 'Sintemalen du,' fährt er fort (X 83), 'das Ideal liebst, ... wirst du in diesen beiden Büchern an der Quelle trinken können. Als Kunst sind sie etwas Wunderbares.'

Den Historiker Flavius Josephos studiert er, um der 'Herodias' willen. Aber er ist nicht angenehm von ihm berührt. Er ist ihm ein 'hübscher Bürger, das heißt ein flacher Charakter' (VII 335): Die Anspielung auf die französischen Zustände nach dem Krieg von 1870/71 ist deutlich.

[1]) Homère illustré, Paris 1842—43, eine heutzutage kaum mehr erwähnte Übersetzung.

Digitized by Google

Von griechischen Autoren liest er, abgesehen von den noch zu behandelnden Salambostudien, Lukian und Hippokrates; daß er diesen kennt, macht ihm bei einem 'wissenschaftlichen Frühstück' (kurz vor seinem Tode 1880) besonderen Spaß, da er neben 'drei anwesenden Gelehrten' der einzige war, dem jener Mediziner wirklich aus eigener Lesung bekannt war.

Von *römischen* Schriftstellern hören wir recht wenig. Das entspricht auch ganz der ästhetischen Bewertung der Antike; die römische Poesie und Prosa galt damals, als der Skaligerstandpunkt überwunden und das hellenische Schrifttum als Ideal der Vollendung gepriesen war, als minderwertige Imitation, die tief unter dem Original stünde.

Nur die Horazoden stellt er in jungen Jahren mit Shakespeares 'Hamlet' auf eine Stufe (VII 18) und Lucretius gleicht ihm bisweilen Lord Byron (VII 321); leider ist gar nicht angedeutet, inwiefern dieser Vergleich berechtigt sein soll. Da Sam. Silvestre de Sacy, seit 1855 Mitglied der Akademie, seit 1864 in das Konseil für öffentlichen Unterricht berufen, ihm gelegentlich eines Beisammenseins (1874), offen erklärte, er habe weder Lucrez noch Petron jemals gelesen und schmunzelnd meinte: 'Mein Gott, lieber Herr, ich halte mich an Vergil!' da schreibt er an Mme Roger de Genettes: 'O Frankreich, obgleich es unser Land ist, ist es ein trauriges Land, lassen Sie es uns gestehen' (VII 321). — Persius nimmt er wiederholt vor, um sich Notizen zu machen (VII 61) und Cicero, de officiis beschäftigt ihn noch kurz vor seinem Tode (IX 381).

St. Beuves Kritik an Salambo und Fröhners Artikel darüber in der Revue Contemporaine (Dezbr. 1862) veranlaßten Flaubert, seine Gewohnheit, Kritiken nicht zu beantworten, aufzugeben und in einer längeren 'Apologie' Rede zu stehen; damit hat er von seiner Arbeitsweise mehr den Schleier gehoben, wie sonst irgendwo und auch seine antiken Quellen enthüllt.

Warum er eigentlich Salambo schrieb, verrät er in einem Brief von 1857: 'Ich fühle das Bedürfnis, aus der modernen Welt herauszukommen, in die sich meine Feder zu tief getaucht hat, und die zu schildern mich ebenso ermüdet, wie sie zu sehen mich ekelt' (VII 168); der Dichter war der Madame Bovary herzlich satt geworden.

Mit derselben Gründlichkeit, wie er seine modernen Romane realistisch getreu verfaßte, ging er auch an den karthagischen Stoff; nicht genug, daß er Tunis bereiste, Utika, Karthago, verschafft er sich alle Texte, die sich auf seinen Roman beziehen. Wir glauben ihm aufs Wort, wenn er (1860) gesteht: 'Es wäre mir ein Leichtes, nach meinem Roman einen dicken Band Kritik mit vielen Zitaten zu schreiben' (VII 199). Er macht Notizen über Notizen, studiert dickbändige Werke wie die Poliorketika des Justus Lipsius, liest die Naturgeschichte des Plinius zum zweiten Male 'von einem Ende zum andern' (VII 179), nimmt die einschlägigen Teile bei Athenaios und Xenophon vor, 'ochst' die Konstruktionen der Wurf- und Schleudermaschinen, der Sichelwagen, der Elephantenausrüstung, vertieft sich in eine Schrift von 400 Quartseiten über die

Digitized by Google

pyramidale Zypresse, 'weil im Hofe des Astartetempels Zypressen stehen' (VII 176); was er an Namen der Parfüme und Edelsteine verzeichnet, stammt aus Plinius, Athenaios oder Theophrast. Der Aquädukt, durch den er seine beiden Helden — etwas unwahrscheinlich — nach Karthago hereinbringt, ist eine Reminiszenz aus den 'Kriegslisten' des Polyainos in der Geschichte des Theodoros, Kleons Freund, als Sestos durch die Leute von Abydos eingenommen wurde. St. Beuve wirft ihm die Karfunkeln vor, die sich aus dem Urin des Luchses bilden; Flaubert weist auf Theophrast als Quelle hin. St. Beuve bezweifelt, daß man noch zu Hamilkars Zeiten Kinder geopfert habe und Fröhner hält dies für unmöglich. Flaubert beruft sich auf Diodor (20, 4), nach dem man noch im Krieg gegen Agathokles (392) 200 Kinder verbrannte, für spätere Zeiten weist er auf Cicero (pro Balbo), Strabo (B. III), auf Silius Italicus und Eusebius (praep. evang. I) hin. Wenn ihm Fröhner vorrückt, er habe die Molochstatue mit ihren sieben Kammern der gallischen Religionsgeschichte entnommen und in verwegener Weise, ohne Berechtigung, diesen Fall auf karthagische Verhältnisse übertragen, so erinnert ihn der Verfasser der Salambo höhnisch an die genaue Beschreibung des karthagischen Molochs bei Diodor (20, 4) und Eusebius (praep. evang. I). Fröhner fragt spöttisch, woher denn der Autor die Geschichte von dem wunderbaren Mantel habe, den man noch zur römischen Kaiserzeit im Venustempel zeigte. Flaubert rückt dem Spötter die Stelle bei Athenaios (12, 58) vor, welche die sehr eingehende Schilderung dieses Mantels enthält.

Von den der 'Sonne geweihten Pferden' meint Fröhner: 'Diese Einzelheiten finden sich bei keinem alten Autor und auf keinem authentischen Monument.' Lächelnd zitiert der Angegriffene die Quelle: Pausanias (I 1) und die Bibel (Buch der Könige I 32). Fröhner zählt die blaubemalten Ohren der Elephanten, die Menschen, die sich mit Zinnober beschmieren, die Lydier in Frauenkleidern, die zum Zeichen der Trauer eingeschlossenen Bärte, die gekreuzigten Löwen, die Granatbäume, die man mit Silphium bewässerte, die Smaragdstelen am Eingang des Tempels, die Mandragoren, die Knöchelkette, u. a. zu den hübschen Erfindungen des Verfassers; Flaubert kann dem Kritiker für all diese Einzelheiten die genauen Zitate aus der Bibel, aus Diodor, Älian, Hippokrates, Herodot, Plinius, Theophrast anführen (VII 932ff). Die genaue Form einer Tür lieferte ihm Ammianus Marcellinus, viele Einzelheiten über afrikanische Völkerschaften das Gedicht des Corippus (die Johannis) (VII 226). Spendius ist nach Aratos konzipiert, dem berühmten Feldherrn des achäischen Bundes, 'ein Mann der Streiche und Listen, der nachts recht gern die Posten ermordete und am hellen Tag blendende Visionen hatte' (VII 222), wie ihn Flaubert aus Plutarch kennen gelernt hatte. St. Beuve streut den Gedanken ein, Polybios wäre über manches erstaunt, was er beim Verfasser der Salambo lese. Flaubert wendet dagegen ein (VII 214: 'Polybios ist für mich, soweit Tatsachen in Betracht kommen, eine unbestreitbare Autorität; aber alles, was er nicht gesehen hat (oder was er absichtlich fortgelassen hat; denn auch er hatte einen Rahmen und eine Schule)' — man beobachte diese feine Bemerkung! —, 'das zu suchen kann ich wohl anderswohin gehen.'

Digitized by Google

Interessant ist seine Stellungnahme zum Periplus (Hannos). Während ihn Montesquieu bewunderte, hat er nichts für ihn übrig. 'Wen kann man heute glauben machen, daß wir da ein Originaldokument haben? Es ist offenbar von einem Griechen übersetzt, gekürzt, ausgeputzt und arrangiert. Niemals hat ein Orientale, wer er auch sei, diesen Stil geschrieben ... Und dann werden Sie mir zugeben, daß die Griechen nichts von der barbarischen Welt verstanden. Wenn sie etwas davon verstanden hätten, wären sie keine Griechen gewesen. Der Orient widerstrebte dem Hellenismus. Was für Verkleidungen hat nicht alles durchmachen müssen, was ihnen an Fremdem durch die Hände ging!' (VII 214.) Die letzte Bemerkung verdiente in der Tat eine genauere Untersuchung.

Nach dem heutigen Stand der Forschung ist Hannos autobiographischer Reisebericht, im Tempel des Kronos (i. e. Moloch) aufgehängt, etwa Anfangs des 4. Jahrhunderts von einem griechischen Forscher ins Griechische übertragen worden, wobei die punischen Orts- und Göttternamen hellenisiert wurden; der περίπλους hat Lücken, aber diese sind der Überlieferung zuzuschreiben; an eine so weitgehende Umstilisierung, wie sie Flaubert annimmt, denkt heute niemand.

Flaubert bemerkt wiederholt (VII 47 u. 75), es gäbe ein famoses Werk zu schreiben unter dem Titel: de l'interprétation de l'antiquité; in der Tat, dies schöne Buch ist leider noch ungeschrieben; in jedem Land, zu jeder Zeit ist diese Interpretation eine verschiedene. Wie grausam zerstörte das 18. Jahrhundert die alte Legende von der Vortrefflichkeit Vergils gegenüber Homer! Wie zerpflückte die querelle des Ancients et des Modernes die Fiktion von der Unübertrefflichkeit antiker Kunst und Dichtung! Und widerum kam eine Woge, die die pensée Romaine hinter den Hellenismus zurückdrängte: Fenélon sah Hellas in pseudohomerischer Auffassung, André Chénier im Lichte der Planudeischen Anthologie, Hugo, Gautier, Flaubert erblickten in der Antike ein leider dahingeschwundenes Schönheitsideal, Leconte de Lisle streift die Hülle des Christentums gänzlich ab, um ganz Pagane zu werden, während Chateaubriand das Christentum mit der Antike verschmelzen wollte: il n'est que deux belles sortes de noms et de souvenirs dans l'histoire, ceux des Israélites et des Pélasges[1]). Flaubert, der Formkünstler und Formfanatiker, ist von dem antiken Stil hingerissen, von der antiken Technik, die einen 'Rahmen und eine Schule' hat; hier liegt die Wurzel seines Verhältnisses zur Antike und hier stimmt er mit Mad. de Staël überein, die feinsinnig bemerkt: 'toutes les formes de la poésie, tout ce qui constitue l'essence de cet art, nous l'empruntons de la littérature antique, parce qu'il est impossible, je le répète de depasser une certaine borne dans les artes, même dans le premier des tous, la poésie[2]).

[1]) De Génie du Christianisme II 1, 1.
[2]) De la littérat. c. I.

Digitized by Google

MITTEILUNGEN

Walther Hoerich[1])

Der Weltkrieg hat bei uns so manches lyrische Talent erweckt, in Walther Hoerich ein zweifellos hervorragendes zur Blüte gebracht, um es dann grausam zu vernichten. Man wünschte diese Gedichte jedem Primaner und jungen Studenten in die Hand. So adlig und goldrein sind sie an Gehalt und so anmutig und rein in der Form. Man darf es der Schulpforte nicht verdenken, wenn sie auf diesen Zögling stolz ist[2]).

Die Einleitung des schmucken Büchlein berichtet von der Persönlichkeit des 1895 geborenen und im April 1916 als Offizier gefallenen, auch in dem beigegebenen Bilde ungemein sympathischen jungen Dichters.

Wir lassen hier noch einige Proben aus seinem Tagebuche von 1915 folgen.

Blüh auf gefrorner Christ!
Der Mai ist vor der Tür, —
Du bleibest ewig tot,
Blühst du nicht jetzt und hier. *(Angelus Silesius.)*

Darunter steht Gottfried Kellers Bekenntnis: 'Gott strahlt von Weltlichkeit'.

23. April 1915. Aus den Eindrücken von Zolas *Germinal*: vorherrschend der eines animalischen Hauchs; ungebrochne physische und psychische Gewalten: Fron, Hunger, Instinkte. Zu der künstlerischen Weltanschauung die Freude am Brutalen, Tierischen erstickt jedes Wohlgefallen am Menschlichen, jeden Glauben an eine Möglichkeit der Befreiung, des Aufschwungs und des Altruismus.

26. April 1915 Ich bin noch immer fußkrank. Ich aale mich ('sich aalen' = in süßem Nichtstun liegen und sich sonnen) stundenlang auf den herrlich grünen Aisnewiesen zwischen artigen Gänseblümchen . . .

28. April 1915. Herrlicher Sonnenschein mit sanftem Wind. An der Aisne tausendstimmige Vogelsymphonie. Gewiß hat Uhland in solch einer Stunde gesungen: 'Die Welt wird schöner mit jedem Tag . . .' Man hält es kaum für wahr, daß es noch schöner und immer schöner werden kann. Und dabei sterben und bluten anderswo Kameraden.

5. Mai 1915. Eine Novelle ist *A*: die Darstellung von der Störung und Wiederherstellung irgendeines Gleichgewichts. Beispiele: 1. Michael Kohlhaas (allgemein philosophisch sittliche Gerechtigkeit). 2. Jacobsen, Mogens (psychologisch sittlich; Aufschwung einer in sich ruhenden Persönlichkeit durch Verirrungen zu einer höheren Stufe). 3. Keller, 'Romeo und Julia' und 'Kleider machen Leute' (Sittlichkeit des täglichen Weltlaufs: alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit). 4. J. Conrad, 'Der Nigger vom Narcissus' (rein physiopsychologisch: Beeinträchtigung der seelischen Atmosphäre durch fremde Instinkte und Reinigung davon). 5. C. F. Meyer, Leiden eines Knaben (psychopathisch: Auflösung innerer Unausgeglichenheit durch den Tod) usw.

[1]) Walther Hoerich, Gedichte. München, Max Kellerer, 1918. 80 S. 8. 2,80 M.
[2]) Vgl. Neue Jahrbücher 1917, S. 235—248, Zeitschr. für Deutschen Unterr. 1917, S. 399—402. Humanistisches Gymnasium 1918, S. 27—33.

Digitized by Google

Eine Novelle ist *B*: Der völlige Sieg einer Macht in einem Kampf, jedenfalls immer durch Disharmonien zu Harmonie oder zur Vernichtung.

11. Mai 1915. Ricarda Huch. 'Wonnebald Pück': sehr fein, fertig, leuchtend. Differenzierte Charakteristiken, aber von einer Frau, bisweilen geschmacklos.

12. Mai 1915. Man hat das Gefühl einer bewußten Anlehnung an die Wärme, Behaglichkeit und maßvolle Lebendigkeit des Gottfried Kellerschen Stils. In der Leuchtkraft und Atmosphäre erinnert diese Kunst an Segantini.

16. Mai 1915. Winkerdienst. 'Elisabeth Kött' von Bartsch gelesen. Es ist ja ganz gut gemeint, aber jedes Gefühlchen, jeder Versuch einer Charakteristik ist zu sehr unterstrichen. Herrgott, was sind diese Menschen alles für Tragödien, Probleme und Superlative. Dann 'Dichtung und Wahrheit' Buch X. Überall nur Sachlichkeit, meist belehrenwollend. Episches Entwickeln von Geschautem, Zusammenfassen zu einer Idee, auch wohl zu einer Moral: Menschen und Charaktere nie auf einen Typus gebracht, sondern in lebendigen Details in Auftreten, Erscheinung und Tätigkeit. — Giolitti wäre vorzüglich geeignet für ein Drama. Starke, positive Persönlichkeit. Der Konflikt könnte mannigfach sein. Auf der einen Seite natürlich: Getragensein von der Volksgesinnung, Rassengefühle. Drang nach der Stellung eines Nationalhelden. Auf der andern: entweder ein politischer Idealismus oder starre Charakterfestigkeit, oder das Gegenteil davon: Nachgiebigkeit gegen fremde unlautere Einflüsse oder auch napoleonisches Hinauswachsen über Nationalheldentum zur Tyrannei. Am zeitgemäßesten wäre der Widerspruch Volksheld — Realpolitiker. — Vorzügliche Sujets geben Salandra, Sonnino, der König, die fremden Gesandten, das Volk. Symbolische und typische Einzelerscheinungen wie d'Annunzio, Peppino Garibaldi, Trentiner Leute, Erdbeben usw.

17. Mai 1915. 'Dichtung und Wahrheit' weitergelesen, dann Zola, *Germinal II.* Etwas Tiefversöhnliches liegt in der Tragik der Kathérine. Furchtbar, aber nicht abstoßend. Künstlerische Meisterschaft über einen Riesenstoff. Vgl. den Kraftmeier B. Kellermann, der durch ungeheure Dimensionen zu imponieren glaubt (Tunnel) und sie nicht mit Leben füllen kann. Bei Zola ist alles wirkliches Menschenleben, Tragik. Besonders zum Schluß wieder einfach und monumental. Das so tiefverschuldete, verbrauchte Weib wird im Tode einmal wie ein reines Kind. Es hat ein ganzes Leben lang Gier, Schläge, Erniedrigung erlitten, — weil es Weib war. Es empfängt sterbend einen Schimmer von Seligkeit, — weil es Weib ist. Es ist wie ein Symbol der versklavten, zertretenen, bespieenen Erde, die doch immer wieder sich nach der Sonne und nach Mutterschaft sehnt und gebären will.

24. Mai 1915. Tolstoi 'Auferstehung' Band II steigert sich zu großer plastischer Einfachheit. Die Psychologie ist aber reichlich stilisiert. Der fanatische Menschheitsprophet drängt sich stellenweise vor. Der Schluß leidet unter einem gewissen Schwanken zwischen Aufdringlichkeit und Unverständlichkeit der Stimmung. Der Gedanke, daß die beiden neuen Menschen sich rein lieben und aus Liebe entsagen, ist hier sehr versöhnend und ohne Sentimentalität dargestellt.

25. Mai 1915. Den französischen Männern fehlt das Rückgrat des Charakters, Würde. Der Gebildete mag sie durch Pathos und Eleganz, der Bürger durch politische Lebhaftigkeit ersetzen. Die Landbevölkerung macht in jeder Altersstufe einen schlappen, abgeluderten Eindruck.

6. Juni 1915. Kirchenkonzert. Bach, Beethoven, Wagner, mit Posaunen, und ein lokalpatriotisches Sachsenlied darf natürlich nicht fehlen. Dazwischen huscht ein Schwälbchen zwitschernd auf und ab, und die Sommersonne scheint warm und weich durch die Scheiben. Was wird das für ein Festtag sein, wenn man in der Heimat mal wieder gute Musik hört!

12. Juni 1915. Schön Wetter, Flußbad. Kriegsnovellen gelesen. Meist Anekdoten mit etwas Stimmung aufgarniert. Großenteils von Frauen geschrieben, herzlich sentimental. Dann Münchhausens Gedichte. Wenn man sie im Zusammenhang liest, merkt man, daß es der Mann und Ritter Börries ist, der unsere Sympathie gewinnt. Der Dichter ist, neben Liliencron gesehen,

Digitized by Google

doch recht blaß, außer in einigen Stücken. Gustaf Geijerstam, 'Thora' gelesen. Fein und edel.

14. Juni 1915. Peter Moors 'Fahrt nach Südwest'. Ein Buch zum Vorlesen! Wie glücklich sind die Berufe, die gesteigerte Selbständigkeit erfordern und einen in durch Kleinigkeiten und Tradition unbeengte Verhältnisse stellen, z. B. Farmer, Baumeister, auch der Forstmann, der Arzt. Desto stolzer können die andern sein, wenn sie Herren sind über enge, kleinliche Menschen und Dinge. Am schwersten haben es wohl Offiziere und Staatsmänner, aber auch Schul- und Universitätslehrer, öffentliche Beamte. — Schaffen ist Hauptsache. Vier Novellen von Rudolf G. Binding gelesen. Sehr fein und edel, aber etwas zu gewählt und geschliffen, Kristallglas im Licht des Abends. Dabei psychologisch gewaltsam. Höchst reizbare, auf den leisesten Hauch reagierende Seelen. Der Stil ist zu breit. Aber unsere Modernen tragen überhaupt das Gepräge keiner Jahreszeit, sondern höchstens einer Saison.

17. Juni 1915. Schönes Wetter. Soldatenheim. An Novelle geschrieben. Das Größere ist niemals um des Kleineren willen da, z B. die Zukunft nie, um die Vergangenheit zu rechtfertigen, und der Krieg nicht, um an irgendeiner Seele den Läuterungsprozeß zu vollziehen.

20. Juni 1915. Bismarcks Fehler ist, daß er nicht bedacht, daß sein Nachfolger kein Bismarck sein würde. Der selbe geschichtliche Vorgang wie bei Friedrich dem Großen. Bismarck ist keine ehrwürdige Eckartgestalt. Er ist Fuchs und Löwe und Schlange, nur sich selber treu: Chamäleon aus Notwendigkeit.

5. August 1915. C. F. Meyer ist zum Vater unsrer Zeitschriften- und Sonntagsbeilagen-Lyrik geworden. Besonders viele Frauen bringen Banalitäten in den Formen, die bisher originelle, fein ziselierte Gefäße mit schwerblütigem Wein waren, und jetzt sind es Nippsachen mit Veilchensträußchen. Das Heil unsrer Lyrik kommt von Österreich. Der Roman erstickt, überwuchert von der Ullsteinliteratur. Das Drama schweigt, einzelne klassizistisch angehauchte Auferweckungen von geschichtlichen Helden oder Toten, daneben Symbolkram und Mysterien.

13. August 1915. Es ist nützlich, in der Psychologie Gesetze der Chemie zu beachten. Unfertige Charaktere sind mit Mischungen, gereifte mit organischen Verbindungen zu vergleichen. — Vier Ruhetage. Arbeit, Arbeit, Arbeit und ebensoviel Regen. Müde, naß und vergnügt. Ich bin zum Kursus kommandiert. Eins — zwei — drei: Hurra! Bis jetzt ist's mir noch wie ein Märchen. Ich alter Esel!

20. August 1915. Nach Mitternacht in Deutschland. Hochöfen glühn, Symbol stummer, eiserner Wacht. Unvergeßliches Bild. Morgennebel. Ferne blaue Höhenzüge.

Lektüre während des Feldzuges: Goethe, Faust, Dichtung und Wahrheit. G. Keller, Die drei gerechten Kammacher, Das Fähnlein der sieben Aufrechten, Kleider machen Leute, Pankraz der Schmoller. Fontane, Irrungen, Wirrungen. Mörike, Gedichte, Idyll am Bodensee, Mozart auf der Reise nach Prag. Annette von Droste-Hülshoff, Judenbuche. Grillparzer, Libussa. Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts. Frey, Der Alpenwald. Fouqué, Undine. Leander, Träumereien am französischen Kamin. E. Th. A. Hoffmann, Kater Murr, Zahllose Gedichtsammlungen. Björnson, Fröhlicher Bursch, Synöve Solbakken, Arne. Jacobsen, Novellen. O. Wilde, Lehren und Sprüche. Tolstoi, Auferstehung. Zola, Germinal. Shakespeare, Hamlet. E. A. Poë, Novellen. W. Whitmann, Grashalme. Chamberlain, Kriegsaufsätze. Friedrich der Große, 300 Briefe und 3 politische Schriften. Lamprecht, Naumann, Avenarius, Rohrbach, Traub, Mundt, Erzberger, politische, soziale, kulturelle Schriften, Die Hilfe. H. Hesse, Heimkehr. H. Lingg, Byzantinische Novellen. Gobineau, Renaissance. Harlan, Die Dichterbörse. E. Zahn, Mutter. Sven Hedin, Volk in Waffen. Der Kanzler (Lengewiesche), Bismarck, Reden zur äußeren Politik. Ric. Huch, Wonnebald Pück. Bartsch, E. Kött. Stratz, Lieb Vaterland!! Aram, Kusine in Amerika!! (Ullstein!!). Ganghofer, Reise zur Deutschen Front, Die eiserne

Digitized by Google

Zither. H. v. Kahlenberg, Verliebte Geschichten. P. Rosegger, Drei Geschichten. R. Greinz, Lustige Tiroler Geschichten. Cl. Viebig, Vier Geschichten. Valentin, Bismarck und seine Zeit. R. M. Rilke, Die Weise von Liebe und Tod. Der deutsche Erzähler (Bücher der Rose). B. v. Münchhausen, Balladen und ritterliche Lieder. A. Geiger, Vier Novellen. G. v. Geijerstam. Thora. 1 Jahrgang vom Türmer. Frenssen, Peter Moors Fahrt. R. Binding. Vier Novellen. H. Hoffmann, Die unversicherte Brigg. W. Jensen, Novellen. J. Bojer, Unser Reich. R. Waldstetter, Die Wahl. Tolstoi, Zwei Greise, Auf Feuer habe Acht.

Das Alte Gymnasium in neuer Beleuchtung

Wenn ein Schulmann, der mit beiden Beinen im öffentlichen Leben steht, wie der allen Lesern der Süddeutschen Monatshefte bekannte Josef Hofmiller[1]), sich über das alte Gymnasium äußert, so wird man keine öde, von den Angreifern sich abhängig machende Apologie zu befürchten haben. Die Gymnasien machen von ihrem Latein und Griechisch lange nicht den Gebrauch, den sie zum Segen für Herz und Gemüt machen könnten, wenn sie den Umfang ihrer Lektüre über die klassischen Schriftsteller hinaus, ja bis ins Mittelalter ausdehnten. — Quellenlektüre ohne philologisches 'Zerpflücken' (S 72), auch Religionsgeschichte auf Grund von Chrestomathien stehen im Mittelpunkt. — Französisch hat seinen Vorrang unter den Neueren Sprachen an das Englische abzutreten. — Vom Nutzen stilvergleichender Übersetzungsübungen denkt Hofmiller offenbar zu gering. Er selber hat nach seinem Satzbau S. 67/68 mit den fortwährenden Konsekutivsätzen und dem Satzungetüm auf S. 68 hierin in seiner Jugend wohl keine guten Erfahrungen gemacht.

Deutschkundliche Bücher[ei]

Bei der oft ziemlich wahllosen Betriebssamkeit des Buchhandels in Ausnutzung der 'völkischen' Hochkonjunktur freut es, auf zwei Heftchen hinweisen zu können, geschrieben von zwei gründlichen Sachkennern und wohl geeignet, Kenntnis und Liebe in weite Kreise zu tragen. Die Deutsche Heldensage von Eugen Mogk[2]) gibt in bündigster Form Inhalt und Zusammenhang dieser neben wüstem Geröll viel echtes und noch ungemünztes Gold bergenden alten Geschichten. Einen umfassenderen Überblick bietet, ganz aus dem Vollen schöpfend, Friedr. von der Leyen[3]) über das Deutsche Märchen; hübsch und für viele wohl auch neu ist die Bemerkung, wonach das Märchen aus der Erzählung ohne Ende, die Sage aus dem kurzen Abenteuer entstanden ist. Damit erledigt sich auch die vielfach noch herrschende Meinung, das Deutsche Märchen sei überwiegend nur Nachklang der Sage.

Geschichtliche Abende

Vier Vorträge ungefähr über den selben Gegenstand, in den Grundanschauungen gut zusammenklingend, aber recht verschieden in Rhythmus und Klangfarbe der Ausführung. Litt[4]) bläst in langgezogenen Tönen die Friedensschalmei der Humanität, bei Spahn[5]) glaubt man die tiefen Orgeltöne

[1]) Josef Hofmiller, Vom Alten Gymnasium. Englisch oder Französisch. Laiengedanken zum Religionsunterricht. München, Hugo Bruckmann, 1917. 100 S. 3,50 *M*.

[2]) Eugen Mogk, Deutsche Heldensage. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. 48 S. 60 *Pf*.

[3]) Friedr. v. d. Leyen, Das Deutsche Märchen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. 40 S. 60 *Pf*.

[4]) Theod. Litt, Die Gestaltung des Geschichtsunterrichts in der Schule (= Geschichtliche Abende im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, 4. H.). Berlin, Siegfr. Mittler & Sohn, 1918. 35 S. 95 *Pf*.

[5]) Mart. Spahn, Die Bedeutung des Geschichtsunterrichts für Einordnung des Einzelnen in das Gemeinschaftsleben (ebenda 3. H.). 28 S. 95 *Pf*.

Digitized by Google

einer starken Kampfnatur zu hören, Goetz[1]) erhebt uns in die Sphären einer umfassenden Weltbetrachtung, Meinecke[2]) endlich liefert uns neue Proben seiner philosophisch durchleuchteten und historisch durchwärmten Schreibweise. Man lese sie alle vier, in der eben bezeichneten Folge: Der erstaunlich wortgewandte, aber keineswegs oberflächliche Philosoph wird einen Hunger erzeugen nach einer festeren Speise, die dem Leser auch in der temperamentvollen Darstellung des Straßburger Historikers reichlich dargeboten wird, während dann der jedes Für und Wider sorgsam abwägende Universalhistoriker ihn mit einem Gefühl von Beruhigung entläßt, und der über Kant und Hegel erfolgreich hinausstrebende Geschichtsphilosoph uns widerum in die Mannigfaltigkeit und Tiefe der Probleme blicken läßt; nebenher fallen gerade bei Meinecke goldene Sprüche ab nicht allzuoft gehörter pädagogischer Weisheit, unter anderm auch über deutschen Unterricht.

Pindar Pyth. 2, 34 f.

. . . χρὴ δὲ καὶ' αὐτὸν αἰεὶ παντὸς ὁρᾶν μέτρον· // (35) εὖναι δὲ παρατρόποι ἐς κακοτᾶν' ἀφρὸν // ἔβαλον † ποτι καὶ τὸν ἰκόντ' † ἐπει νεφέλᾳ παρέλεξατο // ψεύδος γλύκυ μεθέπων αἴδρις ἀνὴρ (Ixion).

Daß 35 nicht episch zu fassen ist, etwa im Sinn der Konjektur ποτὶ κοῖτον ἰόντ', sondern gnomisch als Fortführung von 34, setz ich als stilistisch einleuchtend voraus. Vergleicht man dann Stellen wie Ol. 7, 31 αἱ δὲ φρενῶν ταραχαὶ παρεπλαγξαν καὶ σοφὸν, oder Pyth. 8, 15 βία δὲ καὶ μεγαλαυχον εσφαλεν εν χρονωι, so wird klar, daß καὶ festzuhalten und hinter τὸν ἰκόντ' ein Ausdruck für 'einen Vernünftigen' zu suchen ist. Das einzige Wort das ins Metrum paßt, ist Kaysers φρονεόντ' (vgl. Bakchyl. 3, 85 φρονεόντι συνετὰ γαρύω). Daß von den acht Buchstaben dieses Wortes fünf mit den überlieferten übereinstimmen, muß als Bestätigung der Konjektur gelten.

So bleibt noch das verdorbene ποτι. Kayser und alle die den Satz gnomisch fassen, schreiben unbedenklich πότε. Aber die zeitliche Festlegung widerspricht dem Wesen des gnomischen Aoristes. Der Sinn fordert an dieser Stelle nichts, aber der Gebrauch gestattet den Zusatz τινα, wie Nem. 8, 50 ἑπταοιδαις δ' ἀνὴρ νωδυνον καί τις καματον ἔθηκεν und öfters. Zudem steht τινα καὶ an der selben Versstelle 60. Also mit ἔβαλον τινα καὶ φρονεόντ' ist die Stelle meines Erachtens geheilt.

z. Z. Konstantinopel. Paul Maas.

[1]) Walt. Goetz, Die Bedeutung von Persönlichkeit und Gemeinschaft in der Geschichte (1. H.). Berlin, Siegfr. Mittler & Sohn, 1917. 28 S. 95 ℳ.
[2]) Fried. Meinecke, Die Bedeutung des Geschichtsunterrichts für die Entwicklung der Einzelpersönlichkeit (ebenda 2. H.). 37 S. 1,25 ℳ.

Digitized by Google

ANZEIGEN

Georg Lasson, Was heißt Hegelianismus? (= philosophische Vorträge, veröffentlicht von der Kantgesellschaft. Nr. 11.) Berlin, Reuther & Reinhard, 1916. 36 S. 80 ℳ.

In drei Abschnitten wird die Aufgabe behandelt. Der erste 'Der absolute Idealismus' geht von dem Grundsatz aus: 'Hegelianismus ist der umfassend durchgeführte, der zur Vollendung gebrachte Kantianismus' (S. 10). Auf Grund dieses Satzes stellt sich der Inhalt der Schrift dar als eine Auseinandersetzung mit Kant und dem Kantianismus. Wesentliche Übereinstimmungen werden aufgehellt; Hegels Hinausgehen über Kant sucht Verfasser als folgerichtige Weiterbildung, als ein Zuendedenken der Philosophie des Königsbergers zu erweisen. Kants Lehre zum System abgerundet zu haben sei Hegels besonderes Verdienst. Der Kantische Dualismus von Sinnlichkeit und Verstand sei ein Widerspruch in sich selbst. 'Es ist unmöglich, einen Inhalt des Erkennens ausfindig zu machen, der nicht Inhalt des Erkennens, also geistige Produktion sei; ... alles Erkennen ist Selbsterkennen des Geistes' (S. 16). Auch Kants einziges Erkenntnisobjekt sei die Vernunft. So habe Hegel Kants Ansatz vollendet durch den Nachweis, daß alle Erfahrungen solche sind, die der Geist von sich selber macht. Das Primäre sei nicht die Sonderung, sondern die Totalität des Begriffes.

Der zweite Abschnitt, 'Die dialektische Methode' ist gegen die Ausbildung der transzendentalen Methode durch die Marburger gerichtet. Aufgabe der dialektischen Methode ist 'die Erkenntnis alles Besonderen aus dem Begriffe des organischen Zusammenhanges' (S. 24).

Der letzte Abschnitt, 'Das System der Erkenntnis' ist der Ehrenrettung des vielgeschmähten 'Systems' gewidmet. System ist für Hegel nicht ein totes Schema, in das die einzelnen Erkenntnisse hineingepreßt werden, sondern 'die Wahrheit als das lebendig gegliederte und sich ewig produzierende Ganze' gilt ihm als das System (S. 29). Nicht das reine, dem Nichts gleiche Sein, sondern der Begriff der geistigen Totalität ist ihm das A und O. So hat die Philosophie nicht die Aufgabe, die Wirklichkeit zu gestalten, sondern zu begreifen. Hegels großes Verdienst sei darin zu suchen, daß er die Vernünftigkeit in der sittlichen und natürlichen Welt aufgezeigt und beides in dem selbstbewußten Geiste 'als identisch' nachgewiesen habe (S. 35).

Hier dürfen wir das große Fragezeichen machen; wir meinen, daß es die große Menschheits-Aufgabe ist, das Wirkliche vernünftig zu gestalten: Nicht Vernünftig-sein, sondern Vernünftig-sein-sollen — das Sollen ist das Hinaufführende. Darin hat die Philosophie auch noch eine weltgestaltende Aufgabe.

Im Felde. Willi Schink†.

Digitized by Google

Hans Schmidkunz, Philosophische Propädeutik in neuester Literatur. Mit einer Einführung von Alois Höfler. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1917. VII u. 90 S. Geh. 2,50 ℳ.

Die Schrift, die teilweise bereits als Abhandlung in den 'Lehrproben und Lehrgängen' 1916 (Heft 126—128) erschienen ist, bietet einen zusammenfassenden Bericht über die deutsche Literatur zur philosophischen Propädeutik von 1912—1916, auf Grund dessen der Verfasser eine Beurteilung der Forderungen und Ziele auf diesem umstrittenen Gebiet des höheren Schulunterrichts zu gewinnen sucht. Schmidkunz bemüht sich dabei besonders, die verschiedenen Formen in der Art der Ausgestaltung jenes Unterrichtsfaches zu unterscheiden und auf ihre Berechtigung zu prüfen. Mit Recht vergißt er auch nicht, die Notwendigkeit einer Belebung und Vertiefung des Unterrichts durch philosophischen Geist, die Bedeutung der 'Philosophie im Unterricht' und ihre Beziehungen in den verschiedenen Einzelfächern des Unterrichts hervorzuheben, wenn er auch hauptsächlich die philosophische Propädeutik als eigenes Fach behandelt.

Daß ein propädeutischer Unterricht in der Philosophie überhaupt wünschenswert sei, ist schon oft mit mancherlei gewichtigen Gründen dargetan worden, und Schmidkunz setzt die zustimmende Entscheidung über diese Frage voraus. Er empfiehlt im wesentlichen die herkömmliche, z. B. in Österreich übliche Weise eines Unterrichts in Psychologie und Logik. Wenn er diese Disziplinen aber um deswillen vorzieht, weil sie sich von der übrigen Philosophie als etwas Selbständiges, Festes und Objektives absondern ließen (S. 10, 17), so kann man diese Begründung anzweifeln. Faßt man die Logik nicht als traditionelle formale Logik, dann wird man sie nicht als Vorschule der eigentlichen Philosophie bezeichnen können, sondern sie mehr in das Zentrum rücken, und dann stößt man gerade von der Logik aus auf die schwierigsten philosophischen Probleme, deren Erörterung wegen starker systematischer Voraussetzungen in einem propädeutischen Unterricht nicht ohne weiteres möglich ist. Die Logik läßt sich aber auch nicht eintach mit der Psychologie zu einem besonderen Komplex zusammenordnen und der systematischen Philosophie gegenüberstellen, denn das Verhältnis der Psychologie zur Philosophie ist ein ganz anderes als das der Logik. Bei einem propädeutischen Unterricht in der Psychologie liegen die Gefahren darin, daß man entweder zu wenig Philosophie dabei bringt, indem man unwissenschaftliche vulgäre oder wissenschaftliche physiologische Psychologie bietet, oder daß man in Metaphysik gerät. Die Beschränkung auf Psychologie und Logik wird sich kaum mit sachlicher Notwendigkeit rechtfertigen lassen, noch auch ist sie pädagogisch etwa besonders bequem durchzuführen. Man wird immer, wenn man philosophische Propädeutik geben will, auf fast alle Gebiete der Philosophie übergreifen müssen. Schmidkunz tut das auch eigentlich in seinen einzelnen Forderungen durchaus. Mit Entschiedenheit dringt er darauf, daß in der philosophischen Propädeutik möglichst der gegenwärtige Stand der wissenschaftlichen Philosophie berücksichtigt werde. Aber wenn Probleme wie die des Dinges mit mehreren Eigenschaften, der Abstraktion (S. 21), der

Digitized by Google

Urteilsevidenz (S. 22), Fragen der Gegenstandstheorie und der Phänomenologie (S. 21, 24), der Relations- und Werttheorie (S. 33) u. a. erörtert werden sollen, so bleibt man damit doch keinesfalls in einem neutralen Vorhof der Philosophie, sondern man bewegt sich mitten im Kampf der Meinungen, in dem eine Übereinstimmung der verschiedenen Richtungen nicht zu erzielen ist, wo man also nicht von einem schulmäßig festen Lehrgegenstand reden kann.

Das zeigt, daß der Standpunkt von Schmidkunz doch nicht ganz eindeutig und unangreifbar ist. Seinen Argumenten gegen die 'falschen Wege' der philosophischen Propädeutik wird man auch nicht ohne weiteres zustimmen können. Wenn er die allgemeine Darstellung einer philosophischen Weltanschauung verwirft, so ist er damit gewiß im Recht, sofern das in oberflächlicher, unwissenschaftlicher oder dogmatischer Weise geschieht, aber eine wissenschaftliche Hinleitung auf die tiefen Probleme der Menschheit und ihre Lösungsversuche durch die großen Denker kann sehr wohl nützlich sein. Man kann dabei auch gut die verschiedenen Standpunkte und Richtungen charakterisieren. Aber die Einführung muß derart sein, daß sie, ohne dogmatisch die Lösung vorweg zu bieten, den Schüler zu einem philosophischen Nachdenken anleitet und die Vorbedingung für ein weiteres und tieferes wissenschaftliches Studium schafft. Geschichte der Philosophie gehört zwar nicht in die philosophische Propädeutik, sofern sie bloße Geschichte ist und 'vom Sachlichen der Philosophie' ablenkt (S. 30), wie Schmidkunz meint, aber eine Erörterung philosophischer Probleme mit geschichtlicher Orientierung wird den Fehler des Historismus vermeiden können, ebenso wie sie, mit wissenschaftlicher Vorsicht und Umsicht gehandhabt, dem Dogmatismus wie dem Skeptizismus und Relativismus entgehen wird. Gerade die Verbindung einer sachlichen und geschichtlichen Entwicklung von Problemen scheint mir pädagogisch von Vorteil zu sein und die Möglichkeit mannigfacher Anknüpfungen an andere Unterrichtsgebiete wie die einer wissenschaftlichen Weiterbildung zu gewähren. Die Lektüre philosophischer Autoren oder philosophischer Lesestücke kann hierbei unterstützend wirken, wenn sie auch, wie Schmidkunz betont, nicht den einzigen Bestandteil der philosophischen Propädeutik ausmachen darf. Mit Recht fordert Schmidkunz bei aller vielseitigen Anknüpfung im übrigen Schulunterricht ein besonderes Fach für den philosophischen Unterricht und entsprechend eine Fakultas dafür beim Universitätsexamen.

Der Hauptwert scheint mir bei der philosophischen Propädeutik darauf zu liegen, daß eine pädagogische Anleitung zu wissenschaftlich philosophischem Denken gegeben und das richtige Verständnis philosophischer Probleme geweckt und gefördert werde. Dazu bedarf es vor allem tüchtiger, philosophisch und pädagogisch geschulter Lehrer! Mehr als bei anderen Fächern spricht hier die Persönlichkeit des Lehrers selbst mit, und weniger als sonstwo läßt sich dabei ein sachlich genau bestimmtes Stoffgebiet umgrenzen oder eine zu erreichende Menge von Kenntnissen festsetzen. Man kann sich in der Tat verschiedene methodische Möglichkeiten der Einführung denken, von denen die eine nicht einfach besser oder schlechter zu sein braucht als die andere. Mag

Digitized by Google

man sich mehr an die österreichische Form des Unterrichts anschließen oder eine Neugestaltung versuchen, wie neben manchen anderen auch ich in meinen Aufsätzen über dieses Thema (Päd. Archiv 1911 S. 585ff., Jahrb. d. Ver. f. wiss. Päd. 1913 S. 149ff., Nord u. Süd 1914 Heft 473), die Hauptforderung muß sein: eine methodisch geregelte Einführung in philosophische Denkweise und philosophisches Denkgebiet durch geeignete Lehrkräfte!

Das Buch von Schmidkunz ist zu begrüßen wegen der Nachdrücklichkeit, mit der hier unter sorgfältiger Berücksichtigung der Literatur in den letzten Jahren die Sache der philosophischen Propädeutik verfochten wird.

z. Z. Alexandrowo (Polen). W. Moog.

Paul Kretschmer, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. 1. Hälfte. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1916. 288 S. 9 M.

Während sich die Wissenschaft sowohl mit der neuhochdeutschen Schriftsprache als auch mit den Volksmundarten eingehend beschäftigt hat, ist die zwischen beiden stehende hochdeutsche Umgangssprache bisher zu kurz gekommen. Um so mehr ist das vorliegende Buch zu begrüßen, das die zahlreichen üblichen Verschiedenheiten im Sprachschatz der von den gebildeten Deutschen im täglichen Leben gesprochenen Sprache behandelt. Es handelt sich in diesem ersten Versuche einer Wortgeographie der mündlichen Gemeinsprache nicht um die landschaftlichen Unterschiede in Aussprache, Betonung und Syntax, sondern um lexikalische Verschiedenheiten und sinnverwandte Ausdrücke wie Treppe und Stiege, Tischler und Schreiner. Umfaßt ist das ganze deutsche Sprachgebiet von Memel oder sogar Petersburg und Siebenbürgen bis Aachen und Bern, von Kiel bis Bozen. Natürlich konnte nicht jeder einzelne Ort innerhalb dieses großen Gebietes berücksichtigt werden. Es wurde vielmehr auf Grund von ausgesandten Fragebogen Auskunft über 150 bis 170 Orte gewonnen. Dies reicht im wesentlichen aus, zumal für den Sprachgebrauch der beiden wichtigsten Städte, Berlin und Wien, der Verfasser selber einsteht. Ungern vermisse ich jedoch aus der Provinz Sachsen Magdeburg, aus dem Gebiet des hessischen Deutsch Frankfurt a. M. und Gießen, aus dem Nassauischen Wiesbaden und Weilburg. Außer den Angaben zuverlässiger Gewährsmänner, die S. 28—35 aufgezählt werden, sind als Quellen der Umgangssprache Zeitungsanzeigen, örtliche Bekanntmachungen und Heimatromane benutzt.

Da der umfangreiche Stoff in den Jahren 1906—1914 gesammelt ist, stellt er den Stand der hochdeutschen Umgangssprache unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges dar. Unbedingte Vollständigkeit war weder möglich noch nötig. Die zum Zweck der Bestandaufnahme versandten Fragebogen enthielten etwa 350 Nummern; ausgeschlossen waren von vornherein z. B. Fach- und Kunstausdrücke, Worte der Berufssprachen, Gefühlswörter, die Kindersprache und rein mundartliche Ausdrücke. Die Hauptmasse der behandelten Worte entfällt auf Begriffe des täglichen Lebens (Haus und Haushalt, Kleider, Speisen, Gewerbe, Krankheiten u. a.). Abgesehen von unvermeidlichen statistischen Ungenauig-

Digitized by Google

keiten, ergibt sich ein treffendes Bild der Sprache des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. Nach einiger Zeit werden sich manche Züge natürlich verschieben und verändern, da die Entwicklung der Sprache nicht still steht und die sprachliche Beeinflussung einer Gegend durch die andere in der Zeit des modernen Verkehrs immer häufiger wird.

Die auf die ausführliche Einleitung (S. 1—62) folgende Wortgeographie ist alphabetisch angelegt, und zwar so, daß jedesmal der Berliner Ausdruck das Stichwort bildet und daneben die abweichenden Bezeichnungen desselben Begriffs durch das ganze Sprachgebiet verfolgt werden. Von den behandelten Ausdrücken seien hier nur folgende Gruppen genannt: Abendbrot, Abendessen, Nachtessen, Nachtmahl; arbeiten, schaffen; Bindfaden, Kordel, Schnur, Spagat; Boden, Speicher, Söller, Bühne, Unterdach, Diele; Böttcher, Faßbinder, Küfer, Büttner, Schüssler u. a.; Eierkuchen, Pfannkucken; fegen, kehren; Fußbank, Schemel; Gardine, Vorhang; Harke, Rechen; Knabe, Junge, Bube; Klempner, Spengler, Flaschner u. a.; klingeln, läuten, schellen.

Die einzelnen Ausdrücke werden, wo es nötig ist, etymologisch erklärt, ihr Ursprung und ihr sachlicher Grund werden gesucht, ihr Verbreitungsgebiet wird bestimmt, obgleich sich die Grenzen nicht immer ganz genau ziehen lassen. Manche sprachgeschichtlich und kulturgeschichtlich wichtige Ergebnisse werden dabei gewonnen, z. B. in den Abschnitten über Apfelsine, Galoschen, Kartoffel. Unter 'Beinkleid' (S. 112) hätte angegeben werden können, daß 'Hose' ursprünglich den Strumpf bedeutet, S. 173, daß am Rhein und in Hessen für Mus gewöhnlich Honig gesagt wird, z. B. Zwetschenhonig = Pflaumenmus. Die Aufnahme der Gruppe Gasse — Straße hätte sich gelohnt. Zu S. 76 bemerke ich, daß das rheinische und elsässische 'Baselmannchen machen' nicht etwa aus dem Spanischen, sondern aus dem französischen baiser la main kommt.

Die alten deutschen Wörterbücher und manche Idiotika sind sorgfältig benutzt. Interessant ist der geschichtliche Überblick S. 43—62 und besonders der Hinweis auf den österreichischen Gelehrten Johann Valentin Popowitsch (1705—74), der schon wortgeographische Sammlungen anlegte und insofern als der einzige Vorgänger Kretschmers bezeichnet werden kann, der auch die in der Wiener Hofbibliothek liegenden ungedruckten Aufzeichnungen Popowitschs verwertet hat.

Das vorliegende Buch zeigt, wieviel von unserer Umgangssprache noch unbekannt oder wenigstens noch ungebucht ist, und liefert so einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis dieser Sprache. Der Grund der wortgeographischen Verschiedenheiten liegt nach dem Verfasser darin, daß dem deutschen Sprachgebiet der sprachliche Mittelpunkt fehlt, wie ihn Frankreich in Paris, England in London besitzt, da die deutsch Sprechenden auf vier europäische Staatengebilde, nämlich das deutsche Reich, Österreich, die Schweiz und Deutschrußland, verteilt sind, und da das deutsche Reich wieder in viele Einzelstaaten mit besonderen Hauptstädten zerfällt. Aber daß so die völlige Einheitlichkeit unserer Umgangssprache fehlt, ist nur scheinbar ein Mangel. Denn gerade in der Verschiedenheit des Sprachschatzes liegt ein Reichtum, der sich wie die Volksmundarten für

Digitized by Google

die deutsche Schriftsprache nutzbar machen läßt und sie vor Erstarrung bewahrt. Die vom Verfasser behandelte Frage ist übrigens nicht nur für die Sprachgelehrten wichtig, da die landschaftlichen Verschiedenheiten des Wortschatzes namentlich auf Reisen und bei Verlegung des Wohnsitzes unendlich vielen gebildeten Deutschen auffallen. Möge der zweite Teil der mühevollen, aber verdienstvollen Wortgeographie, der die Ausdrücke von K bis Z enthalten wird, nicht lange auf sich warten lassen!

Wetzlar. Heinrich Gloël.

1) L. Juni Moderati Columellae opera quae exstant. Recensuit V. Lundström. Fasciculus alter rei rusticae libros I—II continens. Goteburgi, Eranos Förlag, 1917. (Collectio scriptorum veterum Upsaliensis.) 107 S. 3,50 ℳ.

Das erste Faszikel der Lundströmschen Columellaausgabe erschien bereits im Jahre 1897 und enthielt den sog. *liber de arboribus*. Dort gab Lundström auch in der Praefatio einen kurzen Überblick über das Handschriftenmaterial. Die älteste und beste Hs ist der codex Sangermanensis (*S*) aus dem 9. Jahrh., jetzt in Petersburg; ihm zur Seite steht ein Ambrosianus (*A*) aus dem 9. oder 10. Jahrh. Auf diesen beiden Hss, deren Lesarten Lundström sämtlich im kritischen Apparat wiedergibt, ist der Text aufgebaut. Ihnen gegenüber stehen die codices deteriores (*R*), 20 an der Zahl, deren Lesarten er nur mit Auswahl verwendet.

Dann folgte im Jahre 1902 das 6. Fascikel mit dem *carmen de cultu hortorum* (rei rusticae l. X), im Jahre 1906 fasciculus septimus rei rusticae l. XI continens, darauf endlich 1917 das vorliegende Bändchen (Fasc. II), dem alsbald Fasc. III (l. III—V) folgen soll. Es ist nur zu wünschen, daß diese erste gründliche kritische Ausgabe bald zum Abschluß kommen möge, damit sich das Interesse der Philologen diesem beachtenswerten Schriftsteller zuwende, von dem einst Lundströms Lehrer Häggström voraussagte (Praef. fasc. I): *si quando editio vere critica prodisset, praestantissimum inter scriptores Romanos locum perspicui simplicisque scribendi generis gratia esse obtenturum.*

Quod di bene vortant!

2) Jacobus van Wageningen, De Ciceronis libro consolationis. Groningae, in aedibus heredum P. Noordhoff, 1916. 4°. 54 S. 3,50 ℳ.

Dieses Werk stellt sich, wie der Verfasser zu Anfang bemerkt, als ein Kriegsbuch eines Philologen dar, der als Neutraler mit tiefbekümmerter Seele den Verlust so vieler tüchtiger Männer betrauert und sich durch wissenschaftliche Beschäftigung über die trostlose Zeit hinwegzutrösten sucht. Was konnte er da Herrlicheres in Angriff nehmen als das Buch zu rekonstruieren, mit dem Cicero sich selbst über den Hingang seiner lieben Tochter zu trösten suchte?

Den Grund gelegt zu Ciceros *Consolatio* hatte C. Buresch, Consolationum a Graecis Romanisque scriptarum historia critica (Leipziger Stud. IX [1887] S. 95—107), indem er den 60. Brief des Hieronymus zum erstenmal ausbeutete. K. Schenkl, Zu Ciceros Consolatio (Wiener Stud. XVI [1894] S. 38—46) hatte weiteres Ciceronisches Gut in Ambrosius zweiter Rede *de excessu fratris* entdeckt. Wageningen geht

Digitized by Google

einen Schritt weiter; er zieht besonders Ciceros Tusculanen (vor allem I und III) und die unter dem Namen des Plutarch überlieferte Consolatio heran (vgl. hierüber P. Corssen, Rhein. Mus. 36 S. 510—16). Wo diese beiden Schriften miteinander übereinstimmen, zieht Wageningen seine Schlüsse auf Benutzung der *Consolatio* bzw. von Krantors Schrift *περὶ πένθους*. Heranzuziehen ist auch zuweilen Ciceros Cato maior, sowie ein Brief des Servius Sulpicius an Cicero (ad fam. IV 5) und des Cicero an Titius (ad fam. V 16). Seneca kommt nicht in Betracht, geht vielmehr in seinen drei Consolationes seine eigenen Wege. Über die Verwertung dieses Materials handelt der Verfasser im ersten Teil (S. 1 – 18).

Im zweiten Teil versucht er den Aufbau von Ciceros Consolatio (bzw. Krantors Schrift *περὶ πένθους*) an der Hand von Plutarchs Trostschrift zu rekonstruieren, wobei er fast durchweg der Disposition von M. Pohlenz (De Ciceronis Tusculanis disputationibus. Göttingen 1909. S. 15—19) folgt:

A. Exordium: Lact. inst. div. III 38,9 (= Cons. fr. 13 Müller)

I. *Non oportet in medio dolore consolationem scribere:* Tusc. IV 63 (= Cons. fr. 3a) ∞ Plut. p. 102 A B.

II. *Non is sum, qui dolorem ipsum vituperem:* Tusc. III 12, III 71 ∞ Plut. p. 102 C D.

III. *Sed moderandi sunt affectus:* Acad. II 135 (= Cons. fr. 3b) cf. Tusc. III 74 ∞ Plut. p. 102 D E F, 103 A.

B. De Vita

IV. *Vita enim mortalis et misera est atque Fortuna eam regit:* Lactant. ad Stat. Theb. I 306 (= fr. 17), Tusc. I 83 (= fr. 4), I 76—77 (= fr. 5) ∞ Plut. p. 104 C; Aug. de civ. dei XIX 4, 2 (= fr. 6), Ambr. de exc. fratr. II 29 (= Cic. de r. p. III 1, 1), Cic. de sen. § 84 ∞ Plut. p. 107 A; Tusc. V 25 ∞ Plut. p. 104 D.

C. De Morte

V. *Vitae miserae mors finis, sed non malum, ut di quoque immortales testantur, qui haud raro mortem tamquam hominibus piis dederunt:* Tusc. I 18, I 13. — Tusc. I 97, 98, I 92, I 91, I 90 ∞ Plut. p. 107 D, F c. 13, 109 E F, Axioch. p. 369 B C, p. 365 D. — Tusc. I 113/114 ∞ Plut. p. 108 E F, p. 109 A; Axioch. p. 367 C c VI, p. 368 A. Nauck Eur. fr. 452, 2. — Tusc. I 115, 116 ∞ Plut. p. 109 B C D.

VI. *Si mors non lugenda est, ne immatura quidem mors maerenda, nam nec scimus an potius a malis quam a bonis rebus mortui discesserint, nec quantum tempus, sed quomodo vixerit homo, interest:* Tusc. I 93, 95. III 59, 60. I 93, I 84, 86, 109, de sen. § 70 ∞ Plut. p. 110 E F, 111 A, 113 E F c. 24, 114 B, 111 A c. 17.

VII. *Si aeternitatem spectes, brevissima et longissima via nihil inter se differunt. — Quisquis moritur, suo tempore moritur:* Tusc. I 94, Hier. Ep. LX 14, 3 ∞ Plut. p. 111 C D E.

VIII. *Sed lugentes, non mortuorum vicem sed nostram dolemus.* (Hier folgt bei Plut. das 'Embolium', das der Verfasser unter IX behandelt.) *Si tua causa doles, tui nimis amans es; sin mortuorum causa, illos in nullo malo esse reputato et dolore deposito eorum memoriam colito:*

Digitized by Google

Tusc. I 111 ∞ Plut. p. 111 E F c. 19; ad fam. V 16, 5, Hier. Ep. LX 7, 1 — 2, 3, Tusc. I 117, I 44 ∞ Plut. p. 114 C D c 25.

IX. Embolium: *Neque dicendum mortem esse non exspectatam neque nimium lugendum est. Nimius luctus muliebris est neque decet viros fortes* (exemplum Lyciorum): Tusc. III 38, 29 ∞ Plut. p. 112 D c 21; Val. Max. II 6, 12, 13. Ambr. de exc. fr. II 12, Tusc. III 62 ∞ Plut. p. 112 F, 113 A.

X. *Vita poena est; non nasci longe optimum. Vita commentatio mortis:* Lact. inst. div. III 18, 18 (= Cons. fr. 8a), III 14, 20 (= fr. 8b), III 19, 13 (= fr. 9a), Tusc. I 114 (= fr. 9b), Hier. Ep. LX 14, 2. 19, 1. Ambr. de exc. fr. II 35, Tusc. I 74/75, de sen. § 74 ∞ Plut. p. 115 B c 27, D E.

XI. *Vita nobis mutua data est, di eam a nobis reposcunt. Quod si Niobe secum reputasset, non tantopere dolori indulsisset. Oraculum autem monet: 'nosce te' et 'ne quid nimis':* Tusc. I 93, III 63, I 52; Hier. Ep. LX 14, 4. 7, 3 ∞ Plut. p. 116 A C.

XII. *Quis scit an deus ut pater homines curans, adulescentes e vita immature rapiens hoc faciat futura prospiciens:* Cic. ad fam. V 16, 3. 4. Hier. Ep. LX 15, 1, 17, 1 ∞ Plut. p. 117 D E.

XIII. *Vita cum brevis sit, non oportet luctu nos affligere et vexare, sed potius spectare ad eos, qui mortem filii (vel filiae) fortiter toleraverunt:* Tusc. III 58, III 34, III 29. 30. Val. Max. V 10, ext. 1—3 (= fr. 15c) ∞ Plut. p. 117 F—118 A, 118 B C D c. 33, D E F, 119 A. — Tusc. III 63. Hier. Ep. LX 5, 1—2 (= fr. 7b) ∞ Plut. p. 119 B C D. — de div. II 22 (= fr. 15a), Tusc. III 70 (= fr. 15b), ad fam. IV 6, 1 (= fr. 15d), Hier. Ep. LX 5, 3 (= fr. 15c), Val. Max. V 10, 1—3 (= fr. 15c); ad Att. XII 20, 2 (= fr. 16), XII 22, 2. 23, 2. 24, 2; ad fam. V 6, 1.

D. De immortalitate animi

XIV. *Filius (filia) tuus (tua) tam diu vixit, quam diu fatum concessit. Nunc pietate sua sedem beatorum meruit, ubi cum dis aetatem agens tibi tuaeque dignitati non permittet, ut immodico dolore opprimaris:* Tusc. I 65. Lact. de ira dei 16, 45. inst. div. I 5, 25 (= fr. 10): Tusc. I 51. 52. 61 ∞ Plut. p. 119 F, 120 B C. Axioch. p. 365 E, 370 B C. Plut. p. 121 E c. 37. — Ambr. de exc. fr. II 20, Cic. de sen. § 77. 78. Tusc. I 27. 28. 29. — Lact. inst. div. I 15, 16 sqg. (= fr. 11). III 19, 3 sqq. (= fr. 12), vgl. auch Tusc. I 72 ∞ Plut. p. 120 E F, 121 A. — Cic. de sen. § 85. 86. Ambr. de exc. fr. II 132. 134. 135. — Hier. Ep. LX 14, 5—6 ∞ Plut. p. 121 F. ad fam. IV 5, 5.

Schon dieser Überblick zeigt, wie die Consolatio greifbare Gestalt bekommen hat. Die Fragmente sind wesentlich vermehrt und großenteils anders geordnet als bei C. F. W. Müller (IV 3 p. 332—338). Über viele Punkte läßt sich, wie es bei der Rekonstruktion eines verloren gegangenen Werkes selbstverständlich ist, keine Gewißheit erlangen. Doch sind wir dem Verfasser dankbar, daß er uns zum erstenmal ein abgerundetes wahrscheinliches Ganzes bietet.

Von ihm haben wir noch eine Abhandlung *de praeceptis a Menandro et Dion. Hal. de consolatione datis* zu erwarten (S. 18, Anm. 1).

Digitized by Google

3) Ovid, Tibull, Properz, Katull in Auswahl. Für den Schulgebrauch zusammengestellt von Siegmund Preuß. Bamberg, C. C. Buchner, 1916. Text, 164 S., geb. 2 ℳ. Erklärungen, 167 S., geh. 1.80 ℳ.

Diese Auswahl ist so reichhaltig, daß sie den Schüler von Tertia bis Prima begleiten dürfte. Sie enthält so ziemlich alles, was neben Vergil und Horaz auf unsern Gymnasien an Dichtern gelesen wird. Am reichhaltigsten ist natürlich die Auswahl aus Ovid. Aus den Metamorphosen sind so ziemlich alle Partien (23 Abschnitte) aufgenommen, die für die Lektüre in Tertia in Betracht kommen. Nur vermiß ich die berühmten Einleitungsverse. — Daran schließen sich fünf Elegien aus den Amores (und Remedia amoris). Es folgen zwölf Abschnitte aus den Fasti, acht Elegien aus den Tristia (I 1, I 2, I 3, I 7, III 3, III 10, III 12, IV 10), endlich fünf Elegien Ex Ponto (I 3, I 8, III 2, III 7, IV 3). — Aus Tibull sind aufgenommen: I 1, I 3, I 7, I 10, 1—50; II 1, II 2, II 5, IV 2, IV 4. Vielleicht hätten noch die kleinen Sulpiziagedichte, das Innigste, was wir an römischer Poesie besitzen, aufgenommen werden können. — Unter den ausgewählten Gedichten des Properz (III 1, III 9, IV 6, III 4, IV 3, I 18, III 21, III 18, IV 11) vermiß ich eine Anzahl Cynthialieder, besonders aus dem ersten Buch. — Die Auswahl schließt ab mit Katull: an die Freunde c. 1, 46, 4, 31, 9, 14, 50, 65, 101; an Lesbia c. 51 (+ Sappho fr. 2), 5, 7, 3, 8, 76 (ich vermisse c. 2!); an Widersacher: c. 44, 49, 84, 116. — Dem Autor ist jedesmal ein kurzer Lebensabriß vorausgeschickt.

Der Kommentar ist im großen ganzen den Bedürfnissen des Schülers angepaßt. Die Erklärungen sind aus dem Unterricht hervorgewachsen. Das gilt besonders auch von den Anmerkungen zu Ovids Metamorphosen, die Ed. Stemplinger (München) ausgearbeitet hat. — Freilich sehr häufig wird nur die Bedeutung von Vokabeln angegeben, die der Schüler ebensogut aus dem Wörterbuch finden kann. Die Kommentare unserer Schulausgaben dürfen dem Schüler das Aufschlagen der Vokabeln nicht ersparen. Richtige Handhabung des Lexikons ist für die Erlernung einer Sprache unumgänglich notwendig.

Alles in allem kann die Ausgabe, die auch einen gefälligen Druck auf gutem Papier aufweist, nur empfohlen werden.

4) K. Thieme, Scribisne litterulas latinas? Kleine moderne Korrespondenz in lateinischer Sprache. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers), 1916. 109 S. Geb. 2 ℳ.

Mit Freuden nimmt auch der klassische Philologe dies kleine Büchlein zur Hand, das im ganzen in lesbarem Latein geschrieben ist. Es enthält 106 Briefe in folgenden Abschnitten: I. Einladungen. Annahme und Absage (Nr. 1—9). II. Bitten und Besorgungen (Nr. 10—19). III. Von der Reise (Nr. 20—27). IV. Festlichkeiten (28 und 29). V. Beglückwünschungen (Nr. 30—44). VI. Schulverhältnisse und Studium (Nr. 45 bis 55). VII. Versöhnung (Nr. 56—58). VIII. Krankheit, Tod und Beileid (Nr. 59—71). IX. Politisches (Nr. 72—83). X. Empfehlungen und Ratschläge (Nr. 84—90). XI. Vermischtes (Nr. 91—106). Zum Schluß

Digitized by Google

ist ein geographischer Anhang beigegeben, der die gebräuchlichen neulateinischen Formen von Ländern, Städten, Gebirgen und Flüssen enthält.

Aufgefallen ist mir, daß Thieme nicht die antike Briefform beibehält: *Ernestius Mummius Ilsenburgensis s. d. Paulo Kirsteinio Berolinensi* oder kurz *Ernestius Paulo sal.* und erst am Schluß das Datum. Die moderne Art, erst Datum, dann vokativische Anrede, endlich *Tui amicissimus* oder *addictissimus N. N.* oder gar *Tuus filius fratris* (müßte wohl heißen *Tui fratris filius!*) ist völlig unlateinisch. Ebenso unlateinisch ist die Ausdrucksweise: *N. N. matheseos professoris propositio fuit: Nova industriae incrementa novisque euntes itineribus artes* ('die Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel der Industrie und die neue Produktionsweise' Brief 72). Der Lateiner liebt in solchen Fällen verbale Ausdrucksweise. Ähnlich Brief 78: 'Das Thema des Herrn N. N. lautet: Die ungezügelte Habgier und Genußsucht unserer Zeit' nicht *N. N. viri spectatissimi propositio: rerum appetentia nimia et voluptatum sitis nostro tempore grassantes*, sondern etwa: *N. N. hoc propositum habet: Quomodo his temporibus homines avaritiae atque luxuriae nimis se dedant* — und andere Fälle mehr. Ausdrücke wie *modernus* sollten vermieden werden. 'Moderne konfessionslose Schule' (Brief 72) würde ich übersetzen: *novae quaedam scholae, quae neutram confessionem sequuntur.* Gar nicht meinen Beifall finden die Fraktionsbezeichnungen: *factio conservativa, semiconservativa, christiano-socialis, nationalis liberalis, centrica, democratica socialis, neutrales* ('Wilde'). Ich möchte vorschlagen: *optimates* oder *boni, boni illi qui ab extrema nobilitate discesserunt, socii christiani qui vocantur, liberales illi qui a natione nomen capiunt, factio media* (so auch Cicero), *populares* (Demokraten), *socii qui vocantur* oder *plebei, qui nullius factionis partes sequuntur.* Dagegen scheinen mir die Bezeichnungen für das moderne Verkehrswesen treffend widergegeben zu sein.

An grammatischen und stilistischen (orthographischen) Unebenheiten sind mir aufgefallen: *vigesimus* (so immer!), *amantissimus sermo* (S. 10), *Rugiam insulam proficiscar* (statt *in insulam R.* S. 11), *si moritura esset-nolebam* (S. 11), *veritus es ne ... noluerim* (statt *nollem* S. 13), *tam variis curis distinebar, ut ... habuerim* (S. 13), *cum potes* (besser *poteris*) *revises* (S. 15), *vereor ne licuerit* (statt *liceat* S. 15), *habitationem* (statt *in h.*) *convenire* (S. 15), *libens* statt *libenter* (S. 15). S. 25 muß es heißen ⟨*in*⟩ *villam advenisse, hac* (statt *hic*) *in villa* (hier in der Villa). Unverständlich blieb mir *non fero qua* (?) *neurasthenicus.* Brief 10 (Anfang): 'Schon oft hatte ich im Sinne, persönlich dir vorzutragen, was ich auf dem Herzen habe; allein eine gewisse fast bäurische Schüchternheit hielt mich immer davon ab' = *Coram me Tecum eadem haec agere saepe conantem deterruit pudor quidam paene subrusticus* gibt die Zusammenstellung von *coram me* (*coram* Adv. nicht Praep.!) leicht zu Mißverständnis Anlaß: also besser *Coram Tecum ... saepe me conantem* oder *me Tecum ... coram agere* usw.

Charlottenburg. A. Kurfeß.

Digitized by Google

1) G. Michaelis, Christ. Ostermanns Lateinisches Übungsbuch. Ausgabe C für Reformschulen, Oberrealschulen, gymnasiale und realgymnasiale Kurse, Lehrerseminare. 4. Aufl., X u. 346 S. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1916. Geb. 3,20 *M*.

Daß das vorliegende Buch bereits neun Jahre nach seinem ersten Erscheinen in der vierten Auflage vorliegt, ist ein Beweis für seine Brauchbarkeit. Der erfahrene Schulmann hat aber trotzdem nicht abgelassen, die bessernde Hand an sein Buch zu legen. Zu dem lateinischen Text ist ein kurzer poetischer Anhang (zehn Fabeln des Phaedrus) mit anschließender Wortkunde getreten. Ferner sind eine Anzahl von deutschen Übungssätzen, die für die Zwecke der Oberrealschule zu schwer erschienen, als solche bezeichnet und durch leichtere ersetzt worden. In dem deutschen Übungsbuch hat sich der Verfasser die Verbesserung des deutschen Ausdrucks angelegen sein lassen.

Mit der Anlage des lateinischen und deutschen Übungsbuches so wie des grammatischen Abrisses erklärt Referent sich vollkommen einverstanden, wie es ja bei der langjährigen praktischen Erfahrung des Verfassers auch nicht anders zu erwarten war. Was aber die Wörterverzeichnisse angeht, so möchte Referent es sich nicht versagen, einzelne Wünsche zu äußern. Zunächst betreffs der Angabe der Quantität erscheint es dem Referenten vom Standpunkte der Konsequenz durchaus notwendig, daß alle natur- und positionslangen Vokale bezeichnet werden, so daß Nichtbezeichnung eines Vokals die Kürze ausdrückt. Wenn man ferner bedenkt, daß das Buch für Reformschulen bestimmt ist, in denen der Lateinunterricht mit Untertertia beginnt, nachdem ein dreijähriger französischer Unterricht vorausgegangen ist, so begreift man nicht, warum dieser nicht für den Lateinunterricht dadurch nutzbar gemacht wird, daß die lateinischen Wörter mit den von dem Schüler gelernten französischen Wörtern in Beziehung gesetzt werden. Außerdem müßten stets, wo es möglich ist, deutsche Lehn- und Fremdwörter herangezogen werden. Was für die Sexta eines Gymnasiums sich empfiehlt, muß für die Untertertia eines Reformgymnasiums unbedingt gefordert werden. An Stelle des alphabetischen lateinischen Wörterverzeichnisses würde Referent ein nach Wortfamilien geordnetes etymologisches setzen, weil dann durch eine systematische Wiederholung der Wortfamilien dem Schüler ein tieferer Einblick in die lateinische Wortbildungslehre und in den Wortschatz überhaupt vermittelt werden könnte. Wenn der Lateinunterricht auf einer späteren Stufe beginnt, können und müssen alle Mittel zur Förderung des Verständnisses und zur Stärkung des Gedächtnisses herangezogen werden.

2) P. Boesch, Lateinische Wortfamilien in Auswahl. Zürich, Orell Füßli, 1917. V u. 76 S. Geb. 1,60 Fr.

Der Verfasser gibt in dem Vorwort als den Zweck des Büchleins an, 'ein systematisches Erlernen der Vokabeln zu ermöglichen'. Er verfolgt also einen ähnlichen Zweck, wie ihn Referent mit seinem bei Teubner 1914 erschienenen 'etymologischen Wörterbuch' im Auge hat. Referent kann also das Erscheinen des Büchleins nur mit großer Freude begrüßen. Allerdings sind nicht unwesentliche Verschiedenheiten in der Gestaltung

Digitized by Google

beider Bücher zu bemerken. Der Verfasser verzichtet so gut wie vollständig auf sprachwissenschaftliche Erklärungen, auf die Referent in seinem Büchlein gerade das Hauptgewicht gelegt hat, weil nach seiner Überzeugung gerade dadurch das Interesse und das Verständnis des etymologischen Zusammenhangs der Wörter gefördert wird. Es sei mir gestattet, einige Beispiele aus meinem Büchlein auzuführen: Bei exāmen heißt es bei mir 'aus exāgsmen, das Ausgetriebene' 1. (Bienen)schwarm. 2. Zünglein an der Wage (aus der Ruhelage gebracht) > Prüfung B. P. ἄξιος; 'wäge : bewege', während der Verfasser nichts weiter angibt als die Bedeutungen: 'Schwarm, Zünglein an der Wage, Untersuchung'. Ich erkläre also 1. die Form, wodurch der Schüler leichter einsieht, daß exāmen zu ago, bzw. exigo gehört; 2. durch die Angabe der Grundbedeutung 'das Ausgetriebene' vereinige ich die beiden sonst unvermittelt nebeneinander stehenden Bedeutungen. Durch das Zeichen > weise ich darauf hin, daß die Bedeutung 'Prüfung' sich aus der konkreten 'Zünglein an der Wage' entwickelt hat. Durch die Anführung der Bedeutungsparallelen aus dem Griechischen und Deutschen zeige ich, daß die Bedeutungsentwicklung von der allgemeinen Bedeutung des 'Bewegens' zu der speziellen des 'Wägens' auch bei andern Völkern stattgefunden hat, wodurch diese für den Schüler einleuchtender wird. — Bei incus, das zu cūdo gehört, gebe ich an 'Rückbildung von incūdo und führe die Bedeutungsparallele aus dem Deutschen ahd. anabōz : bōzan ‚schlagen' an, während der Verfasser nichts als die Bedeutung angibt. Bei decet weist der Verfasser zwar auf die Verwandtschaft mit doceo und disco hin, erklärt aber den Zusammenhang nicht, der klar wird, wenn man als Grundbedeutung 'es ist annehmbar' angibt und das urverwandte griechische δέχομαι daneben stellt. Dann ergibt sich für disco die Grundbedeutung: 'ich fange an, etwas anzunehmen' und für doceo 'mache annehmbar' (die Verba auf -eo mit Ablaut des Wurzelvokals sind im Lateinischen oft Kausativa, vgl. monco 'mache denken = mahne' torreo 'mache trocken = dörre'). Dann ergibt sich auch, daß dexter 'rechts' zu dieser Familie gehört. Zu ĕdo stellt der Verfasser richtig vēsci. Was soll aber der Schüler damit anfangen? Man muß ihm sagen, daß vēscor < *ve + ēscor 'esse weg' entstanden ist und das deutsche 'fresse = 'veresse' dazustellen. Zu ferre stellt der Verfasser mit Recht forsitan, aber es fehlt die Erklärung < fors sit an 'es dürfte ein Zufall sein, ob nicht' = vielleicht. Zu iacio gehört iactura 'Verlust, Schaden'. Warum soll dem Schüler dies nicht näher erklärt werden durch die Grundbedeutung 'das Überbordwerfen' (Schifferausdruck). — Bei jūgerum gibt der Verfasser nur das dialektische Wort 'Juchert' an. Es mag sein, daß in der Schweiz dieser dialektische Ausdruck so bekannt ist, daß er als Bedeutung genügt. Für unsere Schüler würde er nicht genügen, weil viele ihn überhaupt nicht kennen, wir müssen also die Bedeutung 'Morgen Landes' angeben und diesen Ausdruck erklären, 'so viel ein Joch Rinder an einem Morgen pflügen kann'. Noch ganz anders verständlich wird das Wort, wenn man die höchst eigentümliche Form erklärt als Rückbildung aus dem Plural iūgera und mit diesem das damit genau gleiche griechische *ζεύγεσα : ζεῦγος zusammenstellt. — Wie

Digitized by Google

ganz anders wird das dem Schüler aus seinen ersten Lateinstunden her bekannte Wort mensa und seine Zusammengehörigkeit mit mētior klar, wenn man hinzufügt 'substantiviertes Femininum, sc. tabula 'ausgemessenes Brett'. Bei supplicium wird die doppelte Bedeutung 'Bitte, Gebet' und 'Hinrichtung, Strafe' verständlich, wenn als Grundbedeutung 'das Hinknien' hinzugefügt wird. Das zusammengehörige saepe : saepio wird durch die Bedeutungsparallele frequens : farcio verständlicher. Die Bedeutung von dissero wird klar, wenn die Grundbedeutung hinzugefügt wird 'löse die Verbindung und nehme jeden Teil einzeln vor', Die Zusammengehörigkeit von specus 'Höhle, Grotte' mit specio wird durch die Grundbedeutung 'Lichtloch' blitzartig beleuchtet (das griechische ἄντρον wie ὀπαίος σπήλυγξ, lat. spelunca gehen von einer andern Vorstellung aus, sie bezeichnen die Höhle als 'Luftloch' — exstinguo ist 'das Auseinanderstochern der brennenden Scheite'. — statim : sto wird deutlich durch Hinzufügung von 'acc. von * statis 'im Stehen'. — subtīlis wird erst deutlich durch die sachliche Bemerkung: 'der Einschlag wurde beim aufrecht stehenden Webstuhl von unten nach oben gewebt. Die Einschlagsfäden waren feiner als die Kettenfäden'. — vulnus : vello wird gestützt durch den Zusatz 'Riß'.

Den Raum für solche Bemerkungen, auf die Referent nicht verzichten möchte, könnte der Verfasser mit Leichtigkeit gewinnen durch Streichung von einer sehr großen Anzahl von Wörtern, die Referent für überflüssig hält. Von der ersten Wortfamilie nenne ich als überflüssig folgende: dotalis, dotare, commendabilis, demandare, praemandare, additamentum, editicius, perditor, vendibilis, venditio, venditare, venditatio, diese Wörter kann der Schüler, wenn er die Grundwörter fest im Kopf hat, mit Leichtigkeit übersetzen. Ferner gibt der Verfasser selbst zu, 'daß es ein Nachteil ist, daß infolge der gewählten Beschränkung und Anordnung nach Verben eine Reihe wichtiger lateinischer Stämme mit ihren Familien fehlen'. Dieser Nachteil könnte durch die oben vorgeschlagene Raumersparnis vermieden werden. An Unrichtigkeiten sind dem Referent nur sehr wenige aufgefallen. Debeo kann nicht aus de-hibeo entstanden sein, sondern nur aus * de-habeo (vgl. dēgo < * de-ago); suscenseo hat mit censeo nichts zu tun, sondern gehört zu succendo und candeo (von suscensus): vgl. Skutsch. artus wohl besser zu ar 'fügen'; discipulus nicht zu disco, sondern zu * dis-cipio 'geistig zerlegen' Skutsch. parco nicht zu parvus, sondern wohl zu 'sparen'; parvus gehört zu παῦρος wie nervus : νεῦρον; bei prehendo fehlt praeda < * praeheda; sūmo nicht aus * subemo sondern aus * subs-(e)mo; amici mußte zu iacio gestellt werden.

Das Urteil des Referenten über das Büchlein ist, daß es sehr wohl brauchbar ist, aber doch noch brauchbarer gestaltet werden könnte.

3) F. A. Heinichens lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. Neubearbeitung, 9. Aufl. von Blase, Reeb und Otto Hoffmann. Mit einem Abriß der lateinischen Lautgeschichte, Wortbildung und Bedeutungsentwicklung, sowie der römischen Literaturgeschichte. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1917. Lex. LXXVI u. 940 S. Geb. 9 ℳ.

Durch die neue Auflage ist das altbekannte Buch zu einem völlig neuen Werke geworden, das die höchste Anerkennung verdient. Daß

Digitized by Google

das Werk auf der Höhe der Wissenschaft wie der Didaktik steht, dafür bürgen die Namen der Herausgeber, von denen Dr. Otto Hoffmann, Professor der Sprachwissenschaft an der Universität Münster, an Stelle des Professors Dr. Eduard Hermann eingetreten ist. Auch Referent möchte an dieser Stelle sein schmerzliches Bedauern über den Verlust des Mitarbeiters Professor Dr. Karl Reißinger aussprechen, der im Kampfe für das Vaterland den Heldentod gefunden hat. Ihm verdankt das Werk die vortrefflichen Abschnitte über die Bedeutungslehre und über das Lateinische als Sprache der Literatur.

Referent hat an verschiedenen Orten, auch in Rezensionen in dieser Zeitschrift, besonders aber in einem kleinen Aufsatz 'Gedanken und Wünsche für die Einrichtung von Schulwörterbüchern' in der 'Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1910 S. 295ff.' betont, daß ein Wörterbuch nicht bloß dem Schüler in seiner augenblicklichen Verlegenheit, wo er die Bedeutung eines Wortes nicht weiß, helfen, sondern auch sein sprachliches Verständnis bereichern und vertiefen soll. Dieses Ziel deckt sich mit dem, was die Verfasser im Eingang ihrer Vorrede sagen: die neue Auflage des Buches 'will die allgemeine sprachliche Bildung des Schülers fördern, ihm das Verständnis für das Sprachleben und seine Erscheinungen und Gesetze erschließen.' Nach dem Urteil des Referenten wird dieses Ziel vollkommen erreicht, wenn der Schüler das vorliegende Buch recht gebraucht. Referent muß bekennen, daß die vorige Auflage des Buches dem Schüler dazu keine richtige Anleitung gab. In ihr war zwar auch eine sehr brauchbare Einleitung vorhanden, aber das eigentliche Wörterbuch war zu dieser nicht in Beziehung gesetzt, während jetzt, bei jedem in Frage kommenden Wort auf den betreffenden Paragraphen der Einleitung verwiesen wird. Dieser Punkt scheint dem Referenten die einfluß- und segensreichste Veränderung in der neuen Auflage zu sein.

Referent möchte nun im folgenden die Einrichtung des Buches darlegen und dabei einige Wünsche aussprechen. Die Einleitung bringt nach einem kurzen Überblick über die Zusammensetzung des lateinischen Wortschatzes (§ 1—15) zunächst eine knappe vergleichende Lautlehre des Lateinischen (§ 16—118), in der besonderes Gewicht auf die Beziehungen des Lateinischen zum Griechischen und Germanischen gelegt, aber auch das Nötigste über die Laute anderer für die Etymologie besonders wichtigen Sprachen (z. B. des Altindischen) gesagt ist. Daran schließt sich eine Darstellung der lateinischen Wortbildung (§ 119—180): auch in ihr fehlen Ausblicke auf die verwandten Sprachen nicht. Der dritte Abschnitt behandelt das wichtigste aus der Wortbedeutungslehre. Wie die Anwendung und Bedeutung eines Wortes durch die Literatur beeinflußt wurde, zeigt ein Überblick über das Lateinische als Sprache der Literatur (§ 219—237). Endlich werden kurz die Veränderungen geschildert, die der lateinische Lautbestand im Französischen erfahren hat (§ 238—280), damit der Schüler in der Lage ist, ein lateinisches Wort bis in das Französische hinab zu verfolgen. Daß in den beiden ersten Abschnitten, der Laut- und Wortbildungslehre, eine 'Fülle von Belegen' gegeben wird, ist durchaus zu loben, ebenso daß die allgemeinen und wesentlichen Tatsachen der Sprachgeschichte in knapper Formu-

Digitized by Google

lierung vorangestellt und durch Fettdruck hervorgehoben werden. Sehr wertvoll erscheint dem Referenten auch der letzte Abschnitt der Einleitung 'die lateinischen Laute im Französischen'. Denn wie es für das Verständnis des Griechischen und Lateinischen wertvoll ist, beide Sprachen in Beziehung zu setzen, so auch für das Französische, die Entstehung aus dem Lateinischen zu erkennen. Referent hat es wiederholt, z. B. a. a. O. S. 305 ausgesprochen, daß jedes französische Wort in Wörterbüchern und Vokabularien an das Lateinische angeknüpft werden müßte. (Leider ist dem Referenten aufgefallen, daß hier und da die Angabe des französischen Wortes übersehen worden ist, z. B. bei catena und casus u. a.). Zum Verständnis müßte natürlich auch in den französischen Wörterbüchern und Grammatiken ein solcher Abschnitt, wie ihn die Herausgeber bieten, vorhanden sein.

Bei dieser Gelegenheit möchte Referent gleich einen Wunsch aussprechen, der ihm in seinem Unterricht immer am Herzen gelegen hat, und den er in Aufsätzen und Rezensionen wiederholt ausgesprochen hat. Das Lateinische lebt doch nicht bloß in dem Französischen fort, sondern auch in den zahlreichen deutschen Lehnwörtern. Ebensogut wie bei securus neufrz. sûr angeführt wird, müßte auch das deutsche Lehnwort sicher angegeben werden, zu corona neben couronne deutsch Krone, zu hora (wo übrigens heure fehlt) deutsch Uhr, zu platea neben place deutsch Platz, zu planta neben plante deutsch Pflanze usw. Natürlich müßte in der Einleitung ebenso wie für das Französische ein kurzer Abschnitt für die Lautentwicklung der lateinischen Lehnwörter im Deutschen vorhanden sein. Da Referent gerade über die Lehnwörter spricht, so möchte er vorgreifend gleich eine Bemerkung hinzufügen. In dem Wörterbuch müßte bei den zahlreichen Lehnwörtern, die durch griechische Vermittelung aus einer orientalischen Sprache stammen, wie rosa, tapes, myrtus, cumīnum, abacus cupressus, mina und vielen anderen, diese Sprache, so weit sie ermittelt ist, angegeben werden. Bei manchen Wörtern wird auf diese Weise die Bedeutung erst recht klar, wie bei abacus, das auf hebr. abāq 'Sand' zurückgeht, so daß griech. ἄβαξ eigentlich 'Tafel zum Zeichnen, mit Sand bestreut, für Mathematiker' bedeutet, vgl. Boisacq griech. etym. Wörterb. S. 2. Warum steht bei magus, tigris, tiara der Ursprung dabei, bei anderen Wörtern nicht? Übrigens stehen die Herausgeber mit diesem Mangel nicht allein, sondern auch in deutschen Wörterbüchern wird nicht immer auf den nachweislich letzten Ursprung eines Wortes zurückgegangen, was doch nicht nur vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gefordert werden muß, sondern auch aus didaktischen Gründen, damit der Schüler auf diese Weise einen Einblick erhält in die Beziehung der Völker zueinander, in die Wanderung der Kultur durch die Übernahme von Sachen und Wörtern. — Was die Anordnung und Darstellung der Einleitung im einzelnen angeht, so gesteht Referent gern, daß er (von der Einleitung zum kleinen Heinichen, die auch ganz vorzüglich ist, abgesehen), auf verhältnismäßig beschränktem Raum noch nie eine so inhaltsreiche, nichts übersehende, klare Darstellung gefunden hat.

Wir kommen jetzt zu den einzelnen Artikeln des Wörterbuches. Voran stehen sprachwissenschaftliche Bemerkungen, die als ganz vor-

Digitized by Google

refflich bezeichnet werden müssen, wenn man vielleicht auch hier und da über eine Etymologie anderer Ansicht sein kann als die Herausgeber. Sehr richtig erscheint es dem Referenten, daß oft, besonders bei Verben, auf Wörter der selben Wortfamilie verwiesen wird, z. B. bei ago auf agilis, agaso, agmen, examen, agonium, ambiguus, exiguus, exilis, ambages, indago, coagulum. Vielleicht hätte in dieser Beziehung noch etwas mehr getan werden können: Menges Schulwörterbuch übertrifft darin das vorliegende Buch. Daß bei der Anlage der einzelnen Artikel von der jeweiligen, aus der Etymologie erschlossenen Grundbedeutung des Wortes ausgegangen und von ihr aus die Bedeutungsentwicklung klargelegt wird, ist eigentlich selbstverständlich. Nur müßte die Grundbedeutung auch immer angegeben werden: z. B. cinis, bei dem κόνις hinzugefügt wird, ist 'das Zerriebene', es gehört zu κνῆν; homo, das zu humus gehört (was übrigens nicht angegeben ist), ist 'der Irdische' (vgl. die Bedeutungsparallele im Hebr. adam 'Mensch', adamah 'Erdboden'), facies 'Gemächte', periculum 'Mittel zu erfahren', pugio 'Stecher'. Durch die Hinzufügung der Grundbedeutung erhält das Wort gewissermaßen Leben, es bekommt Farbe und Gestalt: die Phantasie des Lesers wird angeregt. Referent hat das in seinem kleinen etymologischen Wörterbuch (Teubner, 1914) angestrebt. Ein sehr wichtiger Punkt, den Referent wiederholt hervorgehoben hat (vgl. a. a. O. S. 304) ist die Anführung von Bedeutungsparallelen aus derselben oder aus verwandten Sprachen, besonders aus dem Deutschen: z. B. für iuba führen die Verfasser die Verwandtschaft mit iubeo an, wenn dieses mit lit. judinu 'schütteln' zusammenhängt, bei crinis die Verwandtschaft mit got. altsächsisch hrisjan 'schütteln, sich schütteln, zittern' (wozu übrigens auch 'Reis' gehört, vgl. Kluge); daraus ergibt sich, daß die Grundbedeutung beider Wörter auf dieselbe Vorstellung von dem Haar als 'dem sich Schüttelnden, Wallenden' zurückgeht. Durch die Bedeutungsparallelen gewinnt die angeführte Etymologie an Gewißheit und leuchtet dem Schüler mehr ein. Zu diesen beiden Wörtern könnte man aus dem Griechischen noch zwei Parallelen anführen: σόβη : σοβέω und φόβη : φοβέω; ähnlich gehören lacertus 'Oberarm' und lacertus (lacerta) 'Eidechse' zusammen wie die Bedeutungsparallele κῶλον : κωλώτης deutlich macht. Dies bezeichnet das Tier als 'das Gelenkige, Biegsame'. Bei saepe ist auf saepio hingewiesen, warum wird nicht die Parallele frequens : farcio angeführt? cupio gehört zu vapor (was nicht erwähnt ist) wie θυμός zu θύω u. a. mehr.

Ein Wort möchte Referent über die 'Kästchen' sagen. Die Herausgeber geben zu, daß 'dadurch die ganze Bedeutungsentwicklung von vornherein übersichtlich in die Augen springt', behaupten aber, daß dem ein schwerwiegender Nachteil gegenüberstehe, 'daß der Schüler dazu verleitet wird, ohne einen Blick auf die Belege zu tun, einfach aus dem Kästchen die ihm für die einzelne Stelle passend erscheinende Bedeutung willkürlich herauszusuchen, anstatt den durch die Beispiele erläuterten Gebrauch des Wortes durchzugehen und daraufhin seine Entscheidung zu treffen'. Ob die Herausgeber damit das Richtige getroffen haben, erscheint dem Referenten zweifelhaft. Für die gewissenhaften Schüler, die die 'Belege' wirklich 'durchgehen', ist die vorangestellte Übersicht — ob

Digitized by Google

mit oder ohne Einrahmung, ist nicht von großer Bedeutung — ein trefflicher Führer. Nur müßten die Bedeutnngen nicht einfach mit Nummern nebeneinandergestellt werden, sondern wirklich zueinander und zu der Grundbedeutung in psychologisch-logische Beziehung gesetzt werden. Deshalb kann sich Referent auch nicht mit der Fortlassung der Bezeichnung metaphor. usw. befreunden. Im Gegenteil, dem Referenten käme es weniger auf die Menge der Belege an, als auf die klare Vermittlung zwischen den einzelnen Bedeutungen und Bedeutungsgruppen.

Um ein Beispiel zu geben, vergleicht Referent das vorliegende Buch und die beiden Schulwörterbücher von Skutsch-Petschenig und Menge über den Artikel ōs: Das vorliegende Buch: 1. Mund von Tieren: Maul, Rachen; 2. übertr. a) Sprache, Rede, auch: Mundwerk, Frechheit; b) Gesicht, Antlitz, Miene, auch: Kopf; c) Mündung, Öffnung, Eingang. — Skutsch-Petschenig hat im 'Kästchen' I. 1. Mund, Maul; occ. Schnabel, Rachen; 2. metaph. Mündung, Öffnung, Eingang; 3. meton. Sprache, Rede. II. 1. synecd. Antlitz, Gesicht; occ. Augen, Gegenwart; 2. metaph. Maske, Larve; 3. meton. Frechheit, Dreistigkeit. — Menge: 1. Mund, Maul, Rachen des Menschen und der Tiere, beim Vogel auch Schnabel übertr. auch Schnabel eines Schiffes; bes. der Mund a) als Werkzeug des Essens und Trinkens; b) als Sprachorgan = Mundwerk, Sprache, Rede, Gerede, Worte; auch α) Aussprache, β) Beredsamkeit. 2. überh. Gesicht, Antlitz, Miene, insofern sie Empfindungen und geistige Stimmungen ausdrückt, bes. a) Angesicht = Augen, Gegenwart; b) überh. Aussehen, Gestalt; c) Vorderseite eines Kopfes; übertr. Maske, Larve. 3. übertr. a) Rachen, Schlund, z. B. des Krieges als eines verschlingenden Ungeheuers; b) Öffnung, Spalt, Schlund, Mündung, Eingang, Ausgang, poet. auch Quelle c) prägn. freches Gesicht, Stirn, Frechheit, Unverschämtheit, Dreistigkeit.

Die Herausgeber des vorliegenden Buches unterscheiden also zwei Hauptgruppen: die eigentliche und die übertragene Bedeutung, aber die Art der Übertragung von Mund > Sprache ist eine andere als von Mund > Gesicht und wieder eine andere als von Mund > Mündung. Referent würde etwa folgende Übersicht vorschlagen: 1. das Werkzeug zum Sprechen und Essen und Trinken von Menschen: Mund, von Tieren: Maul, Rachen, Schnabel (von den Tieren nach der Ähnlichkeit der Wirkung [metaph.] übertragen: Rachen, Schlund des Krieges). 2. Übertragen: a) das mit dem Munde Hervorgebrachte (meton.): Mundwerk, Sprache, Rede, Worte (in formeller Beziehung: Aussprache; als dauernde Eigenschaft: Beredsamkeit). b) Übertr. nach der Ähnlichkeit der Lage und der Funktion (metaph. Bedeutungsverallgemeinerung): Mündung, Öffnung, Eingang, Ausgang (bei Flüssen: Quelle), Spalt, Schlund. b) Übetr. von dem Teil auf das Ganze (meton. oder nach anderer Bezeichnung synecd.): Gesicht, Antlitz, Miene, auch Kopf; daraus α) occ. = Augen, Gegenwart, β) spezialisiert (Bedeutungsverengung): freches Gesicht (occ. = Stirn) und hiervon als von der Wirkung auf die Ursache übertragen (meton.): Frechheit. γ) Übertr. nach der Ähnlichkeit des Aussehens (metaph.): Maske, Larve. — Referent behauptet, daß eine derartige Gruppierung für den Schüler wertvoller ist als die Anführung von Belegstellen mit Angabe

Digitized by Google

der Schriftsteller. Allerdings ist bisher keines der dem Referenten bekannten Wörterbücher so eingerichtet. Damit nun dem Schüler die chronologische Bedeutungsentwicklung und der singuläre Gebrauch eines Schriftstellers nicht entgehe, so könnten ja ohne Belegstellen die Schriftsteller namhaft gemacht werden.

Diese Bemerkungen sollen nicht Ausstellungen, sondern nur Wünsche sein, die dem Referent am Herzen liegen. Alles in allem ist das Buch ein äußerst vortreffliches Hilfsmittel für die sprachliche Bildung des Schülers, und es wäre nur zu wünschen, daß es von recht vielen angeschafft und ordentlich studiert würde.

Weilburg. F. Stürmer.

1) S. Preuß, Lateinisches Lesebuch für die oberen Klassen des Gymnasiums. I. für die 6. Klasse (Untersekunda). IV und 81 S. II. 7. Klasse (Obersekunda). IV u. 84 S. III. 8. Klasse (Unterprima). IV u. 85 S. IV. 9. Klasse (Oberprima). IV u. 89 S. Bamberg, C. C. Buchner, 1915. 8°. Je 1,30 ℳ.

Chrestomathien wird man gelten lassen dürfen, wenn aus den umfangreichen Werken des selben Schriftstellers eine Reihe geeigneter Abschnitte ausgewählt wird, so z. B. aus Livius, Tacitus u. a. (nur muß die Auswahl nicht zu knapp sein, um auch dem Lehrer noch freie Hand zu lassen), oder wenn Abschnitte aus verschiedenen Autoren nach bestimmten sachlichen Gesichtspunkten zusammengestellt werden. Aber nicht zu befreunden vermag ich mich mit einer Auswahl, wie es die vorliegende ist. Aus den verschiedensten Schriftstellern jeder Zeit und Gattung (Prosaiker und Dichter von Plautus bis Ammian sind vertreten) werden in bunter Folge 'lehrreiche und anziehende Abschnitte' (so das Vorwort) jeder Art aneinandergereiht, die in keinerlei innerem Zusammenhange stehen, also in der Weise, wie sie z. B. Fr. Hoffmann, Der lat. Unterricht auf sprachwissenschaftlicher Grundlage S. 12, mit Recht verwirft. Gewiß sind die einzelnen Stücke an sich im allgemeinen angemessen ausgesucht. Aber bei dem bunten Wechsel von Autoren und Schriften wird sich der Schüler nie zuhause fühlen: wie flüchtige Bilder, ohne dauernden Eindruck werden die einzelnen Stücke und Stückchen an ihm vorüberziehen. Das gilt natürlich in erster Linie von so kurzen Abschnitten, wie sie gegeben sind aus Celsus und Vitruv, die mit je zwei, Valerius Maximus, der mit zweieinhalb, Florus, der mit einer Seite vertreten ist. Dazu kommt die bei der Verteilung auf die verschiedenen Klassen für gut befundene Zerstückelung der einzelnen Schriftsteller: Ciceros Briefe erscheinen in drei, Ciceros Reden, Plinius Briefe, Livius und Ovids Tristien in je zwei von den vier Bändchen. Anderseits hätten auch Werke, die der regelmäßigen Schullektüre angehören, nicht herangezogen werden sollen. Die Anführung von einzelnen Kapiteln aus Sallusts Katilina und Jugurtha, aus Ciceros Tuskulanen, Livius I. II. u. a. hat keinen Zweck; wer diese Sachen mit seiner Klasse liest, wird die ganzen Bücher nehmen. Und wozu von der Rede pro Archia § 12—31 aufnehmen? Wer soviel liest, wird doch lieber auch § 1—11 und § 32 hinzunehmen, um etwas Ganzes zu haben.

Digitized by Google

Die Anregung zu der Abfassung des Lesebuchs haben dem Verfasser, wie er sagt, die neuen bayerischen Lehrpläne von 1914 gegeben, in denen es heißt, daß zur Ergänzung der Klassikerlektüre eine Anthologie oder ein Lesebuch benutzt werden kann; aber ich kann mir nicht denken, daß die Ausführung dieser Weisung so gedacht ist, wie sie sich hier findet.

2) S. Preuß, Die Germanen in den Berichten der römischen Schriftsteller. Eine Auswahl für das Gymnasium. Text: I. (für die mittleren Klassen) IV u. 75 S. II. (für die oberen Klassen) IV u. 80 S. Je 1,40 ℳ. Anmerkungen: I. 76 S. II. 78 S. Je 1 ℳ. Bamberg, C. C. Buchner, 1915. 8°.

Angeregt durch die Bestimmung der neuen bayerischen Lehrpläne von 1914, wonach 'unter Umständen auch Chrestomathien benutzt werden können, die nach einem bestimmten Gesichtspunkte den Stoff aus einer größeren Zahl von Schriftstellern zusammengestellt enthalten, z. B. die Germanen in der römischen Literatur', hat Verfasser die obigen Hefte herausgegeben. Die getroffene Auswahl ist angemessen und gibt auch wohl so ziemlich alles, was in Betracht kommen kann. Die Zusammenstellung ist natürlich auch insofern ohne Bedenken, als die einzelnen Stücke alle durch das gemeinsame stoffliche Band zusammengehalten werden. Anerkennenswert sind auch die beigegebenen Bilder und Pläne. Aber ein schwerwiegendes praktisches Bedenken kann ich nicht zurückhalten. Im ersten Teile sind über zwei Drittel des Textes dem Bellum Gallicum, im zweiten Teile fast alles (bis auf acht Seiten) Tacitus entnommen, von dem die ganze Germania sowie alle die Germanen betreffenden Partien aus den Annalen und Historien abgedruckt sind. Nun sind das Bellum Gallicum und der Tacitus doch wohl in den Händen eines jeden Gymnasiasten; wozu also hier noch einmal der Abdruck dieser Schriften? Genügt hätte ein kleines Heft, das die nicht bei Cäsar und Tacitus vorkommenden Nachrichten zusammenfaßt. Anders mag die Sache ja für Schüler des Realgymnasiums liegen.

Die beigegebenen 'Anmerkungen' hätten lieber als 'gedruckte Präparation' bezeichnet werden sollen; denn im wesentlichen werden keine sachlichen Erklärungen gegeben, sondern die deutschen Übersetzungen von Vokabeln oder Phrasen, über die der Schüler irgendwie im Zweifel sein kann, oft auch, wo das nicht der Fall sein dürfte. Meines Erachtens sind diese Übersetzungshilfen viel zu reichlich, um dem Schüler noch irgendwelche Möglichkeit zu selbständiger Arbeit zu lassen, oft noch reichlicher, als z. B. die Präparationen von Krafft und Ranke sie geben, die doch gewiß in dieser Beziehung nicht zu wenig tun; z. B. zu Tac. ann. 1, 57 gibt Verfasser achtzehn solcher Hilfen gegen elf in den genannten Präparationen, 1, 70 ist das Verhältnis 37 : 26. Im allgemeinen treffen die Erklärungen das Richtige, wenn sie auch kaum etwas Eigenartiges bieten; doch findet sich auch hin und wieder Bedenkliches. So z. B., wenn es zu Caes. b. g. 1, 35, 2 *hanc . . . gratiam referret* heißt: *hanc = hac re;* freilich hat das auch Fügner. 1, 36, 2 heißt es: *oportet* 'es ist in der Ordnung, es gehört sich, man darf'; aber die Bedeutung des 'Dürfens' paßt nur für das verneinte *oportere,* wofür sie denn auch

Digitized by Google

Fügner gibt. 4, 19, 3 *hunc esse delectum medium fere regionum earum* usw. heißt es: *hunc* prädik. 'zu diesem, dazu'; das kann man zwar aus Fügners Übersetzung 'zu diesem sei ausersehen' herauslesen, aber in Wirklichkeit ist *hunc* (sc. *locum*) doch wohl Subjekt. Tac. Germ. 2 *terra advectum* wird *terra* 'lokativ' genannt. c. 8 *inesse sanctum aliquid* (sc. *feminis*) paßt für *sanctum* sicher nicht 'gewissenhaft'; ebenda würde ich das Fremdwort 'ignorieren' für *neglegere* vermeiden, ebenso ann. 1, 55 das außerdem nicht zutreffende 'improvisierte' für *praecepit*, ann. 1, 58 *neque odio patriae* heißt *neque* auf keinen Fall 'durchaus nicht'. 2, 24 *relabente aestu* ist mir unverständlich, wie 'sich die Wallung (!) des Meeres unter dem Einfluß eines Nordwinds legen' konnte. Die Stelle ist freilich von den Erklärern, soweit sie sich darauf einlassen (Nipperdey-Andresen, Dräger-Heraeus u. a. bemerken nichts zu der Stelle), wohl nirgends klar gedeutet. Pfitzner (1892; spätere Auflagen sind mir nicht zur Hand) sagt: 'wie von einem angeschwollenen Flusse, der wieder auf den gewöhnlichen Wasserstand zurückfällt *relabi (Tiberis relabens)* gesagt wird, so wird die Beruhigung der durch Sturm in die Höhe gewühlten Wogen ebenso bezeichnet. An den Wiedereintritt der Flut kann hier ebensowenig gedacht werden, als oben bei *mutabat aestus* an Ebbe, weil Ebbe und Flut bekanntlich nach Stunden wechseln, aber die Rückkehr der Schiffe erst nach Tagen möglich war'. Dem entsprechend übersetzt Knoke (Kriegszüge des Germanikus in Deutschland S. 552): 'endlich, als die Wogen sich wieder beruhigten'. Auch Gerber-Greef, Lex. Tac. s. v. scheint *aestus* nicht auf Ebbe und Flut beziehen zu wollen. Endlich R. Lange (1897) bemerkt: 'entweder meint Tacitus mit *aestus*, was bei seinen unklaren Begriffen über Ebbe und Flut recht wohl möglich ist, die Flut, die in Wirklichkeit natürlich nicht erst nach Tagen eingetreten sein kann, oder er will sagen, daß die vorher durch den Südwind nach Norden gepeitschten Fluten nun, da ... der Nordwind eingetreten ist, zurückströmen'. Meines Erachtens ist alles klar. Zunächst waren die römischen Schiffe durch den plötzlich einsetzenden heftigen Südsturm (c. 23 *mare omne in austrum cessit*) losgerissen und nach den naheliegenden Inseln und Watten getrieben; als nun vollends nach der bisherigen Flut die Ebbe eintrat (*mutabat aestus*), trieben Wind und Ebbestrom die Schiffe mit vereinten Kräften immer weiter bis zu ferngelegenden Inseln ab (*apud insulas longius sitas eiectae*). Freilich trat dann nach wenigen Stunden die Flut wieder ein. Aber wie an der Nordseeküste ein von Norden wehender Sturm oft den regelrechten Abfluß des Wassers bei Eintritt der Ebbe hindert, so kann auch die Gewalt des Südwindes es bewirken, daß das Wasser bei Eintritt der Flut nicht oder doch nicht recht wieder aufläuft; dergleichen kann unter Umständen zwei bis drei Tage dauern (*per omnes illos dies noctesque*). Erst als der Wind wieder umsprang, konnten die Schiffe, vom Nordwinde und der wieder einsetzenden Flut begünstigt (*relabente aestu et secundante vento*), zur Küste zurückkommen. Somit kann bei Tacitus (oder seinem Gewährsmann) von einer Unklarheit der Vorstellungen schwerlich die Rede sein; alles kann sich sehr wohl so abgespielt haben, wie er es berichtet.

Norden (Ostfriesland). Carl Stegmann.

Digitized by Google

1) Justus Hashagen, Umrisse der Weltpolitik. (Aus Natur und Geisteswelt 553.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916. I. 1871—1907. 140 S. II. 1908—1914. 138 S.

In dem engen Rahmen der bekannten Teubnerschen Sammlung sucht der Verfasser die Beziehungen der Staaten der Erde zueinander — das versteht er unter Weltpolitik — von 1871—1914 darzustellen. Dabei kommen auf die erste Periode: die des europäischen Gleichgewichts von 1871—1894, 74 Seiten, auf die zweite: Die neue Weltpolitik und die Vorgeschichte des Weltkrieges 1895—1914, 213 Seiten, und zwar davon 138 auf die Zeit von 1907—1914, so daß, wie man sieht, die Darstellung immer ausführlicher wird, je mehr sie sich der Gegenwart nähert. Der gewaltige Stoff wird sehr übersichtlich geordnet in knapper Form vorgeführt, so daß die großen Gegensätze in der Politik der Großmächte klar zum Ausdruck kommen. Besonderen Wert legt der Verfasser auf genaue Angabe der Daten und wörtliche Wiedergabe wichtiger Aktenstücke. — Aber man vermißt doch, wie es ja bei einer solchen Darstellung nicht anders sein kann, manches. So erhalten wir von den maßgebenden Persönlichkeiten, die doch nun einmal aus der Geschichte nicht auszuschalten sind, kaum ein Bild; ebensowenig wird auf die innere Politik eingegangen. Dazu fehlen alle Anmerkungen, so daß man nicht in der Lage ist, die Quellen nachzuprüfen. Aber das ist ja nun einmal allen diesen 'gemeinverständlich-wissenschaftlichen' Darstellungen gemeinsam! Mit seinem eigenen Urteil hält der Verfasser meist zurück; doch merkt man durch, daß er die deutsche auswärtige Politik nach Bismarcks Entlassung nicht recht billigt. So weist er 'Beschönigungsversuche' der Politik Caprivis ab, tadelt die deutsche Marokkopolitik, spricht von höfischen Einflüssen, deutet an, daß die Mittelmächte ihren während der Annexionskrisis 1909 erfochtenen Sieg nicht ausgenützt hätten u. dgl. m. Aber bei solchen Urteilen vermißt man besonders die genauere Begründung! Freilich wird gerade in bezug auf die neuere Politik eine solche recht schwierig sein, da wir doch zu wenig von den Dingen wissen und wohl noch lange nicht wissen werden. Daher können alle diese Darstellungen den Historiker nicht recht befriedigen, so sehr sie auch das Publikum interessieren. Deshalb aber darf bei dem billigen Preis auch vorliegende Arbeit auf Erfolg rechnen.

2) Richard Schwemer, Restauration und Revolution. (Aus Natur und Geisteswelt 37.) B. G. Teubner, 1916. 3. Aufl. 132 S.

Geistreiche und sehr klar disponierte Betrachtungen über die Entwicklung der Einheitsidee und der Widerstände, die ihr aus den Tatsachen erwachsen. Dabei wird die Kenntnis der Tatsachen im einzelnen vorausgesetzt. Auch die Personen kommen nicht recht zur Geltung. Ausführlicher werden nur Friedrich Wilhelm IV., List und — Harkort geschildert. Der Zusammenhang mit dem Gange der europäischen Geschichte wird nur angedeutet! Der Verfasser betont stark das Recht des Volkes im Gegensatz zu den Fürsten und zur preußischen Demokratie, nimmt aber im ganzen seine Stellung zwischen Treitschke und Kaufmann. Das Büchlein kann auch in seiner neuen Auflage dem, der die deutsche Geschichte von 1815—1848 kennt, als anregende Lektüre empfohlen werden.

Digitized by Google

3) Thomas Mann, Friedrich und die große Koalition 1916. 131 S. S. Fischers Verlag. 1 ℳ.

Der bekannte Dichter tritt hier als Gelegenheitshistoriker auf, und zwar in doppelter Absicht. Einmal zeigt er, wie ähnlich die Lage der Dinge 1756 und 1914 war, andererseits gibt er eine Charakteristik Friedrichs des Großen. Sehr geschickt sind die Verhältnisse der Zeit vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges so dargestellt, daß der Leser sich immer wieder sagen muß: wie ähnlich ist das alles der Zeit vor dem Weltkrieg! Hier und dort die große Koalition der alten Mächte gegen die junge neu aufsteigende Macht, damals der maßlose Haß gegen Friedrich, wie jetzt gegen den Kaiser, die Verleumdungen Preußens wie jetzt Deutschlands, die 'Neutralität' Sachsens und die Belgiens und das Geschrei über deren Verletzung, die Einkreisung durch Kaunitz und durch Eduard VII., die Versöhnung der alten Gegner, damals Österreichs und Frankreichs, wie heutzutage Englands und Rußlands. Freilich tritt, wie es bei geschichtlichen Analogien so leicht der Fall ist, vor dem Ähnlichen das Verschiedene ganz in den Hintergrund, vor allem, daß der siebenjährige Krieg doch nur ein Teilstück des gewaltigen Kampfes um die Seeherrschaft zwischen England und Frankreich ist, aber auch das Fehlen des Wirtschaftsneides zwischen Österreich und Preußen, und die deutsche Frage. Vor allem aber steht nicht ein genialer Mann, wie es der große Friedrich war, so im Mittelpunkt der Ereignisse! Diesen Mann stellt Thomas Mann mit allen Mitteln seiner raffinierten künstlerischen Technik uns vor Augen! Friedrich ist der 'böse Mann'! Dem Leser wird durch Häufung von einzelnen Angaben und fortwährende Wiederholung ähnlicher Wendungen sozusagen fest die Vorstellung eingeprägt, daß Friedrich eine Art von sehr klugen, aber auch im Grunde boshaften, beinahe dämonischen Wesens war. Was der Dichter zur Zeichnung dieses mit liebevoller Bosheit behandelten Porträts beiträgt, beruht auf einem gewissen geschichtlichen Studium, obwohl die Quellen ziemlich wahllos benutzt sind. Aber — und dadurch entsteht der falsche Eindruck, es wird eben nur das erwähnt, was zu dem Bilde paßt. Daß Friedrich II. ein wirklich großer Mann war, daß er eine für den Staat außerordentlich segensreiche unermüdliche Tätigkeit bewies, daß er ein tiefes Pflichtgefühl hatte und so gar nichts für sich persönlich wollte, daß er in seinem scharfen und klaren Denken seine Zeit mit überlegener Einsicht beurteilte, daß er aber auch ein warmes Gefühl für seine Verwandten, Freunde und Diener hatte, davon hören wir nichts! Und so mag die geistvolle Skizze des Dichters wohl als Kunstwerk auf Laien Eindruck machen, für jeden, der nur etwas Geschichte getrieben hat, wird der 'alte Fritz' Thomas Manns nicht an die Stelle 'Friedrichs des Großen' treten.

4) Karl Stählin, Weltgeschichte des letzten Menschenalters. 48 S. Heidelberg, Winter, 1917. 50 ₰.

Unter dem großartigen Titel veröffentlicht der Verfasser, o. ö. Professor für neuere Geschichte an der Universität Straßburg, z. Z. Hauptmann beim Armee-Oberkommando A einen von ihm an der Front gehaltenen

Digitized by Google

Vortrag. In der knappen Übersicht unterscheidet er zwei Hauptepochen. Bis 1890, dem Jahr von Bismarcks Rücktritt, ist die deutsche Politik maßgebend, die aber 'reine Verteidigungspolitik' ist. Seit 1890 tritt England mit seiner imperialistischen Weltpolitik in den Vordergrund. Auch die deutsche Politik Kaiser Wilhelms II. ist imperialistisch, verfolgt aber lediglich wirtschaftliche Ziele. Der Verfasser verteidigt im allgemeinen das Vorgehen des Fürsten Bülow, der Deutschland weder zu Englands Trabanten noch auch zu seinem Gegner werden lassen wollte und wendet sich gegen den 'alldeutschen Übereifer'. — Natürlich können in dem kleinen Schriftchen die politischen Verhältnisse nicht im einzelnen dargelegt werden; aber es fällt doch auf, wie kurz die Marokkosache behandelt wird. Als Ziel des gewaltigen Kampfes, der schließlich für uns unvermeidlich war, schwebt dem Verfasser ein fest in sich wirtschaftlich-militärisch geschlossenes Mitteleuropa vor. Die Schrift eignet sich zu einer raschen Orientierung für Leute, die nicht viel Zeit haben und mit einigen allgemeinen Vorstellungen zufrieden sind.

5) Wilhelm Paßmann, Scharnhorsts Werk und seine Erben von heute. 16 S. Berlin, Union. 30 ₰.

Der Verfasser preist Scharnhorst als den Mann, der das Volksheer als große Erziehungsanstalt geschaffen habe, und wünscht, daß die allgemeine Wehrpflicht im Sinne Scharnhorsts auch nach dem Kriege rastlos weiter ausgebaut werde. Das ansprechende Schriftchen mag als Vortrag seine Dienste tun.

Charlottenburg. Gottfried Koch.

1) J. Schmieder, Der Weltkrieg in Quellenberichten, 1. Teil bis Januar 1916. Leipzig, J. Wunderlich, 1916. Geb. 3 ℳ.

J. Schmieder trägt dem berechtigten Zuge der Zeit Rechnung, die wichtigsten Ereignisse und Persönlichkeiten direkt aus den Quellen kennen zu lernen.

Von dem 'Weltkrieg' liegt bisher der erste Teil vor, der das Jahr 1915 umfaßt. Das Buch beginnt mit einer 'kurzen Darstellung der tieferen Ursachen und des Verlaufes des Krieges', bringt dann 'die äußere Veranlassung' und 'aus den Tagen der Mobilmachung' die Ansprache des Kaisers und des Kanzlers, die Mobilmachungsorder, die Kriegserklärung, die Kriegssitzung des Reichstages ... die Aufrufe des Kaisers und der Kaiserin.

Die Darstellung des Krieges gliedert sich in: I. Der Landkrieg, A. Der Krieg im Westen, B. Der Krieg im Osten, C. Der serbische Feldzug, D. Leben und Treiben an und hinter der Front. II. Der See- und Luftkrieg. III. Der Kolonialkrieg. Auf die Generalstabsberichte folgen immer Stücke aus Feldpostbriefen und sonstigen Berichten, die bestimmt und wohl geeignet sind die Vorgänge anschaulich zu machen und hübsch zu beleuchten. Den Schluß bilden 'Weitere Reichstagsreden des Reichskanzlers und Weitere Erlasse des Kaisers.' Eine Reihe von ganz netten Bildern und Karten belebt die Darstellung. Bei der Rückschau werden wir gewahr, wie weit doch schon der Anfang des Krieges zurück-

Digitized by Google

liegt, wie viel schon unserm Gedächtnis entschwunden ist, das doch verdient, bewahrt zu werden. Auf Vollständigkeit oder wissenschaftliche Gründlichkeit macht das Buch natürlich keinen Anspruch, es verlangt von seinem Verfasser nur Belesenheit und Geschmack; es ist für den Unterricht ein gutes Hilfsmittel und für die Schüler ein willkommener Führer.

2) J. Schmieder, Der deutsche Reformator D. Martin Luther. Leipzig, J. Wunderlich, 1917. Geb. 3 M.

Das Buch ist nach den selben Gesichtspunkten gefertigt. Es ist auch gut, daß gerade in dieser Zeit, wo Luthers 'Ein feste Burg' des deutschen Volkes Trutz- und Siegeslied geworden ist, wo wieder wie einst deutsches Gewissen, deutsche Einfalt, aber auch deutsche Wahrheit, deutscher Glaube, deutscher Mut kämpfen gegen Lüge, Hinterlist, Mord und welsche Tücke, unserm Volk das Bild seines Glaubenshelden, seines größten deutschen Sohnes wieder recht hell vor die Augen gestellt wird. Dazu ist das Büchlein wohl geeignet, ich habe mit Vergnügen darin gelesen; man findet viele alte Bekannte in engem traulichen Verein, Stellen aus seinen Briefen, seinen Schriften und Tischreden, von neueren Werken sind besonders Hausrath und Buchwald zu Rate gezogen. Wir begleiten unsern Helden von der Wiege bis zur Bahre und schauen ihm ins Herz, ein Herz lodernd zu Zeiten; von heißem, hellem Kampfeszorn, aber stärker ist noch das reiche, warme, echt deutsche Gemüt des herrlichen Mannes. Den Schluß bildet das bekannte Lutherlied von K. F. Meyer, vorher aber lesen wir einen sehr willkommenen Abschnitt: 'der Reformator im Urteil der Mit- und Nachwelt'; wir sehen, wie alle großen deutschen Männer zu ihm emporgeschaut haben. Dieser Abschnitt ließe sich leicht noch erweitern. Möge sein Motto aus dem Faust: 'Es kann die Spur von meinen Erdentagen Nicht in Aeonen untergehn!' noch recht lange im deutschen Volke Wahrheit bleiben!

3) Reinhold Seeberg, Geschichte, Krieg und Seele. Reden und Aufsätze aus den Tagen des Weltkrieges Leipzig, Quelle & Meyer, 1916. 283 S. Geb. 4.80.

Wie schon der Titel zeigt, enthält das Buch Reden und Aufsätze, bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten bzw. geschrieben, es ist also keine in sich geschlossene Einheit. Gleichwohl läßt sich ein innerer Zusammenhang leicht herausfinden, der liegt schon in der Persönlichkeit, der Gesinnung des Verfassers. Seeberg ist Theologe und ist Balte: das Deutschtum und das evangelische Christentum, ja das Luthertum, das sind die beiden starken Wurzeln, aus denen dieser prächtige östliche Stamm die Kraft geschöpft hat in und zu den zähen Kämpfen gegen das Moskowitertum. Er trägt ganz die Kennzeichen der Menschen, wie sie an der Grenzmark auf kolonialem Boden erwachsen: ein Herrengeschlecht, starke, gesunde Willensmenschen mit hellen Augen und klarem Urteil für die politischen Lagen und Gefahren, ohne Selbsttäuschung und Sentimentalität, im Herzen mit heißer Liebe zu der großen deutschen Mutter, als deren Grenzwächter sie sich mit Stolz fühlen, fest zueinander stehend und das deutsche Gemüt, den Born des Lebens, hegend und pflegend.

Digitized by Google

Mit Stolz zählt Seeberg auf, was die Universität Dorpat für die deutsche Wissenschaft und das deutsche Geistesleben bedeutet, wieviel tüchtige Männer dort ihre Wiege gehabt haben, er kündet uns die baltische Art. Aber die meisten Aufsätze behandeln allgemeinere Fragen: er will uns den Sinn des Krieges deuten, den Glauben an die deutsche Zukunft stärken, aber zugleich auch das deutsche Wesen vertiefen oder verinnerlichen, oder vielmehr zeigen, wie dieser große, von Gott gesandte Krieg dazu führen soll und kann. Das zeigen die Überschriften: 'Vom Sinn der Weltgeschichte. Die weltgeschichtliche Bedeutung des gegenwärtigen Krieges. Deutsche Zukunft. Heldentum. Der Krieg und die allgemeine Menschenliebe. Krieg und Kulturgeschichte. Kulturgefahren. Der Sinn des Leidens. Rette deine Seele! Kriegsweihnachten. Aus dem inneren Leben. Das Wesen des Volkstums. Volkserhaltung und Volksvermehrung. Zwei Jahre Kriegsgewinn.' Daß nicht alle Fragen zur Zufriedenheit gelöst, manches noch tiefer hätte gefaßt werden können, das liegt wohl zum Teil an Ort und Zeit, wo die Reden das Licht des Tages erblickt haben.

Stettin. Paul Meinhold.

1) Th. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Neunter Band. XIV u. 524 S. 8°. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1916. Geh. 6,50 ℳ, geb. 8 ℳ.

Die in dem Vorwort zum achten Bande ausgesprochene Verheißung — vgl. diese Zeitschrift 1915 S. 646 —, daß das Werk alsbald würde zu Ende geführt werden, hat sich erfüllt, aber unter gänzlich veränderten Weltverhältnissen. Lindner begann seine Weltgeschichte mit den Stürmen der Völkerwanderung, die das römische Weltreich auflöste, und muß nun schließen, während ungeheure den Erdball umfassende Kämpfe sich abspielen. Sie sind natürlich nicht ohne Einfluß auf die Anordnung und den Umfang des Schlußbandes geblieben. Seinen ursprünglichen Plan, 'die letzten Jahrzehnte in einem Überblick zusammenzufassen', hat der Verfasser aufgegeben, die Schilderung der Kulturverhältnisse gänzlich unterlassen — er gesteht offen: 'es fehlte mir die innere Ruhe, um solchen Stoff zu behandeln' — und dafür im dritten Buche (S. 355—491) die letzten Jahrzehnte des alten Europa und den Ursprung des Weltkrieges sowie die in ihm zutage tretenden Weltzusammenhänge und Gegensätze eingehend dargelegt. In drei Abschnitte zerfällt dieses letzte Buch: 1. Die Veränderungen in den großen Staaten, 2. Die allgemeine Politik bis 1914, 3. Vor dem Kriege; die Kriegserklärungen. Kann der Geschichtsschreiber den jetzt vorliegenden urkundlichen Stoff schon unbefangen und mit voller Sicherheit verwerten? Wird nicht dereinst, wenn die Archive wenigstens zum Teil dem Forscher geöffnet sind, vieles in ganz anderem Lichte erscheinen? Diese Bedenken hat der Verfasser selbstverständlich berücksichtigt und, wo es nötig war, ein 'vielleicht', 'scheint es' o. ä. ausdrücklich hinzugefügt. 'Noch fehlt ein ausreichender Einblick in das diplomatische Getriebe, um ein sicheres Urteil zu geben', heißt es S. 464 in bezug auf Greys Schuld am Ausbruch des Weltkrieges. Lindner meint: der Engländer betrieb zugleich

Digitized by Google

den Frieden und den Krieg, und durch dieses Doppelspiel gelang es ihm, alle Fäden in seiner Hand zu vereinigen. 'Er betrachtete den Krieg vom Standpunkt eines rein englischen Unternehmens; viel Geld mußte ja hineingesteckt werden, aber das war im Überfluß da, und nach dem Kriege sollten die ausgelegten Summen mit Zinsen zurückfließen. Grey und seine Leute nahmen mit Sicherheit an, Britannien werde nach dem Kriege, wenn alle anderen Völker, auch die Verbündeten, erschöpft wären, die gebietende schiedsrichterliche Macht ausüben, um allen Mächten den Frieden diktieren (zu) können'. Der Verfasser weist dann darauf hin, daß wichtiger als die äußeren Anlässe die inneren, in der allgemeinen Entwicklung liegenden Gründe sind, 'aber man darf ihre Macht nicht überschätzen'. Denn es gibt in dem großen Verlauf der Geschichte kein Muß. 'Persönlichkeiten sind es, welche die allgemeinen Strömungen zur tatsächlichen Wirkung bringen, und so waren auch die Staatsmänner unmittelbare Ursachen zum Kriege. In erster Linie die russischen, doch sie konnten ihre Absichten erst ausführen, als Grey sich rasch entschloß, die Gunst einer Gelegenheit zu benützen, die sich kaum jemals in dieser Vollkommenheit finden konnte. Grey ist daher die Hauptschuld an dem Weltkriege aufzubürden, eine Blutschuld von einer Größe, wie sie kaum jemals ein Mensch auf sich geladen hat. Sie teilen mit ihm der russische Minister Sasonow und der Präsident der französischen Republik, Poincaré.' Lindner hätte in diesem Zusammenhange doch wohl betonen müssen, daß der entscheidende Entschluß ein innerlicher Vorgang ist, der oft aus verschiedenartigen sich steigernden, sich ablösenden und dann wieder ineinander greifenden Beweggründen entspringt, dessen Enträtselung daher der Wissenschaft nicht immer gelingen kann. Hat z. B. die Gärung in Irland den Ministerausschuß, der tatsächlich die englische Politik entscheidet, in seinem Entschlusse zum Kriege bestärkt oder nicht? Daß drei Kabinettsmitglieder, darunter der Handelsminister John Burns, am 6. August 1914 ihr Amt niederlegten, diese sehr bezeichnende Tatsache erwähnt der Verfasser nicht. Noch nicht bekannt konnte ihm sein, was wir jetzt wissen, daß 1912 bei der Führung der Einkreisungspolitik Rußland vor England, das wie immer den schlauen Grundsatz der freien Hand verfolgte, scheinbar in den Vordergrund trat und daß nach einer 1912 (!) erlassenen Anweisung der russischen Regierung 'die Verkündigung der Mobilisation zugleich die Verkündigung des Krieges gegen Deutschland' war. Durchaus zutreffend faßt Lindner die Ziele des Dreiverbandes folgendermaßen zusammen: 'Frankreich wollte seine frühere Größe wiedererobern, Rußland gehorchte dem ihm innewohnenden Triebe nach Ausdehnung seines Reiches und Erhöhung der slawischen Rasse. England stritt um seine überkommene Weltmacht und seine Handelsherrschaft. Obgleich sie niemals von Deutschland bedroht gewesen ist, erstrebte die englische Regierung die Vernichtung des Deutschen Reiches... England gab die Losung für den allgemeinen Krieg aus. Obgleich es ihn lediglich im eigenen Interesse heraufbeschworen hatte, wußten die Briten der Welt vorzuspiegeln, daß sie gewissermaßen im höheren Auftrage handelten, in Erfüllung ihrer Weltmission. Der "Cant" vollbrachte sein Meisterstück.'

Digitized by Google

Das erste, sieben Abschnitte umfassende Buch (bis S. 206), betitelt: Die Zeit Bismarcks, hebt an mit einer Schilderung der Persönlichkeit und der Politik Napoleons III. und schließt mit einer Darlegung der Größe und Bedeutung Bismarcks. 'Er ging nicht immer gerade Pfade, und der selbe Staatsmann, dessen großartige Offenheit die Welt erstaunen machte, brauchte sie nur, wenn er es für nützlich hielt; er konnte auch gründlich täuschen, tief verschlagen sein'. Dies Urteil Lindners ist gerade so berechtigt wie folgendes: 'Daran läßt sich nicht rühren und rütteln: Bismarck war der Gründer des Deutschen Reiches, der Einiger des deutschen Volkes, dem er einen wahrhaft nationalen Staatsbegriff eingab, und sein Führer in die neue Weltgeschichte. Es steht mit Bismarck wie mit dem Meer: mag es im Toben seine vernichtende Kraft entfalten oder auf erregten Wellen die Schiffe schwanken lassen oder sie auf ruhiger Oberfläche ihrem Ziele zuführen, immer bietet es das Bild erhabener Größe. Alle Gefühle, die man für den großen Deutschen haben mag: Hochschätzung, Verehrung, Abneigung, Haß lösen sich auf in das eine der Bewunderung.'

Über zwei Fragen gehen noch immer die Ansichten weit auseinander. Hat Bismarck 1890 den unumstößlichen Entschluß gefaßt, allen notorischen Sozialdemokraten das aktive nnd passive Wahlrecht zu entziehen, daher die öffentliche Abstimmung an die Stelle der geheimen treten zu lassen? Lindner (S. 147) sagt mit Recht: 'In gereizter Stimmung hat er ähnliche Absichten angedeutet'; doch daß diese vom festen Vorhaben eines Staatsstreiches noch weit entfernt sind, wird jeder Unbefangene zugeben müssen. Nicht einwandfrei scheint mir die vielerörterte Bedeutung der Emser Depesche von unserem Verfasser dargestellt zu sein. Der dritte Satz S. 97 nämlich: 'Nur das geschäftige Gerücht schuf alsbald die rasch durch Lied und Bild verbreitete Legende, der König habe den Botschafter gleich auf der Promenade kräftig abgefertigt', muß S. 98 oben stehen als eine Folge davon, daß Bismarck die Tatsachen 'anders beleuchtete', und muß viel ausführlicher gefaßt werden. Moltkes Bemerkung von 'Schamade' entsprach doch nicht ganz der Lage; mit der 'Fanfare' aber traf er den Nagel auf den Kopf. Der König jedoch war zum Angriff überzugehen noch nicht gewillt. Denn als er die Depesche in Bismarcks gekürzter Fassung zweimal gelesen hatte, reichte er sie 'betroffen' Eulenburg mit dem Ausrufe: 'Das ist der Krieg!' Bismarck überschritt also die eigentliche Absicht Wilhelms und entflammte ebenso die Begeisterung der Deutschen wie die Wut der Franzosen. Er allein war es, der eine verfahrene Lage wieder einrenkte und das Schicksalsrad vorwärts stieß, und es gibt kaum ein zweites Aktenstück, das einen ziemlich verwickelten politischen Hergang mit so genialer Einfachheit zu einem überaus wirkungsvollen Weckruf der nationalen Begeisterung verdichtete. Dies hebt Lindner nicht hervor, ebensowenig erwähnt er S. 113, was den Einzug in Paris betrifft, daß es der kleine Thiers verstand, Bismarck zu überlisten.

Das zweite, in sechs Abschnitte geteilte Buch (S. 207—354) behandelt die außereuropäischen Staaten, zuerst Amerika, dann China und Japan, Indien und Ostasien, Australien und Afrika, und schließt mit

Digitized by Google

einer kurzen, aber klaren Erörterung des Imperialismus und der internationalen Vereinigungen. Hinweise auf die Keime des Weltkrieges fehlen an den geeigneten Stellen nirgends; näher darauf einzugehen, muß ich mir leider aus Mangel an Raum versagen.

Nach den sechs mehr oder minder ausführlichen Besprechungen des Werkes in dieser Zeitschrift kann jetzt die Feststellung genügen, daß seine Eigenart auch im Schlußbande in jeder Beziehung glücklich gewahrt ist. Die Kriegsgeschichte tritt zurück, obwohl der Verfasser den Feldzug 1870 mitgemacht hat. 'Wir Alten,' sagt er, 'gestehen gern, daß die heutige Jugend uns an heiliger Begeisterung noch übertrifft.' Die Darstellung entbehrt bei aller Ruhe und Kürze der Anschaulichkeit und zuweilen auch der Wärme durchaus nicht. Alle Einzelheiten, die mir aufgefallen sind, können hier nicht angeführt werden, nur auf den Bundesrat S. 37 und 45 (statt Bundestag), auf den falschen Satzbau S. 60 oben und S. 372 unten, auf die fehlerhafte Stellung des Subjekts 'der selbe Staatsmann' in dem oben angeführten Satze (es muß vor 'konnte' stehen), und auf die unrichtige, trotzdem aber sehr beliebte Zusammensetzung 'Jetztzeit' glaube ich hinweisen zu sollen. Der Weltkrieg hat unserem Schrifttum neue starke Antriebe und neuen Inhalt gegeben, aber oft in viel zu großer Ausdehnung. Wie üppig ist die Eintagsliteratur ins Kraut geschossen! Demgegenüber muß hervorgehoben werden, daß Lindner in den Literaturangaben sich weise Beschränkung auferlegt hat; vermißhabe ich nur die Anführung der trefflichen Schrift Salomons: Wie England unser Feind wurde (1914); dessen neuestes Buch über den britischen Imperialismus — ein geschichtlicher Überblick — konnte Lindner noch nicht bekannt sein. Ein sorgfältiges Register fehlt auch diesmal nicht.

So ist denn diese von einem einzigen Verfasser durchgeführte daher eine einheitliche Auffassung und eine in sich zusammenhängende Darstellung bietende Weltgeschichte, die Frucht zwanzigjähriger Arbeit, glücklich vollendet. Den Grundzug aller Geschichte, die Verbindung des Persönlichen und des Allgemeinen, lehrt sie trefflich kennen und wird daher auch zur Förderung des Unterrichts in Prima beitragen.

2) Karl Weitzel, Der deutsche Staatsgedanke der Bürge unserer Zukunft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1916. 8°. 106 S Geh. 1,50 *M*.

An die Spitze seiner Ausführungen stellt der Verfasser den Satz: 'Wir sind die Vertreter eines ganz besonderen Staatsgedankens, eines Staatsgedankens, den wir als den fortgeschrittensten bezeichnen können, und der uns zu dem freudigen Optimismus berechtigt, daß uns die Zukunft gehört. Denn die Geschichte zeigt uns, daß das Werden, die Dauer und das Bestehen der großen Imperien abhängt von der inneren Kraft einer fortgeschrittenen Kultur, die sie bringen, und einer fortgeschrittenen politischen Organisationsform.' Worin besteht nun das besondere Wesen des deutschen Staatsgedankens? Um es klarzustellen, unterzieht Weitzel zunächst den Staatsgedanken der antiken Weltreiche, der Völkerwanderungszeit, des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation einer kurzen Betrachtung und legt dann den Gedanken des

Digitized by Google

Nationalstaates, seine Entstehung und seinen Sieg näher dar mit besonderer Rücksicht auf Rußland, Frankreich und namentlich England, das viel ausführlicher (S. 24—42) behandelt wird als jene beiden Staaten. Nachdem darauf das Irrige in den Ansichten unserer Feinde über den deutschen Eroberungsstaat und den deutschen Militarismus nachgewiesen worden ist, wendet sich der Verfasser seiner Hauptaufgabe zu: der Erörterung des deutschen Staatsgedankens. Er geht zunächst auf dessen Verhältnis zu den anderen Nationen ein. 'Keine Eroberungspolitik führen wir, und keine Vormachtstellung oder Weltherrschaft ist das Ziel unseres Daseins im Völkerleben, sondern Führung und Zusammenarbeiten mit allen Nationen für gemeinsame Kulturziele ist der uns leitende Gedanke.' Die Frage, ob das deutsche Volk die für eine Führerrolle nötigen Eigenschaften besitzt, wird bejaht (S. 62—85) namentlich im Hinblick auf Arbeitsfreudigkeit und Pflichtgefühl, Vielfältigkeit des deutschen Charakters, freies Sichregen aller menschlichen Kräfte, Betonung des Inhalts gegenüber der Form, Verständnis für fremde Kultur, Organisationsfähigkeit und freiwillige Unterordnung unter die Interessen des großen Ganzen.

'Wenn nun der deutsche Staatsgedanke Führung und Zusammenarbeiten mit allen Nationen für gemeinsame Kulturziele bedeuten soll, so schließt dies die Bedingung in sich, daß der Stand der deutschen Kultur ein hoher ist oder daß sie sogar anderen Kulturen überlegen sein muß'; dafür den Nachweis im einzelnen zu erbringen, liegt außerhalb des Rahmens der Schrift. 'Wollen wir Führer sein in Europa,' heißt es weiter, 'so brauchen wir kaum umzulernen. Hat doch auch der Verlauf des Krieges gezeigt, daß wir im Besitze der höheren Sittlichkeit sind, und schon sie allein ist die Bürgschaft für den Sieg unseres Staatsgedankens. Eins aber darf der deutschen Kultur nie verloren gehen und wird stets den Maßstab für ihre sittliche Schätzung bilden: das Streben nach höchsten Menschheitszielen; wie der Inhalt des Menschendaseins das Streben nach Vollkommenheit sein soll, so darf unsere Kultur keinen Stillstand, kein gesättigtes Genießen, kein Ruhen und Rasten kennen, sondern muß den steten Trieb und Ansporn in sich spüren, zu höheren Leistungen und Werten emporzusteigen und mit anderen Nationen zusammen nach dem Höchsten zu ringen. Nur so kann unsere Führung ihre innere Berechtigung behalten'... 'Der Staatsgedanke nun, auf dem der Bau unseres Reiches ruht, den wir also als die innere Staatsidee bezeichnen können, ist der des Bundesstaates. Stehen wir auch hier auf dem Boden einer fortgeschrittenen Organisationsform?' Auch diese Frage bejaht Weitzel durch kurze Darlegung der Wurzeln, der Entstehung und des Wesens des Bundesstaates als eines echt deutschen Gebildes. Zum Schluß greift er den Gedanken des gegenüber der asiatischen Gefahr unter deutscher Führung in der Form des Bundesstaates geeinten Europa heraus. 'Der jetzige Krieg wird Deutschland als die stärkste Kontinentalmacht erweisen, und es ist natürlich, daß gemeinsamer Gefahr gegenüber die anderen Staaten Anschluß an diese suchen werden, zumal Deutschlands zentrale geographische Lage seine Führerschaft begünstigt... Das Sittengesetz ist der letzte Grund unserer nationalen Entwicklung und unserer geschichtlichen Größe. Auf seinem Boden allein

Digitized by Google

können wir unserem Berufe, die europäischen Völker zu führen und das Staatenleben in immer reineren Formen auszugestalten, gerecht werden, und das Sittengesetz allein enthält für uns das fortwährende heilige Gebot, rastlos zu arbeiten und zu schaffen auf dem Wege des Menschheitsfortschritts zu immer höherer Vollkommenheit.'

Es gibt noch immer weltfremde Gemüter bei uns, die sich darüber ereifern, wenn man einmal die Dinge beim rechten Namen nennt. Unsere Feinde verlangen, wir sollten 'wieder das Volk Goethes werden'. Als ob wir das nicht geblieben wären! Aber daneben sind wir allerdings das Volk Bismarcks geworden, der nach dem Ausbruche des Weltkrieges die Haager Friedenskonferenzen wohl mit dem selben Ausdrucke bezeichnet hätte wie Eduard Meyer, nämlich als 'Possenspiel'. Die Verbreitung solcher Grundgedanken, wie sie unser Verfasser durchführt, kann wohl nur zu einer gedeihlichen Gestaltung unserer politischen Zustände beitragen.

Von Einzelheiten, die mir aufgefallen sind, hebe ich nur folgende hervor. S. 15 wird der Beginn der Neuzeit schon ins 13. Jahrhundert verlegt; S. 86 war zu betonen, daß das Volkstum nur im Staate gesichert ist; S. 88 ist vom bundesstaatlichen Gedanken die Rede, während vorher richtig auf den Staatenbund hingewiesen wird; am Schluß mußte die Schwierigkeit des Ausgleichs zwischen National- und Staatsgefühl erwähnt werden unter Hinweis auf die in der Schweiz in hohem Maße erreichte Übereinstimmung beider Gefühle. S. 90 paßt der Ausdruck 'gerade noch zur rechten Zeit' nicht; S. 96 sind die Stimmen Elsaß-Lothringens vergessen.

Schließlich hebe ich gern hervor, daß die Schrift sich bei den nötigen staatsbürgerlichen Belehrungen als ein nützliches Hilfsmittel in der Hand des Geschichtslehrers erweisen und ihm manche Anregung bieten kann.

Görlitz. E. Stutzer.

---

1) Heinrich Schmitthenner, Kiautschou. Geographische Zeitschrift 1914. Heft 12. 12 S. u. 2 Tafeln mit photographischen Ansichten.

Der Verfasser gibt eine sehr interessante und ansprechende Beschreibung unserer uns leider fürs erste entrissenen asiatischen Kolonie. Die politischen Auslassungen am Schluß, die im Aufruf zum Haß gegen Japan ausklingen, wären freilich besser weggeblieben. Einmal paßt so etwas nicht in eine wissenschaftliche Zeitschrift; wir brauchen die Gepflogenheiten der Engländer und Franzosen nicht nachzuahmen. Dann aber unterschätzt der Verfasser sehr die Wirkung, die es in Japan gehabt hat, daß Deutschland im Bunde mit Rußland und Frankreich ihm 1895 die besten Früchte seines Sieges entriß, damit Rußland sie sich aneignen konnte. Und glaubt der Verfasser wirklich, daß die mannigfachen eigenartigen Vorkommnisse 1904/05 geeignet waren, die Japaner uns freundlicher gesinnt zu machen? Die damalige deutsche Politik hat das gefunden, worauf sie gefaßt sein mußte — vor allem den Dank von Rußland.

Digitized by Google

2) A. Philippson, Der französisch-belgische Kriegsschauplatz. 92 S. mit einer geologischen Karte und einer Profiltafel. Leipzig, Teubner, 1916. Geh. 1,80 ℳ.

3) J. Partsch, Der östliche Kriegsschauplatz. 120 S. Leipzig, Teubner, 1916. Geh. 1,80 ℳ.

Zwei unserer hervorragendsten Geographen geben uns hier eine wissenschaftliche und doch gemeinverständliche Darstellung der beiden Hauptkriegsschauplätze. Den beiden Heften ist ein recht großer Leserkreis zu wünschen. Manchem dürfte beim Lesen für viele Erscheinungen des Kriegsverlaufs ein ganz neues Verständnis aufgehen. Die Schrift von Partsch enthält übrigens auch eine fesselnd geschriebene Geschichte der Kriegsereignisse auf geographischer Grundlage.

Schulpforte. L. Henkel.

Oehlmann und Reinhard, Kriegsgeographie. Mit 13 Karten u. Figuren, sowie einer Tafel: Die Wege der Weltschiffahrt. 2. Auflage. Breslau, F. Hirt, 1917.

Gleich nach Kriegsausbruch tauchte das Wort Kriegsgeographie auf. Man faßte diesen Begriff weiter als den längst vertrauten 'Militärgeographie', insofern in weiterem Ausmaße wirtschaftliche und völkisch-politische Gedankengruppen einbezogen wurden, vertiefte ihn aber auch, indem man festere und mannigfaltigere Beziehungen zwischen den geographischen Gesichtspunkten, Lage und Raum einerseits, Gründen und Ursachen, Verlauf und Zielen des Krieges anderseits, suchte und fand. Mehrere Bücher erschienen, die dieser auf die verständnisvolle Betrachtung des Krieges angewandten Geographie Rechnung trugen. Eins davon ist das gleichsam zur Ergänzung der E. v. Seydlitzischen Geographie von zweien ihrer Herausgeber verfaßte schmale, doch inhaltvolle Heft des Hirtischen Verlages, eine Kompilation ohne eigentlich persönliche Färbung, ohne neuartige Gesichtspunkte oder Mitteilung unbekannter Tatsachen, doch in Auswahl und Gruppierung des Stoffes so geschickt und zuverlässig, daß es wohl begreiflich ist, wenn gerade dies preiswerte und doch lehrreiche Heft bereits eine zweite Auflage erfahren konnte, die gegen die erste einige glückliche Nachbesserungen und eine besonders auf Rumänien sich erstreckende Erweiterung erfuhr. Es handelt sich um eine Arbeit, die nicht zu genußvollem Lesen, sondern zum Lernen für den Benutzer geschaffen ist, durch Literaturangaben Weiterstrebenden die Wege zu umfassenderer Belehrung weist und auch methodisch sich zu Nutzen macht, was sonst gearbeitet und erdacht ist.

Berlin-Grunewald. F. Lampe.

F. Machatschek, Gletscherkunde. 2. Auflage. Mit 5 Abbildungen im Text und 15 Tafeln. Sammlung Göschen Nr. 154. Berlin und Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung. Leinwand geb. 1 ℳ.

Das Büchlein hat gegen die längst veraltete erste Auflage sehr gewonnen. Die Kapitel über Verbreitung, Ernährung und Abschmelzung, Material und Struktur der Gletscher sind den Ergebnissen der modernen Forschung gemäß umgearbeitet. In noch strittigen Fragen, wie der der Gletscherbewegung, wird eine knappe, aber anerkennenswert klare Dar-

Digitized by Google

stellung der wichtigsten Theorien gegeben. Wertvolle Hinweise auf die Spezialliteratur in allen Kapiteln erhöhen den wissenschaftlichen Wert des Büchleins. Allzu knapp dagegen ist die Behandlung des durch die Gletscherbewegung entstehenden Formenschatzes, der Kare, Tröge, Talstufen, Stufenmündungen, Rundhöcker und flurioglazialen Bildungen, die zum Teil nur genannt werden. Hier kann auch der Hinweis auf die Spezialwerke dem Mangel nicht abhelfen. Mit Recht ist in dieser Auflage aber das Kapitel über die Eiszeit fortgefallen, da diese in einem Sonderbande der Sammlung eine ausführliche Behandlung gefunden hat.

Karlshorst. Goslich.

---

1) O. Frey, Geometrischer Arbeitsunterricht. Ein Beitrag zu Lehrplan und Praxis der Arbeitsschule. Mit 5 Tafeln und 19 Abbildungen im Text. VI und 54 S. Leipzig, E. Wunderlich, 1914. Geh. 1,20 ℳ, geb. 1,60 ℳ.

2) W. Reichel, Mathematischer Werkunterricht. Eine Anleitung zur Herstellung und Verwendung einfacher mathematischer Modelle für Lehrer und Schüler. VII u. 63 S. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. Kart. 1 ℳ.

Die Selbsttätigkeit der Schüler in manueller Beziehung kommt nicht zuletzt dem geometrischen Unterricht zugute; daher fand der Begriff der Arbeitsschule gerade in der Geometrie geeigneten Boden. Beide vorliegende Schriften befassen sich mit der Selbstherstellung mathematischer Modelle durch die Schüler; dabei hat die erste Schrift mehr die Volksschule, die zweite mehr die höhere Schule im Auge. Der Verfasser dieser Zeilen hat diese Ziele in seiner Schrift Anschauungsmittel im mathematischen Unterricht (Leipzig, B. G. Teubner, 1913) ebenfalls betont, und die Lust und Liebe der Schüler zu diesen Dingen gibt uns recht. Gerade das Gymnasium, das der Bildung des räumlichen Vorstellungsvermögens leider erst in den Oberklassen nach den Lehrplänen näher treten kann, hat hier eine Möglichkeit, seinen Schülern im geometrischen Anfangsunterricht etwas wenigstens von geometrischer Raumvorstellung beizubringen. Dann könnte es auch nicht mehr vorkommen, daß der einfachste Volksschüler einem Gymnasiasten, der mit dem Einjährigen abgeht, in diesen Dingen 'über' ist. Eine gute räumliche Anschauungskraft kann heute nur jedem von Vorteil gereichen.

Was den Inhalt der beiden Schriften anbelangt, so mag nur noch erwähnt sein, daß Frey einteilt: 1. Anordnen und Zählen, 2. Falten und Gestalten, 3. Bauen mit Strecken und Winkeln, 4. Bewegungsmodelle, 5. Messungen im Freien (Gedankenkonstruktionen). Reichel geht systematisch die einzelnen Kapitel der Geometrie durch, beginnt bei den Körpermodellen und endet bei den Apparaten für die Feldmeßkunst. Beide Bücher seien dem Lehrer des geometrischen Anfangsunterrichts warm ans Herz gelegt. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit noch auf die kürzlich erschienene Schrift von K. Giebel, Anfertigung mathematischer Modelle (Leipzig, B. G. Teubner, 1915), die ähnliche Dinge wie die obigen Schriften behandelt und die für die Hand des Schülers geschrieben ist.

Digitized by Google

3) W. Rulf, Lehrbuch der Mathematik, für höhere Gewerbeschulen, verwandte Lehranstalten und zum Selbststudium. Wien und Leipzig, Franz Deuticke, 1915.

4) H. Hartl, Lehrbuch der Planimetrie. Für den Unterrichtsgebrauch und für das Selbststudium. 3. verbesserte Auflage. Mit 226 in den Text gedruckten Figuren, einer Tabelle und zahlreichen Übungsbeispielen. Geh. 2 K 50 h, geb. 3 K. VII u. 143 S.

5) W. Rulf, Analytische Geometrie für höhere Gewerbeschulen. Mit 102 Abbildungen, zahlreichen Übungsbeispielen und deren Resultaten. Geb. 3 K 20 h. VIII u. 158 S.

Das Rulfsche Unterrichtswerk der Mathematik ist auf österreichischen höheren Gewerbeschulen und ähnlichen Lehranstalten gut eingeführt; es umfaßt alle Teile der niederen Mathematik bis zu den Elementen der Differential- und Integralrechnung. Vor uns liegen die beiden Bände der Planimetrie und der analytischen Geometrie.

Die Planimetrie von Hartl bringt außer den gewöhnlichen Sachen, wie sie bei uns in den mittleren Klassen behandelt werden, auch schwierigere Gebiete, die wir erst in den oberen Klassen behandeln. Dem Charakter des ganzen Werkes entsprechend sind aber die Anwendungen auf die Technik, besonders in den zahlreichen Aufgaben, überall stark betont. Im 19. Abschnitt finden wir sogar Aufgaben über graphisches Rechnen. Gerade dieser praktischen Anwendungen wegen sollten wir solche Lehrbücher technischer Schulgattungen nicht links liegen lassen; sie bringen eine Menge Anregungen, für die uns dann unsere Schüler nur dankbar sind.

Ähnliches gilt von der Rulfschen analytischen Geometrie. Dieses Buch könnte man sich ganz gut an unseren höheren Lehranstalten eingeführt denken, wenn wir auch nicht gewohnt sind, daß den Aufgaben die Ergebnisse beigefügt sind; das ist aber mit besonderer Rücksicht auf diejenigen geschehen, die es zum Selbststudium benutzen. Hervorzuheben ist bei dem Buche, daß die analytische Geometrie des Raumes überall mit hineingezogen ist, natürlich in bescheidenen Grenzen. Der Kurvenbehandlung wird besonders viel Sorgfalt zugewendet (Kegelschnitte, Rollkurven, Schneckenlinien, Schraubenlinien). Bei den Rollkurven (wohl besser allgemein Zykloiden statt zyklische Kurven) fanden sich zwei schöne Verdeutschungen: Aufradlinien statt Epizykloiden und Inradlinien statt Hypozykloiden.

Wir wünschen beiden Büchern guten Erfolg und hoffen, daß sie sich auch unter den Lehrern unserer höheren Schulen viele Freunde erwerben mögen. Die Behandlung des Stoffes ist in beiden Werken recht klar und übersichtlich, der Druck ist vorzüglich, die Zeichnungen sind äußerst sorgfältig ausgeführt.

6) H. Beinhorn, Lehrbuch der Mathematik. Ausgabe A für Realanstalten in 4 Bänden. Ausgabe B für Gymnasien in 3 Bänden. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. Gesamtpreis von A 9,40 ℳ, von B 7,60 ℳ.

Wenn man auf dem Standpunkt steht, daß in Zukunft mehr die Aufgabensammlungen (arithmetische und geometrische) auszubauen sind, wird man sich nur schwerlich entschließen, daneben umfangreiche Lehr-

Digitized by Google

bücher einzuführen. Kurze Leitfäden werden dann sicher mehr bevorzugt werden, um so mehr, als die den geometrischen Lehrbüchern in der Regel beigegebenen Aufgaben doch nicht genügen. Nun sagt zwar der Verfasser der vorliegenden Bücher, daß er ein Unterrichtswerk zu schaffen bemüht gewesen ist, das zwischen Leitfaden und Lehrbuch die Mitte hält, aber vier Bände (Ausg. A) von ca. je 200 Seiten ist dann zuviel. Wir müssen ja auch noch bedenken, daß nach dem Krieg die Preisfrage eines einzuführenden Lehrbuches eine wichtigere sein wird, als sie es in den goldenen Zeiten vor 1914 war. Das sind aber schließlich keine Gründe, die etwa gegen die Güte des vorliegenden Werkes sprechen. So muß z. B. anerkannt werden, daß dem Verfasser eine andere vermittelnde Stellung, nämlich die zwischen den alten Zielen des Mathematikunterrichtes und den Reformbestrebungen entschieden geglückt ist, ganz besonders auf der Oberstufe. Ein großer Vorzug des Buches ist ferner seine Vielseitigkeit, so daß der Lehrer nach diesem Buch bei der Freiheit, die die Lehrpläne lassen, bald das eine, bald das andere Gebiet mit größerer Ausführlichkeit durchnehmen kann. Der praktischen Anwendungen ist überall gedacht, daneben beleben die geschichtlichen Betrachtungen das Ganze. Aufgaben in großer Menge ziehen sich überall durchs Buch, und es ist zu loben, daß öfters Beispiele durchgesprochen werden, so daß dem Schüler Anleitungen zur Lösung von Aufgaben zur Verfügung stehen. Die Behandlung der Infinitesimalrechnung ist derart gehalten, daß sie auch in Unterprima durchgenommen werden kann, was von Wichtigkeit für solche Schulen ist, wo Unter- und Oberprima nicht getrennt ist. Die als 'Algebra' auftretende Arithmetik sticht in der Unterstufe etwas gegen die Geometrie ab, sie ist entschieden zu kurz weggekommen. Doch das kann dem günstigen Urteil des Rezensenten keinen Abbruch tun! Das ganze Buch hat zweifellos viele Vorzüge, und es ist nur zu wünschen, daß es die Kollegen zunächst einmal kennen ernen.

7) W. Lorey, Das Studium der Mathematik an den deutschen Universitäten seit Anfang des 19. Jahrhunderts. Mit 13 Abbildungen im Text und auf 4 Tafeln, sowie einem Schlußwort von F. Klein. XII u. 431 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1916. Geh. 12 ℳ, geb. 14 ℳ.

Die vorliegende Schrift stellt das 9. Heft vom III. Band der Abhandlungen über den mathematischen Unterricht in Deutschland dar, die durch die internationale mathematische Unterrichtskommission veranlaßt wurden und von F. Klein herausgegeben werden. Hoffentlich kommen wir einmal wieder zu solchen idyllisch klingenden internationalen Veranstaltungen zugunsten der Wissenschaft zurück. Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei gleich zu Beginn dieser Zeilen hervorgehoben, daß im Titel der Nachdruck auf das Studium der Mathematik zu legen ist, nicht etwa nur auf Universitäten, denn technische Hochschulen sind ebenfalls berücksichtigt. Das ist auch mehr wie recht und billig, denn viele deutsche Mathematiker würden nur ungern die schönen Anregungen missen, die sie auf technischen Hochschulen empfangen haben.

Was den Inhalt des Werkes anbelangt, so behandelt der Verfasser im 1. Kapitel zunächst ganz allgemein die deutschen Universitäten nach Fakul-

Digitized by Google

täten, Lehrkörper und Studierenden; im 2. Kapitel spricht er von dem überkommenen Zustand des mathematischen Unterrichts an den Universitäten zu Beginn des 19. Jahrhunderts und schildert insbesondere die vergeblichen Versuche einer planmäßigen Neuorganisation in den Jahren 1818 bis 1848. Im 3. Kapitel finden wir die Entwicklung des mathematischen Universitätsunterrichtes bis zur Gründung des deutschen Reiches und im 4. Kapitel besondere Ausführungen über die Zeit vor 1871 mit Ausblicken auf die Gegenwart. Das 5. Kapitel bringt die Zeit von 1871 bis 1890, also von der Reichsbegründung bis zum Beginn der Schulreformbewegung. Das 6. und letzte Kapitel ist der neuen Zeit von 1890 bis 1914 gewidmet.

Wir wünschen der mühevollen Arbeit vollen Erfolg; vor allem sei es den Lehrerbibliotheken zur Anschaffung empfohlen, damit es die Mathematiker alle kennen lernen. Sicher wird es sich dann der eine oder andere auch selbst anschaffen, denn es liest sich ausgezeichnet, und jeder wird auf Reminiszensen stoßen. Als ganzes aber stellt es ein gut Stück deutscher Kulturgeschichte dar, deren Kenntnis jedem nur zum Vorteil gereicht.

Berlin-Lichterfelde. P. B. Fischer.

1) M. Oettli, Versuche mit lebenden Pflanzen. Für 12—14jährige Schüler aller Schulgattungen. Mit 7 Abbildungen im Text. Prof. Dr. Bastian Schmids naturwissenschaftliche Schülerbibliothek. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1914. IV u. 44 S. 8. Kart. 1 ℳ.

Bastian Schmids naturwissenschaftliche Schülerbibliothek ist um das vorliegende Büchlein bereichert worden. Dieses behandelt die Ernährung der Pflanzen, Keimung und Wachstum auf experimenteller Grundlage in anschaulichster Darstellung, so daß es seinen Zweck erfüllen kann, 12—14jährige Schüler, für die es geschrieben ist, nicht nur bis zum Schluß zu fesseln, sondern auch zur Ausführung der angegebenen Versuche anzuregen.

2) G. Ulmer, Aus Seen und Bächen. Die niedere Tierwelt unserer Gewässer. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und 3 Tafeln. Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk. Hrsg. von Konrad Höller und Dr. Georg Ulmer. Leipzig, Quelle & Meyer. IX u. 149 S. 8. Geb. 1,80 ℳ.

Ulmer, der Verfasser der vor zwei Jahren erschienenen 'Wasserinsekten', bietet uns in dem neuen Buche im 1. Teile einen Überblick über die Mollusken, Moostierchen, Würmer, Schwämme, Polypentiere, Spinnen, Krebse und Insekten, im 2. über die niedere Tierwelt unserer Gewässer. Das Buch ist belehrend und ansprechend geschrieben.

3) R. Rein, Leitfaden für biologische Schülerübungen in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Mit 69 Abbildungen im Text. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. XI u. 162 S. 8. Geb. 2,40 ℳ.

Dem Grundsatz: 'Nicht der Besitz der Kenntnisse, sondern der Erwerb desselben ist die beste Frucht der Schule' folgend hat der Verfasser in dem vorliegenden Leitfaden biologische Schülerübungen unter gemeinsamen Gesichtspunkten zusammengestellt. Durch Reihen von

Digitized by Google

Übungen sollen die biologischen Wahrheiten verarbeitet werden. Bei der Stoffverteilung hat sich der Verfasser im allgemeinen nach den Meraner Vorschlägen gerichtet und dementsprechend seine 62 Übungen in folgender Weise geordnet: I. Teil: Ökologie der Pflanzen (Abhängigkeit der Pflanzen von Luft, Wasser, Boden, Licht, Reizen, Temperaturen, Pflanzen und Tieren). II.: Ökologie der Tiere (Plankton, Bedeutung der Fettschicht, Tiere und Luft, Tiere und Wärme). III.: Ein Gang durch die Kryptogamenreihe (Anatomie und Physiologie der Kryptogamen). IV.: Ein Gang durch die Reihe der Wirbellosen. Vergleichende Anatomie und Physiologie der wirbellosen Tierstämme. V.: Anatomie und Physiologie der höheren Pflanzen. VI.: Ein Gang durch die Wirbeltierreiche. Anatomie und Physiologie der Wirbeltierstämme unter Berücksichtigung des Menschen. — Die sechs Teile sollen die Grundlage für den biologischen Unterricht der sechs Halbjahre in den drei oberen Klassen bilden. Das Buch will den Lehrern und Schülern dienen, indem es jene entlastet, diesen aber eine Anleitung gibt und als Repetitorium dienen kann. Das Werk verdient weiteste Beachtung.

4) R. Heuer, Lehrbuch der allgemeinen Botanik für Lehrerseminare. Unter Mitwirkung von Georg Ziegenspeck. Mit 2 Tafeln und 302 Abbildungen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1913. VII u. 207 S. 8. Geb. 2,80 ℳ.

Das vorliegende Werk enthält folgende Stoffgliederung: I. Die Pflanze als Zellstaat. II. Die Wehr der Pflanze. III. Die Pflanze als Fabrikant organischer Stoffe. IV. Die Gewinnung der Betriebskraft für die Lebensvorgänge in der Pflanze. V. Das Wachstum der Pflanzen. VI. Die Reizbewegungen der Pflanzen. VII. Die Vermehrung der Pflanzen. VIII. Die erdgeschichtliche Entwicklung der Pflanzenwelt.

Der Verfasser weicht mit der Bearbeitung dieses Stoffes von den bisherigen Methoden wesentlich ab. Er will die biologischen Tatsachen und Gesetze den Schülern nicht ohne weiteres etwa in anschaulicher Darstellung übermitteln, sondern die Schüler zu eigenem Beobachten und Denken veranlassen. Zu dem Zweck hat er jedem Abschnitt des Buches Aufgaben zur Beobachtung, zu Versuchen und mikroskopischen Untersuchungen vorangestellt — wenn nötig — mit kurzen Hinweisen auf das wesentliche des zu Erkennenden. Am Ende einer jeden Aufgabengruppe gibt er einen kurzen Überblick über die biologischen Verhältnisse, zu denen die Schüler bei gewissenhafter Ausführung der Versuche im wesentlichen selbst kommen müssen. Selbstverständlich sollen auch nach des Verfassers Ansicht bei der kurzen Zeit und der großen Menge der Aufgaben (393) nicht alle behandelt werden. Deshalb hat der Verfasser auch manches geboten, was sich schon mit Veranschaulichungsmitteln klar erfassen läßt. Durch die große Zahl von Abbildungen gewinnt das Buch ganz bedeutend. Nach allem ist das Werk sehr empfehlenswert.

5) F. Meyer, Der deutsche Obstbau. Mit 79 Abbildungen und 3 Tafeln. Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk. Hrsg. von Konrad Höller und Dr. Georg Ulmer. Leipzig, Quelle & Meyer. V u. 207 S. 8. Geb. 1,80 ℳ.

Das vorliegende Buch will einen Einblick in die Betriebsweise des gegenwärtigen deutschen Obstbaues geben. Es handelt vom Boden und

Digitized by Google

Klima in ihren Beziehungen zum Obstbau, vom Bau, von der Erziehung und den Krankheiten des Obstbaumes, von einzelnen Obst- und Beerensorten, von ihrer Aufbewahrung, vom Obsthandel und von der Verwertung des Obstes und der Beeren. Bei der schlichten und klaren Behandlung des Stoffes dürfte es dem Verfasser wohl gelingen, weitere Kreise für diesen Zweig der Bodenkultur zu erwärmen.

6) Fr. W. Neger, Biologie der Pflanzen auf experimenteller Grundlage (Bionomie). Mit 315 Textabbildungen. Stuttgart, Ferdinand Enke, XXIX u. 775 S. 8.

Das vorliegende Werk unterwirft die Pflanzen in ihren Beziehungen zur leblosen und lebendigen Umwelt einer wissenschaftlichen Betrachtung, ist also eine Biologie in dem engeren Sinne der Ökologie. Verfasser macht uns in einem einleitenden Kapitel mit dem Anpassungsbegriff bekannt und weist auf die Notwendigkeit der Unterscheidung eines kausalen und finalen Momentes bei der Deutung der Anpassungserscheinungen der Pflanze an die Umgebung und auf die Bedeutung ihrer Ergründung zum Zweck einer richtigen Vorstellung von der Entwicklung der Pflanzenwelt und einer verständnisvollen Auffassung des Weltgeschehens hin. Im allgemeinen will er nur die Anpassungen behandeln, deren Auftreten die augenfällige oder durch Versuche herbeiführbare und nachweisbare Folge der Einwirkung äußerer Faktoren auf die Pflanzenindividuen ist. Kausale Begründung bemüht sich der Verfasser auch bei den Anpassungserscheinungen, bei denen heute nur noch die Zweckmäßigkeit einleuchtet, durch Betrachtung der stammesgeschichtlichen Entwicklung zu erbringen. Am Ende des einleitenden Kapitels 'Theorie der Anpassung' bekundet der Verfasser seine Stellungnahme zu den für ein richtiges Verständnis des ganzen Weltalls so überaus wichtigen Hauptfragen in folgenden vier Leitsätzen, die wegen ihrer grundlegenden Bedeutung für die sich anschließende Behandlung der Anpassungserscheinungen angeführt sein mögen:

1. Bei allen oder den meisten Anpassungszuständen (Ökologismen, Ökomorphosen) kann je ein kausales und ein finales Moment unterschieden werden.

2. Das kausale kann mit dem finalen zusammenfallen, häufig aber ist das kausale Moment nur ein Teilfaktor des finalen (z. B. Bildung der Wasserblätter), oder das finale ist vom kausalen vollkommen verschieden (Gelegenheitsanpassungen).

3. Bei der Ökogenese war das kausale auslösend, das finale auslesend tätig (Darwinismus), oder die Ökogenese ist auf eine direkte zweckmäßige Reaktion des Organismus auf einen äußeren Faktor, der dann als Zweckursache wirkte, zurückzuführen (Lamarckismus).

4. Daneben besteht noch das schon von Lamarck betonte, von Roux schärfer präzisierte Gesetz der funktionellen Anpassung (Steigerung der Leistungsfähigkeit eines schon vorhandenen Merkmals durch häufigen Gebrauch bzw. Ausschaltung desselben bei Nichtgebrauch).

Die feine Erwägung, ob bei der Deutung einer Anpassungserscheinung ursächliche oder einem Zweck entsprechende Faktoren in Betracht kommen, zieht sich wie ein roter Faden durch die nun folgende

Digitized by Google

Darstellung der Anpassungen der Pflanzen. Sie umfaßt folgende neun Kapitel: 1. Anpassungen an die Wärme als Lebensfaktor, 2. Anpassungen an das Licht als Lebensfaktor, 3. Anpassungen an das Wasser als Lebensfaktor, 4. Anpassungen an das Wasser als umgebendes Medium, 5. Edaphische Anpassungen (Anpassungen an das Substrat als Lebensfaktor), 6. Anpassungen zur Erhöhung der mechanischen Festigkeit, 7. Soziale Anpassungen, 8. Anpassungen zur Erhaltung der Arten, 9. Das Reizempfindungsvermögen der Pflanzen.

Bei der Erwähnung von Pinus canariensis und Abies pinsapo, die in der Nebelregion sonst niederschlagsarmer Hochgebirge von Wasser triefen, läßt Verfasser die Erklärung dieser Erscheinung offen. Sollte man es hier nicht mit einer elektrischen Naturerscheinung zu tun haben? Spitzenwirkung der Nadeln, größeres Potential der Elektrizität in Bäumen und Luft, also größere Potentialdifferenz zwischen Nadeln und Wasserbläschen, stärkere Anziehung der Wasserteilchen, ihre Kondensation zu Wassertropfen als Folge elektrischer oder mechanischer Wirkung u. a. Wäre es nicht ratsam, bei der Verschiedenartigkeit der Erdoberfläche in Zusammensetzung und Gestaltung und bei dem Wechsel der Luftverhältnisse infolge ungleichartiger Bewegung, Erwärmung, Veränderung des elektrischen Zustandes und Verteilung des nach Absorption eines Teiles der Lichtstrahlen Energie speichernden Wasserdampfes mehr als bisher auch die Energieform der Elektrizität als mitbestimmenden und verschiedene Erscheinungen auslösenden Faktor heranzuziehen, dem vielleicht auch ursächliche Bedeutung bei der Entstehung neuer Anpassungserscheinungen zuzusprechen ist. Aus dem Grunde hätte im letzten Kapitel bei der Beschreibung des Reizempfindungsvermögens der Pflanzen auf den Elektrotropismus hingewiesen werden können, wenn auch die Schwierigkeit seines Nachweises und seiner Erforschung wegen der allseitigen Gewöhnung aller Lebewesen an die verbreiteste aller Energieformen vom Anfang der Welt an und wegen der damit verbundenen Feinheit etwaiger Unterschiede in der Reaktion auf diese von uns in der Natur so schwer wahrnehmbare Kraftwirkung zuzugeben ist.

Bei der Behandlung der Kokosnuß als einer Frucht, deren ganze Ausbildung auf ihre Verbreitung durch Meeresströmungen hinweist, ist sich der Verfasser der Meinungsverschiedenheit der Gelehrten über diese Verbreitungsart wohl bewußt, scheint aber trotzdem hauptsächlich wegen des Auftretens der Kokospalme an fast allen Meeresküsten der Länder innerhalb der Wendekreise und der restlosen Erklärungsmöglichkeit sämtlicher Einrichtungen an der Frucht als Anpassungserscheinungen an eine Verbreitung durch das Wasser an der alten, landläufigen Vorstellung festzuhalten. Wohl nicht mit Recht. Die sinnreiche Ausbildung der Frucht läßt sich durchaus als kausale Anpassung an das sonnendurchglühte, häufig lange Zeit des Regens entbehrende Klima und an die Wucht des Aufpralls auf die Erde aus beträchtlicher Höhe verstehen. Die Verbreitung von Land zu Land kann, wenn nicht durch Menschen, so durch ausgestorbene Riesenvögel in Urzeiten erfolgt sein. Wie läßt sich die Erklärung bei dem Hinweis auf die gleiche Ausbildung der Früchte bei den Kokospalmen, die ihr Haupt nicht über das Meer neigen, noch

Digitized by Google

halten? Im Laufe der Jahrtausende müßte doch eine Umänderung eingetreten sein. Im übrigen möchte ich hinsichtlich der Verbreitung der Kokosnuß auf Buekers 'Abstammungslehre' Seite 134—136 verweisen. Direkten Beobachtungen und Versuchen mit der Kokosnuß, die sich zwischen den Inseln Polynesiens doch nicht allzu schwer ausführen ließen, muß wohl die Entscheidung der strittigen Frage überlassen bleiben.

Das Negersche Werk weist noch schätzenswerte Beifügungen auf, so am Anfang eine sehr genaue Inhaltsübersicht auf 21 Seiten, am Ende ein Sachregister und ein Namenregister, das allerdings nur die lateinischen Namen der im Text vorkommenden Pflanzen und Tiere enthält. Hierzu möchte ich den Wunsch äußern, bei einer neuen Auflage die deutschen Namen, soweit sie bekannt sind, hinzuzufügen. Da mir die lateinischen Namen nicht aller Pflanzen mehr im Gedächtnis sind, habe ich viel Zeit durch das lästige Aufschlagen verloren, und da mir die nötigen Nachschlagebücher hauptsächlich für die ausländischen Pflanzen fehlten, so mußte ich vielfach auf die Vorstellung der betreffenden Individuen verzichten. Beide Umstände bedeuteten Hemmungen beim Lesen des vortrefflichen Werkes, das mich wie kaum ein anderes auf diesem Gebiete vom Anfang bis zum Ende in hohem Maße gefesselt hat.

Im übrigen ist der Verfasser seiner hohen Aufgabe vollkommen gerecht geworden. Er hat gegen die oberflächliche Manier der Popularisierungsmethode, Deutungen als Tatsachen hinzustellen, Front gemacht durch die Verwerfung einseitiger Bevorzugung der deduktiven Methode und der damit so häufig verbundenen naturphilosophischen Spekulation und durch die kritische Erwähnung berechtigter Einwände den geltenden Ansichten gegenüber. Dieses Wahrheitsstreben entschuldigt denn auch die Unbestimmtheit der Antwort auf gewisse Fragestellungen. Immer aber berührt die strenge Sachlichkeit in anschaulicher Darstellung und die kausale Erklärung der Erscheinungen auf Grund physikalischer und chemischer Gesetze den Lehrer aufs angenehmste. Der Laie mag sich durch die vielen lateinischen Fachausdrücke nicht abstoßen lassen, dem Fachbotaniker wird das umfangreiche Werk großen Nutzen bieten, wenn er sich über den Stand gewisser ökologischer Probleme unterrichten will. So möchte ich dem Werk rechte Verbreitung als Zeichen seiner Würdigung wünschen, seinem Verfasser aber, daß es wie ein 'Sternbild überm Haupte' ihn zu neuen Taten begeisternd emporzieht.

7) O. Schmeil, Lehrbuch der Botanik für höhere Lehranstalten und die Hand des Lehrers sowie für alle Freunde der Natur unter besonderer Berücksichtigung biologischer Verhältnisse. Mit 48 farbigen und 20 schwarzen Tafeln sowie mit zahlreichen Textbildern. 35. Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer, 1915. XX u. 522 S. 8. Geb. 6,60 ℳ.

Die vorliegende Auflage weist gegen frühere folgende Fortschritte auf: Sachliche und stilistische Verbesserungen, Kürzung und bestimmtere Fassung des Textes, Beschränkung der Gliederung des Stoffes, stärkere Anwendung des rein beschreibenden Momentes, Beseitigung der teleologischen Ausdrucksweise, höhere Beachtung der volks- und weltwirtschaftlichen Bedeutung der Pflanzenwelt, ausführlichere Gestaltung des Abschnittes über die geographische Verbreitung der Pflanzen, Trennung

Digitized by Google

der morphologischen Angaben von den anatomisch-physiologischen, Einfügung einer kurzen Geschichte des Pflanzenreiches, zusammenfassender Mitteilungen über Schädigungen und Krankheiten der Pflanzen, zahlreicher neuer Zeichnungen und herrlicher Farbentafeln nach Originalzeichnungen und Naturaufnahmen.

Möge das Werk auch weiterhin Lehrern und Schülern zum Segen gereichen.

8) P. Brohmer, Fauna von Deutschland. Ein Bestimmungsbuch unserer heimischen Tierwelt. Mit 912 Abbildungen im Text und auf Tafeln. Unter Mitarbeit von Dr. Effenberger-Berlin, Oberlehrer Ehrmann-Leipzig, Dr. Enderlein-Stettin, Dr. Gerwerzhagen-Heidelberg, Privatdoz. Dr. Hase-Jena, Oberstudienrat Prof. Dr. Lampert-Stuttgart, Dr. Roewer-Bremen, Dr. Ulmer-Hamburg, Prof. Dr. Voigt-Leipzig, Dr. Wagler-Leipzig und Prof. Dr. Werner-Wien. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. VIII u. 587 S. 12. Geb. 5 ℳ.

Zum erstenmal erscheint mit dem vorliegenden Buche eine Exkursions-Fauna, die wegen ihres handlichen Formates die Bestimmung der heimischen Tierwelt leichter ermöglicht als die unhandliche und für die Jetztzeit in vielen Teilen veraltete Synopsis von Leunis. Bei der großen Zahl von Tierarten (gegen 5—600000) machte sich natürlich eine zweckentsprechende Beschränkung auf nur einheimische Tiere notwendig. Ferner kommen nur von den Wirbeltieren, Schwämmen, Nesseltieren und Weichtieren alle einheimischen Arten zur Erwähnung. Auch alle Meerestiere wurden fortgelassen. Trotzdem übertrifft die Zahl der aufgenommenen Gattungen und Arten bedeutend das erwähnte Bestimmungswerk von Leunis-Ludwig. Die Bearbeitung der einzelnen Kapitel durch Spezialforscher bürgt für den selbständigen Wert. Natürlich sollen durch das Buch Spezialwerke nicht ersetzt werden. Wohl aber kann es denen dienen, die das ganze Tierreich mit gleichem Interesse betrachten und erforschen. Die Anordnung der Tabellen folgt im großen ganzen den jetzt üblichen Floren. Eine große Anzahl von Abbildungen im Text und auf Tafeln erleichtert das Bestimmen der Tierformen. Mit Dank sei dieser neue Versuch willkommen geheißen, reicher Segen lohne die Arbeit. Möge das Buch seine Aufgabe erfüllen, den Tierfreunden ein sicherer Wegweiser in der Mannigfaltigkeit der Arten zu sein.

9) O. Schmeil u. J. Fitschen, Flora von Deutschland. Ein Hilfsbuch zum Bestimmen der zwischen den deutschen Meeren und den Alpen wildwachsenden und angebauten Pflanzen. 15. Auflage (unveränderter Abdruck der 13. Auflage). Mit 1000 Abbildungen. Leipzig, Quelle & Meyer. II u. 439 S. 12. Geb. 3,80 ℳ.

Die neue Auflage unterscheidet sich nicht von der 13. Möge das Buch weiterhin dazu beitragen, die Kenntnis der Pflanzenwelt in weiteren Kreisen zu verbreiten.

10) B. Schmidt u. C. Thesing, Biologen-Kalender. Erster Jahrgang. Mit einem Bildnis von August Weismann und 5 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1914. IX u. 513 S. 12. Geb. 7 ℳ.

Das vorliegende Werk will besonders über praktische Fragen Auskunft geben. Im Mittelpunkt steht ein Adressenverzeichnis augenblicklich

Digitized by Google

lebender Biologen, die sich literarisch betätigen. Daneben finden wir Mitteilungen über die Einrichtung und den Arbeitsbetrieb an den zoologischen und botanischen Instituten der Universitäten und Hochschulen aller deutschsprechenden Länder, über die zoologischen Gärten der Welt sowie über die wichtigsten biologischen Stationen, ferner sehen wir ein Kalendarium, Angaben über Brutzeit, Wanderung und die Zugstraßen der Vögel, phänologische Beiträge, eine Übersicht über wichtige Arbeiten auf botanischem und zoologischem Gebiete, einen Beitrag über die biologischen Schülerübungen, Angaben aus der zoologischen Mikrotechnik, einen Literaturbericht, endlich noch eine Totenschau über die im Laufe der Jahre 1912/13 gestorbenen Forscher. Der Kalender beginnt mit einer Würdigung der Lebensarbeit von A. Weismann. Möge dieses neue Unternehmen, ein Nachschlagebuch für Biologen, rechten Anklang finden und sich ebenso behaupten wie die schon bestehenden Kalender für Geographen, Chemiker und Physiker.

11) J. Palladin, Pflanzenanatomie. Nach der 5. russischen Auflage übersetzt und bearbeitet von Tschulock, Privatdozent an der Universität Zürich. Mit 174 Abbildungen im Text. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1914. IV u. 195 S. 8. Geh. 4,40 ℳ, geb. 5 ℳ.

Wie die Pflanzenphysiologie Palladins, so möge auch die eben erschienene Übersetzung der in russischen Kreisen geschätzten Pflanzenanatomie in Deutschland eine freundliche Aufnahme finden.

12) K. Treiber, Das biologische Praktikum an den höheren Lehranstalten. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. 112 S. 8. Geh. 1,20 ℳ, geb. 1,50 ℳ.

Verfasser hat sein Praktikum in der Erwägung geschrieben, daß die Bekanntgabe eigener, vieler Jahre hindurch in der Praxis gesammelter Erfahrungen von den Fachgenossen mit Dank begrüßt wird. Aus den verschiedenen Erfahrungen mehrerer Forscher kann sich dann leicht eine brauchbare Richtschnur für das Praktikum entwickeln. Bestimmend für die Anordnung der im biologischen Praktikum behandelten Objekte war der Leitsatz: Unterricht und Praktikum müssen Hand in Hand gehen, die praktischen Schülerübungen müssen sich eng an den vorgeschriebenen Lehrstoff anschließen. Darin liegt meiner Meinung nach der größte Wert des Buches, aber auch die Klarheit der Darstellung und die große Zahl angegebener Versuche sind zu loben. Das mit Liebe zur Förderung der guten Sache geschriebene Buch kann nur aufs wärmste empfohlen werden.

13) L. Spilzer, Biologische Beobachtungsaufgaben. Im Anschluß an das naturwissenschaftliche Unterrichtswerk von Prof. Dr. O. Schmeil und zu selbständigem Gebrauche bearbeitet. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. VIII u. 132 S. 8. Geh. 2,20 ℳ, geb. 2,60 ℳ.

Spilgers Sammlung biologischer Beobachtungsaufgaben wird sich sicherlich, wie die meisten Aufgabensammlungen überhaupt, die Gunst vieler Naturfreunde, Lehrer und Schüler erwerben und dauernd der größten Beliebtheit erfreuen. Sie soll in erster Linie eine Ergänzung des

Digitized by Google

naturgeschichtlichen Unterrichtswerkes von Prof. Dr. Schmeil sein, dessen Anregung sie auch ihre Entstehung zu verdanken hat. Bei der Zusammenstellung der Aufgaben wurde die gesamte biologische Schülliteratur herangezogen.

Torgau. B. Lippold.

J. Plaßmann, Jahrbuch der Naturwissenschaften 1913—14. 445 S. mit 96 Bildern auf 10 Tafeln und im Text. Freiburg i. B., Herder, 1914. Preis geb. 7,50 ℳ.

Ein stattlicher, von rüstigem Fortschritt auf allen Teilgebieten der Naturwissenschaft zeugender Band liegt in dem neuesten 'Jahrbuch' vor uns. Daß die Behandlung der einzelnen Disziplinen eine durchaus sachgemäße ist, wird schon dadurch gewährleistet, daß für jede ein besonderer, auf seinem Felde wohlorientierter Mitarbeiter gewonnen wurde. Im Anschluß an die eigentlichen Naturwissenschaften werden in entsprechender Kürze auch die Medizin und Technik — letztere, soweit sie auf naturwissenschaftlicher Basis beruht — behandelt. Der besondere Wert eines solchen Jahrbuchs ist durch die in ihm gebotene Zusammenfassung und Ergänzung der Zeitschriftliteratur gegeben. Gar leicht kann auch dem aufmerksamen Leser von Fachzeitschriften eine wichtige Veröffentlichung entgangen sein und außerdem ist es schwer, aus der Fülle des während eines Jahres Gelesenen das, was wirklich wichtig ist und einen nennenswerten Fortschritt bedeutet, festzuhalten und zu übersehen. Darum kommt ein gut redigiertes Jahrbuch neben den Zeitschriften zweifellos einem von vielen gefühlten Bedürfnis entgegen und wird in mancher Bibliothek einen ständigen Platz finden.

Berlin-Lichterfelde. F. Koerber.

Griechische Lyriker

Daß die griechischen Lyriker gern in wohlfeilen Anthologien gelesen werden, beweisen die immer neuen Auflagen der vorhandenen, unter denen die relativ beste, von Bucherer (Gothaische Sammlg.), am wenigsten beliebt erscheint. Schmerzlich vermißt man seit vielen Jahren eine neue Auflage des Fritzsche-Hillerischen Theokrit (bei Teubner). Die Biesische Auswahl[1]) täte gut, sich in die Hände eines Philologen zu begeben, der in diesen Dingen lebte: der bisherige Herausgeber, an dessen Stelle in der 2. Auflage eigenmächtig der Buchhändler selbst getreten war, hat ja sein Arbeitsgebiet mit sichtbarem Erfolg anderswohin verlegt. Wissenschaftlich steht diese Ausgabe mit ihren Erläuterungen mit den Sokr. V (1917) 525 gekennzeichneten mittelhochdeutschen etwa auf gleicher Höhe. s.

Ernst Wasserzieher, Woher? Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache. Berlin, Ferd. Dümmler, 1918. XXXVIII u. 158 S. 8. 6 ℳ.

Auf engstem Raum, in gedrängtestem, aber sauberm Druck ist es dem Verfasser gelungen, eine große Fülle des Wissenswerten über Herkunft der

[1]) Alfred Biese, Griechische Lyriker in Auswahl. 3. verm. u. verb. Aufl. Text 1912, Erläuterungen 1917. Leipzig, Freitag. 130 S. u. 125 S. Geb. 2,70 ℳ.

Digitized by Google

Wörter, auch der Lehn- und Fremdwörter zusammenzutragen. Überall sind die besten Vorarbeiten benutzt. Die Einleitung unterrichtet im ganzen verständig über Laut- und Wortgeschichte. 'Pachtkontrakt' ist keine Tautologie für einen Philologen, der nicht am Buchstaben haftet. Die Betonung Pastór soll auf dem lateinischen Accusativus *pastorem* beruhen. Aber wie steht es dann mit Professor und Doktor? und wie mit Physik und Musik? wie vollends mit dem schönen Worte Bücherei? Hier hilft nur die Kulturgeschichte, die des Verfassers starke Seite aber nicht ist: 'trivial' soll unmittelbar vom Dreiweg herkommen, als ob Triviaischulen grade immer an einer Wegscheide gestanden hätten. Hier müßte eine neue Auflage, die diesem fleißigen und nützlichen Buche zu wünschen ist, gründlich Wandel schaffen. s.

Emil Sulger-Gebing, Gerhart Hauptmann. 2. verb. u. verm. Auflage. Mit einem Bildnis des Dichters. (Aus Natur und Geisteswelt 283.) Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. VI u. 146 S. 8. Geb. 1,25 ℳ.

Die zweite Auflage des zuerst 1909 erschienenen Bändchens zeigt überall die nachbessernde Hand des Verfassers. Die Grundauffassung, daß wir in Gerhart Hauptmann den bedeutendsten unter den lebenden Dichtern Deutschlands zu erblicken haben, ist die selbe geblieben. Aber wohltuend berührt das sichere Urteil Sulger-Gebings, der nicht bedingungslos mit seinem Helden durch Dick und Dünn geht; mit reifer Kritik spricht er herbe und berechtigte Worte über das verfehlte Breslauer Festspiel, in welchem sich erschreckend Hauptmanns Verständnislosigkeit für die großen treibenden Kräfte der Freiheitskriege offenbarte. Ebensolche Mißgriffe bedeuten die beiden Jugendbücher 'Lohengrin' und 'Parzival', und ebenso steigt in dem Roman 'Atlantis' der Dichter zu den Niederungen literarischer Betätigung herab. Hauptmanns Entwicklung ist feinfühlig gezeichnet von den Jugendwerken bis zum 'Bogen des Odysseus', welcher dem Verfasser — und ich stimme ihm unbedingt bei — einen neuen Aufstieg bedeutet, die Lebensverhältnisse sind kurz und sachlich erzählt. Das Vorbild zum 'Apostel' und dann mittelbar zum 'Emanuel Quint' ist übrigens nicht der Maler Dieffenbach, sondern der 'Naturprediger' Johannes Guttzeit, mit dem Hauptmann in Zürich seinerzeit verkehrte.

Heinrich Spiero, Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. 2. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt 254.) Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1915. VI u. 161 S. 8. Geb. 1,25 ℳ.

Ich würde eine Geschichte der neueren deutschen Lyrik mit Klopstock beginnen, nicht mit Claudius. Aber seit Storms 'Hausbuch deutscher Lyrik' ist dieser Anfangspunkt zum Dogma geworden, und Spiero hat geschickt an ihn angeknüpft, um in großen Zügen das Entwicklungsbild der deutschen Lyrik bis auf die Gegenwart zu umreißen. Die nach sechs Jahren nötig gewordene zweite Auflage beweist, daß das Buch Anklang gefunden hat. Spiero besitzt die schöne Gabe, in kurzen Charakteristiken das lyrische Element eines Dichters erschöpfend klarzulegen, und diese bewährt sich hier aufs schönste. Weniger glückt es ihm, historische Entwicklungen zu kennzeichnen, Verbindungslinien zu ziehen, nach vor- und rückwärts die Fäden zu knüpfen. Daher gibt er vielfach mehr eine Reihe nebeneinander gestellter gutgetroffener Dichterporträts denn eine Darstellung, die sie in ihrer literarischen Abhängigkeit oder ihrem lyrischem Einfluß zeigte. Manche schweben in der Luft, ohne festen Boden unter den Füßen. Bei der neuesten Lyrik ist am meisten gebessert worden, und ich habe mich gefreut, hier manche Änderung zu finden da, wo ich mir bei der ersten Auflage ein Fragezeichen am Rand notiert hatte. So ist z. B. Will Vesper als Schüler Dehmels verschwunden; ebenso hat Giosué Carducci, der mit einiger Übertreibung 1909 'wohl der größte ausländische Lyriker überhaupt' genannt worden war, Whitman und Verhaeren Platz machen müssen. Börries v. Münchhausen kommt für mein

Digitized by Google

Empfinden zu schlecht weg; Gustav Falke wird leise überschätzt. Doch im ganzen bleibt Spieros Büchlein der erste und bis jetzt gelungenste Versuch, den Gang der deutschen Lyrik in 150 Jahren festzuhalten.

Hannover. Wolfgang Stammler.

Georg Weise, Zur Architektur und Plastik des früheren Mittelalters. 160 S. Leipzig, Teubner, 1916. 7 *M*.

Diese Arbeit ist eine Spezialuntersuchung, die sich durch große wissenschaftliche Exaktheit auszeichnet und den Verfasser als einen tüchtigen Kenner der frühmittelalterlichen Bauten verrät. Die Aufzählung der von ihm untersuchten Kirchenbauten und Profanbaulichkeiten sowie deren Ruinen mag ein Bild der sehr überzeugenden Arbeit geben. Der Verfasser untersucht die Vorkirche zu St. Philibert zu Tournus, die Utrechter Bischofskirche, die karolingische Michaelsbasilika auf dem Heiligenberg bei Heidelberg, die Stiftskirche zum heiligen Kreuz in Hildesheim, die älteste Kirche des Klosters Lorsch, den frühkarolingischen Zentralbau zu Eichstätt, die Pfalz zu Gelnhausen, das Schloß Tirol bei Meran, die Kirche auf dem Petersberge bei Fulda, den karolingischen Westbautypus der mittelrheinischen Gegenden, die Klosterkirche zu Schlüchtern und endlich die altertümliche Kirche von Dompeter. Die beigefügten zahlreichen Grundrisse und bildnerischen Beigaben, die an Exaktheit nichts zu wünschen übrig lassen sowie die sehr klare Darstellung sichern dieser Arbeit einen hohen Platz in den nicht allzu zahlreichen Untersuchungen auf diesem Gebiete. Jeden Historiker und Kunstfreund werden die Ergebnisse dieses Buches in hohem Maße interessieren.

Bonn. Wirtz.

Ferdinand Grunsky, Griechische Kompositionsstücke für die Klassen IV und V. 2. Aufl. 48 S. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co. 80 ₰.

Das Büchlein ist bearbeitet 'im Anschluß an das Übungsbuch von Grunsky und Steinhauser und das amtliche Wörterverzeichnis (2. Auflage).' Ich nehme an, daß dies Übungsbuch, das ich mir augenblicklich nicht beschaffen kann, keine deutsch-griechischen Übungsstücke enthält. Dann kann es daneben gute Dienste tun. Die Stücke sind in gutem Deutsch abgefaßt. Das hat sich der Verfasser ermöglicht durch numerierte Wörterangaben und Übersetzungshilfen unter jedem Stück, sowie weitere Hilfen, die in runden Klammern in den Text eingeschoben: z. B. *für* (εἰς), oder durch eckige Klammern angedeutet sind: z. B. *Tage[reisen]*. Dies jetzt in vielen Büchern erprobte Verfahren gibt dem Verfasser größere Freiheit im deutschen Ausdruck. Der Stoff ist angemessen und interessant, der größte Teil aus Herodot, Xenophon, Thukydides und Plato genommen, z. T. auch aus anderen antiken Schriftstellern, wie Isokrates, Aeschines, Plutarch, Pausanias u. a. Längere Erzählungen sind in mehrere kurze Stücke geteilt, die je ein Pensum ausmachen können.

Digitized by Google

Die literarische Form der Briefe Plinius d. J. über den Ausbruch des Vesuvs

von

F. Lillge

I.

Imitatione optimorum similia inveniendi facultas paratur.
Plin ep. VII 9, 2.

Unter den Briefen des jüngeren Plinius erfreuen sich die beiden über den Ausbruch des Vesuvs einer besonderen Berühmtheit; noch jüngst sind sie als 'seine beiden besten Briefe' und, freilich recht überschwänglich, als die 'hervorragendsten Muster lateinischer Prosa'[1]) bezeichnet worden. Diese Vorzugsstellung verdanken sie gewiß zunächst dem interessanten Stoffe, den sie behandeln; bildet doch jenes gewaltige Naturereignis den Inhalt, das die Städte Herculaneum und Pompeji unter Schutt und Asche begrub und damit der Nachwelt bewahrte; werden doch der erschütternde, der Teilnahme jedes empfindenden Gemütes sichere Tod des älteren Plinius, sowie die spannenden Erlebnisse des jüngeren darin erzählt. Auch die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Erzählung werden jedem Leser ohne weiteres zum Bewußtsein kommen und ihn bei der Lektüre fesseln. Worin aber der eigentliche Reiz, der künstlerische und literarische Wert dieser beiden Briefe beruht, ist bisher noch nicht klargestellt worden. Plinius wollte als feingebildeter Stilist und gründlich geschulter Rhetor mit seiner Erzählung sicherlich nicht nur stoffliche Interessen befriedigen. Hatte doch Cicero, den er als höchstes Vorbild betrachtete[2]), erklärt, daß die Geschichtschreibung keine bloße *nuntia vetustatis* (de or. II 36) sei, und zwischen den *narratores* und den *exornatores rerum* (de or. II 54) unterschieden; und die Worte seines Lehrers Quintilian[3]): *Interim admonere illud satis est, ut sit ea (ratio narrandi) neque arida prorsus atque ieiuna — nam quid opus erat tantum studiis laboris impendere, si res nudas atque inornatas indicare satis videretur ...* (inst. II 4, 3), hatte Plinius sich gewiß gesagt sein lassen. Wie er dieser

[1]) Dmitri Mereschkowski, Ewige Gefährten, München 1915; darin der lesenswerte Essai 'Plinius der Jüngere' S. 43—74, der aber im einzelnen viele Übertreibungen und Irrtümer enthält.

[2]) Plin. ep. I 5, 12; IV 8, 4.

[3]) ep. II 14, 9; VI 6, 3.

Digitized by Google

Mahnung nachgekommen ist und den geschichtlichen Stoff in den beiden genannten Briefen behandelt und gestaltet hat, soll eine Erläuterung ihrer Form deutlich zu machen suchen.

ep. VI 16.

Die erste und wichtigste Forderung, die seit Isocrates an jede Erzählung, zunächst in der Gerichtsrede, dann aber auch an die historische Darstellung von der Theorie gestellt wurde, ist bekanntlich die der σαφήνεια[1]). Ihr ist Plinius durch übersichtliche Gliederung seiner Erzählung gerecht geworden. Der Schlüssel zum Verständnis der Anordnung des Stoffes ist in der Beobachtung gegeben, daß Plinius in seiner Erzählung mit größter Sorgfalt und planmäßig durchgeführter Folgerichtigkeit die objektiven und die subjektiven Bestandteile des Geschehens auseinandergehalten hat; d. h. er gibt in je gesonderten Abschnitten die Erzählung dessen, was geschieht, also die Veränderungen der Lage, welche die Naturvorgänge oder bestimmte Personen herbeiführen, und dessen, was Plinius jedesmal infolgedessen tut. -|o ergeben sich zehn Absätze zu je zwei Abschnitten, wie die foS gende Übersicht zeigt[2]):

1. § 4 *Erat Miseni* — § 5 *conspici poterat.*
   a) § 4 — *specie.* Die Mutter des jüngeren Plinius bringt die Meldung, daß eine Wolke sichtbar werde.
   b) § 5 *Usus ille* — *conspici poterat.* Plinius besteigt infolgedessen einen Hügel, von dem aus die Erscheinung deutlich zu beobachten ist.
2. § 5 *Nubes* — § 7 *dederat.*
   a) § 5 — § 6 *sustulerat.*
   Die Wolke wird beschrieben, wie sie sich der Betrachtung aus der Ferne darbot.
   b) § 7 *Magnum* — *dederat.*
   Plinius faßt den Entschluß, die Erscheinung aus größerer Nähe zu betrachten und trifft die ersten Anordnungen dafür, während der Neffe zurückbleiben will.
3. § 8—10 *Egrediebatur* — *enotaretque.*
   a) § 8 — *orabat.*
   Rectina bittet um Rettung aus der Gefahr.

---

[1]) Siehe R. Volkmann, die Rhetorik der Griechen und Römer², Leipzig 1874, S. 113. P. Scheffler, de hellenistica historiae conscribendae arte, Diss. Leipzig 1911, S. 43. *'Dionysius Halic. postulat in iudicio de Thucydide facto c. 9, ut narratio sit* σαφὴς καὶ εὐπαρακολούθητος (336, 13 Us.), *ad quod efficiendum ante omnia necesse est distribuendi rationem ipsam esse perspicuam'.* S. 45 *'Polybius profitetur pro magnitudine operis suscepti necessarium sibi esse* μεγίστην... ποιεῖσθαι πρόνοιαν καὶ τοῦ χειρισμοῦ καὶ τῆς οἰκονομίας, ἵνα καὶ κατὰ μέρος καὶ καθόλου σαφὲς τὸ σύνταγμα γίνηται τῆς πραγματείας (V 31, 7; τὸ δ' εὐπαρακολούθητον καὶ σαφῆ γίνεσθαι τὴν διήγησιν οὐδὲν ἀναγκαιότερον ib. § 4; II 40, 5; IV 28, 6)'.

[2]) Die Einleitung § 1—3 bleibt hierbei unberücksichtigt.

Digitized by Google

b) § 9. 10 *Vertit — enotaretque.*
Daher ändert Plinius seinen Entschluß und eilt, Rectina und den anderen Anwohnern der Bucht Hilfe zu bringen; unterwegs stellt er doch noch Beobachtungen an.

4. § 11 *Jam navibus — pete.*
a) § 11 — *litora obstantia.*
Aschen- und Steinregen und eine Veränderung der Küste verhindern die Landung.
b) § 11 *Cunctatus — pete.*
Plinius gibt die Weisung, zu Pomponianus zu fahren.

5. § 12 *Stabiis — hilari.*
a) § 12 — *resedisset.*
Pomponianus hat die Vorbereitungen zur Flucht getroffen.
b) § 12 *quo tunc — hilari.*
Plinius sucht ihn zu beruhigen, badet, speist und trägt ein heiteres Wesen zur Schau.

6. § 13 *Interim — audiebatur.*
a) § 13 — *excitabatur.*
Unterdes werden vom Vesuv her heftige Ausbrüche mit Flammen und Bränden sichtbar.
b) § 13 *Ille agrestium — audiebatur.*
α) § 13 — *dictitabat.*
Plinius gibt beruhigende Erklärungen für die Brände
β) *Tum se quieti — audiebatur*
und verbringt die Nacht in ruhigem Schlafe.

7. § 14 *Sed area — § 15 vagentur.*
a) § 14 — *negaretur.*
Der Boden des Vorraumes vor dem Schlafzimmer hat sich während der Nacht hoch mit Asche bedeckt.
b) § 14 *Excitatus — § 15 vagentur.*
Plinius wird geweckt, und man hält Rat, was weiter geschehen soll.

8. § 15 *Nam crebris — § 16 fuit.*
a) § 15 — § 16 *casus metuebatur.*
Die beiden Möglichkeiten der Rettung mit ihren Gefahren werden erwogen: im Hause Einsturz, im Freien Bimssteinregen.
b) § 16 *quod tamen — fuit.*
Plinius wählt mit klarer Überlegung die Rettung ins Freie.

9. § 17 *Jam dies — § 18 hausitque.*
a) § 17 — *solabantur.*
Tiefes Dunkel, von Lichterscheinungen und Lichtstrahlen erhellt, umfängt die Flüchtenden.
b) § 17 *Placuit egredi — § 18 hausitque.*
Plinius begibt sich an das Gestade, legt sich nieder und läßt sich kaltes Wasser reichen.

Digitized by Google

10. § 18 *Deinde flammae* — § 20 *similior.*
   a) § 18 — *excitant illum.*
      Flammen und Schwefelgeruch veranlassen Plinius, sich zu erheben, während die anderen fliehen.
   b) § 19 *Innixus* — § 20 *similior.*
      α) § 19 — *interaestuans erat.*
         Plinius bricht zusammen.
      β) § 20 *Ubi dies* — *similior.*
         Plinius' Leiche wird gefunden.

Je zwei dieser Abschnitte schließen sich wieder zu einer größeren Einheit, einem in sich abgeschlossenen Vorgange, zusammen:

1 und 2 (§ 4—7) = I
   Plinius faßt den Entschluß, eine Fahrt zur Untersuchung der Naturerscheinung zu unternehmen.

3 und 4 (§ 8—11) = II
   Plinius ändert seinen Plan und macht den Versuch, Rectina Hilfe zu bringen; da dies nicht möglich ist, fährt er nach Stabiae.

5 und 6 (§ 12—13) = III
   Plinius verbringt den Abend und die Nacht bei Pomponianus in Stabiae.

7 und 8 (§ 14—16) = IV
   Plinius verläßt am Morgen das Haus.

9 und 10 (§ 17—20) = V
   Plinius flieht an den Strand und stirbt.

Daß Plinius auch die Forderung der πιθανότης[1]) kannte und ihr zu genügen gesucht hat, zeigt § 22, wo er versichert, daß er alles mit der größten Genauigkeit teils als Augenzeuge, teils auf Grund zuverlässiger Berichte geschildert habe. Das war in diesem Falle um so notwendiger, als *intacta et nova* (ep. V 8, 12) darzustellen waren, und Plinius befolgte damit zugleich das von Quintilian wieder zu Ehren gebrachte, von ihm selbst anerkannte Prinzip der Geschichtschreibung, die Wahrheit[2]) (vgl. *cum maxime vera memorantur*).

Das dritte Erfordernis der Erzählung, die Kürze[3]), war hier leicht zu erfüllen; sie war durch den Stoff ebenso wie durch die Briefform geboten. Zutreffender wird aber gesagt werden müssen, daß Plinius nicht die Kürze als solche erstrebt, sondern die Angemessenheit τὸ μέτριον oder die συμμετρία der Erzählung, wie sie Aristoteles verstanden hat, der Rhet. III 16 p. 1416 b 32 sagt: 'Weitschweifig soll man nicht erzählen, . . . und die Gehörigkeit besteht nicht in der Raschheit oder in Kürze,

[1]) Siehe Volkmann S. 113ff., 117ff.

[2]) Plin. ep. VII 33, 10: *nec historia debet egredi veritatem, et honeste factis veritas sufficit*; vgl. IX 33, 1. Herm. Peter, Wahrheit und Kunst, Geschichtschreibung und Plagiat im klass. Altert., Leipzig 1911, S. 367, 429.

[3]) Volkmann S. 115ff.

Digitized by Google

sondern in der Angemessenheit. Diese aber besteht darin, gerade so viel zu sagen, als erforderlich ist, um die Sache, um die es sich handelt, klarzumachen, oder so viel als erforderlich ist, um bei dem Zuhörer die Vorstellung hervorzubringen, daß die Sache geschehen sei[1].') Danach ist Plinius in seiner Erzählung verfahren. Er sagt kein Wort zuviel und keines zu wenig; alles ist notwendig und nichts entbehrlich. Damit befolgt er eine Stilregel, die auch in der hellenistisch-peripatetischen Geschichtschreibung gegolten hat[2]).

Nun hat Plinius es sich bekanntlich 'zur Aufgabe gemacht, jeden Brief als ein kleines Ganze zu gestalten[3]', d. h. er hat den Brief, ganz gegen seine eigentliche Natur, unter die aristotelische Forderung der Einheit des Kunstwerkes gestellt. Drama und Epos sollten nach Aristoteles ein ἕν bilden (a. p. 7 p. 1450 b 23ff., 23 p. 1459a 16ff.), und das selbe verlangte die peripatetische Theorie auch von der Geschichtschreibung[4]), der Aristoteles die innere Einheit wegen der Zufälligkeit der Ereignisse im allgemeinen abgesprochen hatte. Als eine solche einheitliche Geschichtserzählung im Sinne der hellenistisch-peripatetischen Theorie hat Plinius seinen Bericht über den Tod seines Oheims gestaltet, zunächst dadurch, daß er 'den Inhalt des Briefes auf einen Mittelpunkt hin abrundet'[5]), indem er Exkurse, Episoden und ähnliches völlig beiseite ließ und das Interesse durchaus dem Oheim allein zuwandte. Wie es dem Neffen und seiner Mutter ergangen ist, was aus Rectina, aus Pomponianus und den Seinigen nach der Flucht, aus den beiden servuli geworden ist, erfährt der Leser nicht. Die Aufmerksamkeit bleibt ausschließlich auf Plinius gerichtet; er wird zum Träger oder Helden der Handlung, als ob sich ein Drama abspielte.

Eine πρᾶξις ὅλη καὶ τελεία ergibt sich aber in Drama und Epos nach Aristoteles und ebenso in der Geschichtschreibung nach hellenistischer Theorie[6]) aus der richtigen Wahl von Anfang

---

[1]) δεῖ μὴ μακρῶς διηγεισθαι ... οὐδὲ γὰρ ἐνταῦθά ἐστι τὸ εὖ ἢ τὸ ταχὺ ἢ τὸ συντόμως, ἀλλὰ τὸ μετρίως· τοῦτο δ'ἐστὶ τὸ λέγειν, ὅσα δηλώσει τὸ πρᾶγμα, ἢ ὅσα ποιήσει ὑπολαβεῖν γεγονέναι.

[2]) Scheffler a. a. O. S. 46ff. gibt die Belege. Der Ausgangspunkt der Lehre von der συμμετρία der Geschichtserzählung ist ohne Frage die oben angeführte Stelle aus Aristoteles' Rhetorik.

[3]) Herm. Peter, Der Brief in der römischen Literatur, Leipzig 1901, S. 110.

[4]) Siehe Scheffler a. a. O. S. 41ff.

[5]) Peter, Brief S. 107. Peter macht Anm. 3 darauf aufmerksam, daß der Nachahmer des Plinius, Apollinaris Sidonius, ausdrücklich als sein Programm hinstellte: *singulae causae singulis ferme epistulis finiuntur* (VII 18, 4). Das ist auch Plinius' eigenes Programm gewesen.

[6]) Dionys. de Thuc. 10 αἰτιῶνται δὲ καὶ τὴν τάξιν αὐτοῦ τινες, ὡς οὔτε ἀρχὴν τῆς ἱστορίας εἰλῆχότος, ἣν ἔχρῆν, οὔτε τέλος ἐφηρμοκότος αὐτῇ τὸ πρέπον, οὐκ ἐλάχιστον μέρος εἶναι λέγοντες οἰκονομίας ἀγαθῆς ἀρχήν τε λαβεῖν, ἧς οὐκ ἂν εἴη τι πρότερον, καὶ τέλει περιλαβεῖν τὴν πραγματείαν, ᾧ δόξει μηδὲν ἐνδεῖν. Polyb. V 32; III 1, 4—5; I 5, 3. Diodor XVI 1, 1—2 ἐν πάσαις ... ταῖς ἱστορικαῖς πραγματείαις καθήκει τοὺς συγγραφεῖς περιλαμβάνειν ἐν ταῖς βίβλοις ἢ πόλεων ἤ

Digitized by Google

und Schluß. Daß Plinius für seine kleine Geschichtserzählung ἀρχή und τελευτή mit bewußtem Kunstverstande gewählt hat, um eine in sich abgeschlossene Einheit zu gewinnen, ist leicht zu erkennen. Die Situation, in die die Meldung der Mutter fällt, wird kurz angegeben (§ 4, 5), aber auch nur so weit, wie zum Verständnis unbedingt erforderlich ist; alles Vorausliegende, was zu dieser Situation geführt hat, bleibt unerwähnt. Es ist also wirklich eine ἀρχή da, die selbst nicht notwendig etwas anderes zur Voraussetzung hat (Arist. a. p. 7 p. 1450b 27 ἀρχή ἐστιν, ὃ αὐτὸ μὲν μὴ ἐξ ἀνάγκης μετ' ἄλλο ἐστίν), zugleich aber durch die aufregende Mitteilung der Mutter von der Art ist, daß danach etwas anderes dasein oder werden muß (μετ' ἐκεῖνο δ' ἕτερον πέφυκεν εἶναι ἢ γίνεσθαι). Auch 'das Ende' entspricht der aristotelischen Bestimmung; es soll ja etwas sein, was selbst entweder notwendig oder in der Regel einem anderen nachfolgt, während ihm nichts anderes nachfolgt (τελευτὴ δέ, ὃ αὐτὸ μετ' ἄλλο πέφυκεν εἶναι ἢ ἐξ ἀνάγκης ἢ ὡς ἐπὶ τὸ πολύ, μετὰ δὲ τοῦτο οὐδέν). Die Erzählung führt in ursächlichem Zusammenhange die Ereignisse vor, wie sie sich nach dem ersten Anstoße entwickeln, und wird zu völligem Abschlusse geführt, bis zum Tode des Plinius und der Auffindung seiner Leiche. Der Erzähler will fortfahren oder gibt sich wenigstens den Anschein davon: *Interim Miseni ego et mater* (§ 20) als wolle er nachholen, was inzwischen in Misenum geschehen war; da fällt ihm ein, daß das τέλος seiner Erzählung bereits erreicht ist, und er bricht ab — *sed nihil ad historiam, nec tu aliud quam de exitu eius scire voluisti*[1]).

Wichtiger noch als diese genannten Übereinstimmungen des Plinius briefes mit der hellenistischen Geschichtschreibung in der formalen Ausgestaltung der Erzählung ist es, daß er auch die selbe Wirkung auf den Leser erstrebt wie diese, nämlich Erregung von πάθος und ἔκπληξις[2]).

Ohne Zweifel soll das Schicksal des Plinius beim Leser Mitleid erwecken. Zwar wird mit keinem Worte direkt darauf hingearbeitet und das Mitleid für den Helden nicht ausdrücklich in Anspruch genommen, aber die Betrachtung der erzählten Umstände und Erlebnisse, die σύστασις τῶν πραγμάτων, führt ganz

βασιλέων πράξεις αὐτοτελεῖς ἀπ' ἀρχῆς μέχρι τοῦ τέλους. Siehe Scheffler a. a. O. S. 41, 44. — Die Quelle der Aristotelischen Lehre ist Plato Phaidr. 264c Δεῖ πάντα λόγον ὥσπερ ζῷον συνεστάναι σῶμά τι ἔχοντα αὐτὸν αὑτοῦ, ὥστε μήτε ἀκέφαλον εἶναι μήτε ἄπουν, ἀλλὰ μέσα τε ἔχειν καὶ ἄκρα, πρέποντ' ἀλλήλοις καὶ τῷ ὅλῳ γεγραμμένα.

[1]) Zu interpungieren ist so: *Interim Miseni ego et mater — sed nihil* usw. Gedankenstrich, nicht Punkt hinter *mater*. So hat Bardt in seiner schönen Übersetzung des Briefes (Römische Charakterköpfe, Leipzig 1913, S. 333) die Stelle verstanden: 'Unterdes hatte in Misenum ich und meine Mutter — aber das geht die Geschichte nichts an'.

[2]) Siehe Heinze, Virgils epische Technik[3] S. 466ff., Scheffler a. a. O. S. 57—61.

Digitized by Google

von selbst dazu[1]). Plinius, der aus Forscherdrang und Menschenliebe der Gefahr entgegen gegangen war, der es vermag, seine Umgebung zu trösten und über das drohende Unheil hinwegzutäuschen, der mit voller Klarheit des Geistes den Weg der Rettung sucht, ein kluger, edler, gütiger und mutiger Mensch, muß rettungslos und verlassen von den Seinen am öden Meeresstrande sterben. Aber der Neffe hat es nicht versäumt dem Helden seiner Geschichte auch sittliche Tüchtigkeit zu sichern, womit er 'der von Aristoteles aus der attischen Tragödie abstrahierten Forderung für den Charakter des tragischen Helden nahe kommt'[2]). In steigendem Maße entfaltet sich Plinius als sittlicher Charakter, als wissenschaftlicher Forscher, als hilfreicher Mensch, als Weiser, und er findet den Tod nicht etwa, weil sein Mut und seine Einsicht, kurz seine sittliche Kraft ihn verlassen hätten, sondern weil ein Fehler seiner körperlichen Anlage ihm das weitere Atmen unmöglich macht (§ 20); er wird nur von menschlicher Schwäche überwältigt.

Zum tragischen *πάθος* gehört neben dem *ἐλεεινόν* das *φοβερόν* oder, wie es auch genannt wird, das *δεινόν*, nach Aristoteles' Lehre vom Tragischen, und ebenso nach der daraus abgeleiteten Theorie der hellenistischen Geschichtschreibung, die mit der Tragödie zu konkurrieren sucht[3]). Ihm hat auch Plinius einen breiten Raum gegönnt; er zeigt es auf doppelte Weise: unmittelbar in den Schrecken des Vesuvausbruches, und mittelbar in seinen Wirkungen auf die beteiligten Personen[4]), also das

---

[1]) Plinius folgt mit dieser Zurückhaltung der Anweisung des Aristoteles a. p. 14, p. 1453b Z. 1—5 *ἔστιν μὲν οὖν τὸ φοβερὸν καὶ ἐλεεινὸν ἐκ τῆς ὄψεως γίγνεσθαι, ἔστιν δὲ καὶ ἐξ αὐτῆς τῆς συστάσεως τῶν πραγμάτων, ὅπερ ἐστὶ πρότερον καὶ ποιητοῦ ἀμείνονος· δεῖ γὰρ καὶ ἄνευ τοῦ ὁρᾶν οὕτω συνεστάναι τὸν μῦθον, ὥστε τὸν ἀκούοντα τὰ πράγματα γινόμενα καὶ φρίττειν καὶ ἐλεεῖν ἐκ τῶν συμβαινόντων.* Z. 11ff. *ἐπεὶ δὲ τὴν ἀπὸ ἐλέου καὶ φόβου διὰ μιμήσεως δεῖ παρασκευάζειν τὸν ποιητήν, φανερὸν ὡς τοῦτο ἐν τοῖς πράγμασιν ἐμποιητέον.*

[2]) Wie Vergil, Heinze a. a. O. S. 469 — Arist. a p. 15 p. 1454a 15ff. *περὶ δὲ τὰ ἤθη τέτταρά ἐστιν, ὧν δεῖ στοχάζεσθαι, ἓν μὲν καὶ πρῶτον, ὅπως χρηστὰ ᾖ. ἔξει δὲ ἦθος μέν, ἐὰν ... ποιῇ φανερὸν ὁ λόγος ἢ ἡ πρᾶξις προαίρεσίν τινα, χρηστὸν δὲ, ἐὰν χρηστήν.* 15 p. 1454b Z. 8ff. *ἐπεὶ δὲ μίμησίς ἐστιν ἡ τραγῳδία βελτιόνων ἢ καθ' ἡμᾶς, δεῖ ... τοιούτους ὄντας ἐπιεικεῖς ποιεῖν.*

[3]) Arist. a. p. 6 p. 1449b 27 *δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν;* 9 p. 1452a 3 *ἐπεὶ δὲ οὐ μόνον τελείας ἐστὶ πράξεως ἡ μίμησις, ἀλλὰ καὶ φοβερῶν καὶ ἐλεεινῶν ...* 13 p. 1452b 31ff. 14 p. 1453 1, 8, 11. — Polybius über Phylarch II 56 *σπουδάζων εἰς ἔλεον ἐκκαλεῖσθαι τοὺς ἀναγινώσκοντας ... πειρώμενος ἐν ἑκάστοις ἀεὶ πρὸ ὀφθαλμῶν τιθέναι τὰ δεινά.* Dionys. de Thuc. 15 *ὠμὰ καὶ δεινὰ καὶ οἴκτων ἄξια φαίνεσθαι ποιεῖ τὰ πάθη.* Heinze S. 469, 471ff. Ed. Schwartz, Hermes XXXII 560ff. W. Kroll, Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. XXI (1908) S. 521 Anm. 3.

[4]) D. h. das *πάθος* der Furcht soll sich von den Furchtsamen aus dem Leser selbst mitteilen; vgl. Aristot. a. p. 17 p. 1455a 29 *δεῖ δὲ τοὺς μύθους συνιστάναι (τὸν ποιητὴν) ... ὅσα δυνατὸν καὶ τοῖς σχήμασιν συναπεργαζόμενον. πιθανώτατοι γὰρ ἀπὸ τῆς αὐτῆς φύσεως οἱ ἐν τοῖς πάθεσίν εἰσιν καὶ χειμαίνει ὁ χειμαζόμενος καὶ χαλεπαίνει ὁ ὀργιζόμενος ἀληθινώτατα* und Hor. a. p. 101 *ut ridentibus adrident, ita flentibus adflent humani voltus. si vis me flere, dolen-*

Digitized by Google

πάθος selbst: § 8 *Rectinae tam imminenti periculo exterritae*, § 10 *unde alii fugiunt*, § 12 *(Pomponianus) certus fugae, trepidantem, timorem eius*, § 13 *agrestium trepidatione*, § 16 *metuebatur apud alios timorem timor vicit*, § 18 *alios in fugam vertunt*. Und zwar schildert Plinius das φοβερόν mit der selben Zurückhaltung wie das ἐλεεινόν; die Beschreibung der bedrohlichen Erscheinungen des Vesuvausbruches hat er ganz sachlich gehalten und läßt sie durch sich selbst wirken, ohne sie durch Äußerungen des Affektes seinerseits zu begleiten oder zu unterstreichen. Nur an einigen Stellen, an denen er von der Wirkung des Naturvorganges redet, bezeichnet er ausdrücklich die Bedeutung, die er für den Gang der Handlung hat, aber mit ganz einfachen schlichten Worten: § 8 *tam imminenti periculo* (§ 12), *tanto discrimini*, § 10 *illius mali*.

Das wichtigste Darstellungsmittel, das dazu dient, den in dem Stoffe liegenden tragisch-pathetischen Gehalt herauszuarbeiten und zur Geltung zu bringen, ist in der hellenistischen Geschichtschreibung die sogenannte ἐνάργεια, d. h. die höchste Anschaulichkeit, die in dem Leser den Eindruck erwecken soll, als erlebe er die erzählten Vorgänge in voller Wirklichkeit mit, so daß er auch die πάθη durchmacht[1]). Nach dieser ἐνάργεια hat auch

dumst primum ipsi tibi. Aristoteles und Horaz denken bei ihren Worten allerdings an den Dichter, der sich selbst in die πάθη seiner Geschöpfe versetzen soll, wenn er überzeugend wirken will; sie lassen sich aber sinngemäß auch auf die Beziehung des dargestellten Charakters zum Zuschauer bzw. Leser übertragen.

[1]) Vgl. die Definition, die Quintilian VI 2, 32 gibt: ἐνάργεια, *quae a Cicerone illustratio et evidentia nominatur, quae non tam dicere videtur quam ostendere: et affectus non aliter, quam si rebus ipsis intersimus, sequentur.* Polyb. II 56, 7 (Phylarchus) σπουδάζων ... τοὺς ἀναγινώσκοντας συμπαθεῖς ποιεῖν τοῖς λεγομένοις ... ποιεῖ δὲ τοῦτο παρ' ὅλην τὴν ἱστορίαν, πειρώμενος ἀεὶ πρὸ ὀφθαλμῶν τιθέναι τὰ δεινά. Plut. de gloria Athen. 3 rühmt Thucydides: ὁ γοῦν Θουκυδίδης ἀεὶ τῷ λόγῳ πρὸς ταύτην ἁμιλλᾶται τὴν ἐνάργειαν, οἷον θεατὴν ποιῆσαι τὸν ἀκροατὴν καὶ τὰ γιγνόμενα περὶ τοὺς ὁρῶντας ἐκπληκτικὰ καὶ ταρακτικὰ πάθη τοῖς ἀναγινώσκουσιν ἐνεργάσασθαι μιχνευόμενος, und ihm erscheint als τῶν ἱστορικῶν κράτιστος ὁ τὴν διήγησιν ὥσπερ γραφὴν πάθεσι καὶ προσώποις εἰδωλοποιήσας. Dionys. Hal. antiqu. Rom. XI prooem. ἥδεται γὰρ ἡ διάνοια παντὸς ἀνθρώπου χειραγωγουμένη διὰ τῶν λόγων ἐπὶ τὰ ἔργα (nämlich den Vorgängen der Geschichte) καὶ μὴ μόνον ἀκούουσα τῶν λεγομένων, ἀλλὰ καὶ τὰ πραττόμενα ὁρῶσα, und man würde ganz sinngemäß fortfahren können: 'so wie der Zuschauer im Theater die Vorgänge auf der Bühne'. Der Zusammenhang dieser Stilart mit der Tragödie wird deutlich aus Polyb. II 56; er lehnt sie für die Geschichtschreibung ab; die Geschichtschreiber dürften sich nicht der Mittel der Darstellung bedienen καθάπερ οἱ τραγῳδιόγραφοι, da das τέλος der Tragödie und der Geschichtschreibung nicht das selbe sei. Vgl. Heinze S. 162. 362, 1. 471. Scheffler S. 57ff. — Die Quelle dieser Lehre von der ἐνάργεια des historischen Stils ist übrigens Aristot. a. p. 17 p. 1455a 22ff. δεῖ δὲ τοὺς μύθους συνιστάναι καὶ τῇ λέξει ἀπεργάζεσθαι ὅτι μάλιστα πρὸ ὀμμάτων τιθέμενον — οὕτω γὰρ ἂν ἐναργέστατα ὁρῶν ὥσπερ παρ' αὐτοῖς γιγνόμενος τοῖς πραττομένοις εὑρίσκοι τὸ πρέπον καὶ ἥκιστα ἂν λανθάνοι τὰ ὑπεναντία in Verbindung mit rhet. II p. 1386a 29 ἐπεὶ δ' ἐγγὺς φαινόμενα τὰ πάθη ἐλεεινά ἐστιν ... ἀνάγκη τοὺς συναπεργαζομένους σχήμασι καὶ φωναῖς καὶ ἠθῆσι καὶ ὅλως ἐν ὑποκρίσει ἐλεεινοτέρους εἶναι· ἐγγὺς γὰρ ποιοῦσι φαίνεσθαι πρὸ ὀμμάτων ποιοῦντες, ἢ ὡς μέλλοντα ἢ ὡς γεγονότα.

Digitized by Google

Plinius mit Bewußtsein und Erfolg gestrebt. Man müßte fast Satz für Satz des Briefes durchgehen, um Plinius' Kunst der anschaulichen Schilderung, seine *δύναμις ὑπὸ τὰς αἰσθήσεις ἄγουσα τὰ λεγόμενα* (Dionys. Hal. de Lys. 7, 14, 18 Us.) zu erläutern. Auf ihn selbst läßt sich anwenden, was er von seinem Oheim sagt: *omnes illius mali motus, omnes figuras, ut deprenderat oculis, dictat enotatque* (§ 10), als wäre er persönlich bei den *γιγνόμενα* anwesend gewesen. Erst läßt er den Leser mit den *procul intuentes* von einer Stelle aus, *ex quo maxime miraculum illud conspici poterat*, die Wolke aus der Ferne beobachten und macht den Anblick durch das berühmte Gleichnis von der Pinie anschaulich, d. h. er macht etwas Ungewöhnliches begreiflich durch eine Anschauung, die jedem seiner Leser geläufig war, ganz wie es Quintilian[1]) forderte. Dann führt er den gewaltigen Naturvorgang nicht in seiner Gesamtheit und nicht auf einmal im Zusammenhange vor, sondern zerlegt ihn in seine Teilvorgänge, wodurch er größer und eindrucksvoller erscheint[2]), und verteilt die einzelnen Abschnitte über die ganze Erzählung, so daß sie Teile der Handlung werden. Alle diese Abschnitte zusammengenommen ergeben eine *ἔκφρασις*[3]) des Verlaufes, wobei der leitende Gesichtspunkt ist, daß der Beschauer dem Ausbruch immer näher kommt und dieser auch seinerseits ihm immer mehr auf den Leib rückt (ausdrücklich hervorgehoben § 12 *quamquam nondum periculo adpropinquante, conspicuo tamen, et, cum cresceret, proximo*). Bis ins einzelne genau ist die Beschreibung z. B. § 11 *nigri et ambusti et fracti igne lapides*, § 16 *levium exesorumque pumicum casus*. Das Schwanken des Bodens beim Erdbeben läßt Plinius den Leser mitempfinden (§ 15 *crebris vastisque tremoribus tecta nutabant et quasi emota sedibus suis nunc huc, nunc illuc abire aut referri videbantur*). Mit besonderer Sorgfalt werden für das Auge die Lichterscheinungen mit wirkungsvollem Kontrast von Dunkel und

[1]) VIII 3, 72 unterscheidet Quintilian von den *similitudines*, die *probationis gratia inter argumenta ponuntur* die *ad exprimendam rerum imaginem compositae* und schreibt vor: *Quo in genere id est praecipue custodiendum, ne id, quod similitudinis gratia ascivimus, aut obscurum sit aut ignotum. Debet enim, quod illustrandae alterius rei gratia assumitur, ipsum esse clarius eo, quod illuminat.*

[2]) Nach der Regel des Aristot. rhet. I 7 p. 1365a 10 *καὶ διαιρούμενα εἰς τὰ μέρη τὰ αὐτὰ μείζω φαίνεται· πλειόνων γὰρ ὑπερέχειν φαίνεται.*

[3]) Auch die *ἔκφρασις* gehört zu den Dekorationsstücken des historisch-tragischen Stils, s. Scheffler S. 56, Heinze S. 396 'Zu Gegenständen der Beschreibung können außer konkreten Dingen auch Vorgänge werden, wenn es der Darstellende darauf ablegt, uns nicht den Verlauf des Vorganges zu erzählen, sondern durch Nebeneinanderstellen von Einzelzügen ein zusammenfassendes Bild des Vorgangs zu entwerfen; die antiken Techniker haben solche Schilderungen — z. B. einer Schlacht, einer Feuersbrunst, eines Unwetters — mit Recht unter den Begriff der *ἔκφρασις*, descriptio gezogen.' — Daß die *ἔκφρασις* als Hilfsmittel der *ἐνάργεια* galt, zeigt die Definition bei Theon p. 118 *ἔκφρασις ἐστὶ λόγος περιηγηματικὸς ἐναργῶς ὑπ' ὄψιν ἄγων τὰ δηλούμενα;* p. 119, 27 *ἀρεταὶ δὲ ἐκφράσεως αἵδε, σαφήνεια μὲν μάλιστα καὶ ἐνάργεια τοῦ σχεδὸν ὁρᾶσθαι τὰ ἀπαγγελλόμενα.*

Digitized by Google

Helligkeit gemalt (§ 13 *Interim e Vesuvio monte pluribus locis latissimae flammae altaque incendia relucebant, quorum fulgor et claritas tenebris noctis excitabatur* und § 17 *lam dies alibi, illic nox omnibus noctibus nigrior densiorque; quam tamen faces multae variaque lumina solabantur*). Auch der Geruch wird in Anspruch genommen (§ 18 *flammarum praenuntius odor*), damit der Leser das Erlebnis mit allen Sinnen aufnehmen kann.

Auch Nebendinge werden ἐν παρενθέσει veranschaulicht, so die Lage des Landhauses der Rectina (§ 8 *nam villa eius subiacebat, nec ulla nisi navibus fuga*), die dichtbevölkerte, liebliche Küste (§ 9 *erat enim frequens amoenitas orae*), die Gestaltung der Bucht bei Stabiae (§ 12 *nam sensim circumactis curvatisque litoribus mare infunditur*), die Bauart des Hauses, in dem Plinius die Nacht verbringt (§ 14 *area, ex qua diaeta adibatur*). Nichts darf toter Begriff bleiben; alles soll lebendige Anschauung werden[1]).

Ebenso eindringlich wird Plinius für Auge und Ohr geschildert. Seine Gestalt wird in ihrem wesentlichsten Zuge vergegenwärtigt (§ 13 *propter amplitudinem corporis*); man sieht, wie sich der mächtige Körper, auf zwei Sklaven gestützt, aufzurichten sucht (§ 19), und selbst ein krankhafter Mangel seiner Konstitution wird mit medizinischer Sachkenntnis in gehäuften Attributen beschrieben (§ 19). Sogar die Stiefel sind nicht vergessen, die er sich vor dem Aufbruch angezogen (§ 5). Alle seine Schritte

[1]) Wenigstens kurz angedeutet möge es werden, daß Plinius in der λέξις, in der ἐκλογὴ wie in der σύνθεσις τῶν ὀνομάτων, um σεμνῶς und κατα πληκτικῶς zu wirken, καινὰ und ξένα bevorzugt, z. B § 6 *pinus... quibusdam ramis diffundebatur, spiritu senescente*, § 13 *fulgor excitabatur*, § 15 *tecta nutabant*, § 17 *(noctem) faces... solabantur*, § 18 *flammarum praenuntius odor*. Auch hierin suchte sich der historische Stil der Poesie, insbesondere der Tragödie zu nähern, vgl. Isocr. IX 9 τοῖς μὲν γὰρ ποιηταῖς πολλοὶ δέδοινται κόσμοι· καὶ γὰρ... οἷόν τ' αὐτοῖς... δηλῶσαι οὐ μόνον τοῖς τεταγμένοις ὀνόμασιν, ἀλλὰ τὰ μὲν ξένοις, τὰ δὲ καινοῖς, τὰ δὲ μεταφοραῖς, καὶ μηδὲν παραλιπεῖν, ἀλλὰ τοῖς εἴδεσι διαποικίλαι τὴν ποίησιν. Arist. a. p. 22 p. 1458a 18ff. λέξεως δὲ ἀρετὴ σαφῆ καὶ μὴ ταπεινὴν εἶναι. σαφεστάτη μὲν οὖν ἐστιν ἡ ἐκ τῶν κυρίων ὀνομάτων, ἀλλὰ ταπεινή... σεμνὴ δὲ καὶ ἐξαλλάττουσα τὸ ἰδιωτικὸν ἡ τοῖς ξενικοῖς κεχρημένη. Rhet. III 2 p. 1404b 8. Daß diese Stilvorschrift auf die Geschichtschreibung übertragen wurde, lehrt Dionys. Halic. de Thuc. 50. 409, 13 Us. τοῖς τὰς ἱστορικὰς πραγματείας ἐκφέρουσιν, αἷς μεγαλοπρεπείας τε δεῖ καὶ σεμνολογίας καὶ καταπλήξεως, παντὸς μάλιστα προσήκει ταύτην ἀσκεῖν τὴν φράσιν τὴν γλωττηματικήν τε καὶ ἀπηρχαιωμένην καὶ τροπικὴν καὶ ἐξηλλαγμένην τῶν ἐν ἔθει σχημάτων ἐπὶ τὸ ξένον καὶ περιττόν. Quintil. X 1, 31 *historia... verbis remotioribus... narrandi taedium evitat.* — Plinius beherrscht auch die *virtus non solum aperte ponendi rem ante oculos, sed circumcise atque velociter;* er versteht es *plura paucis complecti* (Quintil. VIII 3, 82). So setzt er in der Regel nur ein Attribut, ein Prädikat; wo dennoch mehrere stehen, bringt jedes einen neuen, wichtigen Zug in das Bild, z. B. *nigri et ambusti et fracti igne lapides; complectitur, consolatur, hortatur* (ein συναθροισμός mit ἀσύνδετον, s. Volkmann S. 402). Wiederholung des selben Wortes in anaphorischer oder chiastischer Stellung dient der Eindringlichkeit, z. B. *rectum cursum, recta gubernacula; candida intesdum, interdum sordida.* oder eine ἀναδίπλωσις wie *timorem timor vicit* der Überraschung. Diese Andeutungen über die Künste der λέξις, um ἐνάργεια zu erzielen, mögen genügen.

Digitized by Google

und Bewegungen vom Verlassen des Hauses bis zum Tode werden bis ins einzelne mit ähnlicher Genauigkeit angegeben, wie ein realistischer Dramatiker dem Schauspieler durch Bühnenanweisungen sein Verhalten vorschreibt[1]). Plinius' Benehmen und Mienenspiel[2]) wird beschrieben (§ 12 *cenat hilaris aut quod est aeque magnum, similis hilari*), und mit besonders zahlreichen Einzelzügen wird sein Aussehen im Tode anschaulich gemacht (§ 20 *corpus inventum integrum, inlaesum opertumque, ut fuerat indutus; habitus corporis quiescenti quam defuncto similior*). Bei der entscheidenden Wendung der Handlung, die Plinius dem Tode entgegenführt, hört man ihn selbst sprechen (§ 11 *Fortes, inquit, fortuna iuvat; Pomponianum pete*). Die tröstende Erklärung, womit er seine aufgeregte Umgebung zu beruhigen sucht, wird wenigstens indirekt wiedergegeben (§ 13). Man wird Zeuge der Beratung vor dem Verlassen des Hauses (§ 15), und kann mit den Dienern seine ruhigen Atemzüge, man möchte fast sagen in ihrer Klangfarbe belauschen (*meatus animae... gravior et sonantior erat* § 13). Wo sein Handeln oder seine Aeußerungen nicht ausreichen, um volle Klarheit über seine Absichten zu verschaffen, werden seine Motive ausdrücklich angegeben (§ 7 *Magnum propiusque noscendum ut eruditissimo viro visum*, § 9 *vertit ille consilium et, quod studioso animo inchoaverat, obit maximo*, § 11 *cunctatus paulum ...*, § 16 *et apud illum quidem ratio rationem ... vicit*) und sein Gemütszustand, seine völlige Furchtlosigkeit wird in verschiedenen Wendungen eingeschärft (§ 9, § 10 *adeo solutus metu*, § 12 *ut timorem eius sua securitate leniret*). So lebt Plinius vor dem Leser nach seiner äußeren Erscheinung und seinem inneren Wesen wie in voller Gegenwart. Nur der Vorgang des Todes selbst wird dem Auge des Lesers entzogen; diese Lücke wird durch eine Vermutung über die Todesursache verdeckt, § 19[3]).

---

[1]) Einzelne Stellen, die das beweisen, brauchen kaum angeführt zu werden; nur auf ein besonders lehrreiches Beispiel sei hingewiesen: § 12 *complectitur trepidantem, consolatur, hortatur..., deferri in balineum iubet; lotus accubat, cenat;* zwei asyndetische dreigliedrige *κόμματα*. Vgl. Cic. Orat. 225 *nec ullum genus est dicendi aut melius aut fortius quam binis aut ternis ferire verbis, nonnumquam singulis.* Arist. 467, 30 Sp.: *σχῆμα δὲ καὶ τοῦτο τῆς σεμνότητος τὸ ἀσύνδετα παρατιθέναι τὰ νοήματα.* Demetr. de eloc. 241: die *δεινότης* entsteht, *εἰ κόμματα ἔχοι ἀντὶ κώλων.* Kroll N. Jb. f. d. klass. Altert. XI (1903) S. 23 Anm. 1 u. XXI (1908) S. 526 Anm 1.

[2]) Auch hierfür gilt das S. 225 Anm. 4 gesagte.

[3]) Das geschieht nicht allein deswegen, weil kein Zeuge bei dem Tode gegenwärtig gewesen ist, der darüber Näheres hätte berichten können (vgl. § 22), sondern aus dem selben Streben nach Mäßigung, das Plinius in der Darstellung des *ἐλεεινόν* und des *φοβερόν* beweist. Plinius vermeidet hier wieder das *ἐλεεινόν ἐκ τῆς ὄψεως* Arist. a. p. 14 p. 1453b 1. Die Darstellung für das Auge erklärt Aristoteles für unkünstlerisch a. p. 6 p. 1450b *ἡ δὲ ὄψις ψυχαγωγικὸν μὲν, ἀτεχνότατον δὲ καὶ ἥκιστα οἰκεῖον τῆς ποιητικῆς*, und das durch 'Wehe oder Verderben bringende Taten, wie Tötungen auf offener Bühne, maßlose Körperschmerzen, Verwundungen usw.' erregte *πάθος* betrachtet er

Digitized by Google

Die Nebenpersonen, Rectina und Pomponianus mit seinem Gefolge, werden nur nach der einen Seite ihres Wesens veranschaulicht, die als Kontrast zu Plinius' Furchtlosigkeit in Frage kommt, nach der Seite der Furcht und Angst; aber gerade diese Einseitigkeit ist wirksam, weil sich immer derselbe Eindruck wiederholt.

Neben der *ἐνάργεια* bietet die Technik des Dramas nach Aristoteles' Theorie noch andere, sogar sicherer zu pathetischer Wirkung hinführende Möglichkeiten. Aristoteles stellt a. p. 10 p. 1452 a den Satz auf, daß tragische Handlungen um so tragischer sein werden, wenn der Verlauf ein notwendiger und in seinem Ergebnis dennoch überraschender sei. Er fordert also die Verbindung des kausalen Zusammenhanges der Handlung, den er ohnehin für ein wesentliches Erfordernis der Tragödie, als einer *τελεία καὶ ὅλη πρᾶξις* ansieht[1]), mit dem unerwartet Eintreffenden[2]).

Diese scheinbar widerspruchsvolle Vereinigung weist auch Plinius' Erzählung auf. Zunächst tritt die ursächliche Verknüpfung der Ereignisse durch die *οἰκονομία* der Erzählung scharf heraus. Sie läßt sich aus der früher (S. 210 ff.) gegebenen Übersicht leicht ersehen. In den mit a bezeichneten Abschnitten ist jedesmal die das Verhalten des Plinius bestimmende Ursache enthalten, seien es nun die Erscheinungen des Vesuvausbruches oder das Verhalten der übrigen Personen; in den b-Abschnitten folgt jedesmal die Wirkung auf Plinius. So bildet das Ganze eine Kette des Geschehens, deren Glieder untereinander eng zusammenhängen, und deren letztes Glied, der Tod des Plinius, das notwendige Schlußergebnis bildet, zu dem die Ereignisse von ihrem Ausgangspunkte, der Meldung der Mutter, Schritt für Schritt hinführen. Dabei stehen die Vorgänge der a-Reihe unter sich nicht in einem geschlossenen Zusammenhange; sie sind ja auch Äußerungen und Fügungen der unberechenbaren Fortuna, gegen die der Held anzukämpfen hat[3]). Die Vorgänge der b-Reihe dagegen, die Handlungen des Plinius, stehen in einer inneren Beziehung zueinander. Sie sind

als eine nur niedere Art des Traurigen a. p. 11 p. 1452b 11ff., 14 p. 1453b 7. S. R. Petsch, Die Theorie des Tragischen im griech. Altert., Ztsch. f. Ästhetik u. allg. Kunstwiss. IX (1914) S. 223. Vgl. auch Hor. a. p. 179ff.

[1]) A. p. 7 p. 1450b 31 *μέσον δὲ, δ καὶ αὐτὸ μετ' ἄλλο καὶ μετ' ἐκεῖνο ἕτερον.*

[2]) An der betr. Stelle der a. p. 10 p. 1452a 1ff. ist in der Überlieferung eine Lücke; sie läßt sich aber dem Sinne nach ergänzen, und Vahlens Herstellung trifft gewiß das Richtige: *ἐπεὶ δὲ οὐ μόνον τελείας ἐστὶ πράξεως ἡ μίμησις, ἀλλὰ καὶ φοβερῶν καὶ ἐλεεινῶν, ταῦτα δὲ γίνεται καὶ μάλιστα (τοιαῦτα, ἐὰν παρὰ δόξαν γένηται, ἐκπλήττει γὰρ μάλιστα) καὶ μᾶλλον ὅταν γένηται παρὰ τὴν δόξαν δι' ἄλληλα· τὸ γὰρ θαυμαστὸν οὕτως ἕξει μᾶλλον ἢ εἰ ἀπὸ τοῦ αὐτομάτου καὶ τῆς τύχης.* Vgl. Arist. rhet. 2,2. 1379a 23 *λυπεῖ γὰρ μᾶλλον τὸ πολὺ παρὰ δόξαν.* Siehe Vahlens Ausgabe der a. p.², Berlin 1884, S. 127 u. Beiträge zu Aristot. Poetik I, Wien 1865, S. 4ff.

[3]) Diese Auffassung liegt der Erzählung zugrunde; weshalb Plinius sie nicht ausspricht, wird später erklärt werden.

Digitized by Google

alle aus einem gemeinsamen Mittelpunkte herzuleiten. Sie ergeben sich mit Notwendigkeit aus der Konsequenz des Charakters, die in der Erzählung ganz im Sinne des Aristoteles[1]) durchgeführt ist. Alle Handlungen des Plinius fließen aus dem einen Grundzuge seines Wesens, dem Mute oder richtiger der Erhabenheit über das *πάθος* der Furcht, was im Laufe der Erzählung fort und fort betont wird. Auch da, wo seine Motive zu wechseln scheinen, wo der Übergang vom Forscherdrang zur Hilfsbereitschaft eintritt, wird hervorgehoben, daß dies nur zwei verschiedene Erscheinungsformen des eigentlichen Wesenskernes, des *animus* sind (§ 9 *Vertit ille consilium et, quod studioso animo inchoaverat, obit maximo*).

Daneben läuft durch die ganze Erzählung zur Erhöhung der pathetischen Wirkung die Verwendung des *παράδοξον*[2]). Einen schier unerschöpflichen Reichtum an wechselnden, überraschenden Eindrücken zaubert das Schauspiel des Vesuvausbruches vor die Sinne des Lesers, was im einzelnen nicht nachgewiesen zu werden braucht. Auch die Handlung ist voll von *παράδοξα*. Schon das Hauptergebnis der Handlung, der Tod des Plinius, kommt eigentlich, trotz aller ursächlichen Verknüpfung, dem Leser unerwartet; bis zuletzt bleibt die Hoffnung rege, daß es dem unerschrockenen Manne doch noch gelingen werde, dem Verderben zu entrinnen. Aber auch im einzelnen ist durch die ganze Erzählung hin von dem *παράδοξον* ein geradezu raffinierter Gebrauch gemacht. Jedesmal tut Plinius etwas, was der Leser nach dem gewöhnlichen Verlaufe der Dinge und nach der durchschnittlichen Verhaltungsweise der Menschen nicht erwarten würde, und es kommt auch immer ganz unvorbereitet, ohne daß irgendwie darauf vorgedeutet würde. Am Anfange ruht Plinius und studiert; er könnte über die unwillkommene Störung durch die Meldung ungehalten sein oder weiter lesen, — aber er eilt sogleich hinaus, um das *miraculum* zu betrachten (§ 4—6). Er könnte sich nun mit dem großartigen Schauspiel begnügen (*Magnum visum*), — aber er beschließt, es aus der Nähe zu erforschen. § 7: Er könnte auf den Hilferuf der Rectina bei seinem ursprünglichen Plane bleiben, — aber er will sie retten. — § 11: Er sollte dann dem Rate des Steuermanns folgen und umkehren, und wirklich zaudert er einen Augenblick (*Cunctatus paulum*), — aber er fährt zu Pomponianus. — § 12: Er könnte sofort mit

[1]) Arist. a. p. 15 p. 1454a 25ff. *περὶ δὲ τὰ ἤθη τέτταρά ἐστιν, ὧν δεῖ στοχάζεσθαι] τέταρτον δὲ τὸ ὁμαλόν. κἂν γὰρ ἀνώμαλός τις ᾖ ὁ τὴν μίμησιν παρέχων καὶ τοιοῦτον ἦθος ὑποτιθείς, ὅμως ὁμαλῶς ἀνώμαλον δεῖ εἶναι.* Vgl. Hor. a. p. 119ff.

[2]) Plut. quom. adol. 25d *τὸ γὰρ ἐμπαθὲς καὶ παράλογον καὶ ἀπροσδόκητον, ᾧ πλείστη μὲν ἔκπληξις ἕπεται, πλείστη δὲ χάρις, αἱ μεταβολαὶ παρέχουσι τοῖς μύθοις.* Cic. Tusc. III 45 von Ennius: *O poetam egregium!... sentit omnia repentina et necopinata esse graviora.* Für Vergil vgl. Heinze[3] S. 326. Über das *παράδοξον* als ein Ziel der Geschichtschreibung des Polybius s. Scheffler, a. a. O. S. 40 u. 61.

Digitized by Google

Pomponianus, der schon alle Vorbereitungen getroffen hat, wegfahren, — aber er bleibt und veranlaßt auch die übrigen dazu. — § 13: Er sollte jetzt wenigstens bei Einbruch der Nacht wie die Landleute fliehen, — aber er legt sich zur Ruhe. — § 14 u. 15: Er könnte dem Rate aller anderen folgend im Hause bleiben, — aber er begibt sich ins Freie. — § 17: Er könnte jetzt den Plan, zur See zu entkommen, aufgeben und über Land zu fliehen suchen, — aber er sieht zu, ob das Meer die Fahrt zuläßt. — § 19: Er könnte mit den anderen fliehen, — aber er bleibt. Man könnte hoffen, daß er mit Hilfe der Sklaven entkommt, — aber er bricht zusammen und stirbt.

Steigerung und Kontrast, Prinzipien der künstlerischen Darstellung, die geeignet sind, bei jedem Kunstwerk den Effekt zu erhöhen, werden für Erzielung pathetischer Wirkungen besonders dienlich sein. Plinius weiß diese Kunstmittel trefflich anzuwenden.

Zwei Reihen von Steigerungen gehen nebeneinander durch die Erzählung, nämlich in der Beschreibung der vulkanischen Vorgänge und in der Schilderung von Plinius' Verhalten. Sie sind verschieden angelegt; während die zweite in einer ununterbrochen aufsteigenden Linie verläuft, ersteigt die erste die höchste Höhe in zwei Absätzen.

Der erste Vorstoß der Gefahr beginnt ganz harmlos; eine noch ziemlich unbestimmte Mitteilung über eine merkwürdige Erscheinung wird gebracht (§ 4). Ein Schritt weiter: die Erscheinung wird beobachtet, aber nur aus der Ferne, wobei es noch unsicher bleibt, wo sie ihren Ursprung hat (*incertum, ex quo monte* § 5, 6). Der nächste Schritt: Plinius will zu genauerer Feststellung näher herankommen, aber bei seinem Unternehmen soll es sich nur um eine wissenschaftliche Untersuchung handeln, die voraussichtlich ohne besondere Gefahr verlaufen wird. Erst der Hilferuf der Rectina gibt davon eine Andeutung (*tam imminenti periculo exterritae* § 8), aber noch sind erst andere, Rectina und die zahlreichen Bewohner der Küste, bedroht, Plinius selbst bleibt einstweilen unberührt davon, ja er will als Retter nahen (§ 8—10). Aber auf der Fahrt erreicht ihn der Stein- und Aschenregen. Jedoch wird die Lage nicht eigentlich bedrohlich. Plinius vermag auszuweichen und begibt sich nach Stabiae (§ 11). Die Gefahr hat ihren ersten Höhepunkt erreicht, und eine kurze Ruhepause tritt ein: Plinius scheint in Stabiae gerettet zu sein. Da macht die Gefahr von einem neuen Ausgangspunkte aus einen zweiten Vorstoß und erreicht in rascher Steigerung den Gipfel. Noch ist sie nicht nahe (*nondum periculo adpropinquante*), — aber sie ist jetzt deutlich sichtbar (*conspicuo*, also anders als beim Beginn der ersten Steigerungsreihe: *procul, incertum* § 4); wieder wird sie zunächst nur gesehen, aber nicht als Rauchsäule und als Gegenstand 'interesseloser Betrachtung', sondern als bedrohliche Flammen- und Feuer-

Digitized by Google

erscheinung[1]) (*latissimae flammae atque incendia relucebant* § 13), und ihre schlimmen Wirkungen werden berichtet (*agrestium trepidatione ignes relictos desertasque villas* § 13). Nun rückt die Gefahr rasch näher und näher, wie es vorher angekündigt war: *cum cresceret, proximo* (§ 12). Am nächsten Morgen droht die auf der *area* hoch aufgehäufte Asche den Ausgang aus dem Zimmer zu versperren § 14. Die Gefahr wird darauf unmittelbar fühlbar, indem die Häuser von dem Erdbeben wanken § 15. Der Einsturz der Häuser bleibt indessen noch eine bloß mögliche Gefahr, der man sich entzieht. Gegen die durch den Steinregen wirklich eintretende Bedrohung muß man sich schon durch Kissen schützen, die auf den Kopf gelegt werden § 16. Gleich darauf umhüllt die Fliehenden tiefes, schauerliches Dunkel, das aber noch von zahlreichen Lichterscheinungen und mancherlei Lichtstrahlen tröstlich erhellt wird, § 17. Endlich packt Plinius die Gefahr unentrinnbar und bringt ihm den Tod § 18/19. Daß die Gefahr zwei große Anläufe macht, wurde schon gesagt; aber auch in der zweiten Hälfte geht es nicht in atemloser Steigerung, ohne jeden Halt vorwärts. In Stabiae scheint Plinius geborgen; er plaudert, badet, speist, schläft. Aus dem Gebäude und dem Bereiche der wankenden Häuser (*intra tecta subsistant* § 15) vermag er zu entrinnen; er gewinnt den Strand, an dem er eine vielleicht eintretende Beruhigung des Meeres zur Rettung abwarten kann; er lagert sich und erquickt sich durch einen Trunk kalten Wassers. Gerade diese Unterbrechungen, diese Retardationen unterstützen den Eindruck der sonstigen Steigerung und erhöhen die Spannung.

Geradlinig verläuft dagegen die Steigerung in dem Verhalten des Plinius, ganz dem Umstande angemessen, daß es sich hierbei um eine gleichmäßige Entwicklung, um die innerlich notwendige Entfaltung des Charakters handelt[2]). Plinius' *animus* äußert sich zuerst als Tatkraft, in der Lebendigkeit und Raschheit seines Handelns. Aus seiner bequemen Lage beim Studium rafft er sich auf der Stelle auf: *poscit soleas, ascendit locum, ex quo . . . conspici poterat* § 5. Nach der Beobachtung der Wolke steht sogleich sein Entschluß fest, sie aus der Nähe zu untersuchen (*Magnum propiusque noscendum . . . visum* § 7). Auf die dann eintretende Steigerung in der Betätigung seines *animus*, als er Rectina und, über ihre Bitte edelmütig hinausgehend, auch den *multi* Rettung zu bringen sich vornimmt, wird besonders hingewiesen: *Vertit ille consilium et quod studioso*

[1]) Die Unterscheidung der am Tage zu beobachtenden Dämpfe und Rauchsäulen von den Flammenschauspielen der Nacht ist bei den Beschreibungen vulkanischer Ausbrüche seit Pindars Schilderung eines Aetnaausbruches in Pyth. I typisch; s. Aetna erkl. v. Sudhaus, Leipzig 1898, S. 47.

[2]) In Übereinstimmung mit Arist. a. p. 15 p. 1454a 32ff. *χρὴ δὲ καὶ ἐν τοῖς ἤθεσιν ὥσπερ καὶ ἐν τῇ τῶν πραγμάτων συστάσει ἀεὶ ζητεῖν ἢ τὸ ἀναγκαῖον ἢ τὸ εἰκός, ὥστε τὸν τοιοῦτον τὰ τοιαῦτα λέγειν ἢ πράττειν ἢ ἀναγκαῖον ἢ εἰκός, καὶ τοῦτο μετὰ τοῦτο γίνεσθαι ἢ ἀναγκαῖον ἢ εἰκός.*

Digitized by Google

animo inchoaverat, obit maximo (§ 9). Plinius bewährt das in steigendem Maße: *rectum cursum, recta gubernacula in periculum tenet* (§ 10) und stellt frei von Furcht unterwegs seine Beobachtungen an. Der wachsenden Gefahr gegenüber traut er trotz der Abmahnung des Steuermannes dem Schutze, den *fortuna* den Tapferen leiht (§ 11). Bei Pomponianus erhebt er sich zu reiner Sorglosigkeit, die er auch den anderen mitzuteilen sucht, und bewahrt die vollste Ruhe (§ 11—13). Er ist am nächsten Morgen der einzige, der in kühler Erwägung der *ratio* folgt (§ 16 *ratio rationem vicit*). In dem schaurigen Dunkel behält Plinius die Initiative und Entschlußkraft (§ 17 *Placuit*[1]) *egredi in litus*) und die Fähigkeit zu ruhiger Beobachtung (*ex proximo aspicere*); selbst im Augenblicke der höchsten Gefahr rafft er sich zum Versuche der Gegenwirkung auf und möchte dem Geschicke trotzen (§ 18 *excitant*[2]) *illum*).

Auch in den Gegenbildern zu Plinius, in dem Verhalten der übrigen Beteiligten ist die Steigerung durchgeführt. Die Mutter bringt nur die Nachricht, zeigt sonst weiter kein Interesse an dem *miraculum* (§ 4). Plinius d. J. bleibt gleichgültig und zieht vor, weiter seiner Beschäftigung nachzugehen (§ 7). In Rectinas Hilferuf meldet sich zum ersten Male die Furcht, aber noch aus der Ferne (§ 8), und die Flucht der *alii* bleibt gewissermaßen hinter der Szene. In der Mahnung des Steuermannes zur Umkehr tritt die Besorgnis vor der Gefahr gegenwärtig auf (§ 11). In Stabiae bei Pomponianus erscheint die Furcht in voller Wirksamkeit (§ 12 *trepidantem* — der starke Ausdruck ist zu beachten) und sie nimmt Schritt für Schritt rasch zu. Dem Zuspruche des Plinius gelingt es nicht, die Aufgeregten zu beruhigen; sie verbringen die Nacht schlaflos (§ 14 *pervigilaverant*). Die Furcht gewinnt dann bei ihnen die Oberhand (§ 16 *apud alios timorem timor vicit*), und offenbar bestimmt sie nur die Geistesklarheit und Tatkraft des Plinius noch zum Bleiben. Schließlich fliehen sie gar (§ 18 *flammae ... alios in fugam vertunt*) und lassen rücksichtslos Plinius mit den beiden *servuli* allein.

Endlich steigert sich auch äußerlich die Zahl der Beteiligten. Am Anfange befindet sich Plinius im engen Kreise seiner Familie (§ 4, 5); dann wird ein Liburnerschiff zur Fahrt zurecht gemacht (§ 7), darauf werden mehrere Vierruderer mit voller Bemannung zu Wasser gelassen und fahren ab (§ 9). In Stabiae tritt Pomponianus mit seiner Flotte hinzu (§ 12 *sarcinas contulerat in*

[1]) Man beachte, mit wie kräftiger Wirkung das entscheidende Wort *placuit* an die Spitze des Satzes tritt.

[2]) Das vielsagende *excitant* ist in deutscher Übersetzung schwer wiederzugeben; Bardt (S. 332) erschöpft seinen Inhalt nicht mit 'Flammen veranlassen ihn, sich zu erheben'; es ist vielleicht wiederzugeben mit 'jagen ihn auf' oder 'reizen ihn zum Widerstande auf'. Es ist damit diejenige Haltung angedeutet, die Seneca vom Philosophen fordert: ep. 16, 5 *philosophia adhortabitur, ut deo libenter pareamus, fortunae contumaciter.* ep. 67, 6 *fortitudo pericula contemnit et provocat.*

Digitized by Google

naves), und diese große Zahl von Akteuren bleibt bis kurz vor dem Schluß (— § 18) an der Handlung beteiligt.

Von dem Kontraste der Situationen ist nur sparsam Gebrauch gemacht. Die stetige Steigerung in der Aufeinanderfolge der Situationen schloß dieses Mittel aus. Nur die Anfangs- und die Schlußszene — hier der behagliche Frieden des Hauses im Kreise der Familie, dort das erschütternde Ende in der Einsamkeit im Kampfe mit der elementaren Übergewalt der Natur — treten in Gegensatz zueinander, wodurch das Ganze zur Einheit abgerundet wird[1]). Die Schlußszene wird auch für sich gegen die vorangegangene Szenenfolge dadurch abgehoben, daß Plinius, eben noch von einer zahlreichen Menschenschar umgeben, plötzlich allein auf sich angewiesen, verlassen dasteht, ein Kontrast, der stark auf das πάθος des Mitleides hinwirken soll[2]).

Dem gleichen Ziele dient ein anderer, mehr verborgener Kontrast. Der Kreis der an der Handlung Beteiligten erweitert sich zwar; eine immer zahlreicher werdende Schar von Menschen tritt mit Plinius in Berührung, aber immer lockerer wird das Band, das sie mit ihm verknüpft. Die ihm nächststehenden Verwandten begleiten ihn nicht; Rectina ist ihm wenigstens doch befreundet. Dann ist Plinius von seinen eigenen Leuten und Dienern umgeben. Mit Pomponianus und der Flottenmannschaft ist Plinius nur noch durch das Verhältnis der militärischen Unterordnung verbunden. Auch diese verlassen ihn, und er sieht sich schließlich auf zwei gleichgültige[3]) Sklaven angewiesen, die nicht einmal seine eigenen zu sein scheinen.

Auf das πάθος der Bewunderung ist es bei dem Kontraste abgesehen, in den Plinius' vollkommene Furchtlosigkeit zu der Furcht der übrigen gestellt ist. Sie bleiben entweder gleichgültig, wie Plinius d. J. und seine Mutter, oder durchlaufen alle Entwicklungsstufen der Furcht bis zu ihrem vollen Ausbruche in der Flucht. Wie wichtig Plinius dieser Kontrast erschienen ist, geht daraus hervor, daß er ihn nicht bloß aus den Vorgängen selbst hervorgehen läßt, sondern ihn in immer wieder neuen, durch Antithese und andere rhetorische Figuren ausgezeichneten Wendungen ausspricht und betont: § 10 *Properat illuc, unde alii fugiunt*[4]), § 12 *ut timorem eius sua securitate leniret*[5]), § 16 *Et apud illum quidem ratio rationem, apud alios timorem timor vicit*[6]), § 17 *alios in fugam vertunt, excitant illum*[5]).

[1]) Nach demselben Verfahren, das auch Vergil in der Äneis befolgt hat; s. Heinze, S. 451.

[2]) Ein weiterer Kontrast von Situationen wird weiter unten besprochen.

[3]) Das wird durch das Deminutivum *servuli* angedeutet.

[4]) Die Gegensätze stehen am Anfange und am Ende des Satzes.

[5]) Durch chiastische Stellung ist die Antithese unterstützt.

[6]) Die Antithese ist verschärft durch παρονομασία, ὁμοιόπτωτον und chiastische Anordnung der entsprechenden Kasusformen.

Digitized by Google

Vollends vertieft wird der tragische Eindruck von Plinius' Tod durch den schneidenden Gegensatz zwischen seinem Geschick und dem der übrigen. Alle die Ängstlichen und Feigen retten sich — Plinius d. J. berichtet es zwar nicht ausdrücklich, aber gerade, daß er davon schweigt, legt diese Auffassung nahe —, während der einzige, der männlich und würdig der Gefahr begegnet ist, also eben derjenige, der einen solchen Ausgang am wenigsten verdienen würde, den Untergang findet[1]).

Wie Plinius demnach die Erzählung vom Tode seines Oheims durchweg mit den Kunstmitteln der hellenistisch-peripatetischen Geschichtschreibung ausgestattet hat, die sich aus der aristotelischen Theorie der Tragödie herleitet[2]), so hat er sie schließlich auch in die äußeren Formen einer Tragödie gegossen. Er sucht ihr soviel wie möglich zunächst dadurch nahe zu kommen, daß er die Einzelteile seiner Erzählung szenenhaft komponiert[3]). Die Abgrenzung der Szenen ergibt sich ohne weiteres aus der früher gegebenen Übersicht. Ihr Wechsel ist bedingt entweder durch eine Meldung oder Botschaft über den Vesuvausbruch (§ 4 die Mutter, § 8 Rectina), oder durch die verschiedenen Erscheinungen, in denen sich der Vesuvausbruch für Plinius geltend macht. Schon darin ist ausgedrückt, daß der eigentliche Gegenspieler für Plinius, den Träger der Handlung, die Naturkraft des Vulkans ist, oder besser die τύχη, die in ihr wirkt. So kommt es auch nur in wenigen Szenen zu Rede und Gegenrede: mit dem Neffen § 7, mit dem Steuermann § 11 — die einzige Stelle, an der wenigstens die eine Hälfte des Dialoges, Plinius' kurze Erwiderung, in direkter Rede mitgeteilt wird —, mit Pomponianus § 12, bei der Beratung am Morgen § 15. Sonst gibt es nur monologische Äußerungen des Plinius, die auch noch meist als kurze Befehle (§ 5 *poscit soleas*, § 7 *iubet Liburnicam aptari*, § 9 *deducit quadriremes*, § 12 *deferri in balineum iubet*, § 17 *Placuit egredi*, § 18 *frigidam poposcit*) oder als wenige Worte (§ 10 *dictaret enotaretque*, § 13 *Ille agrestium trepidatione ... dictitabat*) zu denken sind, d. h. das äußere Geschehen, das epische Element der Erzählung überwiegt; und trotz aller aufgewandten Kunst kommt es nicht recht zu einem eigentlich dramatischen Eindruck, da es an einer Gegenwirkung fehlt. Denn die übrigen Mitwirkenden, wie der Neffe und seine Mutter, Rectina, die nicht einmal selbst auftritt, selbst der Steuermann und Pomponianus bleiben nur Folie zu der Hauptfigur oder gar stumme Statisten, wie die Bemannung der Schiffe des Plinius, die Flottenmannschaft des Pomponianus und die beiden servuli. Auch der Gegenspieler des Helden, die Natur, so schrecklich und furchterregend sie auftritt, so mannigfaltig und abwechselungsreich sie

[1]) Vgl. Aristot. rhet. II p. 1385b 13 ἔστω δὴ ἔλεος λύπη τις ἐπὶ φαινομένῳ κακῷ φθαρτικῷ ἢ λυπηρῷ τοῦ ἀναξίου τυγχάνειν.

[2]) S. Heinze, S. 471; Scheffler, a. a. O. S. 72ff.

[3]) Vgl. Heinze S. 321 ff.

Digitized by Google

erscheint, wirkt nicht als einheitliches, handelndes Wesen, sondern nur als reiche Dekoration und Ausstattung der Bühne. Die in der Ferne wie eine gewaltige Pinie aufsteigende Wolke (§ 5, 6), die aus dem Vesuv ausbrechenden Flammen und Feuerbrände (§ 12), würden prächtige Hintergründe für ein Bühnenbild abgeben; die dunkele Nacht mit ihren wechselnden Lichterscheinungen (§ 17), die aus ihr hervorbrechenden Flammen und Schwefeldünste (§ 18) würden dem Maschinenmeister tüchtig zu tun geben[1]). Kurz, wirklich auf die Bühne versetzt, würde die Geschichte etwa als Pantomimus mit reicher Ausstattung gegeben werden können[2]).

Die *τραγικὴ καὶ θεατρικὴ διάθεσις*[3]) seiner Erzählung hat Plinius schließlich dadurch zu vollenden gesucht, daß er sie in fünf Akten sich abspielen läßt[4]), wie es die bei Horaz a. p. V. 189/90 vorliegende Theorie[5]) für die Tragödie forderte und die Praxis zu Plinius Zeit in Senecas Tragödien[6]) zeigte. Jeder dieser fünf Akte umfaßt einen in sich abgeschlossenen Teil der Handlung. Der erste Akt = § 4—7 gibt die Exposition; der zweite Akt = § 8—11 enthält die erste Stufe der steigenden Handlung; denn Plinius ist zunächst aus der Gefahr gerettet[7]); der dritte Akt = § 12—13 führt über die zweite Stufe der steigenden Handlung zum Höhepunkte empor; Plinius scheint in Sicherheit geborgen zu sein. Der erste Teil der fallenden Handlung füllt den vierten Akt = § 14—16 aus; es ist eine 'Retardation'. Der dringendsten Gefahr, dem Einsturze der Häuser, entgeht man, und gegen den Steinregen gibt es zwar einigen Schutz (§ 16 *id munimentum adversus incidentia fuit*); in Wirklichkeit gibt es aber schon jetzt kein Entrinnen mehr. Der fünfte Akt = § 17—20 bringt die Katastrophe, den Untergang des Helden.

Zugleich ist die Tragödie nach aristotelischer Lehre zweiteilig aufgebaut[8]). Akt I—III = § 4—13 enthalten die Schürzung des Knotens, die *δέσις*; denn die Sicherheit, in der sich Plinius

---

[1]) Vgl. Aristot. a p. 6 p. 1450b 16—20.

[2]) Der Pantomimus hat gelegentlich auch historische Stoffe behandelt: Suet. Nero 54, Ps.-Luc. de salt. 37ff.; Sidon. carm. XXIII 263ff. CJL. XIV 4254 (nach Lübkers Reall.[8] S. 761).

[3]) Den Ausdruck gebraucht Plutarch Demetr. 53 von der Schilderung der *ταφή* des Demetrios Poliorketes; vgl. Gerke-Norden Einleitg. I[1] S. 581.

[4]) Den Nachweis enthält die am Anfang gegebene Übersicht.

[5]) Über ihren Ursprung s. U. v. Wilamowitz-Möllendorff, die griech. Lit. d. Altert.[3] S. 84 und Aischylos, Interpretationen, Berlin 1914, S. 1ff.

[6]) Siehe Holzapfel, Kennt die griech. Tragödie eine Akteinteilung? Diss. Gießen 1915, S. 11.

[7]) Hier endet dementsprechend auch die erste Reihe in der Steigerung der Gefahr, s. o. S. 222.

[8]) Arist. a. p. 18 p. 1455b 25ff. *ἔστι δὲ πάσης τραγῳδίας τὸ μὲν δέσις τὸ δὲ λύσις, τὰ μὲν ἔξωθεν καὶ ἔνια τῶν ἔσωθεν πολλάκις ἡ δέσις, τὸ δὲ λοιπὸν ἡ λύσις. λέγω δὲ δέσιν μὲν εἶναι τὴν ἀπ' ἀρχῆς μέχρι τούτου τοῦ μέρους, ὃ ἔσχατόν ἐστιν, ἐξ οὗ μεταβαίνειν εἰς εὐτυχίαν ⟨ἐκ δυστυχίας συμβαίνει ἢ ἐξ εὐτυχίας εἰς δυστυχίαν⟩, λύσιν δὲ τὴν ἀπὸ τῆς ἀρχῆς τῆς μεταβάσεως μέχρι τέλους.*

Digitized by Google

befindet, und in die er die übrigen einzuwiegen sucht, ist nur scheinbar. Wäre Plinius sogleich nach seinem Eintreffen in Stabiae mit Pomponianus geflohen, so hätte er sich wohl noch retten können. Da er bleibt und den rechten Augenblick versäumt, ist sein Schicksal entschieden. Als er sich zur Ruhe niederlegt ist das ἔσχατον μέρος erreicht, aus dem die μετάβασις ἐξ εὐτυχίας εἰς δυστυχίαν erfolgt. Akt IV = § 14—16 und Akt V = § 17—20 bringen die λύσις. Die beiden Hauptteile der Tragödie sind durch die Pause der Nacht voneinander getrennt; außerdem hat Plinius die Zweiteiligkeit der Tragödie auch durch formale Gestaltung betont. Die Schlußszenen des dritten und fünften Aktes sind im Gegensatz zu allen übrigen zweiteilig (s. S. 210ff. die Übersicht No. 6b αβ und 10b αβ); und sie stehen inhaltlich zueinander in Parallele und Kontrast zugleich: in beiden nämlich begibt sich Plinius zur Ruhe (§ 13 *Tum se quieti dedit et quievit*, § 20 *quiescenti similior*), aber das erste Mal zu erquickendem Schlummer (§ 13 *verissimo quidem somno*), das zweite Mal zur ewigen Ruhe des Todes (§ 20 *defuncto*). Dort wird sein Schlaf von seiner Umgebung sorgsam gehütet (§ 13 *meatus animae ... ab iis, qui limini obversabantur, audiebatur*), hier stirbt Plinius einsam und hilflos.

Aristoteles[1]) unterscheidet vier Arten von Tragödien, die πεπλεγμένη, die wesentlich auf Peripetie und Wiedererkennung aufgebaut ist, die παθητική, die ἠθική und die τερατώδης; er empfiehlt dem Dichter, danach zu streben, die Vorzüge aller vier zu vereinigen, oder doch jedenfalls die meisten und bedeutendsten. Danach ist Plinius bei seiner Erzählung verfahren[2]), und hat wenigstens drei dieser Gattungen in ihr zu verbinden gesucht[3]). Sie ist pathetisch, d. h. sie soll Furcht und Mitleid erregen; sie ist ethisch, denn sie zeigt Plinius Charaktergröße; sie ist endlich auch 'mirakulös', denn sie verwendet in aller Ausführlichkeit die τέρατα des Vesuvausbruches; Plinius selbst nennt den Vorgang, so lange er noch ungefährlich bleibt, *miraculum* § 5.

Für den Helden einer Tragödie fordert Aristoteles, daß er den Umschlag von Glück in Unglück δι' ἁμαρτίαν τινά[4]) erleide. So findet Plinius seinen Untergang ganz im Geiste dieser vorsichtigen und recht allgemein gehaltenen aristotelischen Bestimmung[5]). Er hätte sich retten können, wenn er der Warnung des Steuermannes gefolgt wäre, auch später noch, wenn er von Stabiae mit dem zum Aufbruch gerüsteten Pomponianus sogleich abgesegelt wäre. Aber er will der Gefahr nicht weichen, und

[1]) A. p. 18 1455b 34ff.

[2]) Wie Vergil, s. Heinze S 464.

[3]) Da also die Verwicklung durch ἀναγνώρισις oder περιπέτεια wegfällt, ist die πρᾶξις der Tragödie im Sinne von Arist. a. p. 10 1451a 15 ἁπλῆ.

[4]) A. p. 13, 1453a 9ff.

[5]) Siehe Petsch a. a. O. S. 227 'Vielleicht empfahl sich der Begriff ἁμαρτία τις gerade durch seinen weiten Umfang'.

Digitized by Google

so erliegt er ihr infolge eines Fehlers seiner Tugend, durch sein zu großes Sicherheitsgefühl (*fiducia sui* Sen. dial. IX 11, 1), ohne eigentliche moralische, aus κακία und μοχθηρία herzuleitende Schuld, was Aristoteles eben abgelehnt hatte.

Wenn also Plinius die Geschichte vom Tode seines Oheims nach Stil, Form und Gehalt in der Weise der hellenistischen Geschichtschreibung als Tragödie[1]) erzählt hat, so hat er das zunächst gewiß darum getan, weil diese Art der Stilisierung der Geschichtschreibung seiner eigenen Auffassung von ihr entsprach; denn es finden sich in der Briefsammlung noch andere Briefe geschichtlichen Inhalts, die die gleiche Stilisierung aufweisen[2]). In diesem Falle hatte er aber noch einen besonderen Anlaß dazu, wie Einleitung und Schluß des Briefes lehren. Der Brief ist an Tacitus gerichtet; Plinius beginnt ihn mit den Worten: *Petis, ut tibi avunculi mei exitum*[3]) *scribam, quo verius tradere posteris possis* und erklärt nach einigen Komplimenten für Tacitus am Ende der Einleitung, diese Bitte gern erfüllen zu wollen. Danach hat ihn Tacitus also um Material für ein Geschichtswerk, das er damals in Arbeit hatte, die Historien, über den Tod des älteren Plinius gebeten, und der Brief soll dieses 'Material' liefern. Als solches stellt es Plinius auch am Schlusse hin, wenn er sagt (§ 22): *Tu potissima excerpes. Aliud est enim epistulam, aliud historiam, aliud amico, aliud omnibus scribere.* Diese Worte sind nun nicht ernst gemeint, — es spricht aus ihnen nur gemachte Bescheidenheit — und dürfen nicht genau genommen werden. Wenn Tacitus den Tod des Plinius nicht bloß kurz erwähnen, sondern ihn der Wahrheit gemäß *tradere posteris* sollte, als Denkmal für die Ewigkeit (§ 2) — und das wurde doch von Tacitus erwartet —, so durfte von *potissima excerpere* gar nicht die Rede sein. Der Neffe hatte sich selbst in seiner Erzählung schon derartig auf das Wesentliche beschränkt, die Erzählung so eng auf das Wichtige zusammengedrängt, daß ein Auswählen der *potissima* nicht mehr möglich war. Ferner würde jedes Weglassen und Streichen den festgefügten Zusammenhang, den kunstvollen Aufbau der Erzählung zerstört haben. Plinius hat eben nicht nur

[1]) Das τραγῳδεῖν war begreiflicherweise besonders beliebt, wenn von Tod und Leichenbegängnis zu erzählen war; Polyb. II 16, 14 καὶ πᾶσαν δὴ τὴν τραγικὴν καὶ ταύτῃ (gemeint ist der fabelhafte Tod des Phaethon an der Pomündung) προσεοικυῖαν ὕλην . . . ὑπερθησόμεθα. Plut. Pelop. 34 ὥσπερ Φίλιστος ὑμνῶν καὶ θαυμάζων τὴν Διονυσίου ταφήν, οἷον τραγῳδίας μεγάλης τῆς τυραννίδος ἐξόδιον θεατρικὸν γενομένην. Demetr. 53 ἔσχε μέντοι καὶ τὰ περὶ τὴν ταφὴν αὐτοῦ τραγικήν τινα καὶ θεατρικὴν διάθεσιν. Cic. Brut. XI 43 von der Darstellung des Todes des Themistocles bei Kleitarchos und Stratokles: *hanc enim mortem rhetorice et tragice ornare potuerunt.* Herm. Peter, Wahrheit und Kunst. S. 214 Anm. 3.

[2]) Den Nachweis dafür zu erbringen, muß für andere Gelegenheit aufgespart werden.

[3]) Am Schlusse kehrt § 21 *de exitu eius scire voluisti* dieselbe Wendung wieder; in dieser Weise hat Plinius in vielen seiner Briefe das Thema angegeben.

Digitized by Google

Material herbeigeschafft, sondern viel mehr geleistet, nämlich eine geschichtliche Darstellung nach allen Regeln der Kunst; sein Brief ist gar keine *epistula* — dazu wird er ganz äußerlich lediglich durch die Einleitung und den Schluß, wie die meisten Briefe des Plinius —, sondern *historia* en miniature. Wenn Tacitus den dringlichen Wunsch des Freundes (§ 3 *deposco etiam, quod iniungis*), er möge durch die *aeternitas* seiner Schriften *perpetuitati avunculi multum addere*, wirklich erfüllen wollte, so blieb ihm gar nichts anderes übrig, als die Erzählung des Plinius in sein Geschichtswerk herüberzunehmen; die einzige Umgestaltung hätte die Umsetzung in seinen persönlichen Stil[1]) im modernen Sinne des Wortes, d. h. in seine eigene Art der λέξις sein dürfen[2]). Auf solche Verwendung seiner 'epistula' durch Tacitus rechnet Plinius, wenn er es auch natürlich nicht sagt. Wenn das aber geschehen sollte, so durfte die Erzählung vom Tode des Plinius den Gesamteindruck des Taciteischen Geschichtswerkes nicht stören, d. h. sie mußte inhaltlich und formell nach den selben Prinzipien der Darstellung gestaltet sein, die sich Tacitus zum Gesetz gemacht hatte. Diese waren dem Freunde durch mannigfaltigen Gedankenaustausch über literarische Fragen[3]) bekannt, und so hat sie Plinius in seiner Erzählung vom Tode des Oheims befolgt[4]), was zugleich als feines Kompliment für Tacitus gemeint ist. Mit anderen Worten, der Brief des Plinius ist ein Stück historia in taciteischem Stil[5]).

[1]) Siehe F. Leo, Tacitus. Kaisergeburtstagsrede, Göttingen 1896, S. 11.

[2]) Es ist schade, daß der Verlust der betr. Teile von Tacitus' Historien nicht erlaubt, die Probe auf das Exempel zu machen. Tacitus führt im prooemium der Historien die Vernichtung der kampanischen Städte unter den Schrecknissen des von ihm zu behandelnden Zeitraumes mit auf (hist. I 2 *haustae aut obrutae urbes fecundissimae Campaniae orae*). Darnach hat er das Ereignis in den Historien jedenfalls ziemlich ausführlich dargestellt, und der Tod des Plinius konnte dabei seine Stelle finden. Der erhaltene Teil der Historien reicht aber bekanntlich nur bis zum Jahre 70.

[3]) Plinius' Briefe an Tacitus gewähren wiederholt Einblick in mannigfaltigen literarischen Verkehr zwischen den Freunden; vgl. VII 20, 3: *erit rarum et insigne duos homines . . . alterum alterius studia fovisse.* I 20, VII 33, VIII 7.

[4]) Von der λέξις selbstverständlich abgesehen.

[5]) Daß Tacitus' Geschichtschreibung in der Tat von den selben Prinzipien bestimmt ist, wie die hellenistisch-peripatetische, hat meines Wissens zum erstenmal Ed. Schwartz, Fünf Vorträge über den griech. Roman, Berlin 1896, S. 115ff. in großen Zügen ausgesprochen. Ein Beweis dieser Theorie, der sich sicher erbringen läßt, ist leider noch nicht im einzelnen gegeben; vereinzelte Beobachtungen in Kommentaren und Bemerkungen von Norden Einleitg. i. d. Altert. I² S. 390, 455 und Antike Kunstprosa I¹ S 328 liefern einiges Material. Plinius' Brief gibt nun eine indirekte Bestätigung. — Wie im besonderen Tacitus den Stoff in fünfaktigen Tragödien komponiert, hat Leo a. a. O. S. 15 für die Tragödie von Tiberius wenigstens andeutungsweise gezeigt; aber auch innerhalb der großen Tragödien lassen sich wieder kleinere fünfteilige Abschnitte nachweisen, z. B. die Geschichte des Germanicus und innerhalb dieser wieder der Aufstand der germanischen Legionen und der mit diesem ganz symmetrisch gebaute Aufstand der pannonischen Legionen.

Digitized by Google

Auch in anderen Beziehungen sollte und konnte Tacitus in dem Werkchen des Freundes Geist von seinem eigenen Geiste erkennen. Die Auffassung von der Unsterblichkeit der Seele, die ihm gleich am Anfange des Briefes entgegentrat (§ 2 *multum perpetuitati eius scriptorum tuorum aeternitas addet*), deckte sich mit seiner eigenen; hatte er doch von Agricola gesagt: *posteritati narratus superstes erit* (c. 46)[1]). Auch die ebenfalls in der Einleitung sich findende Andeutung über den Zweck der Geschichtschreibung, daß sie nämlich dazu zu dienen habe, die Erinnerung bei der Nachwelt und den Ruhm des großen Mannes zu erhalten, stimmte zu seiner eigenen Überzeugung; war dies doch die Lehre ihres gemeinschaftlichen Lehrers Quintilian, der in seiner Definition der historia (X 1, 31) ihre Aufgabe so formuliert hatte: *totum opus ... ad memoriam posteritatis et ingenii famam componitur.*

Um so bereitwilliger konnte Tacitus die Geschichte vom Tode des Plinius in sein Geschichtswerk aufnehmen, als er damit ein ihm hochwillkommenes und glänzendes παράδειγμα τῆς ἀρετῆς gewann. Er betrachtet es ja als *praecipuum munus annalium, ne virtutes sileantur* (ann. III 65); er sucht in der Geschichte *exempla recti aut solavia mali* (hist. III 51) und beklagt es, daß ihm sein Stoff so selten Gelegenheit gebe, von *clari ducum exitus* (ann. IV 33) zu berichten[2]). Unter diesem Gesichtspunkte konnte Tacitus den Tod des Plinius als ausführliche Episode erzählen, und es fehlt in seinen Schriften nicht an Beispielen ähnlicher Art, die anschaulich machen können, in welcher Weise er die Erzählung von Plinius' *exitus* verwertet und in welchem Geiste er sie verwendet hätte. Da ist z. B. die Geschichte vom Tode des Paetus Thrasea (ann. XVI 21—35), dessen Freunde bei der Beratung unter anderem geltend machen: *distingui certe apud posteros memoriam honesti exitus ab ignavia per silentium pereuntium* (c. 25), oder der Tod Senecas (ann. XV 62—64), der zu seinen Freunden gewendet bezeugt: *imaginem vitae suae relinquere testatur, cuius si memores essent, bonarum artium famam tam constantis amicitiae pretium laturos* (c. 62)[3]).

[1]) Vgl. R. Pöhlmann, die Weltanschauung des Tacitus. Sitzber. d. Kgl. Bayr. Akad. d. Wiss. philos.-philol. u. hist. Kl. 1910, 1. Abh. München 1910, S. 28ff.

[2]) Siehe Pöhlmann a. a. O. S. 15 und 62. Die Geschichte dieser Auffassung von der Aufgabe der Geschichtschreibung als einer φιλοσοφία ἐκ παραδειγμάτων (Dion. Hal. Antiqu. Rom. XI 2) stellt Scheffler a. a. O. S. 72ff. ausführlich dar.

[3]) Es gab Sammlungen von *exitus illustrium virorum* Plin. ep. V 5, 3, VIII 12, 4, die viel gelesen wurden *(frequentius lectitabantur)* und als vollwertige Literaturwerke galten. Aus derartigen Sammlungen konnte Tacitus den Stoff zu Episoden wie die oben bezeichneten entnehmen. Die einzelnen Stücke daraus wird man sich dem Briefe des Plinius ähnlich vorstellen dürfen. Siehe R. Reitzenstein, Ein Stück hellenistischer Kleinliteratur, Nachr. d. Götting. Ges. d. W. 1904 S. 327; er bemerkt dort u. a.: 'Der Brief des Plinius VI 16 wird durch die angenommene Form einer privaten Vorarbeit für das Geschichtswerk des Tacitus wohl niemand über den Zweck des kleinen Kunstwerkes täuschen'.

Digitized by Google

Der exitus des Seneca ist als Analogie besonders lehrreich und gut verwendbar, weil Seneca in Bewährung seiner stoischen Grundsätze stirbt[1]), wie Plinius[2]). Man darf annehmen, daß gerade dieser stoische Grundzug der Erzählung sie dem Tacitus empfahl. Denn so wenig er ein erklärter Anhänger des Stoizismus war, so stand er ihm und seinen Vertretern doch mit einer gewissen Sympathie gegenüber. Bei Gelegenheit der Jugendgeschichte des Helvidius Priscus gibt er eine kurze Zusammenfassung der stoischen Sittenlehre, der man seine innere Zustimmung anmerkt[3]). Er berichtet mit besonderer Wärme gerade von stoisch gesinnten unabhängigen Männern, und nicht zum wenigsten spricht für seine Hinneigung zum Stoizismus die enge Beziehung, in der er in Gedanken und Stil zu Seneca steht[4]). Diese Vorliebe des Tacitus für die stoische Ethik hatte darin noch ihren besonderen Grund, daß Tacitus als Historiker der Persönlichkeit in der Geschichte hohe Bedeutung beimaß. Mochte er sich auch prinzipiell nicht zur vollen philosophischen Klarheit über Freiheit und Notwendigkeit durchgerungen haben[5]), mag er sich auch über den Anteil, den das fatum, die necessitas, die fortuna und die freie Selbstbestimmung des Menschen am Gange der geschichtlichen Ereignisse haben, widerspruchsvoll äußern, so verspürte er doch, weil er selbst eine starke Persönkeit war, einen geheimen Drang in seiner Seele, die Freiheit des Individuums gegenüber allen dagegen sprechenden Instanzen zu behaupten und in den Gestalten seiner Geschichtschreibung wirksam zur Geltung zu bringen. 'Die Art und Weise, wie Tacitus das Verhältnis der historischen Persönlichkeit zu den übrigen Faktoren des geschichtlichen Lebens darstellt — man denke nur an die Charakteristik des Augustus oder des Tiberius! — läßt den Eigenwert der historischen Persönlichkeit als eines selbständigen und zum Teil maßgebenden Faktors der historischen Entwicklung mit so plastischer Klarheit und Anschaulichkeit hervortreten, daß sowohl gegen die taciteische Überspannung des Zufallsbegriffs, wie gegen den taciteischen Fatalismus kein gewichtigerer Zeuge ins Feld geführt werden kann, als eben Tacitus selbst[6]).' Gerade

[1]) Tac. ann. XV 62: *Simul lacrimas eorum modo sermone, modo intentior in modum coërcentis ad firmitudinem revocat, rogitans, ubi praecepta sapientiae, ubi tot per annos meditata ratio adversum imminentia?*

[2]) Darüber später Näheres.

[3]) Hist. IV 5. Dort hebt übrigens Tacitus als einen für den Stoiker Helvidius Priscus besonders charakteristischen Zug die Furchtlosigkeit hervor *(constans adversus metus)*, wie an Seneca, und wie Plinius an seinem Oheim.

[4]) Siehe M. Zimmermann, de Tacito Senecae philosophi imitatore. Bresl. philol. Abh. V, 1. Breslau 1889.

[5]) Vgl. z. B. ann. VI 22: *sed mihi haec ac talia audienti in incerto iudicium est, fatone res mortalium et necessitate immutabili an forte volvantur.* Den Nachweis hat Pöhlmann a. a. O. überzeugend erbracht. S. auch Schwabe in PWR. IV 1586.

[6]) Pöhlmann a. a. O. S. 62; s. auch S. 47 ff.

Digitized by Google

im stoischen Weisen, der sich gegenüber allem, *quae extra sunt*, die Unabhängigkeit wahrt, der in seiner ἀταραξία nicht nur die πάθη überwunden hat, sondern auch die volle Freiheit des Handelns behält, mochte Tacitus eine Stütze seiner Überzeugung finden[1]). Als solchen *sapiens* hat Plinius den Oheim in seinem Briefe gezeichnet, wie er durchaus erhaben ist über das πάθος der Furcht und in jedem Augenblick Herr seiner Entschlüsse bleibt.

Dabei hat sich Plinius übrigens in der Charakterzeichnung seines Helden offenbar bewußt der Methode des Tacitus insofern angepaßt, als er durchweg volle Klarheit über die Motive seines Handelns verbreitet. Das ist ja gerade eine der hervorstechenden Eigentümlichkeiten der taciteischen Geschichtschreibung, daß überall die letzten Gründe des Handelns aufgedeckt werden, daß Tacitus sich 'systematisch in das innerste Wesen der historischen Persönlichkeiten vertieft, die Motive und Anlässe ihres Wollens und Handelns unermüdlich aufspürt[2])'. Dasselbe hat Plinius bei seinem freilich an und für sich schon einfachen und durchsichtigen Stoffe mit fast übertriebener Sorgfalt zu leisten gesucht, ohne freilich den dichterischen Tiefblick des Tacitus zu erreichen.

Endlich hat Plinius bei seiner Erzählung auch darin allem Anscheine nach auf Tacitus' Überzeugungen Rücksicht genommen, daß er den Ausbruch des Vesuvs mit allen seinen Erscheinungen ganz objektiv darstellt, ohne ein Urteil darüber zu äußern, ob er in diesem Ereignisse und seiner Verknüpfung mit dem Tode des Oheims das Wirken des fatums, der fortuna, der necessitas oder nur einen Naturvorgang sah. Jedenfalls kannte er des Freundes Schwanken in der Lösung solcher Fragen und wollte es ihm selbst überlassen, wie er sich in diesem Falle dazu stellen wollte. Mochte sich Tacitus dann ähnlich entscheiden, oder vielmehr unbestimmt äußern, wie er es etwa hist. IV 26 ebenfalls bei einem Naturereignis getan hat[3]); Plinius wollte ihm nicht vorgreifen.

Plinius hat also wie in der Stilisierung, so im geistigen Gehalte und in der historischen Methode, soweit man bei der damaligen Geschichtschreibung davon sprechen darf, seiner Erzählung taciteische Färbung gegeben. Er stellte sich damit Tacitus an die Seite, und im stillen mochte er sich selbst unter die *beati* rechnen, *quibus deorum munere datum est ... scribere legenda*

[1]) Vgl. Pöhlmann a. a. O. S. 56.

[2]) Pöhlmann a. a. O. S. 62. Vgl. auch Zimmermann a. a. O. S. 20ff., der zeigt, wieviel Tacitus in dieser Kunst, den Motiven nachzuforschen, dem Seneca verdankt. Sorgfalt in der Motivierung der Handlungen ist übrigens auch eine Forderung der hellenistischen Theorie der Geschichtschreibung, vgl. Polyb. III 31, 12. Dion. Hal. ant. Rom. V p. 978. Reiske, Cic. de or. II 15, 63.

[3]) Es handelt sich da um den Truppenaufstand während der Erhebung der Bataver, wo die Beschränktheit der Masse sogar in dem niederen Wasserstand des Rheines ein *prodigium* sah, 'als ob selbst die Flüsse, die alten Schutzwehren des Reiches, uns verließen'. Tacitus bemerkt dazu: *quod in pace fors seu natura, tunc fatum et ira dei vocabatur.* Vgl. Pöhlmann a. a. O. S. 23ff.

Digitized by Google

(§ 3). Aber nicht sein Verdienst ist es, sondern der Zufall hat es so gefügt, daß dem Tode des Oheims nicht durch die Darstellung des Tacitus, wie es beabsichtigt war, sondern durch den Brief des Neffen *immortalis gloria* (§ 1) zuteil geworden ist.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Kandaules und Wallenstein

von

E. Schwartze

Das Verhältnis Hebbels zu Schiller ist noch nicht im Zusammenhang untersucht, obwohl der Auslassungen Hebbels über Schiller — in Tagebüchern, Briefen, Rezensionen und kritischen Arbeiten — eine stattliche Zahl zu verzeichnen ist. Über den Wallenstein spricht sich Hebbel mehrfach aus. Die früheren Urteile sind negativ gerichtet. Für den Darsteller sei es schwierig, 'der Individualität Wallensteins, der das einzige Mal, wo er activ verfährt, fast wie eine Schachfigur gezogen wird, die tragische Würde zu erhalten .....' (München, April 1838, Bd. IX 396f.). Trotz seiner Breite ist ihm das Werk doch 'bloßes Characterbild', und bei allem Respekt vor dem Lorbeerbaum des großen Poeten glaubt er sich für Max und Thekla den Vergleich nicht versagen zu sollen mit zwei Turteltauben, die sich während eines Gewitters schnäbeln (1839, Bd. X 372). Zu fruchtbareren Urteilen kommt Hebbel in späteren Jahren, da ihm mit dem künstlerischen Vermögen auch der kritische Blick gereift ist. Er begrüßt die erste vollständige Darstellung des Werkes auf der Wiener Hofbühne im Jahre 1848 als epochemachend; jetzt gilt es ihm, an einer Tragödie, wie an einem Menschen, trotz großer Fehler das Große anzuerkennen. Ist die Motivierung des Unterganges des Helden durch sein Vertrauen auf Oktavio, das von einem Traume herrührt, auch 'überromantisch'; ist der Staat auch kümmerlich durch Questenberg repräsentiert, im Schicksal Wallensteins erkennt er doch jetzt das große, der eigenen Problemwelt eng verwandte dramatische Motiv: 'das große, über das erlaubte Maß hinausgewachsene Individuum', das dem durch Questenberg repräsentierten Staat als Opfer fallen soll und fällt (1848, Bd. XI 204ff.). Am tiefsten dringen die erst im Dezember 1861 niedergeschriebenen Worte: 'Ist es denn schwer, diesen Character, der doch mit viel festerer Hand umrissen ist, wie die meisten des Dichters, wenigstens so weit zu begreifen, daß man den Mittelpunkt nicht ganz verfehlt? Sein Blick ist auf die Sterne gerichtet, nicht auf das irdische Würfelbrett; was hier unten vorfällt, kümmert ihn gar nicht, solange er des Himmels sicher zu sein glaubt, und selbst, als oben

Digitized by Google

alles zu schwanken anfängt, weiß er sich noch mit einem kühnen Sophismus zu helfen. Wie ein Nachtwandler muß er auftreten, wie von Geistern umgeben, und nur unwillig auf die Menschen horchend, die sich mit ihren Hoffnungen und Befürchtungen an ihn drängen, weil er mit ganz anderen Ziffern rechnet, wie sie.' (Bd. X 271.) Die Passivität Wallensteins wird jetzt als scheinbare erkannt; erkannt, daß Schiller bei allen Konzessionen an romantische Staffage nicht der 'überromantischen' Verkennung dramatischer Grundgesetze schuldig gesprochen werden darf. Wallenstein ist ein Nachtwandler, aber kein romantischer; sein Wandeln in einer anderen Welt ist das des tragischen Helden, des (vom tragischen Standpunkte aus) über das erlaubte Maß hinausgewachsenen Individuums. Die entscheidende Einsicht taucht schon im Anschluß an die Darbietung des Schauspielers Eßlair September 1849 auf: 'Meisterhaft ist sein Wallenstein; diesen nachtwandelnden Helden, der immer fällt, wenn er beim Namen gerufen wird, und der nicht siegen durfte, wenn er nicht unsere Achtung verlieren sollte, gibt er ganz den meistens nur leise angedeuteten Intentionen des Dichters gemäß, in ergreifender Wahrheit'. In der Tragödie darf der Held nicht siegen, weil in seinem Charakter die tragische Katastrophe angelegt ist.

Schiller wächst aus der geschichtlichen Epoche heraus, die auf der Kreuzung von Aufklärung und Revolution beruht. Jugendlich greift er nach dem Äußersten an Humanität und zeichnet in dem erhabenen Verbrecher den großen Menschen. In dieser Linie liegt auch noch das Problem des Wallenstein. Die Gewichtsverteilung im Spiel und Gegenspiel der dramatischen Kräfte ist freilich bei dem reifen Schiller eine andere geworden. Den Vertreter des Gegenspiels, Oktavio, nicht als Schurken aufzufassen, hat Schiller ausdrücklich gewarnt. Aber daß es der Warnung bedurfte, ist bezeichnend; die idealisierende Kraft verbraucht der Dramatiker Schiller für die Sache und Partei des Helden. Es ist wie eine Nachwirkung der Einseitigkeit der geschichtsphilosophischen Anschauungen Rousseaus, gegen die in der philosophischen und geistesgeschichtlichen Entwicklung erst durch Hegel die volle Reaktion vollzogen wurde. Die Spannung zwischen These und Antithese ist keine absolute, sondern muß auszugleichen sein in der Synthese. Der radikale Prozeß zwischen Individuum und Staat von 1789 stellt sich in der Revolution von 1848 von vornherein dar als Kampf zweier Staatsformen, in Anerkennung des geschichtlichen Forums von vornherein als Wille zur Synthese. Eine Tagebucheintragung Hebbels vom 8. Januar 1847 findet in diesem Zusammenhang ihren Platz: 'Abends kam Prechtler, mit dem ich viel über meine Ansicht der dramatischen Kunst und über Schiller sprach. Ich entwickelte ihm . . . die völlige Ideenlosigkeit des Wallenstein, indem ich ihm auseinandersetzte, daß das zur Anschauung gebrachte Problem, welches in dem Mißverhältnis zwischen der bestehenden Staatsform und dem darüber

Digitized by Google

hinausgewachsenen Individuum zu suchen sei, nur durch eine in eben diesem Individuum aufdämmernde höhere Staatsform zu lösen gewesen wäre, daß Schiller es aber nicht allein nicht gelöst, sondern es nicht einmal rein ausgesprochen habe.' Hebbel ist zur Zeit dieser Eintragung — 1847 — noch in seiner Übergangsepoche oder an der Wende zur beginnenden Reife. Seine Wanderjahre hatten 1845 mit der Ansässigmachung in Wien ihr Ende gefunden. Durch Christine hatte Hebbel das Glück und die ruhige Sicherheit gefunden, die nur ein festes, inniges Verhältnis zu anderen Menschen zu geben vermag. Das neue Heim gab ihm zugleich eine neue Heimat, es bildete sich um ihn ein Freundeskreis; seine Gedanken begleiteten den Gang des Staates und der Politik mit einer persönlichen, man möchte sagen: bürgerlichen Anteilnahme des Gefühls und einem konkreteren, praktischeren Interesse. Hebbel stand auf der Kandidatenliste für das Frankfurter Parlament, nahm teil an einer Schriftstellerdeputation, die den nach Innsbruck geflüchteten Kaiser zur Rückkehr in die Hofburg bestimmen sollte. Wie sehr der Dichter auf das politische Problem vorbereitet und eingestellt ist, beweist — von den inneren Zeugnissen abgesehen — etwa eine Tagebuchnotiz vom 15. März 1848: 'Ein ganz neues Stück habe ich, gleich nachdem ich das letzte Plakat des Kaisers vernahm, erfunden'. Seinen Band Hegel hatte er einst als Student in München buchstäblich mit Füßen getreten, ermattet vom Ringen mit Gedanken, deren Fassung und sprachliche Gestaltung dem Autodidakten den Mangel vieler Voraussetzungen in seiner Bildung empfindlich, ja schmerzend zum Bewußtsein brachte. Und später hat er in viel angeführten Zeugnissen seine Abhängigkeit von Hegel geflissentlich zu bestreiten versucht. Aber seine großen programmatischen Abhandlungen sind in der Terminologie der Hegelschen Schule geschrieben, und die ganze Problemstellung des Dramatikers findet, ohne etwa eine bloße Probe aufs Exempel sein zu wollen, in der Hegelschen Philosophie ihre Voraussetzung.

Diese Feststellung erlaubt, zu dem engeren Zusammenhang der Arbeit zurückzukehren. Hebbels Urteile über den Wallenstein besagen im wesentlichen, daß an dem Werk die genügend starke Repräsentation des Gegenspiels vermißt wird, die als Antithese den Übergang zur Synthese ermöglicht hätte. Es ist hier nicht der Ort zu entwickeln, was ja auch in der Literatur nicht ganz unbeachtet geblieben ist, wie sich aus den kritischen Arbeiten Hebbels, aus Tagebüchern und Briefen die Ideen in seine Dramenwelt hinüberspinnen. Ohne die mit klaren Formeln gar nicht zu lösende Frage nach dem direkten, die Konzeption beeinflussenden Zusammenhang entscheiden zu wollen, darf in dem sich aufdrängenden Vergleich zwischen dem Monolog Wallensteins und der Rede des Kandaules über den Schlaf der Welt der Wert geltend gemacht werden, der in dem Vergleich selbst liegt. Es ist Zusammenhangs genug, daß, was Hebbel als negativ an dem

Digitized by Google

Schillerschen Werke empfindet, in seinem eigenen Drama zur positiven Lösung geführt ist. Wallenstein und Kandaules stehen beide der Menschheit gegenüber als Neuerer, die sich vermaßen, zu rühren 'an den würdig alten Hausrat'. Beiden wird die konservative Macht, auf der das staatliche Leben des Volkes beruht, zur schicksalsvollen Lehre.

'Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Was grau für Alter ist, das ist ihm göttlich.
Sei im Besitze, und du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.'

Im Munde Wallensteins sind die Worte Ironie, wenn auch tragische Ironie. Aber was für ihn fest bleibende Behauptung ist, bedeutet für Kandaules Ausgang und Voraussetzung, von der aus er durch sein tragisches Schicksal zum höheren Ausgleich geführt wird, so daß er in Frieden abtritt. Über den Rationalisten, der immer fragt: 'was ist's?' nicht auch: 'was gilt's?', der die Welt über 'Schleiern, Kronen oder rost'gen Schwertern' müde eingeschlafen fand, wächst der Kandaules in Hebbels Tragödie hinaus. Er fühlt, daß er nicht berufen war, den Schlaf der Welt zu stören.

'Herakles war der Mann, ich bin es nicht;
Zu stolz, um ihn in Demut zu beerben,
Und viel zu schwach, um es ihm gleichzutun,
Hab ich den Grund gelockert, der mich trug,
Und dieser knirscht nun rächend mich hinab.'

— — — — — — — — — — — — — — —

'Die Welt braucht ihren Schlaf, wie du und ich
Den unsrigen, sie wächst, wie wir, und stärkt sich,
Wenn sie dem Tod verfallen scheint und Toren
Zum Spotte reizt.'

Mit dieser höchsten Mahnung scheidet er von Gyges:

'Drum, Gyges, wie dich auch die Lebenswoge
Noch heben mag, sie tut es ganz gewiß
Und höher, als du denkst: vertraue ihr
Und schaudre selbst vor Kronen nicht zurück,
Nur rühre nimmer an den Schlaf der Welt.'

So wenig Vergleichsstoff der 'Wallenstein' und 'Gyges' bieten als dramatische Bilder, das schließt den Zusammenhang nicht aus im tragischen Problem, wie er durch diese Arbeit verdeutlicht werden sollte. Der Weg von einer Revolution zur andern, von Rousseau-Kant zu Hegel wird dadurch bezeichnet, ob man in tragischer Ironie oder höchstem tragischen Pathos die Worte spricht:

'Sei im Besitze, und du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.'

Digitized by Google

Otto Seeck und Ernst Troeltsch in ihrer Auffassung von Wert und Bedeutung der alten katholischen Kirche

von

Rob. Neumann.

Der Glaube an die absolute Voraussetzungslosigkeit und Objektivität wissenschaftlicher Forschung gehört als schöner Wahn einer rationalistischen Denkungsweise an, die wohl allgemein als überwunden gilt. Tatsachen werden zur Wissenschaft zusammengefügt durch das Vermögen des Urteils, und wenn auch für dieses die Ergebnisse der Transzendentalphilosophie ihre bleibende Bedeutung behalten, wenn auch die logischen Denkgesetze und Denkformen den Urteilen im allgemeinen Gültigkeit für den denkenden Teil der Menschheit geben, so wirkt neben diesen Denkgesetzen noch ein anderes psychologisches Apriori, das dem Individuum mit seiner ihm eigenen Bewußtseinsart das Gepräge gibt für sein Wollen und Handeln, und je mehr die Philosophie diesen unbewußten Kräften der Seele Beachtung geschenkt hat, desto mehr ist die Forschung darauf bedacht gewesen, den Erscheinungen der Geschichte und des menschlichen Lebens als seelischen Erzeugnissen menschlicher Individuen nachzugehen, dem Irrationalen an ihnen Wert und Bedeutung zuzumessen, und da eine restlose Erklärung nicht möglich ist, unter Verzicht darauf sich der fruchtbareren Aufgabe zuzuwenden darzulegen, wie jene Erscheinungen in der Geschichte gewirkt und ihren Gang beeinflußt haben.

Von diesem Standpunkt aus spricht Troeltsch über das Wesen des Christentums und tut dar, von welchem Einfluß es für die Umgestaltung der antiken Welt gewesen ist. Er erscheint als ein Anhänger Kants, dem die Ergebnisse der kritischen Philosophie den rationalen Boden für seine Untersuchungen bilden; er folgt Hegel, wenn er mit diesem in der Geschichte die Offenbarung des göttlichen Logos sieht, aber ein wesentliches Moment seiner Denkungsweise ist die Beachtung des psychologischen, irrationalen Faktors, daß das Göttliche sich in der Welt mit einzelnen großangelegten Individuen vereinigt, in deren Willensäußerungen zur Tat wird und von ihnen aus auf Menschen und Schöpfungen der Menschen umgestaltend und neugestaltend wirkt. Das Wesen der Religion, des Christentums zu ergründen, darauf ist sein Forschen gerichtet, aber Wesensbestimmung ist nach ihm 'Wesensgestaltung. Sie ist Herausarbeitung der wesentlichen Idee des Christentums aus der Geschichte so, wie sie der Zukunft leuchten soll, und zugleich eine lebendige Zusammenfassung der gegenwärtigen und zukünftigen Welt in diesem Lichte'. Das Wesen des Christentums ist ge-

Digitized by Google

geben in dem Werk und der Person Jesu. 'Niemand, der die Reihe der Christuszeugnisse und -bekenntnisse der Christenheit kennt, kann daran zweifeln, daß der Herzschlag dieses gewaltigen Menschen durch das Ganze hindurchgeht wie das Zittern der Schiffsmaschine durch den ganzen Schiffskörper.' 'Hier liegen die Wurzeln des christlichen Gottesglaubens, der christlichen Gemeinschaftsidee, des eschatologischen Optimismus und der christlichen Ethik, alles nicht griechisch und nicht orientalisch-gnostisch, sondern lediglich prophetisch und darüber hinaus Jesu eigentlichste Originalität.' Der Grundcharakter seiner Reichgottespredigt ist wesentlich individualistisch und heroisch-ethisch gerichtet, er will die Erlösung der Zukunft und bereitet sie durch Forderung und Verheißung vor; zum Wesen des Christentums gehört auf der folgenden Stufe die Pauluspredigt, die ganz in der Gegenwart lebt und Heilsbesitz ist, den Bau des Christusleibes, die Gemeinde sich zum Ziel setzt und den Inhalt des Evangeliums in den Gedanken der Gnade verlegt, zum Wesen des Christentums gehört auch, was der Geist der Gemeinde hervorgebracht hat. 'Er hat im Wandel der Zeiten, Verhältnisse und Aufgaben, der wissenschaftlichen und praktischen Weltzustände sehr verschieden weiter gewirkt und großartige Neubildungen und Umbildungen hervorgebracht; er hat Neues und Fremdes sich angeeignet.'

Das ist der Standpunkt, von dem aus Troeltsch die ersten christlichen Jahrhunderte beurteilt und zu dem positiven Ergebnis gelangt, daß die alte katholische Kirche 'das naturgemäße Endergebnis der Antike ist, der Mutterschoß einer kommenden Welt, die überreife Frucht einer absterbenden'.

Schwieriger ist es, für Seecks umfassende Darstellung, welche die Gründe für den Untergang der antiken Welt zum Gegenstande hat, einen orientierenden Standpunkt zu gewinnen. Auch bei ihm zeigt sich die Wahrheit der von Troeltsch vertretenen Ansicht, daß der Wissenschaftler bei seinen Schöpfungen von Axiomen geleitet wird, welche die Voraussetzung für seine Urteile bilden. Wer Seecks Darstellung liest und die Schilderung der Einflüsse verfolgt, die nach ihm das mächtige Gebäude des römischen Imperiums von innen heraus unterwühlt haben, wird öfter an Anschauungen Nietzsches erinnert: Auf allen Seiten ein überwiegender Einfluß der urteilslosen Masse mit ihren niedrigen Trieben, und das Christentum die Religion, die mit der Betonung des Glaubens die Urteilslosigkeit und Denkträgheit, mit der Pflege der Armen die Bettelei und Tugendüberei, mit seiner Askese das Absterben des Volkes begünstigt. Seeck ist mit den christlichen Urkunden und den Quellen der Kirchengeschichte vertraut; selbst entlegene Tatsachen, die mitunter in den Bereich des Anekdotenhaften gehören, zieht er zur Beweisführung heran, doch stets bleibt sein Urteil über das Christentum im Negativen stecken: 'Nicht die Religion bestimmt die Sittlichkeit, sondern umgekehrt: die Religion paßt sich der herrschenden Sittlichkeit an.' 'Das Christentum erlangte schließlich den Sieg, weil es alles, was in den heimischen Kulten der damaligen Menschheit teuer war, sich aneignete, und was nicht mehr zeitgemäß war, beseitigte.' 'Es kam, als die Zeit erfüllt war, d. h. als Geist und Gemüt der Zeitgenossen aufs beste vorbereitet waren,

Digitized by Google

um gerade diese Religion auf sich wirken zu lassen.' Seeck will nur Historiker sein, der Tatsachen und ihre Wirkung auf die Umgebung feststellt, alle philosophischen oder gar theologischen Erörterungen lehnt er ab. In seiner Weltanschauung vertritt er einen monistischen Standpunkt, der für die transzendente Welt der Ideen und deren Wirkung auf die Welt der Erscheinungen keinen Blick hat; auch für ihn gibt es eine Evolution, aber nur innerhalb der Kräfte der Erscheinungswelt, und diese führt zum Untergang einer alten Herrlichkeit; er hat eine großangelegte Elegie geschrieben mit Anklagen und Anschuldigungen von staatlichen und kirchlichen Einrichtungen, die, an sich zu schwach und nicht geeignet, einem Verfall der inneren Kräfte entgegenzuwirken, nun, um sich als Selbstzweck zu behaupten, den niedrigen Instinkten der Masse entgegenkommen. Troeltsch ist im Gegensatz zu ihm nicht bloß Historiker; er ist Theologe und Philosoph von großer spekulativer Kraft und Originalität; er ist Dualist, der seinen Blick gerichtet hält auf die transzendentale Welt der Ideen, auf die Wirkung, welche diese Ideen auf die Welt ausüben; der auch da, wo sie scheinbar den Zwecken des Staates widerstreben, über dem zeitlichen Nachteil ihren bleibenden Wert für die Zukunft und die weitere Entwicklung der Menschheit erkennt und darum schließlich zu seinem positiven Urteil über die alte Kirche gelangt, die für ihn die Bestimmung hatte, alle Werke der Antike von bleibendem Wert aus den Trümmern der alten Welt für die Fortentwicklung der Menschheit zu erhalten.

In der Weltenscheide steht für ihn die Person Jesu; in sie mündet ein, was die Prophetie Bleibendes geschaffen hat, von ihr gehen die Kräfte aus, welche aus der jüdischen und heidnischen Urwelt die seelischen und geistigen Ewigkeitswerte an sich zu ziehen vermögen und sie zu einem großen geschlossenen Bau vereinigen, der stark genug ist, die nachfolgenden Stürme der Völkerwanderung zu überdauern und dann in den neuen Staatengebilden kulturfördernd zu wirken.

Die Wurzeln der christlichen Religion liegen nach Troeltsch in der eigenartigen Erscheinung des hebräischen Prophetismus, der seinen Glauben und seine Ethik nicht einer spekulativen Denkkraft, welche die Vorstellung von der Stammgottheit Jahve durch Berührung und Vergleich mit der religiösen Ideenwelt der umwohnenden Völker allmählich zu einer universalen Gottesidee erhob, sondern der Stärke seines nationalen Empfindens und dem Bewußtsein von der eigenartigen Stellung Jahves zum Volke Israel seinen Ursprung verdankt. Und wenn die Frage der Theodicee so stark hervortritt, so geschieht dieses nicht im Wege spekulativen Nachdenkens über die Vereinbarkeit einer göttlichen Gerechtigkeit mit den Wechselfällen in Leben und Geschichte, sondern sie tritt hervor als Folge des großen Unheils, das man aus Jahves Gerechtigkeit und Erziehungsabsicht und aus Isreals Sünde und Untreue herleitete. Woher dieser Glaube an die Einzigartigkeit des Verhältnisses zwischen Jahve und dem Volke Israel stammt, dafür gibt es keine Erklärung, das ist eine der spontanen Empfindungswellen, die man verstehen, aber nicht von etwas herleiten kann. Aus diesem Grundkern geht dann die ganze Mannigfaltigkeit von Glaubensstimmungen zur Be-

Digitized by Google

zeichnung des Verhältnisses zwischen Gott und seinem Volk hervor, die sich bis zur höchsten Innigkeit und Tiefe steigert, bis zu einer ganz persönlichen, individuellen Frömmigkeit, die dann auch ohne die nationalen religiösen Voraussetzungen bestehen konnte. Doch blieben die Propheten stets auf ihrem nationalen Boden stehen, ihre Wirksamkeit bewegte sich in den Formen orgiastischer Mantik, in den für ihre Zeit gebräuchlichen Zeichen und Orakeln, die, als das Volk zusammenbrach, sich dem Rest zuwandte, der die messianische Herrlichkeit sehen werde, einem geläuterten und gereinigten Israel, einem vollendeten Ideal, das auch Mittelpunkt der Predigt Jesu ist.

Seeck hat für den Ideengehalt des Prophetismus kein Verständnis; nur auf die nationale Kraft des jüdischen Volkes, das sich durch seine Religion bei der allgemeinen Völkermischung, wie sie zur Zeit des römischen Imperiums vor sich ging, trotz der gewaltigen Katastrophe, die über das selbe hereinbrach, in seiner Reinheit erhalten hat, lenkt er unsere Aufmerksamkeit. Der Gott der Juden kämpfte nur für sein Volk und war allen Heiden ein Feind. Und dieses Judentum mit seinem Pharisäismus, mit seiner orthodoxen Kirche, mit seinem Gesetzeseifer, mit dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Urkunden, mit seinem Missionseifer ist von der christlichen Kirche übernommen worden, wenn auch in solcher Abschwächung, daß ihre Ausbreitung nicht darunter leiden konnte. Die tiefer liegenden religiösen Kräfte, welche die starren Formen der jüdischen Kirche zersprengten und die geistigen Spannungen in die damalige Welt hineintrugen, verkennt Seeck.

Daraus erklärt sich aber auch sein absprechendes Urteil über die Ethik der Christen, die in ihren Grundzügen schon in der des Prophetismus vorhanden ist. Die Grundlage für das Verhältnis Jahves zu seinem Volk bleibt stets die Treue und der Gehorsam gegen Jahves Gebote, die religiös-kultischer, sittlicher und rechtlicher Natur und, wie stets in der Antike, untereinander verwachsen sind. Der Bundesgott erscheint als der Wächter und Rächer dieser heiligen Ordnung, dessen Weltstellung nicht einfach auf dem Postulat der Erhaltung des Bundesvolkes beruht, der sich aber in Israel das sittliche Vorbild der Menschheit erwählt und erzieht. Es ist daher falsch und eine Folge rationalisierender Geschichtsbetrachtung, Jahve zu einem Vertreter der sittlichen Weltordnung zu erhöhen. Die Sittlichkeit bleibt stets mit dem Recht und Kult verbunden und auf das Volk Israel beschränkt, das im Gegensatz steht zu den übrigen Völkern, gegen die zwar ein gewisses Gastrecht geübt wird, die aber außerhalb des Rechtes stehen, auch haben die Vorschriften die alten Bauerngebote zum Inhalte und richten sich gegen den Adel und die Begehrlichkeit der Städter. Als die sozialen Verhältnisse sich geändert hatten, traten die Forderungen, die mit der Zeit des Prophetismus verknüpft waren, zurück, und der Schwerpunkt wird auf die rein ethischen Gesinnungen gelegt, die in der Seligpreisung der Armen und Leidenden unter der Voraussetzung ihrer größeren Geneigtheit zu Demut und Gottvertrauen ihr besonderes Gepräge finden. Diese ablehnende Stellung gegenüber dem äußeren Glück, dem Reichtum, dem Glanz und den Gütern der Welt kommt aus der Unzerbrechlichkeit des

Digitized by Google

Jahveglaubens, aus der Entgegenstellung der inneren Welt gegen die äußere Machtstellung. So entwickelte sich, indem sich die ethischen Forderungen vom nationalen Boden loslösten und in die Gesinnung verlegt wurden, ein ethisches Individualideal, das in dem Bilde des Knechtes Jahves zu seinem äußersten Pol gelangt.

Eine solche Bevorzugung der Armen und Leidtragenden durch die alte Kirche kann ein Theologe, der die religionsgeschichtlichen Zusammenhänge überschaut, verstehen; Seeck, der nur die Erscheinungen und ihre Folgen ins Auge faßt, kommt zu anderen Ergebnissen. In der Betonung des Armutsideals sieht er ein Hindernis der Kultur. 'Es ist die Moral der Kleinen und Armen, die uns hier entgegentritt, und daß sie sich aus der Bettelhaftigkeit, die das Evangelium bei seinen Hörern voraussetzt, zu größerem Wohlstande aufschwingen, erscheint dem Christentum nicht einmal wünschenswert. Wozu auch, da der Weltuntergang doch vor der Tür steht! So ist ihm denn auch der Segen von Unternehmungslust, Fleiß und Sparsamkeit ganz unbekannt.' 'Sogar das tägliche Brot erbittet das Gebet des Herrn nur für heute; für den anderen Morgen soll man nicht sorgen, weder für Nahrung noch für Kleidung.' 'Wo das Brot herkommen soll, um sie zu ernähren, wenn jeder seinen Acker losschlägt und keiner ihn bebauen will, danach zu fragen, wäre wieder unchristliche Sorge.' 'Das wirtschaftliche Verhalten, das diese Sittlichkeit ihren Jüngern empfiehlt, ist der Leichtsinn des neapolitanischen Lazarone, der aus der Hand in den Mund lebt und es auch gar nicht besser haben will.' 'Dieser Sinnesart entspricht es, daß ein grimmiger Haß gegen den Reichtum als solchen das neue Testament erfüllt.' Mit härteren Worten kann die Verkehrtheit des Armutsideals nicht verurteilt werden. Eine Widerlegung Seecks mit Hilfe der wissenschaftlichen Exegese erübrigt sich, doch muß bei einem Altertumsforscher diese Ablehnung jedes Versuchs, diese auffallenden Forderungen des Evangeliums aus den Zeitverhältnissen heraus zu erklären, Verwunderung erregen, zumal da auch in der heidnischen Welt ethische Bestrebungen ähnlicher Art hervortreten.

Ihm gegenüber behält Troeltsch den wesentlichen Kern der Religion im Auge, das Verhältnis der Seele zu Gott; er sieht in der Betonung der Armut und der Tugend der Barmherzigkeit eine Verfolgung des hohen Zweckgedankens des Reiches Gottes, eine Verwirklichung des christlichen Liebesgedankens, die nicht Allgemeingut werden kann, sondern nur in kleinen Bruderschaften möglich ist, die dann ihren Einfluß auf andere umfassendere Bestrebungen ausüben; sie pflegen in kleineren Kreisen das innigere Gotterleben, das in Predigt und Lehre von Bedeutung für die große Masse wird. Seeck sieht in den Tugenden, welche das Christentum lehrt, Frugalität und Keuschheit, Gehorsam, Demut, Geduld, Sanftmut, Bruderliebe nur 'geschmeidiges sich Beugen vor der Gewalt', 'stilles Hinnehmen jeder Beleidigung', die Eigenschaften des kleinen Mannes, Eigenschaften, welche den Sklaven seinem Herrn angenehm machen. 'Das knechtische Zeitalter, aus dem der Despotismus des Kaisertums hervorging, fand eben an den Knechtstugenden am meisten Gefallen, während es für die Leistungen des freien Mannes,

Digitized by Google

zum Teil gerade für diejenigen, welche die Republik am höchsten geschützt hatte, kein Verständnis besaß oder sie gar für tadelnswert hielt. Seeck begeht den Fehler, daß er Geboten, die für eine bestimmte Zeit und für jede Zeit, in der im Gebrauch der irdischen Güter und im Streben danach eine Verwilderung und Entartung eingerissen ist, eine Gesundung und Reform der Sitten herbeiführen sollen, eine wesenhafte, absolute Bedeutung beilegt; er übersieht es, wie wiederholt Bruderschaften mit ihrer Verwirklichung des christlichen Jüngerideals läuternd und neugestaltend auf die Welt gewirkt haben, und wenn wir heute auf die Ausartungen des Kriegswuchers sehen, dann möchten wir wünschen, daß auch in unserem Vaterlande ein Orden entstehe, der durch Wort und Vorbild seine Kraft gegen dieses Unwesen zur Geltung bringe. Denn nicht Strafgesetze sind hierzu geeignet, sondern Persönlichkeiten, die, voll und ganz von der Wahrheit ihrer Überzeugung durchdrungen, den heiligsten Idealismus und Enthusiasmus durch die Tat beweisen.

Ähnlich verhält es sich mit den Seligpreisungen. Wer wird Seecks Urteil nicht beistimmen, daß eine Ethik, welche derartig die Passivität der Seele auf den Schild erhebt, nicht die Grundlage bürgerlicher Tüchtigkeit, auf der die Blüte des Staates beruht, bilden kann? Aber hatte das Christentum als Religion ein solches Ziel vor Augen? Man schaue auf die Zeiten, in denen Gestalten lebten, an denen sich die Idee von der leidenden Persönlichkeit als der von Gott bevorzugten, ja wahrhaft gerechten Gestalt bildete, in denen große geniale Naturen um ihren Glauben an Gott rangen und trotz aller Widerwärtigkeiten und Drangsale, die sie unverdient trafen, die erhebende Lösung der sie quälenden Frage fanden, daß Gott durch Leiden diejenigen, welche sie freiwillig auf sich nahmen, zu den Seinen machen will! Mit der Welt der bürgerlichen Gerechtigkeit hat solch ein Glaube nichts zu tun, und doch kann es Zeiten geben, wo auch diese sich auf den innersten Kern der Persönlichkeit, auf dem sie beruht, zurückziehen muß. Der Glaube, wie ihn das Lutherlied in den Worten zum Ausdruck bringt: 'Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, Laß fahren dahin, Sie haben's kein Gewinn, das Reich Gottes muß uns doch bleiben' hat schon manchesmal in der Geschichte seine verjüngende Wirkung auf die Menschen ausgeübt und in müden Seelen die Grundlage für eine neue Blüte bürgerlichen Lebens schaffen müssen.

Mit der Wertschätzung der Armut, der Seligpreisung der Leidtragenden steht im engsten Zusammenhange die Askese, die ja, in ihren ersten Anfängen in Dunkel gehüllt, im römischen Reiche unter dem Einflusse religiöser mystischer Bewegungen, durch philosophische Richtungen und die Lehren der christlichen Kirche, eine Weiterentwicklung von Keimen, wie sie schon Evangelium und paulinische Schriften zeigen, eine große Verbreitung gefunden hat. Wie urteilt Seeck über die asketisch gerichtete Sittlichkeit der Kirche? In der Empfehlung der Jungfräulichkeit sieht er weniger eine sittliche als eine abergläubisch rituelle Forderung, indem man in jener Zeit in der Berührung des Weibes etwas dämonisch Unreines witterte; er verkennt nicht, daß die Betonung der Keuschheit nützliche Folgen für den Staat hatte: sie habe mit der Kindererzeugung

Digitized by Google

dem Beischlaf seine sittliche Berechtigung gegeben, auch der Verwilderung des Geschlechtslebens entgegengewirkt. Doch wenn im 4. und 5. Jahrhundert das Geschlechtsleben einen großen Fortschritt aufweise, so sei das mehr der Einwirkung des germanischen Blutes zu danken als den Lehren des Christentums. Bei der Prüfung des Asketenideals, das die alte Kirche sich im Leben des heiligen Antonius geschaffen hat und dessen Vorbild auf die spätere Ausbildung der Askese großen Einfluß gehabt hat, weist Seeck nach, daß alle Züge, um derentwillen die Kirche den Heiligen preist, sich bei Pythagoreern, Kynikern, Neuplatonikern und Stoikern finden, daß es auch Mönchsgenossenschaften schon in den Essenern und Therapeuten gegeben habe. Danach hat die Askese des Christentums nichts Ursprüngliches. Wie wenig übrigens diese ihren Zweck erreicht habe, zeigten die Ausbrüche leidenschaftlichen Zornes, durch die sich bei kirchlichen Streitigkeiten die Mönche hervortaten.

Auch Troeltsch, der das Wesen der Askese zum Gegenstand besonderer Forschungen gemacht hat, verkennt nicht den Einfluß asketischer Strömungen, wie sie durch den Platonismus, durch die kynische und stoische Lehre hervorgerufen wurden, sowie durch die volkstümlichen magischen Gedankenkreise des Tabu und die Mysteriengemeinden des Gnostizismus; doch sieht er in der Askese der Kirche eine dieser eigentümliche Erscheinung, hervorgebracht durch die Entwicklung der evangelischen und paulinischen Forderungen, die schließlich zur Apotaxis führte, zur Absage an die Welt und ihre Güter, zu dem apostelgleichen Leben in Besitzlosigkeit, Keuschheit und Gebet. So habe sich das Mönchtum entwickelt, sei es das Einzelmönchtum oder das Klosterleben oder eine der vielen Zwischenformen; die Kirche habe erst die sämtlichen Motive der Askese entfaltet, heidnische und christliche zugleich. Kirche und Mönchtum sind das Sammelbecken aller asketischen Bestrebungen der untergehenden Antike geworden und dienten einer entarteten und verwilderten Menschheit zur Wiedergeburt und Erneuerung des innerlichen Menschen, sie sind ein Erzeugnis der Dekadenz, aber auch ein Heilmittel dagegen. Vieles von der alten Kultur haben Kirche und Mönchtum unter dem Einfluß dieser asketischen Richtung aufgegeben, aber sie haben die zur Kirche gewordene Antike zeugungskräftig auf einen neuen Boden übertragen. Die Anschuldigungen gegen die weltverneinende Macht der kirchlichen Askese sind bei näherer Betrachtung hinfällig. Diese fügt sich überall einem hohen Zweckzusammenhange ein, sie dient der Verwirklichung des christlichen Liebesgedankens, sie pflegt in kleinerem Kreise das innige Gotterleben, das n Predigt und Lehre von Bedeutung für die große Masse wird[1]).

Dem gegenüber das Urteil Seecks: 'Man hat verschiedene Gründe angegeben, warum das Christentum sich im Kampfe mit den heidnischen Kulten siegreich erwies. Der entscheidende war jedenfalls, daß es alles,

[1]) In gleicher Weise urteilt Harnack: 'Die Kirche hat sich, in ihrer Organisation schrittweise aufsteigend, Stück für Stück den großen Apparat des römischen Weltstaates angeeignet, jedes entwertete Stück enthielt bei ihr neue Kraft, Bedeutung und Ansehen.'

Digitized by Google

was in ihnen der damaligen Menschheit teuer war, beseitigte. Denn sie alle waren ja in grauer Vorzeit entstanden, und mochte die Menschheit auch teilweise auf ihren primitiven Standpunkt zurückgesunken sein, so waren doch die Jahrhunderte regen geistigen Vorwärtsstrebens nicht ganz spurlos an ihr vorübergegangen. Dem rückständigen Glauben der Heiden gegenüber war das Christentum die moderne Religion und bot daher gerade die Mischung von Kultur und Barbarei, die seine Zeit verlangte.' Und für das Gebot der Nächstenliebe hat Seeck sogar Spott. Er verweist auf die grausamen Handlungen eines Constantius II. und eines Theodosius des Großen und knüpft daran folgende Betrachtung: 'Wie hätten die Lehren des Christentums auch anders wirken können, mochten auch so viele Bibelsprüche Barmherzigkeit predigen!' — 'Der allgütige Gott der Christen läßt Milliarden von Menschen nicht Stunden und Tage, sondern Ewigkeiten im Höllenfeuer winseln, und zwar nicht bloß die Gottlosen, die den Glauben an seinen Sohn von sich weisen, sondern auch die ungezählten Scharen, die nie von Christus gehört hatten. Was konnte es nützen, daß die Bibel Milde und Liebe empfahl, wenn sie zugleich die Menschen ermahnte, ihrem Gott ähnlich zu werden!' — 'Wir sehen im Christentum die Religion der Liebe; doch ein rauhes Barbarengeschlecht konnte in ihm auch die Aufforderung zu hartem Gericht finden, beides mit gleichem Recht.'

Wie Seeck die ethischen Forderungen der alten Kirche zu einem Zerrbild macht, so vermag er auch dem seelischen Zustande, in dem sich das Verhältnis der Christen zu Gott darstellt, 'dem Glauben', nur schädliche Wirkungen gegenüber der Höhe philosophischer Forschung und freien Geistesverkehrs zuzuerkennen. Der Glaube ist ihm ein hartnäckiges Festhalten an einmal auf Grund geschriebener und verbriefter Urkunden gefaßten Meinungen, in deren Natur die größte Intoleranz begründet war, und solch einen Glauben als Grundlage für das Verhältnis Gottes zur sündigen Menschheit ansehen, das müsse sittliche Laxheit, ja eine Verkehrung des sittlichen Bewußtseins im Gefolge haben. 'Es ist ein Kennzeichen des ungebildeten Menschen, daß er die Überzeugungen, die sein ungebildetes und schwerfälliges Denken sich mühsam eingeprägt hat, für die einzig möglichen hält und jeden, der sie nicht teilt, für einen Dummkopf und Schurken erklärt.' — Das Christentum war aus den niedrigsten Schichten der Gesellschaft hervorgegangen und fand anfangs auch nur hier seine Anhänger. Von dem Streit der Philosophenschulen, von denen jede etwas anderes lehrte und doch jede vollwichtige Gründe für sich ins Feld führte, wußten sie so gut wie nichts. Ihre einzige geistige Nahrung war die Bibel und deren Auslegung in der Gemeindepredigt. Das war ihre Philosophie, und daß sie eine solche besaßen, erhob sie zweifellos über die Masse der Götzendiener, die ihnen sonst an Bildung gleichstanden, und verlieh ihnen ein wohlbegründetes Gefühl der Überlegenheit. Doch eben dies mußte ihnen die Überzeugung geben, daß die einzige Lehre, die sie kannten und verstanden, auch die einzige berechtigte sei, und jene herbe Intoleranz in ihnen großziehen, die das Christentum zu allen Zeiten ausgezeichnet hat.' Von dieser Intoleranz entwirft Seeck ein erschreckendes Bild; er

Digitized by Google

weist darauf hin, wie die Kirche, um nach dem Ausspruch ihres Gründers, 'Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele,' durch Hinrichtung einiger Tausend Ketzer der Verbreitung ihres Seelenschadens vorbeugte; wenn man durch ihre harten, aber doch nur zeitlichen Martern viele andere verhinderte, dem ewigen Feuer zu verfallen, so war dies christliche Barmherzigkeit.

Dieser Glaube war die Vorbedingung für den Eingang zum Himmel, der Unglaube hatte die ewigen Höllenstrafen zur Folge. Und hierin lag eine Gefahr für die Sittlichkeit. Das Heidentum fühlte sich sittlich dem Christentum überlegen, weil es nicht, wie dieses, für jede Schandtat Entsühnung hatte. Wie sollte eine Religion von der Sünde zurückhalten, die jederzeit bereit war, die begangene wieder auszulöschen? 'Wenn euere Sünde blutrot ist, so soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Scharlach, so soll sie doch wie Wolle werden.' Das klang sehr tröstlich, war aber doch nicht geeignet, die Sittlichkeit zu fördern. Selbst die Höhe des evangelischen Gebotes, das nicht erst in der Tat, sondern schon erst in der Gesinnung Sünde sieht, hält Seeck für bedenklich: 'Denn über meine Taten bin ich Herr, nicht aber über die Regungen meiner Seele.' Und konnte man nicht, wenn man dazu Neigung verspürte, aus dieser Lehre den Schluß ziehen, daß, wenn man die böse Begier empfunden habe, man ihr auch die Tat hinzufügen dürfe, weil die Schuld dadurch ja doch nicht größer werde? Ähnliche Folgerungen zieht Seeck aus der Sakramentslehre und den anderen Sühnemitteln der Kirche; und zum Beweise dafür, welche 'schönen Früchte' schon im vierten Jahrhundert das kindliche Gottvertrauen der Christen zeitigte, beruft er sich auf das Zeugnis Augustins: 'Beten nicht täglich die Menschen zu Gott, daß sie etwa einen Ehebruch, nach dem sie gieren, zur Ausführung bringen können? Beten nicht täglich die Menschen zu Gott, daß die sterben, von denen sie eine Erbschaft erwarten? Beten nicht täglich die Menschen zu Gott, daß ein Betrug, auf den sie sinnen, glücklich gelinge?'

Wenn trotz solcher Begünstigung menschlicher Schwäche nach dem Auftreten des neuen Glaubens ein sittlicher Aufschwung erfolgt sei, so sei dieser nicht dem Christentum, sondern der Verfolgung zuzuschreiben. Die stete Selbstüberwindung, die dadurch gefordert wurde, habe seinen Charakter gestört und ihn auch gegen die Versuchung zu Sünden gefeit, die seiner Religion vielleicht verzeihlicher erschienen wären. Alles dieses habe mit der Verfolgung aufgehört.

So die Stellung Seecks zur Bedeutung der alten Kirche. Seine Darstellung wird geleitet von einer ausgesprochenen Tendenz: Gegenüber einer Auffassung, welche dem Christentum einen entscheidenden Einfluß auf die Neugestaltung einer dem Untergang geweihten Welt zuschreibt, will er zeigen, daß dem Christentum wie überhaupt einer Religion solch ein Einfluß nicht zukomme. Sein Standpunkt: 'Nicht die Sittlichkeit werde durch die Religion bestimmt, sondern die Religion sei immer wieder nach den wechselnden Sittlichkeitsbegriffen gemodelt worden,' ist ihm für seine Geschichtsdarstellung gleichsam zu einem

Digitized by Google

Axiom geworden. Er zeigt immer wieder, wie leicht das Christentum sich den Anschauungen und Bestrebungen der Masse anzupassen verstanden und diesem Umstande seine Volkstümlichkeit und schließlich seinen Sieg zu danken habe. Es wurde die Weltanschauung der Masse gegenüber einer aristokratischen Philosophie, die Moral der Schwachen gegenüber sittlichem Heroismus. Die Darlegungen Seecks sind aber auch ein Beweis dafür, wie einseitig bis zum Zerrbild ein Bild wirken muß, das auf dem Grunde eines solchen Axioms sich aufbaut, und wie recht Troeltsch hat, wenn er eine Objektivität oder Geschichtsdarstellung leugnet und für diese den Axiomen, die auf dem Wege philosophischer Untersuchungen gewonnen werden, eine große Bedeutung beilegt.

Seeck ist seiner ganzen Art nach ein Vertreter des Positivismus. Er lehnt es von vornherein ab, über die Person Christi, die Entstehung des Christentums und die Echtheit seiner Urkunden Untersuchungen anzustellen, also dem Wesen dieser Religion nachzugehen. 'Alle Fragen, die sich auf die Entstehung des Christentums beziehen, sind so schwierig, daß wir uns freuen, ihnen aus dem Wege gehen zu dürfen.' Von einer Kraft, welche von der Person Jesu der christlichen Kirche unausgesetzt zuströmt, will er nichts wissen: 'Nicht die einzigartige Persönlichkeit' des wirklichen Jesus ist es gewesen, aus der der neue Glaube hervorging, — denn jeder Mensch hat seinesgleichen, und einzigartige Persönlichkeiten in diesem Sinne gibt es daher nicht, sondern die Vorstellung, die seine Zeit ihrem ganzen Charakter gemäß sich von der Überwindung der Sünde schaffen mußte.' Seeck richtet nun den Blick auf die Erscheinungen, welche die Kirche in den verschiedenen Zeiten darbot, und prüfte den Einfluß dieser Erscheinungen auf ihre Zeit. Daß seine Beobachtungen nicht ohne tatsächliche Grundlage sind, wird jeder zugeben. Die Kirche hat den Zersetzungsprozeß, in dem sich das römische Reich befand, befördert. Aber läßt sich daraus ein Schluß auf den Wert der christlichen Religion ziehen? Und wenn die Kirche in ihren Erscheinungsformen unter dem Einflusse einer Bevölkerung, die sozial und sittlich gesunken war, Erscheinungen zeitigte, die dem trüben Bilde, das uns Seeck bietet, entspricht, kann daraus dem Christentum an sich ein Vorwurf gemacht werden? Jeder Theologe wird an der Art, wie Seeck Zeugnisse für seine Urteile heranzieht, Anstoß nehmen; er wird die kritische Sichtung und Prüfung vermissen und daher die Wissenschaftlichkeit der Darstellung in vielen Punkten anfechten. Einige Ausführungen, wie z. B. die über den Sündenfall, muten uns geradezu grotesk an und erinnern an Stellen in Häckels Welträtsel. Auch für sie kann Paulsens Philosophia militans gelten. Seecks Darstellung ist ein beredtes Zeugnis dafür, wie wenig Positivismus und Werturteile, die rein pragmatistisch gewonnen werden, dazu imstande sind, dem Wesen einer großen geschichtlichen Erscheinung gerecht zu werden, und wie wenig eine Darstellung, die von vornherein auf die Erkennung des Wesens verzichtet, zur Erkenntnis dieser Erscheinung beiträgt.

Im Gegensatz zu Seeck gründet Troeltsch seine Urteile auf Ergebnisse seines philosophischen Denkens und die Untersuchungen, die er auf deren Grundlage angestellt hat. Denn 'die Wissenschaft ruht auf

Digitized by Google

gewonnenen letzten Begriffen, den Axiomen, und aus der Philosophie heraus kommt die Entscheidung über den Wert der religiösen Axiome, die für die Ergründung des Wesens und die innere Stellung des Forschenden zu dem Gegenstand seiner Forschung entscheidend sein werden.' 'Wir müssen ein Gefühl für das besitzen, was noch christlich ist, und müssen die Fäden zeigen können, durch die ein scheinbar der Urgestalt fernliegendes und von uns doch als christlich gefühltes Gebilde mit ihr zusammenhängt.' 'In der Geschichte tritt uns das Christentum als große zusammenhängende Komplexe entgegen, das Ergebnis der Entwicklung einer Idee, eines Wertes, eines Gedankenkreises, eines Zweckgedankens, der mit der Ausführung wächst und Konsequenzen entwickelt. Aus dem Überblick über die Gesamtheit aller mit diesem Gedanken zusammenhängenden Erscheinungen kann nur das Wesen gefunden werden, doch nicht bloß durch Abstraktion aus den Erscheinungen, sondern zugleich durch Kritik, die nicht bloß Messung des noch Unfertigen, an dem in ihm treibenden Ideal, sondern Scheidung des dem Wesen Entsprechenden und Wesenswidrigen ist.' Dieser Aufgabe wird eine Theologie sich unterziehen müssen, die von der Überzeugung durchdrungen ist, daß sie es im Christentum mit dem höchsten ethisch-religiösen Werte der Menschheit zu tun hat.' 'Wesensbestimmung ist Wesensgestaltung. Sie ist Herausarbeitung der wesentlichen Idee des Christentums aus der Geschichte so, wie sie der Zukunft leuchten soll, und zugleich eine lebendige Zusammenschau der gegenwärtigen und zukünftigen Welt in diesem Lichte. Die jeweilige Wesensbestimmung ist die jeweilige historische Neugestaltung des Christentums.'

Einem Gegenwartszweck will auch Troeltsch mit seinem Aufsatz über die alte Kirche dienen: Er will in ihm die Frage beantworten, was inmitten der heutigen religiösen Krisis und inmitten der starken Problematik unserer ganzen heutigen Kulturlage der Einfluß christlichen Wesens in unserer modernen Welt bedeuten kann und allenfalls bedeuten soll. Er übt zunächst Kritik an dem Begriff 'Christentum', der, erst späteren Ursprungs, das Wesen der christlichen Religion nicht trifft, und verweist auf das geschichtliche Gebilde der heiligen, katholischen, apostolischen Kirche, diese letzte große Schöpfung der Antike, die, sich in ihre politisch-sozialen Ordnungen und geistige Welt einschmiegend und aus ihnen genährt, eben dadurch der Träger der Fortleitungen und Kontinuität, die Kraftquelle der neuen Kulturanfänge geworden ist. Diese Kirche, deren Entstehungsgeschichte ein hoffnungsloses wissenschaftliches Problem ist, haben wir c. 150 als ein wesentlich fertiges Gebilde vor uns mit ihrer eigenen Überlieferung von ihrem Werden, von der einzelne Punkte gegeben sind, die der Verbindungen entbehren, deren Erklärung sich unter dem Einfluß des Glaubens an ihre göttliche Herkunft verwischt hat. Bei der Zurückverfolgung lassen sich zwei Hauptrichtungen unterscheiden: die eine führt zu der Person Jesu; in ihr liegen die Wurzeln des christlichen Gottesglaubens, der christlichen Gemeinschaftsidee, des eschatologischen Optimismus und der christlichen Ethik, alles nicht griechisch und nicht orientalisch-gnostisch, sondern lediglich prophetisch und darüber hinaus Jesu eigentlichste Originalität. Ein weiterer Punkt, der für

Digitized by Google

die Entstehung der neuen Religion in Betracht kommt, ist der Glaube an die Auferstehung Jesu mit den daraus folgenden Lehren von der Gottheit Christi und dem stellvertretenden Leiden. In Paulus und Johannes ist die neue Religion vorhanden, namentlich in der Persönlichkeit eines Paulus mit ihrer unerschöpflichen persönlichen Originalität. Dann tritt sie uns in der Kirche entgegen, in ihrem Wesen völlig unhellenisch, durch und durch jüdisch-prophetischer Herkunft, die alte Idee des Gottesvolkes, belebt durch den Geist, den Gott auszugießen versprochen hatte, deren soziologische Kategorie das antike Dasein zersprengt hatte.

In all diesen Erscheinungen ist aber ein gemeinsamer ideeller Grundzug wirksam, der die psychologische Voraussetzung bildet für das Verhalten der alten Kirche zu der sie umgebenden Welt, ein logisches Apriori, ein logisch-metaphysischer Gehalt, der, mehr gefühlt als erkannt, die Theologen geleitet hat, in dessen Tiefen erst Sören Kierkegard eingedrungen ist, der 'Gedanke der reinen Faktizität des Wirklichen, die Zusammenhaltung dieser grenzenlosen Überfülle des rein Faktischen und darum Irrationalen lediglich durch den Zweck des göttlichen Willens.' Der letzte Kern dieser Denkweise ist 'die Freiheit als reine Setzung des Wirklichen eben um deswillen als gut. Das Ziel der Seele ist nicht Harmonie, die sie selbst schafft, sondern die Teilnahme an der unendlichen göttlichen Bewegung, in die sie sich durch den Sprung und die Tat des Glaubens versetzt und in die sie sich nur versetzen kann, weil sie sich von ihr ergreifen läßt. Die Offenbarung Gottes ist geschichtliche Selbsterschließung; die Seele ist nicht die an der ewigen Begriffswelt teilhabende Subjektivität, sondern, sobald sie aus Gott geboren ist, eine die Unendlichkeit Gottes eigenartig in sich tragende Monade'. Nicht Vernunftwahrheiten, die aus einer Begriffswelt stammen, sind das wesentlich Christliche, sondern das 'Ergriffenwerden durch eine göttliche Lebensbewegung, die Selbsthingabe an eine göttliche Bewegung, die gut ist, weil sie von Gott kommt'. Mit diesem Wesensgesetz tritt die Kirche in Gegensatz zum hellenischen Rationalismus und gnostischen Orientalismus mit seiner Personifikation der großen Naturgesetze. In dem Christuskult fanden dann auch die Entwicklungsspannungen mystischer, spiritualistischer und ethischer Religionsbewegung der Antike ihre Krönung und Vollendung, Aufsaugung und Universalierung, in ihn ist das Jesus-Evangelium nach Art der Mysterienreligion eingeströmt, und er ist dadurch zur Kirche, zur Wundereinheit aller Christengemeinden der Welt in dem unsichtbaren und doch sichtbaren Christusleibe der Kirche geworden. So erhielt das Evangelium von der Antike die mythischen Bestandteile, die es brauchte, um die Religion zu werden, nach der die Antike strebte und mit der doch vereinigt blieb, was Evangelium und Propheten an Ethisch-Großem und gläubiger Zukunftsspannung enthielten.

In dem Christentum mündet auch die philosophische Bewegung, die, nach Befreiung vom orientalischen Mythus, in der Demut des Glaubens, in dem Logos, der in der Kirche Mensch geworden ist, ihr Ziel fand. So wird die Kirche im Laufe der Zeit zur Erlösungsreligion,

Digitized by Google

und hundert Jahre später wird sie auch Reichsreligion, indem sie den Kaiserkultus des Reiches überwand und durch die Gewalt des Reiches dogmatisch, kultisch und administrativ geeinigt wurde. In den großen Ergebnissen kirchlicher Entwicklung, wie sie im christologischen Dogma, in dem christlichen Naturrecht und in der magisch-spekulativen Erlösungslehre vorliegen, erscheint die Kirche in der Tat als das naturgemäße Endergebnis der Antike. Und doch ist die Kirche trotz der Aufnahme so vieler entgegengesetzter Bestandteile kein Synkretismus, sondern eine ungeheure, über die frühere Einfachheit und Geschlossenheit des Daseins weit hinausgehende und darum zur organischen Systematik unfähigen Synthese, der Mutterschoß einer kommenden Welt, wie es die überreiche Frucht einer absterbenden ist. Alles ist hier Frucht und alles ist Same.

So stehen die Bilder von der Kirche, wie sie hier gezeichnet sind, einander schroff gegenüber. Troeltsch legt den Schwerpunkt auf das Irrationale, auf die Einfühlung, auf das seelische Mitleben mit den Ideen einer Zeit und den Genien, in denen sie Leben und Tat geworden sind. Die treibenden Ideen zu entdecken, ihr Wesen und ihren Einfluß zu verstehen, das führt zur Erkenntnis des Wesens. Daß diese auf geradem Wege zu ihrer Entwicklung gelangen, kann bei der Verkehrtheit, der sündhaften Veranlagung der menschlichen Natur nicht geschehen, die auch das Reinste und Höchste in einer treibenden Idee in den Staub des Gemeinen und Niedrigen herabziehen. Seeck verweilt vornehmlich bei den Niederungen und Krümmungen der Bahn, welche die christliche Idee genommen hat. Ihm fehlt das, was Troeltsch für jeden verlangt, der sich mit einer geschichtlichen Erscheinung beschäftigt und zu einem gerechten Urteil über diese gelangen will: das Gefühl für den Gegenstand der Forschung, namentlich wenn dieser in das Gebiet des Religiösen gehört. Von seinem positivistischen, lediglich die äußeren Erscheinungen ins Auge fassenden Standpunkte konnte Seeck dem Christentum und seiner Bedeutung nicht gerecht werden.

Ein Archiv für Zeichen- und Kunstunterricht

In München hat sich ein Bayrisches Schularchiv für Zeichnen aufgetan, das folgende Abteilungen umfaßt: 1. Vorbildliche Schülerarbeiten, 2. Lehrstoff aus den Gebieten der K[illegible] des Kunstgewerbes, der Kunstgeschichte, des Zeichnens, der Reproduktion usw., 3. Vorbilder mit Beispiel und Gegenbeispiel, 4. Lichtbildersammlung, 5. Bücher mit Lesesaal, 6. Modelle von Natur- und Gebrauchsgegenständen, 7. Schulgeräte, 8. Musterschulmuseum für die Anlegung solcher Museen an den Schulen, 9. Beratungsstelle, die Aufschlüsse erteilt in allen einschlägigen Unterrichtsfragen und Verkaufsvermittlungen bei Anschaffungen von Abt. 2. 3. 4. 5. 6. 7 u. 8 genannten Gegenständen und 10. Archiv-Ausstellung mit wöchentl. Vorführung der Neu-Erwerbungen und mit Gesamtausstellungen. Dazu eine illustrierte Zeitschrift Zeichen-Archiv (Preis vierteljährlich 3,75 ℳ). hrsg. vom Bayer. Schul-Archiv und geleitet von L. M. K. Capeller, Seminarlehrer der Lehrerbildungsanstalt Pasing.

Digitized by Google

MITTEILUNGEN

Die Preisaufgabe der Vereinigung der Berliner Freunde des Humanistischen Gymnasiums: 'Wie läßt sich auf dem Gymnasium im Griechischen und Lateinischen, in Darbietung und Anforderungen, der innere Ertrag des Unterrichts den Bedürfnissen der Zeit entsprechend steigern?' hat 32 zum Teil sehr umfangreiche Bearbeitungen gefunden. Da mit Rücksicht auf einige aus dem Felde kommende Wünsche der Termin bis zum 1. Dezember v. J. herausgeschoben ward, und die Preisrichter, die Herren Ew. Bruhn, Otto Immisch, Alb. Rehm, Otto Schroeder, Ad. Trendelenburg nicht an einem Orte ansässig waren, einer von ihnen selbst im Felde stand, hat sich die Prüfung unerwünscht in die Länge gezogen.

Das Ergebnis ist als überaus erfreulich zu bezeichnen. Ein gutes Drittel der eingereichten Arbeiten bietet in Sach- und Menschenkenntnis, in gründlicher Durchdenkung der didaktischen und philosophischen Probleme, in praktischen Vorschlägen und im Schwung der Darstellung, eine Menge wertvoller Beiträge zur Lösung der Aufgabe.

Die Preisrichter einigten sich dahin, den Preis einer Arbeit zu erteilen mit dem Kennwort: 'Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden', als deren Verfasser sich nach Öffnung der Deckadresse ergab: Dr. **Albert Dresdner,** Privatdozent an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Doch ist in Aussicht genommen, mit Einwilligung der Herren Verfasser, die eine oder andere Arbeit zusammen mit der preisgekrönten abzudrucken.

D. Scholz. Dr. Lück. Dr. Vollert.

Die Imuk-Bücher

Die sog. Imuk-Bücher, das große Werk des Deutschen Unterausschusses der Internationalen mathematischen Unterrichtskommission, liegen jetzt abgeschlossen vor. Die Bedeutung dieses Unternehmens für den mathematischen Unterricht veranlaßt uns bei Gelegenheit seiner Vollendung, es auch den Lehrern der Mathematik nahezuführen, die bisher noch keine Kenntnis von ihm genommen haben. Wir schließen uns dabei dem Bericht von Prof. Gutzmer an, den er in den 'Berichten und

Digitized by Google

Mitteilungen veranlaßt durch die Internationale mathematische Unterrichtskommission' erstattet hat (1. Folge, Heft XII, Teubner, 1916).

Die Idee, den mathematischen Unterricht als eine Frage von internationaler Bedeutung zu betrachten, ist allmählich auf den internationalen Mathematikerkongressen zum Ausdruck gekommen. Schon 1897 in Zürich auf dem ersten dieser Kongresse hatte Felix Klein einen Vortrag gehalten 'Zur Frage des höheren mathematischen Unterrichts'. Der zweite Kongreß 1900 zu Paris besaß bereits eine besondere Sektion für Unterricht. Aber erst auf dem dritten Kongreß 1904 in Heidelberg treten die Unterrichtsfragen auf Anregung Gutzmers stärker in den Vordergrund.

Die Tätigkeit der Kongresse war eine Folgeerscheinung der sog. mathematischen Reformbewegung, deren hauptsächlichstes Ziel bekanntlich die Umgestaltung des gesamten Unterrichts auf Grund des Funktionsbegriffes ist. Diese Reformbewegung machte sich um 1900 herum in Deutschland, England, Frankreich, Italien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika geltend. In Deutschland stand in ihrem Mittelpunkte und steht noch Felix Klein in Göttingen. Den ersten greifbaren Ausdruck fanden diese Bestrebungen in den Arbeiten der 1904 eingesetzten Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, die unter dem Namen 'Meraner Vorschläge' 1905 weithin bekannt geworden sind. Ihnen schlossen sich die Stuttgarter 1906 und die Dresdener Vorschläge 1907 an. Eine wesentliche Ergänzung fanden diese Anregungen durch die von Schimmack herausgegebenen 'Vorträge über den mathematischen Unterricht an den höheren Schulen' von F. Klein (Teubner, Leipzig 1907).

Auf dem vierten Internationalen Mathematikerkongreß 1908 zu Rom tauchte der Gedanke auf, die Organisation und Methode des mathematischen Unterrichts in Deutschland und den anderen Ländern systematisch zu studieren. Infolgedessen kam es zur Bildung einer internationalen mathematischen Unterrichtskommission, die aus den Herren Klein, Greenhill und Fehr bestand. Sie hatte die Aufgabe, bis zum nächsten Kongreß über das Ergebnis ihrer Arbeiten zu berichten. Um diese Aufgabe für Deutschland zu lösen, schritt man zur Wahl eines deutschen Unterausschusses, dem die Herren Klein, Stäckel, Treutlein, Gutzmer, Pietzker, Poske, Schotten, Lietzmann und nach Ausscheiden einiger der Genannten Thaer und Timerding angehören.

Die Arbeit dieses Ausschusses ist eine schwierige gewesen. Außer in England ist nirgends eine solche Fülle von verschiedenen Organisationen und Sondereinrichtungen zutage getreten, wie im Deutschen Reich. Wer über die gewaltige Arbeit und die Schwierigkeit der Organisationen, die notwendig waren, um ein übersichtliches Bild vom Bestande des mathematischen Unterrichts bei uns zu schaffen, näheres erfahren will, wird auf den oben erwähnten Bericht Gutzmers zurückgehen müssen, dem wir unsere Mitteilungen entnehmen.

Die gesamten Veröffentlichungen füllen nunmehr neun starke Bände mit zusammen rund 4700 Seiten. Sie enthalten zwei Reihen

Digitized by Google

von Veröffentlichungen, die 'Berichte und Mitteilungen' und die 'Abhandlungen'.

Die 'Berichte' dienen dazu, Mitteilungen zu geben über den allgemeinen Fortgang der Imuk-Arbeiten, sowie Ergänzungen zu den Einzelfragen des mathematischen Unterrichts und seiner Reform. Die 'Abhandlungen' setzten sich zum Ziel, den Stand des mathematischen Unterrichts in Deutschland darzustellen.

Die 'Abhandlungen' sind in fünf Bände gegliedert, deren dritter Band Einzelfragen des höheren mathematischen Unterrichts behandelt, während die übrigen vier der Reihe nach auf die höheren Schulen in Norddeutschland, in Süd- und Mitteldeutschland auf die Mathematik an den technischen Schulen, sowie auf den mathematischen Elementarunterricht und die Mathematik an den Lehrerbildungsanstalten eingehen.

Unter den Abhandlungen, die von der Organisation des mathematischen Unterrichts handeln, werden diejenigen zunächst am meisten interessieren, die auf den eigenen Bundesstaat eingehen.

Für die Methode kommen in Betracht die Abhandlungen von Lietzmann über 'Stoff und Methode des Rechenunterrichts, der Raumlehre und des mathematischen Unterrichts an den höheren Lehranstalten in Deutschland' (Bd. I, 1; V, 1 u. 2).

Die Entwicklung der mathematischen Unterrichtsreformen stellt Schimmack eingehend dar (Bd. III, 1).

Eine reiche Fülle von Anregungen für die angewandte Mathematik ergibt sich aus dem vierten Band, der von der Mathematik an den technischen Schulen in neun Heften handelt.

Zunächst zu empfehlen sind die 'Einzelfragen des höheren mathematischen Unterrichts' (Bd. III, 9 Hefte). Unter ihnen möchten wir besonders noch auf das Heft von Katz über Psychologie und mathematischen Unterricht, von Gebhardt über Geschichte der Mathematik und von Lorey über das Studium der Mathematik an den deutschen Universitäten seit Anfang des 19. Jahrhunderts hinweisen.

Gutzmer hat recht, wenn er meint, daß 'Anregungen über Anregungen' diesen Arbeiten entspringen. Neue Richtlinien sind festgelegt, aber in zahllosen Einzelfragen ist noch viel Arbeit zu leisten. Darin liegt ein großer Vorzug dieser Veröffentlichungen. Wer sie eindringend durchmustert, wird seinen Unterricht lebendig erhalten.

Berlin. Ernst Goldbeck.

Kriegsliteratur

I.

John William Burgess, The European War of 1914. Its Causes, Purposes and Probable Results. Für den Schulgebrauch erklärt von H. Gade. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1917. VI, 90 S. 1 *M*.

Aus dem 1915 in Chicago erschienenen Buche des bekannten amerikanischen Austauschprofessers gelangen hier vier Kapitel zum Abdruck: Die Veranlassungen des Kriegs, seine unmittelbaren, sowie ferner seine tieferliegenden Ursachen und das amerikanische Interesse an dem Ausgang des Kriegs. Die vier weggelassenen Abschnitte behandeln das

Digitized by Google

österreichisch-ungarische Kaiserreich und das Verbrechen von Sarajewo, die belgische Neutralität, die Ausfuhr von Waffen und Munition an Kriegführende, während das Schlußkapitel die Person des deutschen Kaisers gegen die weltübliche Verunglimpfung verteidigt. Gegen die Auswahl ist nichts zu erinnern. Allerdings ist das weggelassene Kapitel über die belgische Neutralität für den deutschen Leser von ganz besonderem Interesse, weil hier der bedeutendste amerikanische Staatsrechtler zu dem Schlusse kommt, daß wir uns Belgien gegenüber im Recht befinden und daß England die Schuld trifft an dem Unglück des Landes. Da das Buch für den Gebrauch in vorgeschrittenem Unterricht gedacht ist, beschränken sich die Anmerkungen auf sachliche Erläuterungen, die Lehrer und Schüler gleich willkommen sein werden. Sprachliche Schwierigkeiten sind auch kaum vorhanden, da das Buch in dem einfachen Stile der gebildeten Umgangssprache gehalten ist.

Berlin Christ. Friedr. Weiser.

II.

1) Albrecht Wirth, Die Geschichte des Weltkrieges. Militärisch, politisch und wirtschaftlich dargestellt. Stuttgart, Berlin und Leipzig, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, o. J. Bd. I. Geb. 12 ℳ.

Eine neue Darstellung des gesamten Kriegsverlaufs, auf drei Bände berechnet, von denen der erste vorliegt. Das Werk erweist seine Sonderberechtigung neben andern zunächst durch die knappe, alles Unwesentliche ausscheidende Darstellungsform, wie denn der erste Band gleich bis zum Eintritt Italiens in den Weltkrieg reicht; dann durch das beständige Zurückgreifen auf die geschichtlichen Grundlagen der gegenwärtigen Verhältnisse und Vorgänge, das manchmal zu ausführlichen Übersichten über jahrhundertelange Entwicklungen führt; weiter durch die -- bei dem Verfasser zu erwartende — Hervorhebung volkswirtschaftlicher und sonstiger kultureller Gesichtspunkte; durch eine lebhafte Ausdrucksweise, die persönlicher Färbung nicht entbehrt; endlich durch die Ausstattung mit gut ausgeführten Bildern, deren der Band im ganzen 147 bringt.

2) Otto Hoetzsch, Der Krieg und die große Politik. Leipzig, S. Hirzel, 1917. Bd. I u. II. Geh. je 12,50 ℳ, geb. 15 ℳ.

Das Werk soll 3—4 Bände umfassen. Die beiden ersten behandeln die Zeit bis zum Eingreifen Rumäniens und setzen sich zusammen aus den wöchentlichen Berichten — bisher Nr. 1—94 —, die der Verfasser in der Kreuzzeitung über die auswärtige Politik veröffentlicht hat. Natürlich kann von diesen Berichten, die die Ereignisse aus nächster Nähe begleiteten, eine endgültige Schilderung der Zusammenhänge, wie sie nur aus größerer Entfernung möglich ist, nicht erwartet werden; dagegen ist es von hohem Reiz, die vielen wechselnden Bilder zu verfolgen, die dem Auge des erfahrenen Beobachters während der Vorgänge selbst sich boten, und überhaupt einen Blick in die vielverzweigten Beziehungen und Verhandlungen zu tun, die die militärischen Geschehnisse begleitet haben. Wie reich und mannigfaltig diese sind, zeigt schon die Fülle der Personennamen, die das Register zu jedem Bande nachweist. Die lediglich militärischen Darstellungen des Krieges werden durch vorliegendes Werk aufs glücklichste ergänzt.

3) C. H. Baer, Der Völkerkrieg. Stuttgart, Hoffmann, o. J. In Bänden zu je 6 ℳ.

Von dieser ausgedehnten Veröffentlichung sind neuerdings die Bände 10—13 erschienen; sie führen die Darstellung bis zum Februar 1916, so daß bis zur Beendigung des Ganzen noch eine stattliche Reihe von Bänden zu

Digitized by Google

erwarten ist. Diese einen ansehnlichen Preis bedingende Ausdehnung braucht man indes bei den augenfälligen Vorzügen des Werkes kaum zu bedauern. Es weiß in ansprechender Weise Darstellung, Quellensammlung und Veranschaulichung durch Bilder zu vereinigen; dabei ist zu bemerken, daß die Erzählung stets hinreichend hinter den Ereignissen zurückbleibt, um eine — soweit jeweils angängig — objektive Würdigung der Ereignisse zu ermöglichen; daß die Stoffsammlung alle Gebiete — eigentliche Kriegsgeschehnisse, Politisches, Kulturgeschichtliches — gleichmäßig zu berücksichtigen sucht; daß endlich die bildliche Ausstattung gegenüber vielen andern Erzeugnissen der Kriegsliteratur mustergültig genannt zu werden verdient, in der Ausführung, die bis zuletzt tadellos ist, wie dem Umfange nach: die bisher erschienenen Bände zählen 2100 Bilder — darunter eine Fülle ganz vorzüglicher Porträts — und 178 Karten

4) E. Jäckh, Der große Krieg als Erlebnis und Erfahrung. Gotha, Perthes, 1916. Bd. I. Geb. 10 ℳ (wovon ein Fünftel dem Roten Kreuz zufließt).

Zu diesem Werk hat sich eine ganze Reihe von Mitarbeitern vereinigt, Hochschullehrer, Künstler, Schriftsteller u. a., im ganzen 27 mit kürzeren oder längeren Beiträgen, die, um das gleich zu sagen, auch von größerer oder geringerer Bedeutung sind. Das Buch gibt Tatsächliches in weitem Umfange; dies ist aber überall so gefaßt und dargestellt, daß über die Tatsachen hinaus der Geist und die Stimmung besonders des ersten Kriegsjahres zutage treten — so wenn Marie v. Bunsen eine Kriegswanderung im Sommer 1915 schildert und dabei ungezwungen einbezieht, was Land und Leute ihr über die Größe wie über die Not der Zeit zu sagen hatten. Unter dem selben Gesichtspunkt sind auch von Witkop die Berichte von Kriegsteilnehmern ausgewählt, die unter den Beiträgen den größten Raum einnehmen. Einige Artikel, z. B. Misch, Vom Geist und Gang des Krieges, sind auch ganz abstrakt-begrifflich gehalten. Dem vorliegenden Bande sollen noch zwei weitere folgen.

5) Hans von Zobeltitz, Der große Krieg. Bielefeld, Berlin u. Leipzig, Velhagen & Klasing. 6—8 Abteilungen geh. zu je 3—4 ℳ, geb. Bände 12,50 ℳ. Erschienen Abt. 1—5.

Eins der gelesensten Bücher über den Krieg von 1870/71 war wohl in Schülerkreisen, aber auch noch weit darüber hinaus, das von Hiltl verfaßte, bei Velhagen & Klasing erschienene mit den ansprechenden Holzschnittbildern. Die gleiche Bestimmung ist jedenfalls der von H. v. Zobeltitz herausgegebenen Kriegsgeschichte zugedacht Ihre angenehm lesbare Darstellung wie die Ausstattung läßt sie als für den Zweck wohlgeeignet erscheinen; bis jetzt reicht sie bis zum Ende des Jahres 1915. Der Bilderschmuck hinterläßt keinen ganz einheitlichen Eindruck: das verwendete Papier gestattete wohl nicht, die Autotypien nach photographischen Vorlagen in der vollendeten Ausführung zu geben, wie man sie aus sonstigen Veröffentlichungen des Verlags gewohnt ist; sehr gut sind dagegen die zahlreichen Tafeln nach Gemälden oder Zeichnungen von der Hand bekannter Künstler.

6) Der Weltkrieg in Bildern. Hrsg. u. bearb. vom Lehrmittelausschuß des Leipziger Lehrervereins. Leipzig, J. J. Weber. Bisher 8 Mappen.

Diese ausschließlich der Leipziger Illustrierten Zeitung entnommenen Kunstblätter stellen in ihrer Mehrzahl recht gute Anschauungsmittel dar — in ihrer Mehrzahl: denn es findet sich auch manches Unzulängliche darunter; dagegen sind z B. Blätter wie Schöbel, Lazarett in Varennes, oder Schmidt, Nächtliches Artillerie-Trommelfeuer in den Argonnen, in ihrer ausgeführten Art sehr geeignet, bemerkenswerte Ereignisse oder typische Vorgänge aus dem Kriegsgeschehen, auch Technisches u. dgl., festzuhalten. Die bisher erschienenen Mappen umfassen 250 Einzelblätter (wobei die doppelseitigen als zwei Nummern gerechnet sind); beigegeben ist ein Textheft von Arthur Wolf mit Erklärungen zu den Bildern und einer Einführung über das Kriegsbild in

Digitized by Google

der Schule. Durch zweierlei wird übrigens die Handhabung der Bilder etwas erschwert: einmal durch das im Verhältnis zu ihrer Größe zu dünne Papier, sodann durch den Umstand, daß in der selben Mappe Bilder verschiedener Ausmessungen vereinigt sind. — Handlicher ist in dieser Beziehung das bisher zweibändige, hervorragend illustrierte Werk von

7) Paul Schreckenbach, Illustrierte Weltkriegschronik. Leipzig, J. J. Weber. Geb. der Band 16 ℳ.

Es erscheint in der selben Kunstanstalt und entnimmt seinen Bilderschatz ebenfalls der Illustrierten Zeitung, zieht aber im Unterschied von der zuletzt besprochenen Sammlung neben den Künstlerbildern und -zeichnungen auch die Autotypie nach Photographien in weitem Umfange — und in übrigens vortrefflicher Ausführung — heran; auch bringt es Tafeln in Farbendruck und anderer Wiedergabe (im ganzen über 700 Textbilder, 24 Tafeln, 30 Karten). Der Text des auch auf andern Gebieten vielfach literarisch tätigen Herausgebers liest sich fließend, geht aber stellenweise, wie z. B. die Behandlung der Marneschlacht zeigt, noch wenig tief — dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß die vorliegende Darstellung etwa ein Jahr nach den betr. Ereignissen entstanden ist, während wir heute über manches doch schon genauer unterrichtet sind.

Eine reiche Bildersammlung, zu der auch die Schüler mit Interesse greifen werden, stellt dar das Sammelwerk

8) Um Vaterland und Freiheit, hrg. von Stein u. a. Siegen, Montanus. Kart. je 3,50 ℳ.

Das Hauptwerk umfaßt bis jetzt vier Bände mit je rund 200 Bildern und einer einführenden Übersicht; dazu treten ergänzende Einzelbände: Österreich-Ungarn im Weltkrieg, Deutsche Heerführer, Belgien einst und jetzt. Die neuesten Bände betiteln sich: Deutschlands Eroberung der Luft und Deutschlands Taten zur See — sie sind mehr dazu bestimmt, die Entwicklung auf diesen Gebieten zu zeigen, und bringen demgemäß für die ältere Zeit meist Gegenstände aus Museen und andern Sammlungen, auch im übrigen fast ausschließlich Friedensaufnahmen; dagegen nimmt lediglich aus der Kriegszeit seine Darstellungen der unter dem Titel: Die Kriegsgefangenen in Deutschland herausgegebene Band, der gegen 250 Aufnahmen aus den deutschen Gefangenenlagern bringt und durch den Inhalt seiner Darstellungen in hohem Grade aufklärend, besonders im neutralen Auslande, zu wirken vermag, zumal die Beischriften zu den Abbildungen in fünf Sprachen gegeben sind.

Von den zahlreichen Briefsammlungen ist die umfangreichste das große Sammelwerk

9) Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen, hrsg. von Joachim Delbrück, Bd. 1—7; Der österreichisch-ungarische Krieg in Feldpostbriefen, hrsg. von Max Winter, Bd. 1—2. München, Georg Müller. Geb. je 4 ℳ.

Die Briefe sind in einzelnen Gruppen — z. B. 'Lüttich, Namur, Antwerpen' oder 'Hindenburg und Tannenberg' — zusammengefaßt, die jedesmal durch einen militärischen Sachverständigen eingeleitet werden. Sie sind fast ausschließlich den Tageszeitungen entnommen; manches Gleichgültige ist darunter, dann aber findet man auch wieder lebhafte, ergreifende Schilderungen, die einen aus gewandter Feder, andere, bei denen die oft unbeholfene Natürlichkeit des einfachen Mannes besonders unmittelbar wirkt. Nach dem Krieg werden wohl noch manche Briefsammlungen von einheitlicherem Gepräge und höherem Einzelwert erscheinen; vorerst erfüllen diese Bände durchaus ihren Zweck.

10) Bayerische Pioniere im Weltkriege, hrsg. von Karl Lehmann. München, Piper, 1918. Geh. 5 ℳ, geb. 7 ℳ.

Ich erwähne diese Einzelerscheinung unter so vielen ähnlichen wegen ihres einheitlichen Charakters: Briefe, Tagebuchauszüge, sonstige Berichte

Digitized by Google

vereinigen sich mit einer großen Zahl Abbildungen, uns ein Bild von den mannigfachen Aufgaben, den erstaunlichen technischen Leistungen und dem Heldenmut bei der Truppe zu geben, aus deren Reihen Offiziere und Mannschaften an den Beiträgen zu dem Buche sich beteiligt haben. Einzelnes zu erwähnen ist hier nicht möglich; ich möchte aber doch von den Beiträgen den Abschnitt 'Ein ganzer Mann', von den Bildern 'Heldengrab im Minenstollen' als besonders ergreifend genannt haben.

Boppard a. Rh. Stephan Ley.

III.

1) Johannes Geffcken, Deutschlands akademische Jugend 1813, 1870, 1914. Rektoratsrede zum 28. Februar 1917. Rostock, Warkentiens Buchhandlung, 1917. 8°. 80 *Pf.*

'Rostocks Studenten im Heer gewidmet' ist die Schrift, die, von dem Satze ausgehend, daß die Universitäten, deren Tätigkeit nur im Ideellen wurzelt, den höchsten Idealismus ihrer Jugend gerade im Kriege sich entfalten sehen, zunächst die Bildungsgeschichte der Jugend von 1813 betrachtet, deren Grundlage einerseits die patriarchalische Zucht des Hauses, andererseits der wilde Haß gegen den Tyrannen Napoleon, nicht zuletzt aber das Leben auf der Hochschule, die Leitung durch Lehrer von größter wissenschaftlicher und sittlicher Bedeutung bildete. Nach langen Jahren unerfüllter Sehnsucht kam 1870; die akademische Jugend drängte sich mit stürmischem Eifer zu den Fahnen und wurde durch eine stete harte, auch bittere Pflichterfüllung, durch die fortwährende Anspannung ihrer Kräfte zu einer sittlichen Existenz. Zeugnisse dafür bieten viele Kriegsbriefe der Studenten, die, wenn sie auch das Soldatsein, die volle praktische Anteilnahme am schweren und wilden Leben des Augenblicks ausüben, geistige Beschäftigung nicht vernachlässigen. Der Redner schließt mit dem Hinweise, daß die Kräfte, die in der Vergangenheit sich bewährten, auch heute ihrem Ursprunge nach dieselben geblieben, nur in ihrer Auswirkung unendlich gesteigert sind, und mit der Zuversicht, daß die Schar der einst Zurückkehrenden, der gereiften jungen Männer uns auch das edle vaterländische Kleinod gerettet heimbringen werden: den deutschen Idealismus. — Den Zweck wissenschaftlich darzulegen, in welcher Weise jene Kräfte auf die akademische Jugend in den schweren Jahren 1813, 1870, 1914 gewirkt haben, erreicht die Rede in trefflicher Weise.

2) Heinrich Margulies, Der Kampf zwischen Bagdad und Suez im Altertum. (= Deutsche Orientbücher[ei] 21. Weimar, Gustav Kiepenheuer, 1916. 8°. 1,50 *M.*

'Der alte Orient' heißt der erste Teil dieser geschichtlichen Betrachtungen, der zu erweisen sucht, daß in den ältesten Zeiten Babylonien und Ägypten als hochwertige und unabhängige Machtzentren einander gegenüberstanden, in der weiteren Entwicklung aber der gegensätzliche Charakter der beiden Gebiete immer mehr hervortrat und Ägypten, das trotz seiner hohen Kultur die primitiven Grenzen der Naturalwirtschaft nur schwer überwand, von Babylonien mit seiner hochentwickelten Industrie und seinem allgemeinen Handelsverkehr überflügelt wurde. Wir verfolgen dann den Zusammenstoß beider Länder, in dem zunächst Babylonien die Oberhand gewinnt, an dessen Stelle bald die Perser treten, hören von dem Eintritte der Griechen in den Kampf und von deren Nachfolgern, den Makedonen, wodurch Memphis und Susa über den Hellespont Verbindung mit Europa erhalten, bis Rom, das zur Weltmacht geworden, das Erbe der alten Zeit übernimmt. In dem zweiten Teile, 'Palästina' betitelt, sucht der Verfasser, teilweise zur Ergänzung des ersten, zu erweisen, daß dies Land während der ganzen alten Zeit im Vordergrunde des weltpolitischen Interesses stand, und schildert zu diesem Zwecke dessen Entwicklung von der Zeit nach der Rückwanderung der Juden aus Ägypten, die Entstehung des Königtums, das allmähliche Aufkommen eines Handelslebens und die territoriale Konsolidierung unter David. Für Palästina beginnt damit der wirtschaftliche Aufstieg und

Digitized by Google

der Eintritt in den Kreis der Großmächte, beides jedoch nur für kurze Zeit, da die Assyrer die Selbständigkeit des Landes vernichten. Auch hier folgen die Perser als Herrscher, bis Alexander das Land zur griechischen Provinz macht, die, nach einer kurzen Zeit nationaler und kultureller Unabhängigkeit unter den Makkabäern, von der Weltmacht Roms aufgesogen wird. — Der Verfasser, der in dem ersten Teile hauptsächlich den Untersuchungen in Eduard Meyers kleinen Schriften folgt — hier wäre auch Preisigke: Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri, nützlich zu verwerten gewesen —, im zweiten Wellhauser und Sombart wiederholt anführt, kleidet seine Darlegungen in ansprechende Form und erweckt für die von ihm behandelte Frage gerade in der Gegenwart, die unsere Blicke häufiger und stärker auf jene Gegenden lenkt, rege Teilnahme.

3) K. Müller, Daheim und draußen. Kriegsaufsätze. Ausgewählt und für den Schulgebrauch herausgegeben. (= Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben; Bd. 165.) Bielefeld und Leipzig 1917. 8°. 1 M.

In sechs Abschnitten führt der Herausgeber der 34 Aufsätze, die er Büchern, Zeitschriften und Zeitungen, Reden und amtlichen Berichten entnommen hat, den jugendlichen Leser in die Kenntnis dessen ein, was als Offenbarung deutschen Wesens in den gewaltigen Kriegen draußen wie in der stilleren Arbeit daheim betrachtet werden muß. Wir folgen ihm im ersten Abschnitte, der vom 'Deutschen Heldenmute' handelt, zu den Kämpfen in West und Ost, zu Lande und auf der See und hören im zweiten, wie 'Deutsches Gemüt' hier in wahrer Frömmigkeit, in der Teilnahme unsrer Feldgrauen am Gottesdienst selbst unmittelbar unter Gewehrfeuer, dort in der Ehrfurcht vor dem Eigentume der Feinde zum Ausdruck kommt. Der dritte Abschnitt 'Deutsche Gestaltungskraft im Felde' läßt uns zunächst in die Tätigkeit der 'Lenker der Schlachten' einen Blick tun, um dann von der Winterfürsorge für die Truppen, vom deutschen Sanitätswesen in seinen weiten Verzweigungen, der Feldpost u. a. m. zu berichten. Wahrhaft staunenswert und in hohem Grade ehrenvoll für unsere Verwaltung sind die Ausführungen des nächsten Abschnitts, der 'Die deutsche Kulturarbeit in den besetzten Gebieten' behandelt; interessant auch die des fünften, der 'Deutsche Arbeit bei den Verbündeten', besonders soweit sie die Türkei und die Bagdadbahn betrifft, zum Gegenstande hat. Mit dem letzten Abschnitte kehren wir in die Heimat zurück und lassen uns von der Inangriffnahme der mannigfachen Aufgaben, die den Daheimgebliebenen gestellt sind, von der Tätigkeit der Frauen, dem Haushalt zur Kriegszeit, einem Tagesheim für Soldatenkinder, der deutschen Wirtschaftsstärke, endlich von dem Zustande Ostpreußens erzählen. — Überaus reichen Stoff bietet das Büchlein in seinen fast durchweg anregend gehaltenen Darstellungen und gewährt dem jugendlichen Geiste, der es aufmerksam liest, nicht nur Belehrung, sondern erfüllt auch sein Herz mit Ehrfurcht und Bewunderung für das, was die wissenschaftlichen, technischen, organisatorischen und nicht zuletzt die sittlichen Kräfte unseres Volkes in Waffen geschaffen haben und noch schaffen.

Naumburg a. S. F. Thümen.

Französische Kriegsliteratur

Eine Verfügung des preußischen Ministeriums vom 27. Mai 1915 ist sehr energisch gegen den Vorschlag gerichtet, Kriegsliteratur französischen und englischen Ursprungs als neusprachlichen Lesestoff im Unterricht zu verwenden. Inzwischen ist an die Stelle der damals gewiß mit Recht verwehrten minderwertigen Erzeugnisse der Tagesliteratur anderes getreten, das keinenfalls von jenem Verdammungsurteile mit betroffen werden darf. Auf die Sammlung französischer Berichte mannigfaltigsten Inhaltes, die Roepke[1]) in einem handlichen Bändchen vorlegt, trifft ohne Einschränkung die Bedingung

[1]) Fr. Roepke, Scènes de la grande Guerre. II u. 104 S. 8°. Leipzig. Renger, 1917. 1 M.

Digitized by Google

zu, daß sie 'wertvollen Inhalt in edlei Form' bieten. Das Buch erscheint besonders gut geeignet, unsere Schüler mit Gedanken und Empfindungen der höher stehenden unter unseren französischen Gegnern bekannt zu machen. Das ist gewiß von großem Werte. Denn, wenn auch die Gegenwart mit vollem Rechte noch von kräftigem Hasse beherrscht ist, die Jugend, der die Zukunft gehört, darf doch nicht ganz dem Gedanken entfremdet werden, daß einmal wieder eine Zeit des Friedens kommen muß, in der die Völker, jedes auch um seiner selbst willen, in friedlichen Verkehr miteinander treten werden. Bei aller starken Betonung des nationalen Standpunktes wird gerade der Deutsche sich seiner alten Tugend, in dem Fremden auch das Gute zu würdigen, nicht begeben wollen. Menschlich zu verstehen, menschlich mitzuempfinden wird auch den deutschesten jungen Deutschen der Zukunft nicht schänden.

Magdeburg. Anton Funck.

Ein Jahr in Paris[1])

Man könnte es einen guten Witz nennen, daß der Verfasser im Kriegsjahre 1916 seine während einer Studienreise vor dem Kriege gesammelten Notizen und Erfahrungen herausgibt; und wenn er im Vorwort sagt, die Verhältnisse hätten sich dort seitdem 'in nichts geändert', so sieht man gleich, daß er gelegentlich gern einmal einen Scherz macht. Er gehört nämlich nicht etwa zu den Leuten, die da glauben und wünschen, nach dem Kriege gleich wieder die Ausländerei der Deutschen ins Kraut schießen zu sehen. Im Gegenteil, sein verwundeter Stolz und seine Liebe zu Deutschland bäumen sich kräftig gegen die Überschätzung der gallischen 'Kultur' auf, und er spricht manches flammende Wort der Entrüstung, besonders zuletzt, als er den Schwindel beleuchtet, der mit unserm 'Barbarentum' getrieben wird.

Aber auch da, wo offensichtlich nicht der neue Geist der Gegenwart aus ihm spricht, sondern sich seine Gedanken an völlig objektive Beobachtungen aus der Zeit vor dem Kriege anlehnen, ist er von Ueberschätzung der Franzosen fern und kennzeichnet ihr Wesen ohne Voreingenommenheit nach der einen oder andern Richtung hin. Wo er sie tadelt, stützt er sein Urteil meist durch ausführliche Auszüge aus den Schriften ihrer eigenen Landsleute, und zwar wählt er selbstverständlich solche Gewährsmänner, deren Urteil in Frankreich einst etwas galt. Leider geht seine Zitiersucht oft ins Maßlose, so daß er sich einmal selbst darüber lustig macht (S. 104), und auch vor Geschmacklosigkeiten und manchmal etwas recht faden Witzen scheut er sich nicht, während ihm doch andrerseits mancher hübsche Einfall und manches treffende Wort zu Gebote steht. Im ganzen hat man aber den Eindruck einer recht achtunggebietenden Persönlichkeit, die mit großen Opfern vieles erarbeitet und das Studienjahr in Paris mit rastlosem Eifer ausgenutzt hat. Der Verfasser ist aus dem Volksschullehrerstande hervorgegangen und jetzt als Bürgerschuldirektor in Cilli tätig. Er ist also Österreicher, fühlt sich aber durchaus als ein Glied des großen deutschen Volkes, für dessen Eigenart und Aufgaben er mehr Verständnis zeigt, als mancher Reichsdeutsche selbst noch in diesem Kriege bewiesen hat.

Der Kenner von Paris wird das Buch fast durchweg mit Genuß lesen: manche liebe Erinnerung steigt in uns auf und manches schmerzliche Bedauern, wenn wir mit ihm die Stätten durchwandeln, die wir als die Brennpunkte einer alten bodenständigen Kultur geschätzt haben; aber wir stimmen ihm auch dankbar zu, wenn er die fast unbegreiflichen Schattenseiten der 'Lichtstadt' mit schonungslosem Griffel zeichnet. Was er z. B. über die Tierquälerei sagt — und zwar auf Grund französischer Presseäußerungen — oder über den Mangel an Sauberkeit in den Krankenhäusern, über die blöde Herrschaft der Mode oder über die nur auf dem Papier stehende republikanische 'Gleichheit', das unterschreibt man ebenso bereitwillig. wie man ihm zustimmt, wenn

[1]) K. Eberhardt, Ein Jahr in Paris. Skizzen und Kulturbilder nach den Erinnerungen und Beobachtungen eines Deutschen. Wien, A. Pichlers Witwe, 1917. 217 S. Geh. 3,38 Kr. (2,70 ℳ), geb. 4,50 Kr. (3,60 ℳ).

Digitized by Google

er die klugen, unentgeltlichen Veranstaltungen zur Verbreitung der französischen Sprache und Kultur rühmt und zur Nachahmung empfiehlt.

Weniger kann man ihm da beipflichten, wo er als Schulmann Ratschläge für das Studium des Französischen gibt. Da sind seine Angaben manchmal doch etwas dilettantenhaft, und über manche Frage ist sein Urteil schnell fertig, während Berufenere noch immer nicht darüber einig sind. So ist denn auch der Abschnitt 'Französische Dichter und Bücher' nicht einwandfrei und wird dem Anfänger, für den er bestimmt ist, nicht viel nützen.

Aber es hat ja hoffentlich noch gute Wege bis zu der Zeit, wo es wieder deutsche Lehrer geben wird, die die Richtigkeit der Beobachtungen des Verfassers an Ort und Stelle nachprüfen gehen. Wer die wirkungsvollen Berichte des Schlußkapitels über die Behandlung der deutschen und österreichischen Gefangenen liest und wer auch sonst seine Augen offen gehalten hat, der wird sich hoffentlich zu gut dünken, in den nächsten Jahrzehnten nach Paris zu reisen. Die Stelle aus Victor Hugo, mit der das Buch schließt, möchte ich wenigstens am liebsten in diesem Sinne beherzigt wissen. Sie lautet: 'Seid stolz, ihr Deutschen!'

Steglitz. Willibald Klatt.

Das Märchen im Alten Testament[1]

Sinn für Poesie und Weite des Gesichtskreises kennzeichnen den Theologen Gunkel, dessen Arbeiten auch der Philologie, der germanistischen und der klassischen, vielfach zugute kommen könnten. Er selber, der wohl nicht umsonst in Göttingen eine Blütezeit der Altertumswissenschaft erlebt hat, gibt nicht selten für beide Gebiete manch belehrenden Fingerzeig. Kein Zweifel, daß gerade die reinliche Scheidung kindlich märchenhafter und wahrhaft großgearteter Poesie überall, in der Ilias wie im Alten Testament, uns heutigen Menschen das scheinbar endgültig Vergangne widerum lebendig und fruchtbar machen werde. Hingewiesen sei auch auf eine flott geschriebene Skizze Gunkels im 4. und 5. Heft der Internationalen Monatsschrift 1918.

[1]) Hermann Gunkel, Das Märchen im Alten Testament. Religionsgeschichtliche Volksbücher II. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebert), 1917. 2 ℳ (2,80). 179 S. Heft 23/26.

Digitized by Google

ANZEIGEN

1) Robert Michels: Probleme der Sozialphilosophie (Wissenschaft und Hypothese XVIII). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1914. Geb. ℳ 4,80.

Der Verfasser behandelt eine Anzahl in losem Zusammenhang stehender volkswirtschaftlicher Fragen mit jenem weiten und freien Blick, der auch seine anderen Arbeiten kennzeichnet. Sein Bestreben ist, über den 'Vorurteilen' der Nationen zu stehen und das allgemeine Europäertum zu vertreten. Indessen zeigen sich bei ihm auch die Schattenseiten dieses, vor dem Kriege bei den Soziologen weitverbreiteten, Internationalismus: Deutschland und seine Eigenart kommt dabei am schlechtesten weg und wird am wenigsten gewürdigt, weil die Beurteiler, ohne sich klar darüber zu sein, die Grundanschauungen der englischen, französischen und italienischen Volkswirtschaftler als selbstverständliche Voraussetzungen annehmen. Michels, der Professor in Turin ist, hat sich, wenn ich nicht irre, überdies während des Krieges ganz auf die Seite unserer Gegner gestellt.

Das soll uns jedoch nicht hindern, die Vorzüge seines Buches anzuerkennen. Im ersten Abschnitt weist er nach, wie unzureichend und einseitig die rein wirtschaftliche Kooperation (Gewerkschaften, Genossenschaften, Trusts usw.) ist, da sie fast nur vom Egoismus geleitet ist, infolgedessen mehr zersetzend als aufbauend, d. h. die Gesamtinteressen zusammenfassend, wirkt. Der zweite Abschnitt behandelt die Vorschläge, die zur Besserung der Rasse (Eugenetik) gemacht werden, und spricht sich für maßvolle Reformen, sowie für die Ausschließung Minderwertiger von der Fortpflanzung aus. Der dritte Abschnitt untersucht den Zusammenhang der Solidarität mit ihrem Gegensatz, d. h. mit dem Antagonismus. Im vierten Abschnitt bezweifelt der Verfasser, ob man von einem wirklichen Fortschritt in der Kultur reden könne, da die Fortschritte auf einzelnen Gebieten automatisch den Rückschritt und die Verödung auf anderen Gebieten nach sich ziehen. Im fünften und sechsten Abschnitt werden kurz, aber psychologisch fein, einige erotische Probleme besprochen. Der siebente Abschnitt beschäftigt sich mit dem Begriff des Proletariats und mit der prinzipiellen Frage, inwiefern auf sozialem Gebiete von Gesetzen nach Art der Naturgesetze die Rede sein und also mit Erfolg von der naturwissenschaftlichen Methode Gebrauch gemacht werden könne. Der achte Abschnitt handelt über den Adel und kommt zu dem Schlusse, daß auch heute noch der Adel in allen europäischen Ländern eine große Macht ist, daß er diese Macht aber nur durch Preisgabe seiner Blutreinheit aufrechterhalten kann. Im neunten Abschnitt wird die selbe Frage dahin erweitert, aus welchen Elementen

Digitized by Google

überhaupt die herrschende und im Gesamtleben maßgebende Schicht eines Volkes sich zusammensetzt. Hier tritt des Verfassers geringes Verständnis für Deutschland besonders deutlich hervor. Weil in Italien hauptsächlich die Advokaten und Professoren den Ton angeben, regiert in Italien, meint er, die Kultur. Dagegen herrscht in Deutschland die 'Tradition', worunter er die äußerlichen Autoritäten und deren Vertreter in Staat, Kirche und Gesellschaft versteht. Er ahnt nicht, wieviel wohler wir uns unter dem Regiment derer fühlen, die das Regieren verstehen, als unter einem Dilettantenregiment von Advokaten und Professoren, wie wir es in Italien, England, Frankreich und Amerika sehen. Daß die 'Kulturträger' in Deutschland gesellschaftlich zurückgesetzt werden, ist leider nicht zu leugnen; ob ihr innerer Einfluß nicht trotzdem größer ist als in den Westländern, ist mindestens fraglich. Michels hält meines Erachtens die verschiedenen Arten und Gebiete des Einflusses, den diese oder jene Schicht innerhalb eines Volksganzen ausübt, nicht scharf genug auseinander. Das rührt offenbar zum Teil daher, daß er die ganze Frage nicht vom sozialpädagogischen Standpunkt aus betrachtet, sondern sich an die äußeren Erscheinungen hält, ohne zu bedenken, daß diese einer verschiedenen Deutung fähig sind. Die Sozialpädagogik ist überhaupt nicht seine Stärke, sonst würde er wohl kaum die Ansicht teilen, die wir seit vier Jahren zum Überdruß von Deutschlands Feinden zu hören bekommen: daß die Deutschen nur gehorchen und in Reih und Glied stehen gelernt hätten, daß ihnen aber die freie und individuelle Genialität abhanden gekommen sei. Wir werden es vielleicht noch erleben, daß die Westländer, wie sie unsere militärische Erziehung zu kopieren suchen, auch unsere anderen pädagogischen Methoden nach und nach annehmen. Dann werden sich ihre Volkswirtschaftler wohl anders über deren Wirkungen aussprechen als heute.

Der zehnte Abschnitt endlich behandelt das Verhältnis von Politik und Wirtschaft und bekämpft die marxistische Theorie des ökonomischen Materialismus, der die gesamte politische und kulturelle Gestaltung und Entwicklung auf wirtschaftliche Gründe zurückführt. Die Einwirkung ist gegenseitig, sagt Michels mit Recht; politische und 'ideologische' Momente beeinflussen den Verlauf der Menschheitsgeschichte nicht weniger als die ökonomische Produktionsweise und der ganze unter den Begriff der Magenfrage fallende Komplex von gemeinschaftlichen Handlungen und Bestrebungen.

2) Johannes Wendland-Basel: Die neue Diesseitsreligion. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1914. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, begründet von Fr. M. Schiele, V, 13.) 50 ℳ, geb. 80 ℳ.

In der populären Art, die diese Sammlung auszeichnet, schildert der Verfasser das heutige religiöse Leben, soweit es sich von den kirchlichen Überlieferungen und zum Teil vom Christentum überhaupt losgelöst hat. Er findet das Bezeichnende dieses religiösen oder quasireligiösen Strebens in der Verherrlichung der Natur und einer veredelten Sinnlichkeit. Die Welt, wie sie ist, werde zu einem Gegenstand der Anbetung. Ästhetisches Schwärmen trete an die Stelle sittlicher Forde-

Digitized by Google

rungen. Der Schwerpunkt werde ausschließlich ins Diesseits verlegt; vom 'Drüben' wolle man nichts hören.

Gewinnt man aus Wendlands Beschreibung zunächst den Eindruck, daß er diese 'neue Religion' ablehnen und bekämpfen will, so zeigt sich im letzten Abschnitt seines Schriftchens, daß dem nicht so ist. Er wünscht nur Mäßigung. Er glaubt sogar an eine Übereinstimmung der modernen religiösen Strömungen mit den Kerngedanken des Christentums. Dionysos und Christus seien keine absoluten Gegensätze. Weltfreude und Selbstvertrauen vertrügen sich sehr wohl mit der christlichen Lehre von der Buße; denn die Buße trage bei harmonischen Naturen nun einmal nicht den Charakter der Verzweiflung und Zerknirschung. Wenn Männer wie Jatho und Emerson kein Erlösungsbedürfnis spürten, so müsse man sie gewähren lassen. Warum solle die Auffassung, daß das Böse nur ein unvollkommenes Gutes sei, nicht gelten dürfen?

Auch in dem Kernpunkt: Diesseitigkeit und Jenseitigkeit, nähert sich Wendland dem modernen Standpunkt. Da Gott in der Welt ist, so könne sie kein Jammertal sein. Das Leben nach dem Tode sei nicht nur als Gewinnung einer höheren Personalität, sondern doch zugleich auch als ein Aufgehen im Ganzen aufzufassen. Die Betonung der Immanenz sei berechtigt, nur dürfe man darüber nicht ganz die Transzendenz vergessen. 'Eine reine Immanenzreligion ist ein Widerspruch,' sagt Wendland mit Recht.

Der Leser legt das Büchlein mit dem Gefühl aus der Hand, daß darin die allerwichtigsten Fragen angeregt, aber wohl kaum zu entschiedener Klarheit gebracht sind. Statt eine notwendig lückenhafte Übersicht über die verschiedensten religiös-philosophischen Versuche der Gegenwart zu geben, hätte der Verfasser vielleicht besser getan, sich ausschließlich an das Problem: Diesseits und Jenseits, zu halten. Was heißt denn eigentlich Diesseits? Gibt es irgendeinen Menschen in der Welt, der ohne den Glauben an ein Jenseits und ohne das Streben, in dies Jenseits zu gelangen oder es in das Diesseits herüberzuziehen, leben kann? Ich glaube nicht. Die Frage ist nur, wie die heutige Kulturwelt und ihre geistigen Führer den Inhalt der beiden Begriffe und ihr Verhältnis zueinander bestimmen. Diese Bestimmung wäre dann mit der Lehre des Neuen Testaments und mit den Anschauungen der späteren christlichen Organisationen zu vergleichen.

Eine solche Auseinandersetzung würde allerdings wohl den Rahmen eines Volksbüchleins überschreiten. Aber ich zweifle, ob sich das von Wendland behandelte Thema überhaupt in einen solchen Rahmen bringen läßt. Die moderne Religiosität ist noch zu unreif und zu vielgestaltig, als daß sie in deutliche Formeln gefaßt werden könnte.

3) Sodeur-Würzburg: Kierkegaard und Nietzsche. Versuch einer vergleichenden Würdigung. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1914. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, begr. v. F. M. Schiele, V, 14.) 50 ₰, geb. 80 ₰.

4) Stadtpfarrer Johannes Herzog-Eßlingen: Ralf Waldo Emerson. Prot. Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg, 1913. (Die Religion der Klassiker, herausg. von Prof. Lic. Gust. Pfannmüller, 4. Band.) 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ.

Kierkegaard, Nietzsche, Emerson — drei große religiöse Individualisten! Die drei stimmgewaltigsten Herolde des geistigen Ideals,

Digitized by Google

das unter den Gebildeten unserer Tage die zahlreichsten und begeistertsten Anhänger hat, oder, wie wir vielleicht in Kürze werden sagen müssen, gehabt hat! — Sodeur stellt Nietzsche mit Kierkegaard zusammen; er hätte ebensogut Emerson hinzunehmen können. Herzog behandelt nur Emerson, kann aber nicht umhin, mehrfach auf Nietzsche hinzuweisen. Beide Verfasser begegnen sich also in der Wahl Nietzsches als Vergleichsgegenstand; beide sind sich auch darin ähnlich, daß sie den deutschen Denker mit weniger Sympathie behandeln als die ausländischen. Der Däne Kierkegaard und der Amerikaner Emerson kommen in den beiden Schriften wesentlich besser weg, offenbar darum, weil sie den von allen dreien vertretenen individualistischen Standpunkt milder und nachgiebiger — man möchte heute sagen: 'neutraler' — zur Geltung bringen als der schroffe und gewaltsame Nietzsche. Ob jenes wirklich ein Vorzug ist, bleibe dahingestellt. Mir will scheinen, als ob Nietzsche den Gedanken, um den es sich hier handelt: den Gedanken der Persönlichkeit, konsequenter durchdacht und durchlebt hat als die beiden anderen und uns dadurch den Weg zur Überwindung des individualistischen Ideals eröffnet hat. Von Kierkegaard und Emerson führt meines Erachtens kein Weg zu einem Neuaufbau des religiös-geistigen Lebens, wenigstens nicht zu einem Neuaufbau, wie wir Deutschen ihn wünschen müssen. Für die Amerikaner und ihre Auffassung von Welt, Leben, Staat, Freiheit, Gott ist gewiß Emerson der denkbar geeignetste Führer, — solange die Amerikaner nicht ebenso wie wir Deutschen zum Umlernen genötigt werden. Und Kierkegaard spricht im Namen aller der Europäer, die sich in Zurückgezogenheit von den Händeln dieser Welt eine hohe und schöne Persönlichkeitswelt einrichten wie einst die Anachoreten und Spirituellen. Nietzsche hat freilich ebenfalls als Einsiedler gelebt nnd manches harte Wort über alles geistige und politische Gemeinschaftsleben gesagt; aber er gleicht darin den Verbannten im alten Hellas, die wider ihr eigenes Land konspirierten: man fühlt die Liebe durch den Haß hindurch, der scheinbare Verrat geht aus der höchsten Treue hervor. Emerson und Kierkegaard würden, wenn sie heute noch lebten, zweifellos in die Anklagen gegen deutsche Barbarei und preußischen Militarismus einstimmen, während Nietzsche mit stolzer Freude den 'Brüdern im Kriege' zujauchzen würde. Nicht ohne Grund wird der Zarathustra von unseren Feldgrauen neben dem Faust im Tornister getragen.

Im einzelnen ist über die beiden Schriften Gutes zu sagen. Herzog versteht es, die unsystematischen und abgerissenen Gedankengänge Emersons in einer übersichtlichen Ordnung darzustellen. Er hebt seinen Ausgangspunkt: den unbedingten Glauben an den 'Geist', als den Urheber alles Werdens und Seins, aller Schönheit und Kraft hervor. Emerson war Mystiker durch und durch, aber ein dem Realen zugewandter, mit einer starken Beimischung von Skepsis und von Widerwillen gegen die Lehren der Vergangenheit versetzter Mystiker. Er wollte, daß jeder Mensch seine eignen Offenbarungen habe und ihnen nachlebe. Wie sich ihm selber Gott und Welt offenbart haben, davon erzählt er in der Weise eines Propheten, schlicht und mächtig, frei und ohne Rücksicht.

Digitized by Google

Herzog teilt Emersons 'Botschaft', wie er sich treffend ausdrückt, in vier Abschnitte ein, die er überschreibt: 'Natur und Geist', 'Gott und Mensch', 'Die Welt- und Lebensgesetze', 'Charakter und Selbständigkeit'. Am Schluß ist ein wertvolles 'Literaturverzeichnis' angehängt.

In Sodeurs Schrift ist die Charakteristik des aristokratisch einsamen Wahrheitsuchers Kierkegaard mit viel Liebe durchgeführt. Kierkegaard, ursprünglich Theologe wie Emerson, war ein geschworener Feind der 'Masse', zumal der geistigen Massenorganisationen, der Kirchen, jedoch streng gottes- und christusgläubig. Er haßte die 'rationale' Weltbetrachtung. Das Wunder der Liebe und des Leidens schien ihm das Höchste und Wahrste, dem sich die wenigen Auserwählten auf Erden in gläubiger Entsagung hingeben müßten. Wie Emerson und Nietzsche war er ein glänzender Schriftsteller und ging ganz in seinem Werke auf. Seine Lehre von dem 'Einzelnen' stellt Sodeur in Parallele zu Nietzsches Lehre vom 'Übermenschen', um sich für die erstere zu entscheiden. Das wird wohl, wenn man die Lehre als Lehre nimmt, ein jeder tun. Aber Nietzsches Übermensch ist mehr eine Vision als eine Lehre. Man tut ihm unrecht, wenn man seine einzelnen Aussprüche über den Übermenschen auf die Goldwage legt. Was Nietzsche eigentlich sagen will, muß man zwischen den Zeilen suchen; denn er will das schlechthin Persönliche, das seiner Natur nach unergründlich und auch unausdrückbar ist, mitteilen. Darum greift er zu Symbolen. Ein solches Symbol, vieldeutig wie alle Symbole, ist ihm der Ausdruck Übermensch. Man darf ihn nicht pressen, sondern muß sich in ihn einfühlen, wie man sich etwa in den evangelischen Ausdruck 'Menschensohn' einfühlen muß. Vielleicht hat Nietzsche bei der Wahl seines Wortes sogar diesen gnostisch-jüdisch-christlichen Begriff neben dem goethischen vor Augen gehabt, ebenso wie er mit seiner 'ewigen Wiederkunft' auf alte religionsphilosophische Termini zurückgriff.

Solln bei München. August Horneffer.

1) O. Scheel, Martin Luther. Vom Katholizismus zur Reformation. Erster Band: Auf der Schule und Universität. Mit 11 Abbildungen. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1916. XII u. 309 S. Gr. 8. 7,50 ℳ, geb. 9,50 ℳ.

Eine auf zuverlässigen Quellen beruhende Lebensbeschreibung Luthers gibt es noch nicht. Daher ist es mit großer Freude zu begrüßen, daß das vorliegende Buch diesem Mangel abhelfen will. Der erste Band führt 'in die Welt des heranwachsenden Martin Luther' ein und stellt fest, 'was sie ihm mitgab'. Die Darstellung beginnt mit Luthers Vater, der aus einem Bauernsohn ein Bürger wurde. In anschaulicher Weise wird uns unter Beifügung eines Planes die Entwicklung des Städtchens Eisleben vor Augen geführt, und ein Grundriß zeigt das Geburtshaus des Reformators. Das Buch führt uns dann nach Mansfeld, wo sich Hans Luther zu einem wohlhabenden Manne emporarbeitete, wie nicht nur aus Angaben des späteren Reformators, sondern auch aus den Protokollen der mansfeldischen Gerichte hervorgeht. Auch würde er, wenn er nur ein 'armer Häuer' gewesen wäre, nicht zum 'Vierherrn'

Digitized by Google

erwählt worden sein. Die herkömmliche Vorstellung von einer sehr unglücklichen Kindheit Luthers wird einleuchtend zurückgewiesen wie auch die Bemerkung des Arztes Ratzeberger, daß der Vater eine starke Abneigung gegen die Mönche gehabt habe. Dieser hat überhaupt oft 'fabuliert'. In dem Abschnitt über religiöses und kirchliches Leben in Mansfeld wird gezeigt, daß Luthers Entwicklung 'eine normale und kirchlich korrekte' war, und seiner Umgebung hatte er es zu verdanken, daß sich die sonderbarsten Formen des Aberglaubens in ihm festsetzten. Die schwierige Frage, welche Schule Luther in Magdeburg besucht hat, wird dahin beantwortet, daß es die Domschule des neuen Marktes gewesen sei. An ihr haben die Brüder unterrichtet, bei denen Luther 'in die Schule ging'. Unter welchen Umständen Martin in das Cottasche Haus zu Eisenach kam, ist nach des Verfassers wohlbegründeten Meinung nicht bestimmt zu ermitteln. Die bekannte Erzählung gilt ihm mit Recht als wenig glaubhaft. Sehr anziehend ist die Beschreibung des spätmittelalterlichen 'turmreichen' Erfurt, des 'sehr fruchtbaren Bethlehem' und der Vergleich mit der Blumenstadt von heute. Es folgt die Geschichte der Universität Erfurt, deren Eröffnung vermutlich am 1. Mai 1392 stattfand. Schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts hatte sie einen stärkeren Besuch als jede andere deutsche Hochschule, und Luther äußert in einer Tischrede, zu seiner Studienzeit seien alle anderen Universitäten gegen Erfurt nur Schützenschulen gewesen. Das sittliche Leben in Erfurt stand aber trotz aller Kirchlichkeit nicht höher als in andern spätmittelalterlichen Großstädten. Außerordentlich lehrreich sind die Ausführungen über das Leben an der Universität, die Prüfungen, die Vorlesungen über Aristoteles, dessen Einwirkung auf Luther mit großer Sorgfalt dargestellt wird. Daß man schon damals Verständnis für die Welt der Wirklichkeit hatte, geht aus den Erörterungen über den naturphilosophischen Unterricht in Erfurt deutlich hervor. 'Begann Luthers Studium mit nachdrücklicher Betonung dessen, daß die Furcht Gottes der Weisheit Anfang sei und gesundes Wissen durch ein reines Herz bedingt sei, so führte der vielsemestrige wissenschaftliche Unterricht neben der erhebenden Freude ob des Erkannten zu demütiger Selbstbescheidung, die schließlich vor dem Unerkennbaren den Fragen Schweigen gebietet und vor dem unbegreiflichen Willen des Schöpfers und Erhalters anbetend stille hält.' (S. 197.) Überzeugend wird nachgewiesen, daß die Erfurter Universität kirchlich nicht freier gewesen sei als die übrigen Universitäten Deutschlands. 'Ketzer' waren so wenig geduldet wie 'Realisten' und 'Platoniker', und Luther blieb der 'rasende Papist', als den er sich in seinem Rückblick auf sein Leben im Jahre 1545 bezeichnet. Vom Humanismus ward er wenig berührt, wenn er auch Cicero, Vergil, Ovid, vielleicht auch Horaz, Juvenal und Terenz las. Im Sommersemester 1505 begann Luther das Studium der Rechtswissenschaft, durch welche die Erfurter Universität in ganz Deutschland berühmt war. Der letzte Abschnitt mit der Überschrift 'Die Katastrophe' gehört zu den Glanzpunkten des an Anregungen so reichen, tiefgründigen Buches. Der Entschluß ins Kloster zu gehen war nicht das Ergebnis eines langen Kampfes um den gnädigen Gott, da dies durch das Be-

Digitized by Google

kenntnis, das Gelübde, ein Mönch zu werden habe ihn gereut, ausgeschlossen wird. Die Katastrophe trat vielmehr ganz plötzlich ein, und n furchtbarer, plötzlich einbrechender Todesangst gelobte er 'ein gedrungen und gezwungen Gelübde'. — Den Schluß bilden Anmerkungen, wo sich der Verfasser hauptsächlich mit der neueren Literatur auseinandersetzt, und ein Sachverzeichnis. — Das Buch, mitten im Toben des Weltkrieges veröffentlicht, ist ein herrlicher Beitrag für das Reformationsjubiläum des Jahres 1917. Mit scharfsinnigster Beurteilung der Quellen, tiefer Sachkenntnis, echt deutscher Gründlichkeit und Wahrheitsliebe wird der Werdegang Luthers von vielen unsicher begründeten Vorurteilen befreit und der Weg eröffnet für ein besseres Verständnis des großen Reformators. Dabei werden so vortreffliche Streiflichter auf die Kultur, Schule, Universität, Klosterleben und die wirtschaftlichen Verhältnisse des späteren Mittelalters geworfen, daß das Buch auch nach dieser Richtung als sichere Grundlage für weitere Forschung dienen kann. Mit der Fülle des dargebotenen Stoffes verbindet sich eine hervorragende Kunst der Darstellung, so daß das Lesen einen geistigen Hochgenuß bedeutet. Möge das Werk ein gutes Vorzeichen sein für das neue Deutschland, 'dessen erste Schritte zur Gestalt des Reformators hinführen'.

2) G. Wolf, Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte. Zweiter Band: Kirchliche Reformationsgeschichte. Erster Teil. Gotha, F. A. Perthes, A.-G., 1916. XII u. 362 S. Gr. 8. 13,50 ℳ.

Der erste Abschnitt enthält die Quellen zur Geschichte des religiösen Lebens. Nach allgemeinen Vorbemerkungen werden die Visitationen betrachtet, die erst stattfinden konnten, als eine straffere Organisation des Kirchenwesens von den Reformatoren gefordert wurde. Bei den Kirchenordnungen ist unter anderem die treffende Beurteilung Bugenhagens hervorzuheben. Der folgende Teil trägt die Überschrift 'Studium der Bekenntnisschriften und Symbolik'. In dem Paragraphen von der evangelischen Bekenntnisbildung bis 1555 wird besonders Melanchthon, 'der Systematiker und Kenner der alten Philosophie' Luther gegenüber gewürdigt und die Geschichte und Bedeutung der *loci communes rerum theologicarum,* des ersten systematischen Lehrbuches der neuen Religion, kurz und klar herausgestellt. Auch für weitere Kreise wichtig sind die Ausführungen über die Augsburgische Konfession in ihren verschiedenen Texten und ihrer Entwicklung zum evangelischen Glaubensbekenntnis, sowie über Entstehung, Wesen und Bedeutung der reformierten Glaubensbekenntnisse. In der Geschichte der Katechismen ist natürlich die Entstehung von Luthers Katechismen in erster Linie beachtenswert, deren Verständnis durch G. Buchwalds Funde wesentlich gefördert worden ist. Der erste Abschnitt schließt mit der lutherischen und reformierten Predigt und Bibelauslegung. Es wird einleuchtend gezeigt, wie die Predigt vor der Reformation vielfach im argen lag, und wie Luthers Predigten in ihrer von der Schablone abweichenden Eigenart neben seinen Vorlesungen die wertvollsten Quellen zu seiner Lebensbeschreibung bis 1517 bilden. Mit Recht wird betont, daß der evangelische Pfarrer gewisser

Digitized by Google

Richtschnuren für seine Predigt bedurfte, da ihm keine Überlieferung zu Gebote stand. Natürlich galten besonders Luthers Predigten als Vorbild, die darum eifrig gesammelt wurden. — Der zweite Abschnitt, der sich mit Luther beschäftigt, beginnt mit den Bibliographien und den Gesamtausgaben lutherischer Schriften. Es folgen die Briefe, Disputationen, Tischreden, Sprichwörter und Fabeln. Die Tischreden genießen nicht mehr die frühere Wertschätzung als Quellen. Die Ursachen werden eingehend und klar auseinandergesetzt, wobei besonders Aurifaber als 'der betriebsamste' unter den späteren Überarbeitern genannt wird. Die nächsten Paragraphen behandeln die Quellen zu einzelnen Episoden in Luthers Entwicklung und die ersten Lutherbiographien, durch deren Charakterisierung die Kunst des Verfassers, kurze, aber den Kern der Sache erfassende Urteile zu fällen, im hellsten Lichte erscheint. Das selbe gilt von der Beurteilung der modernen Lutherbiographien, und in geistvoller Weise und mit feinem Verständnis wird auf die Abwege hingewiesen, auf die Orthodoxe, Pietisten, Rationalisten und die Männer der Freiheitskriege gerieten. 'Wie wenig die rationalistische Beurteilung Luthers den Fachtheologen gab, ersieht man am geringen Interesse Schleiermachers für ihn'. Wie treffend ist der Vergleich zwischen dem praktischen Theologen Köstlin und dem Kirchenhistoriker Kolde, das Urteil über den Kirchenhistoriker und Romanschriftsteller Hausrath und über den 'gründlichsten Kenner der mittelalterlichen Scholastik' Denifle, dessen Werk über Luther 'eine ziemlich bunt zusammengewürfelte Notizensammlung' mit groben Fehlern genannt wird. Am Ende dieses Abschnitts befindet sich die Literatur über einzelne Seiten in Luthers Leben und über Episoden aus diesem. Unter den Einzelbeiträgen zu Melanchthons Leben, dem der nächste Abschnitt gewidmet ist, ragt Hartfelders Schrift über Melanchthon als Lehrer hervor, da er sein Thema im weitesten Umfange begriff. Der vorliegende Halbband schließt mit Zwingli und Calvin. Es ist keine leichte Aufgabe, die sich der Verfasser in seinem Werke gestellt hat. Doch hat er sie glänzend gelöst. Das mit ungeheuerem Fleiße, umfassendster und tiefster Gelehrsamkeit verfaßte Buch ist trotz des fast unübersehbaren Stoffes außerordentlich übersichtlich geordnet. Ein durchaus zuverlässiger Führer durch das unermeßliche Gebiet der Reformationsliteratur, zeichnet es sich in vorbildlicher Weise durch besonnenes und schlagendes Urteil aus. So ist es in hohem Grade geeignet, unter dem deutschen Volke reichen Segen zu stiften und zu seiner inneren Bereicherung beizutragen.

3) E. Fuchs, Luthers deutsche Sendung. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1917. 56 S. 8. 0,50 ℳ.

Die vorliegende Schrift, das 25. Heft der kirchengeschichtlichen Reihe der religionsgeschichtlichen Volksbücher, will 'deutschen Idealismus dolmetschen, Liebe zum deutschen Volk und seiner Arbeit wecken, deutsche Frömmigkeit pflegen'. In Luther mit seinem 'Ichbewußtsein', das im Gewissen gebunden ist, erblickt der Verfasser das Vorbild des deutschen Volkes. So ist die Abneigung zu erklären, mit welcher der Franzose in seiner Vorliebe für feine Formen sowie der an bestimmte

Digitized by Google

feste Formen sich klammernde Angelsachse das Volk des Pflichtbewußtseins betrachten. Der Geist, mit dem Luther zu Worms standhielt, ist der selbe, der unser ganzes Volk Not und Tod trotzen läßt. 'Er lenkte unsere Eisenbahnen bei der Mobilmachung und lenkt sie noch. Er plant im Generalstab und in der Lebensmittelversorgung und er sitzt in jedem Unterstand.' (S. 4.) Leider — und das ist die Tragik des deutschen Volkes — setzt es die selbe Gewissenhaftigkeit bei andern Völkern voraus und unterliegt darum der selben Täuschung wie Luther, als er nach seinem Thesenanschlage ganz gegen seine Erwartung erfahren mußte, wie Gesichtspunkte äußerlicher Macht und Gelderwerbs ein unbefangenes Urteil unterdrückten. Das Gute ist für Luther und sein Volk nicht etwas Feststehendes, sondern eine Aufgabe, die immer von neuem gelöst werden muß. Auch die deutsche Schwäche auf politischem Gebiete ist in Luther vorgebildet. Nur seinem Gewissen folgend, ist er nicht gewillt, irgendwelche Rücksicht zu nehmen auf Fürsten, die er bei einiger Klugheit für das Evangelium hätte gewinnen können. Nur Luther, der deutsche Mann, konnte in seiner Bibelübersetzung ein wahres Volksbuch schaffen. Ob aber bei der Betrachtung Luthers als Dichter die Ilias neben dem Nibelungenliede richtig bewertet wird? (S. 29.) Höcht wertvoll und tief durchdacht sind auch die Abschnitte mit den Überschriften 'Weltanschauung' und 'Gottesanschauung', die Gegenüberstellung des deutschen und außerdeutschen Denkens, der lutherischen und calvinistischen Ethik, deutscher Kleinbürgerlichkeit und des vornehmen Lebensstils Englands. In ergreifender Weise schildert der letzte Abschnitt den inneren Zusammenhang Luthers mit seinem Volk und Staat und die mächtige Einwirkung Luthers auf die Staatsbildung des deutschen Volkes, der in seiner unbezwinglichen Liebe zur Wahrhaftigkeit unser Volk vom welschen Wesen lossprengte.

Ein höchst fesselndes, für das Deutschtum begeisterndes, überraschende Gedanken enthaltendes, in hohem Grade zeitgemäßes Buch!

Görlitz. A. Bienwald.

Hans Lebede, Klassische Dramen auf der Bühne. Vorlesungen, gehalten im Winterhalbjahr 1915/16 am Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin. Leipzig-Berlin 1916. B. G. Teubner. 112 S. 8°. 3,60 ℳ. (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 11. Ergänzungheft.)

Lebede hält nicht, was er im Titel ankündigt, sondern gibt einen Überblick über die Geschichte des Theaters, soweit sie sich auf Grund der heutigen wissenschaftlichen Ergebnisse darstellen läßt und soweit sie den Zeiten 'klassischer Dramen' (im weiteren Sinne) parallel läuft; dabei ergeben sich drei große Kapitel: Bis zur Klassikerbühne, Die Klassikerbühne, Nachklassische Zeit. Dieser Überblick hebt Hauptsachen und Wichtigstes hervor und ist durch Zeichnungen und Bilder verdeutlicht. Allerdings würde ich z. B. auf die ausführliche Behandlung der Schillerschen Dramenbearbeitungen in diesem Zusammenhange wesentliches Gewicht nicht legen, so durchsichtig Lebedes tabellarische Aufstellungen auch sind. Nützlich hingegen ist dabei die Betonung von 'langer' und 'kurzer' Bühne. Wenn solche Fragen der räumlichen Ausnutzung bei der Dramenbehandlung

Digitized by Google

im deutschen Unterricht erörtert werden, so kann Ersprießliches aus der gewonnenen Einsicht entstehen: unter welchen Bedingungen das klassische Drama damals ohne den üppigen szenischen Apparat unserer Tage zur Aufführung und Wirkung gelangte. Darum braucht man noch nicht Jul. Ziehens viel zu weit gehende Forderungen (Ztschr. f. deutsch. Unterr. 1916, Heft 3, S. 145 – 162) zu billigen. Wer Bühnen des 18. Jahrhunderts, etwa in Lauchstädt (vor dem Umbau), in Rheinsberg oder in Schwetzingen, nicht selbst gesehen hat, der kann sich hier ein ungefähres Bild verschaffen; und für die einfachen technischen Hilfsmittel in Beleuchtung, Vorhang, Versenkung, für die seltsame Einrichtung des nach hinten ansteigenden Bühnenfußbodens und ähnliche Dinge wird der Deutschlehrer immer Interesse finden. Belehrung in diesen Gebieten oder, weiter zurückgegriffen, über die Furttenbach-Bühne oder die Inszenierung eines Hans Sachs-Dramas, wie sie Max Herrmann jüngst rekonstruiert hat, die Skizzierung des schauspielerischen Stils etwa zur klassischen Zeit, die Theaterziele und die Anlage einer mittelalterlichen Vorstellung (für die so oft noch an Devrients mehrstöckige 'Mysterienbühne' geglaubt wird), Laubes oder Dingelstedts Theaterführung — das alles wird für den Deutschlehrer, wenn auch nicht unbedingt nötig, so doch recht nützlich und fördernd sein. Und ich möchte nicht nur darauf hinweisen, daß man sich hier über die neuesten Bühnenanlagen wie Dreh-, Schiebe- und Versenkbühne, die man ja im allgemeinen auch nur zu sehen bekommt, wenn man dem 'Bau' ein bischen näher steht, an Zeichnungen und Erläuterungen unterrichten kann, sondern ich würde sogar dafür sein, daß man mit einem interessierteren Jahrgang sehr wohl auch einmal selbst sich einen Bühnenbetrieb von innen ansehen sollte. Lebede faßt sein Ziel selbst mit der Einschränkung zusammen (S. 108): 'Nicht eine fertige Methodik der in Schulen zu verwendenden Theaterkunde galt es zu geben, nur: anzuregen und manchen auf ein Gebiet hinzuführen, das ihm vielleicht noch fremd war, aber viel Reizvolles zu bieten vermag.' Man wird nicht von jedem Deutschlehrer, namentlich bei dem heute üblichen Betriebe vieler 'Fakultäten', verlangen können, daß er sich in die bereits sehr umfangreiche theatergeschichtliche Fachliteratur für Unterrichtszwecke einliest. Ein geschichtlicher Überblick wird ihm verschiedentlich nutzen können; ihn findet er bei Lebede, wo er sich auch Anregungen holen kann, die — aber nur gelegentlich — bei seiner Dramenbehandlung verwertet ihre förderliche Wirkung zeigen mögen.

Berlin-Steglitz. Hans Knudsen.

Ludwig West, Martin Greifs Jugenddramen. (Deutsche Quellen und Studien, hrsg. von Wilhelm Kosch, 5. Heft.) München, J. Lindauer (Schopping), 1916. VIII u. 127 S. 8. 5 *M*.

West bespricht Greifs vier Jugenddramen (Hermann, Bertha und Ludwig, Hans Sachs, Der Ritter Bayard) in je vier Kapiteln, 1. Einleitung, worin er die Entstehung der Dramen eingehend behandelt, 2. Handlung und Verhältnis zu den historischen Vorlagen oder Quellen, 3. Literarische Einflüsse, 4. Technik, und in einem Schlußkapitel die Bedeutung der

Digitized by Google

Jugenddramen für Greifs Weiterentwicklung. Dabei kommt er zu dem Schluß: 'Greifs Jugenddramen stehen, rein poetisch genommen, seinen späteren Werken nicht nach. Sie stammen zwar von der Hand eines noch unerfahrenen Dichters, lassen aber deutlich das werdende Talent erkennen.' Ich fürchte, West schätzt sie damit viel zu hoch ein; Greif ist nie ein Dramatiker gewesen oder geworden; West hat selbst vorher manchen Mangel zugegeben; so nennt er Hermann 'verworren in Handlung und Charakteren', Anlehnung an Shakespeares Technik sei äußerlich, er sei ohne dramatischen Zug, und Hans Sachs sei mehr lyrisch als dramatisch. Und wie Greif urteilte, sehen wir daraus, daß er weder Hermann noch Ritter Bayard hat drucken lassen, Bertha und Ludwig zurückgezogen und Hans Sachs 1894 umgearbeitet hat. Einen Vergleich dieser Umarbeitung mit der ersten Fassung, der lehrreich wäre, gibt West leider nicht. Überhaupt leidet seine Arbeit an einer gewissen Flüchtigkeit oder Oberflächlichkeit. Sie ist in Czernowitz bereits Weihnachten 1913 abgeschlossen; ihr Druck ist hauptsächlich durch den Krieg, der den Verfasser (damals Student) 'sofort bei den Waffen fand', verzögert worden. Daraus erklärt sich wohl auch manche Unebenheit oder geradezu Fehlerhaftigkeit des Ausdrucks und die vielen Druckfehler, besonders bei Namen. Einige Beispiele seien genannt, S. 10 steht zweimal Sugoiumer und 12 Ingouimer für Inguiomer, 12 Usipater, 13 Seginer, gemonische Treppen, ara ubiorum, 50 Haupttragödie statt Fausttragödie, 121 von den statt um die, Indifferrentismus, 123 Intriganten, die in Pulsverleumdend, 76 Bayards Vermittlung hat seinen Zweck verfehlt ... Über das Fräulein von Fluttas, der Jugendgeliebten Bayards, herichtet ...

Hannöv.-Münden. Paul Cascorbi.

Paul Seidel, Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Neunzehnter Jahrgang. Berlin und Leipzig, Giesecke & Devrient, 1915. XVIII u. 230 S. 20 ℳ, Lwd. 24 ℳ.

An der Spitze des vorliegenden Bandes des Hohenzollern-Jahrbuchs stehen zwei Aufsätze von Otto Hintze: Zum Hohenzollernjubiläum 1915 und: Der Krieg 1915. General von Janson bietet eine mit vielen Abbildungen gezierte Studie über König Friedrich Wilhelm III. und die preußischen Prinzen in den Befreiungskriegen 1813—1815. Zu einer kurzen Skizze über die Stellung des Königlichen Kabinetts in der preußischen Behördenorganisation, von dem Archivar Dr. Klinkenberg, wird die älteste nachweisbare Kabinettsorder König Friedrich Wilhelms I. abgedruckt. Hans Droysen bringt Mitteilungen vom Hofe König Friedrichs I. aus den Jahren 1709—1711 auf Grund von Briefen der Kronprinzessin an ihren Gemahl, der 1709 auf den Kriegsschauplatz nach Flandern gezogen war und bei Malplaquet mitkämpfte. Die mancherlei Unstimmigkeiten zwischen dem König und seiner dritten Gemahlin, der pietistisch gerichteten Lutheranerin Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin, die schießlich in Geisteskrankheit verfiel, sind in diesen Aufzeichnungen ein immer wiederkehrendes Thema. Professor Gustav Volz, Redakteur der

Digitized by Google

politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen, ist mit einem Aufsatz über Friedrich den Großen und die Osmanen vertreten. Im siebenjährigen Kriege blieb die von König Friedrich heiß ersehnte Türkenhilfe aus, man kam über Bündnispläne nicht hinaus. Friedrichs Eintreten für die Türken während des ersten Krieges Katharinas gegen diese Macht (1768—1774) entfremdete ihn den beiden Kaisermächten, Rußland und Österreich, die in sich wieder uneinig waren, und dem Ausbruch eines allgemeinen Krieges wurde schließlich nur durch die polnische Teilung von 1772 vorgebeugt. 'Sie war ein Kompromiß, der die Lösung der orientalischen Frage vertagte.' Friedrichs nach dem bayerischen Erbfolgekrieg auftauchender Plan eines Dreibundes zwischen Preußen, Rußland und der Türkei scheiterte an dem Widerspruch Katharinas, sie verbündete sich im Gegenteil mit Österreich. Als letzte Hilfe gegen die ehrgeizigen Bestrebungen Kaiser Josephs II. blieb dem König nur noch der deutsche Fürstenbund (1785). Paul Bailleu, zweiter Direktor des Königlichen Staatsarchivs, veröffentlicht Reisebriefe des Prinzen Wilhelm (Kaiser Wilhelms des Ersten) an seine Schwester Prinzessin Charlotte, Großfürstin Alexandra-Feodorowna, aus den Rheinlanden 1819 und aus Italien 1822. Die Urschriften dieser Briefe ruhen im Winterpalast in Petersburg. Georg Schuster, königlicher Hausarchivar, legt eine Auswahl aus dem Briefwechsel des Prinzen Wilhelm des Älteren von Preußen, des jüngsten Sohnes König Friedrich Wilhelms II., und seiner Gemahlin, der Prinzessin Marianne, vor, die Briefe stammen aus den großen Tagen der Erhebung und des Frühjahrsfeldzuges von 1813, den Prinz Wilhelm, ein echter Hohenzoller, im Hauptquartier Blüchers mitmachte. Mit persönlichen Neigungen Friedrichs des Großen beschäftigen sich die beiden folgenden Beiträge: Das Tafelservis des Königs aus der Berliner Porzellan-Manufaktur, von Georg Lenz, z. Z. im Felde, und: die Wohnräume des Königs in Schloß Sanssouci von dem Herausgeber Paul Seidel, Dirigent der Kunstsammlungen in den königlichen Schlössern. Von den Innenräumen des Schlosses hat die Königliche Meßbildanstalt einige vorzügliche photographische Aufnahmen gemacht; ihre Wiedergabe bildet eine besondere Bereicherung des Jahrbuches. Bogdan Krieger berichtet über die Sonderausstellung der Königlichen Hausbibliothek auf der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914, Christoph Voigt betrachtet die Beziehungen des Großen Kurfürsten zu der Stadt Amsterdam. Den Schluß des Textes bilden einige Miscellanea. In Darstellung und Bild wird auch in diesem Band viel geleistet, und wo die Muße vorhanden ist, auf beides einzugehen, wird man sich der reichen Gabe freuen.

Charlottenburg. Franz Fröhlich.

Digitized by Google

Die literarische Form der Briefe Plinius d. J. über den Ausbruch des Vesuvs

von

F. Lillge

II.

Es dürfte klargestellt sein, welche literarische Form Plinius seiner Erzählung vom exitus des Oheims gegeben hat. Doch auch mit ihrem Inhalte verfolgt er ein bestimmtes Ziel; er will nämlich den Oheim als Musterbild des stoischen Weisen feiern. Die Farben zu dem Gemälde entnimmt er Senecas Schriften.

Plinius d. Ä. Handeln zeigt nämlich die Folgerichtigkeit und innere Einheitlichkeit, die seit Zeno (fgm. 120) das formale Prinzip der stoischen Ethik bildet[1]); vgl. Seneca ep. 35, 4 *Profice et ante omnia hoc cura, ut constes tibi. Quotiens experiri voles, an aliquid actum sit, observa, an eadem hodie velis, quae heri: mutatio voluntatis indicat animum natare, aliubi atque aliubi adparere, prout tulit ventus.* ep. 120, 22 *Magnam rem puta unum hominem agere. Praeter sapientem autem nemo unum agit: ceteri multiformes sumus . . . Hoc ergo a te exige, ut, qualem institueris praestare te, talem usque ad exitum serves.* ep. 23, 8. *Pauci sunt, qui consilio se suaque disponant . . . ideo constituendum est, quid velimus, et in eo perseverandum.* Vgl. ep. 31, 8. 34, 4. de vita beata 8, 6. Wenn Plinius dennoch sein consilium zweimal ändert, indem er die Beobachtung des Ausbruches aufgibt, Rectina retten will und dann auch davon absteht, so gilt hierfür der Vorbehalt: *Non mutat sapiens consilium omnibus his manentibus, quae erant, cum sumeret.* Sen. de benef. IV 34, 4.

Auch das innere, seelische Ziel des Handelns[2]), das in dem Worte beschlossen ist: 'der Weise ist allein frei!', hat Plinius erreicht; er ist frei sowohl von den Leidenschaften als vom Zwange der äußeren Dinge. Er hat das πάθος der Furcht[3]) in sich über-

[1]) P. Barth, Die Stoa², Stuttgart 1908, S. 125.

[2]) P. Barth a. a. O. S. 129.

[3]) Nach Zeno fgm. 142 sind die πάθη Unlust, Lust, Furcht, Begierde.

Digitized by Google

wunden und bleibt unbeeinflußt von allen äußeren Vorgängen, die ihm die Fortuna entgegenführt; er tritt ihnen mutig entgegen, selbst dem Tode, und handelt stets nach eigenem Willen und eigener Einsicht. Sein Wesen und Verhalten spiegelt sich in folgenden Sätzen Senecas: *Sapienti non timide nec pedetentim ambulandum est. tanta enim fiducia sui est, ut obviam fortunae ire non dubitet nec umquam loco illi cessurus sit. nec habet, ubi illam timeat.* dial. IX 11, 1. *Quandoque ultimus dies venerit, non cunctabitur ire ad mortem certo gradu.* dial. X 11, 2, vgl. ep. 4, 5. 85, 37. — *neutri se fortunae submittens, supra omnia, quae contingunt accidunt que eminens . . . imperturbatus, intrepidus, quem nulla vis frangat . . . talis animus virtus est* ep. 66, 6. Vgl. de benef. V 3, 2; de clem. II 5, 4; ep. 82, 4; de vita beata 8, 3.

So erreicht der Weise die Freiheit; ep. 51, 9: *quae sit libertas, quaeris? nulli rei servire, nulli necessitati, nullis casibus, fortunam in aequum deducere. quo die illa me intellexero plus posse, nil poterit;* vgl. ep. 80, 4: *Libera te primum metu mortis: illa nobis iugum imponit.*

Die Tugend, die sie ihm sichert, ist die Tapferkeit, das Wissen von dem, was zu fürchten, und was nicht zu fürchten ist, das die Gefahren verachten lehrt; de benef. II 34, 3: *Fortitudo est virtus pericula iusta contemnens aut scientia periculorum repellendorum, excipiendorum, provocandorum.* ep. 88, 29: *fortitudo contemptrix timendorum est. terribilia et sub iugum libertatem nostram mittentia despicit, provocat, frangit* (s. S. 224 Anm. 2 die Bemerkung über *excitant* § 18). Vgl. ep. 67, 6. 85, 28.

Diese Tapferkeit bewährt Plinius (§ 11), und weil er das vermag, hat er auch die Gemütsstimmung gewonnen, die den Weisen auszeichnet, die *securitas* und *hilaritas* (§ 12); vgl. Sen. dial. II 15, 3 *securitas proprium bonum sapientis est.* ep. 113, 27. *Quid est fortitudo? munimentum humanae imbecillitatis inexpugnabile, quod qui circumdedit sibi, securus in hac vitae obsidione perdurat.* nat. quaest. III praef. 12. *Quid est praecipuum? posse laeto animo adversa tolerare . . . quid est praecipuum? animus contra calamitates fortis et contumax.* Vgl. ep. 120, 12.

Durch die Gefahr läßt sich Plinius auch nicht abschrecken, die aus der allgemeinen Menschenliebe abgeleitete Forderung: *alteri vivas oportet, si vis tibi vivere* (Sen. ep. 48, 2)[1]) zu erfüllen und der bedrohten Rectina sowie den Bewohnern der Küste Hilfe zu bringen. Denn der Weise darf sich durch äußeren Zwang nicht hindern lassen, anderen zu nützen: Sen. ep. 85, 38: *ne aliis quidem tunc prodesse prohibetur, cum illum aliquae necessitates premunt.* Freilich kann Plinius seine Absicht nicht ausführen; aber der gute Wille ist das Entscheidende beim εὖ ποιεῖν: Sen. de benef. VI c. 10 u. 11. *Non profuisse te mihi oportet, ut ob hoc tibi obliger, sed ex destinato profuisse — voluntas est,*

[1]) Barth a. a. O. S. 155.

Digitized by Google

quae apud nos ponit officium. Vgl. de benef. I 5, 2. V 19, 8: *mens spectanda est dantis: beneficium ei dedit, cui datum voluit.* Auch die nicht ausgeführte Wohltat ist doch als solche zu rechnen.

Endlich ist Plinius' virtus auch darin durchaus stoisch, daß sie auf intellektualistischer Grundlage ruht[1]). Sein Verhalten wird von der *ratio* bestimmt; sie befähigt ihn, der Gefahr furchtlos entgegenzutreten (§ 16 *quod tamen periculorum collatio elegit. Et apud illum quidem ratio rationem, apud alios timorem timor vicit*). Die Tugend ist 'die konsequente, feste, nie wankende Vernunft selbst' (Zeno fgm. 135); *virtus non aliud quam recta ratio est*, wie Seneca ep. 66, 32 es ausdrückt (vgl. ep. 76, 9—11; ep. 41, 8).

Mit dieser Darstellung des Oheims, wie er als Stoiker die Schrecken eines Vulkanausbruches besteht, will Plinius gewiß zunächst ein Charakterbild entwerfen, das der Wirklichkeit entsprechen soll. Denn Plinius d. Ä. 'bekannte sich zwar nicht ausschließlich zu einer bestimmten philosophischen Lehre, neigte aber in seinen religiösen und philosophischen Ansichten dem Stoizismus zu'[2]). So bewährt Plinius, was er im Leben dachte und lehrte, auch im Tode.

Aber über diese allgemeinen Tugenden des stoischen Weisen hinaus soll Plinius als Ideal des *sapiens* noch im besonderen eine ganz bestimmte Lehre Senecas verkörpern, nämlich die Wahrheit des Satzes: *Ratio terrorem prudentibus excutit,* der sich in den quaestiones naturales VI 2, 1 findet.

Der Zusammenhang, in dem er vorkommt, hat stofflich die engsten Beziehungen zu dem Gegenstande des Pliniusbriefes. In diesem Buche behandelt Seneca die Erdbeben. Er geht im c. 1 von einer Schilderung des Erdbebens aus, von dem am 5. Febr. des Jahres 63 n. C. Campanien und namentlich Pompeii und Herculaneum heimgesucht wurden. Er schildert 'ebenso lebhaft wie wahr den Eindruck der Katastrophe auf das menschliche Gemüt'[3]) und wirft die Frage auf, wie es sich solchen Furchtzuständen gegenüber auf die Dauer verhalten wird. Seine Erörterungen verfolgen, wie auch sonst in den nat. quaest., ein moralisierendes Ziel. Er will zeigen, daß kein Grund vorhanden sei, ein Erdbeben mehr zu fürchten als andere Gefahren (c. 1, 4 *Quaerenda sunt trepidis solacia et demendus ingens timor*). Zu diesem Zwecke führt er aus, daß es infolge der Gebrechlichkeit und Schwäche des menschlichen Körpers gar keiner großen Schrecknisse und gewaltiger Naturereignisse bedarf, um ihm den Untergang zu bringen, daß dafür vielmehr schon geringe Anlässe und Störungen genügen, wie z. B. Ersticken an einem dicken

[1]) Barth a. a. O. S. 160.
[2]) Teuffel, Gesch. d. röm. Litt.[6] § 313, 5.
[3]) W. Capelle, Erdbeben im Altertum, N. Jb. für das klass. Altert. XXI (1908) S. 622.

Digitized by Google

Speichelknoten oder durch Eindringen von Flüssigkeit in die Luftröhre beim Trinken[1]); ein Erdbeben sei also ebenso sehr oder ebenso wenig zu fürchten, wie diese (c. 2, 3 *si vultis nihil timere, cogitate omnia esse timenda*). Um die Furcht vollends zu zerstreuen, werden dann die Ursachen und die von der Forschung bisher vorgebrachten Erklärungen der Erdbeben ausführlich (c. 3 bis 31) behandelt; denn *illud quoque proderit praesumere animo, nihil horum deos facere ... suas ista causas habent* (3, 1). Zum Schlusse (c. 32) stellt Seneca Gründe und Ermahnungen zusammen, die den Mut stärken sollen. Er betont, daß gerade der Gelehrte aus den Wissenschaften, aus der Betrachtung der Natur Kraft der Seele gewinnen könne[2]). Das wirksamste Mittel, um sich gegen die Furcht vor dem Tode zu wappnen, findet er in der Geringschätzung des Lebens und schildert in schwungvollen Worten die Haltung des Weisen selbst den schlimmsten Gefahren gegenüber: *Pusilla res est hominis anima, sed ingens res contemptus animae: hanc qui contempsit, securus videbit maria turbari, etiamsi illa omnes excitaverint venti, etiamsi aestus aliqua perturbatione mundi totum in terras verterit oceanum; securus adspiciet fulminantis coeli trucem atque horridam faciem, frangatur licet coelum et ignes suos in exitium omnium, in primis suum misceat. securus adspiciet ruptis compagibus dehiscens solum, illa licet inferorum regna retegantur. stabit super illam voraginem intrepidus et fortasse quo debet cadere desiliet* (§ 4).

Seneca endet die Betrachtung mit der wiederholten Mahnung an Lucilius, die Todesfurcht zu überwinden: § 9 *Quantum potes itaque, ipse te cohortare, Lucili, contra metum mortis. hic est, qui nos humiles facit*[3]) und § 12 *hoc unum, Lucili, meditare, ne mortis nomen reformides. effice illam tibi cogitatione multa familiarem, ut, si ita tulerit, possis illi et obviam exire.*

Diese Ausführungen Senecas haben Plinius bei der Abfassung seiner beiden Briefe über den Vesuvausbruch nicht etwa nur in unbestimmter Erinnerung im Gedächtnis geschwebt, sondern er hat sie dabei vor Augen gehabt, sie genau gelesen und ihnen für seine Auffassung und Beurteilung der zu erzählenden Ereignisse,

[1]) c. 2, 3 *Ungulculi nos et ne totius quidem dolor, sed aliqua ab latere eius scissura conficit: et ego timeam terras trementes, quem crassior saliva suffocat? ego extimescam emotum sedibus suis mare, et ne aestus maiore quam solet cursu plus aquarum trahens superveniat, cum quosdam strangulaverit potio male lapsa per fauces? quam stultum est mare horrere, cum stillicidio scias te posse perire!*

[2]) c. 32, 1 ... *illa nunc, quae ad confirmationem animorum pertinent, quos magis refert nostra fortiores fieri quam doctiores. sed alterum sine altero non fit. non enim aliunde venit animo robur quam a bonis artibus, quam a contemplatione naturae.* Vgl. 3, 2 *nobis ignorantibus omnia terribiliora sunt ... quare autem quicquam nobis insolitum est? quia naturam oculis, non ratione comprehendimus.*

[3]) Diese Wendung stimmt zu der Lehre Zenos, der fgm. 139 die Furcht als ταπείνωσις der Seele beschreibt.

Digitized by Google

sowie der daran beteiligten Personen entscheidende Anregungen entnommen.

Zunächst verdankt er ihnen, was freilich noch nicht viel besagen will, einige termini zur Bezeichnug der Vorgänge beim Erdbeben wie *terrae motus, ruina*, die ja geläufig waren, aber auch fernerliegende wie:

Sen. 1, 2 *Herculanensis oppidi pars ruit* ~ Plin. 20, 2 *Miseni illud ruisse.*

Sen. 2, 6 *timere nutationem* ~ Plin. 16, 15 *tecta nutabant.*

Sen. 31, 1 *Campania ... quassa quatiebat.* Sen 32, 8 *cum ista quatiantur, quae quatiunt* ~ Plin. 20, 6 *quassatis circumiacentibus tectis.*

Sen. 30, 4 *terrarum tremores* (vgl. 31, 2. 21, 2. 1, 2. 2, 3 *terrae tremunt* ~ Plin. 20, 3. 8. 9 *tremor terrae.*

Einige bei Seneca häufig wiederkehrende, den Vorgang als Ganzes charakterisierende Ausdrücke verwendet auch Plinius:

Sen. 1, 2 *motus ... huius mali* (1, 2 *ingenti malo,* ferner 1, 7. 1, 13. 2, 8) ~ Plin. 16, 10 *omnes illius mali motus.*

Sen. 1, 2 *Nucerinorum colonia ut sine clade, ita non sine querela est.* 1, 10 *adversus istam cladem* ~ Plin. 16, 2 *pulcherrimarum clade terrarum.*

Sen. 30, 4 *mira spectacula* ~ Plin. 16, 5 *miraculum* 20, 8 *multa miranda.*

Einige Sätze und Gedanken bei Plinius lehnen sich deutlich an Seneca an:

Sen. 1, 4 *quaerenda sunt trepidis solacia et demendus ingens timor* (vgl. 2, 1) ~ Plin. 16, 12 *trepidantem consolatur ... utque timorem eius sua securitate leniret.*

Sen. 1, 10 *proinde magnum sumamus animum adversus istam cladem* ~ Plin. 16, 9 *quod studioso animo inchoaverat, obit maximo.*

Sen. 1, 2 *motus, qui Campaniam nunquam securam huius mali ... vastavit*[1]) ~ Plin. 20, 3 *tremor terrae minus formidolosus, quia Campaniae solitus.*

Der etwas geschraubte Gedanke der Einleitung bei Plinius 16, 2 *Quamvis enim pulcherrimarum clade terrarum, et populi et urbis memorabili casu, quasi semper victurus occiderit* ist angeregt durch Senecas Satz 2, 8 *quid habeo, quod querar, si rerum natura me non vult iacere ignobili leto?* (vgl. 2, 7 ... *ut contra, cum sit necessarium e vita exire et aliquando emittere animam, maiore perire ratione iuvet*) und ist im Ausdruck geformt nach dem Vorbilde von Seneca 1, 7 *hoc malum] gentes totas regionesque submersit ... supra nobilissimas urbes ... solum extenditur.*

[1]) Sen. 26, 4 *sic nobilis et huic iam familiaris malo Nicopolis.*

Digitized by Google

Diese Stelle führt zu denjenigen Fällen hinüber, in denen Plinius das von Seneca gebotene Material benützt, aber mit der Kunst der *variatio*[1]) umgestaltet hat.

Der Satz Senecas 1, 1 *Surrentianum Stabianumque litus, ab altera Herculanense conveniunt et mare ex aperto reductum amoeno sinu cingunt* hat den Stoff geliefert für Plin. 16, 12 *Stabiis erat diremptus sinu medio; nam sensim circumactis curvatisque litoribus mare infunditur* — § 9 *amoenitas orae.* Sen. 30, 4 *diductis aedificia angulis vidimus moveri iterumque componi* kehrt umgewandelt und ins Anschauliche umgesetzt wieder in Plin. 16, 15 *crebris vastisque tremoribus tecta nutabant et ... nunc huc nunc illuc abire aut referri videbantur,* wofür sich Plinius offenbar die von Seneca 21, 2 gegebene Erklärung zu nutze gemacht hat: *non sine causa tremorem terrae dixere malores ... nam nec succutiuntur tunc omnia nec inclinantur, sed vibrantur: res minime in huiusmodi casu noxia ... nam nisi celeriter ex altera parte properaverit motus, qui inclinata restituat, ruina necessario sequitur,* und ihre Einwirkung ist auch Plin. 20, 6 zu erkennen: *iam quassatis ... tectis ... magnus et certus ruinae metus.*

Ferner ist der einer sachlichen Erklärung unüberwindliche Schwierigkeiten bereitende Satz Plin. 16, 11 *iam vadum subitum ruinaque montis litora obstantia* nichts anderes als eine recht unglücklich ausgefallene *variatio* der Senecastelle 2, 6 *quid stultius quam timere nutationem aut subitos montium lapsus et inruptiones maris extra litus eiecti.*

Die Wendung, die Seneca 2, 5 vom Meere gebraucht: *emotum sedibus suis mare* ist bei Plin. 16, 15 auf die *tecta* übertragen: *tecta emota sedibus suis.*

Endlich spielt Plinius auf seine Vorlage durch ein Zitat deutlich genug an, indem er ein *lumen orationis* des Seneca wörtlich verwendet. Es steht bei Seneca 2, 6 und lautet: *Nullum solacium maius est mortis quam ipsa mortalitas,* und Plinius, der Neffe, tröstet sich (20, 17) in dem vermeintlich bevorstehenden allgemeinen Untergange *misero, magno tamen mortalitatis solacio*[2]).

[1]) Von Quintilian X 5, 5 kurz und treffend erklärt als *circa eosdem sensus certamen et aemulatio;* auch Plinius hat dieses Verfahren selbstverständlich gekannt und geübt, vgl. ep. III 13. Siehe F. Leo, de Stati silvis, Ind. lect. Gotting. 1892 S. 9ff., Peter, Wahrheit und Kunst S. 432ff., Ed. Stemplinger, Das Plagiat i. d. griech. Literat., Leipzig 1912, S. 118ff., S. 241—275. — Das Ergebnis der *variatio* ist bei Plinius ganz so, wie es Seneca ep. 79, 6 angibt: *Multum interest, utrum ad consumptam materiam an ad subactam accedas: crescit in dies et inventuris inventa non obstant. Praeterea condicio optima est ultimi: parata verba invenit, quae aliter instructa novam faciem habent.*

[2]) Kukula erklärt in seinem Kommentar (3. Aufl.) S. 67 die Stelle ganz falsch; er bezieht *misero* auf *mecum* und übersetzt 'mit mir Armem', während es Attribut zu *solacio* ist, wie *tamen* zeigt. Die Worte *magno tamen mortalitatis solacio* übersetzt Kukula 'trotz alledem zu großem Troste ob des (befürchteten) Endes', und Bardt S. 335 ebensowenig richtig 'einen Trost für den Sterblichen'; *mortalitatis* ist vielmehr als sog. genet. epexegeticus aufzufassen,

Digitized by Google

Die Haltung gegenüber furchtbaren Naturereignissen, wie Erdbeben, Ausbrüchen eines Vulkans, die Seneca in seinen Betrachtungen von dem Weisen gefordert hatte, nimmt nun Plinius d.Ä. nach der Darstellung des Neffen wirklich ein; er erfüllt die von Seneca gestellten Bedingungen: er ist ein *eruditus* (§ 7)[1]), der sich der *contemplatio naturae* widmet (§ 10; vgl. Sen. 3, 2; 32, 1 s. S. 276 Anm. 2); er begegnet allen Schrecknissen furchtlos und tapfer, weiß sogar anderen in ihrer Furcht Trost zu spenden und geht selbst dem Tode mutig entgegen. Sein Verhalten ist also in der Tat ein Beleg für die Richtigkeit des Satzes: *Ratio terrorem prudentibus excutit* (Sen. 2, 1; vgl. Plin. 16, 16 *apud illum quidem ratio rationem, apud alios timorem timor vicit*). Schließlich trifft auf seinen Tod auch zu, was Seneca c. 2, 3ff. und 32, 3 auseinandersetzt (s. S. 276), daß nämlich ein ganz geringfügiger Anlaß dem Menschen den Untergang bringen könne. Plinius findet sein Ende nicht eigentlich durch die gewaltigen, elementaren Ereignisse selbst, sondern durch einen Erstickungsanfall (§ 19), der ihn infolge seiner Konstitution auch bei jeder anderen, viel ungefährlicheren Gelegenheit hätte treffen können.

So soll Plinius ein *παράδειγμα* für die Leser sein; sie sollen von ihm lernen, wie man die Todesfurcht überwindet, und damit dient die Erzählung von seinem *exitus* dem von der Geschichtschreibung geforderten moralischen Nutzen[2]), und die Idealisierung des Helden kommt zugleich dem tragischen Stil der Erzählung zugute; vgl. Aristot. a. p. 15 p. 1454b 8 *ἐπεὶ δὲ μίμησίς ἐστιν ἡ τραγῳδία βελτιόνων, ἡμᾶς δεῖ μιμεῖσθαι τοὺς ἀγαθοὺς εἰκονογράφους· καὶ γὰρ ἐκεῖνοι ἀποδιδόντες τὴν ἰδίαν μορφὴν ὁμοίους ποιοῦντες καλλίους γράφουσιν.*

ep. VI 20

Die Erläuterung des zweiten Briefes wird kürzer gehalten werden dürfen, da Anlage und Ausführung der Erzählung in vielen Punkten der des ersten ähnelt, obgleich Plinius, wie sich herausstellen wird, hier ein anderes Ziel verfolgt als dort.

Die *σαφήνεια* der Erzählung ist wieder durch klare und sorgfältige Gliederung des Stoffes erreicht; da hierfür dieselben Prinzipien bestimmend gewesen sind wie im ersten Briefe, kann sogleich das vollständige Schema gegeben werden.

---

wie eben die Senecastelle lehrt. *Solacium mortalitatis* bedeutet also 'Der in der Sterblichkeit liegende, enthaltene Trost'. Von 'Humor', wie Kukula meint, ist in der Stelle keine Spur. Bei der Erläuterung von ep. VI 20 wird auf die Stelle zurückzukommen sein. Dort werden auch noch weitere für diesen Brief wichtige Beziehungen zu Seneca nat. quaest. VI zu behandeln sein.

[1]) Diese Andeutung genügte; denn jeder Leser der Briefe kannte die naturalis historia des Plinius, und wer nichts davon wußte, konnte davon aus ep. III 5 etwas erfahren.

[2]) Vgl. Scheffler a. a. O. S. 72ff., Peter, Wahrheit und Kunst, Register s. v. 'Nützlichkeitsprinzip der Geschichtschreibung'.

Digitized by Google

I. Akt = § 2 *Profecto* — § 5 . . . *excerpo.*
Plinius bleibt mit seiner Mutter ungestört im Hause.
1. = § 2.
a) *Profecto avunculo*[1]).
Der Oheim ist aufgebrochen.
b) *ipse* — *brevis.*
Plinius verbringt den Rest des Tages mit Studien und hat nach Bad und Mahlzeit eine kurze Nachtruhe.
2. = § 3—5 . . . *excerpo.*
a) = § 3.
Das Erdbeben nimmt während der Nacht zu.
b) = § 4—5 *excerpo.*
α) *Inrumpit* — *excitaturus.*
Plinius und seine Mutter wecken sich gegenseitig.
β) *Resedimus* — *excerpo.*
Sie setzen sich im Hofe nieder; Plinius exzerpiert aus Livius.

II. Akt = § 5 *Ecce* — § 8 *consistimus.*
Plinius mit seiner Mutter und eine große Volksmenge verlassen die Stadt.
1. § 5 *Ecce* — § 6 . . . *in librum.*
a) — § 5 *corripit.*
Der Freund kommt und schilt.
b) *Nihilo segnius* — *librum.*
Plinius bleibt bei seiner Arbeit.
2. § 6 *Iam hora* — § 8 *consistimus.*
a) *Iam* — *ruinae metus.*
Die Nachbargebäude wanken, und es droht der Einsturz des eigenen Hauses.
b) § 7 *Tum demum* — § 8 *consistimus.*
α) Plinius verläßt mit seiner Mutter, begleitet von der Masse die Stadt.,
β) *Egressi tecta consistimus.*
Der Zug macht außerhalb der Gebäude Halt.

III. Akt = § 8 *Multa ibi* — § 12 *moretur.*
Beim Auftauchen einer Wolke wird die Flucht fortgesetzt.
1. *Multa ibi* — § 11 *periculo aufertur.*
a) — § 9 *maiores erant.*
Mancherlei Schrecknisse treten auf:
α) Hin- und Herrollen der Wagen,
β) Zurücktreten des Meeres,
γ) eine dunkle, von Flammen und Blitzen durchzuckte Wolke.
b) § 10 *Tum vero* — § 11 *aufertur.*
Der Freund mahnt vergeblich zur Flucht und eilt davon.

[1]) Diese beiden Worte bilden einen Abschnitt für sich; sie knüpfen an XVI 9 an und setzen die dort erreichte Situation voraus.

Digitized by Google

2. § 11 *Nec multo post* — § 12 *moretur.*

a) § 11 — *abstulerat.*

Die Wolke senkt sich herab und verdeckt die ganze Umgebung.

b) § 12 *Tum mater* — *moretur.*

α) — *non fuisset.*

Die Mutter bittet Plinius, zu fliehen.

β) *Ego contra* — *moretur.*

Plinius erklärt, nur mit ihr gemeinsam sich retten zu wollen, und zwingt die Widerstrebende, mit ihm zu gehen.

IV. Akt = § 13—15.

Die Wolke erreicht die Fliehenden und erregt große Bestürzung.

1. § 13 *Iam cinis* — *obteramur.*

a) — *sequebatur.*

Es fällt Asche, und das Dunkel kommt im Rücken bedrohlich näher.

b) *Deflectamus* — *obteramur.*

Plinius biegt mit der Mutter vom Wege ab.

2. § 14 *Vix consederamus* — § 15 *nuntiabant.*

a) — *lumine extincto* § 14.

Dunkle Nacht umfängt sie.

b) *Audires ululatus* — § 15 *nuntiabant.*

α) *Audires* — *noscitabant.*

Frauen, Kinder, Männer schreien durcheinander; die Verwandten suchen einander.

β) *hi* — *interpretabantur.*

Manche jammern, andere brechen in Äußerungen der Verzweiflung aus.

γ) *Nec defuerunt* — *nuntiabant.*

Andere steigern die Furcht durch erdichtete Schrecknisse, manche verbreiten falsche Gerüchte über Unglück in Misenum.

V. Akt = § 16—20 *nuntius.*

Eine Besserung der Lage ermöglicht die Rückkehr nach Misenum.

1. § 16 *Paulum reluxit* — § 17 *credidissem.*

a) — *multus et gravis* § 16.

Licht leuchtet auf; das Feuer bleibt zwar in der Entfernung, aber wieder fällt Dunkelheit ein, dichter Aschenregen.

b) § 16 *Hunc identidem* — § 17 *credidissem.*

Sie schütteln sich die Asche ab, Plinius meint aber, ihnen allen stehe der Untergang bevor.

2. § 18 *Tandem illa caligo* — § 20 *nuntius.*

a) — § 18 *nive obducta.*

Das Tageslicht kehrt allmählich zurück, aber es bleibt fahl; alles erscheint verändert, mit tiefer Asche wie mit Schee bedeckt.

Digitized by Google

b) § 19 *Regressi Misenum* — § 20 *nuntius.*

α) — § 19 *ludificabantur.*

Nach Misenum zurückgekehrt, verbringen sie die Nacht bei fortdauerndem Erdbeben in Furcht.

β) § 20 *Nobis tamen — nuntius.*

Sie verlassen Misenum nicht eher, als Nachricht von dem Oheim eintrifft.

Über die *συμμετρία* und die *πιθανότης* der Erzählung könnte nur das selbe gesagt werden wie beim ersten Briefe. Der einzige Unterschied ist der, daß Plinius hier Selbsterlebtes als Augenzeuge berichtet, sich also nicht auf Erkundigungen bei zuverlässigen Zeugen zum Beweise der Glaubwürdigkeit zu berufen brauchte, wie XVI 22.

Auch sonst sind die selben Kunstmittel verwendet wie im ersten Briefe. Zum *ἦν* wird die Erzählung durch Konzentration des Interesses auf Plinius; was aus dem amicus geworden ist, wie sich der Volkshaufe nach der Rückkehr nach Misenum wieder zurechtgefunden hat, wird nicht erzählt. Aber die Konzentration ist nicht so weit getrieben wie in XVI; Plinius ist nicht in derselben Weise der alles beherrschende Held, wie dort der Oheim. Neben ihm bleibt für den amicus Raum genug zur Betätigung (§ 5, 10), die Mutter spielt ihre Rolle durch die ganze Erzählung hin, und auf dem Höhepunkte der Gefahr verschwindet Plinius für eine Weile ganz, die Volksmasse agiert allein (§ 14). Für diese Abweichung wird eine Erklärung gegeben werden müssen.

Die *ἀρχή* der Erzählung wird der aristotelischen Regel gerecht: der Aufbruch des Oheims bestimmt das weitere Verhalten des Neffen; was ihm vorangegangen ist, ist für diesen Zusammenhang ohne Bedeutung. Die *τελευτή* ergibt sich folgerecht aus den vorausliegenden Vorgängen; der Sorge um den Oheim hatten ja bisher alle Gedanken gegolten; daher ist es innerlich begründet, wenn Plinius nach Misenum zurückkehrt und dort verweilt, bis Nachricht über ihn eintrifft. Danach konnte nichts Wesentliches mehr geschehen; die Auffindung der Leiche war im ersten Briefe berichtet. Durch ein feines Mittel hat Plinius übrigens *ἀρχή* und *τελευτή* aneinandergeknüpft, durch das Wort *avunculus* (§ 2 *profecto avunculo*, § 7 *donec de avunculo nuntius*); er ist das A und O, der ideelle Mittelpunkt der Geschichte.

Pathetische Wirkung wird wieder erstrebt. Die Schrecknisse selbst werden ausgemalt, ihre Wirkungen bei allen Beteiligten eindringlich gezeigt, wobei übrigens die selbe Zurückhaltung geübt wird wie in XVI., doch bleibt der Eindruck des *φοβερόν* hinter dem des ersten Briefes zurück, da die Gefahr, nachdem sie einen Höhepunkt erreicht hat (§ 14), allmählich abnimmt. Auch das Mitleid des Lesers ist allen von dem Unheil Betroffenen sicher, wenn auch in verschiedenem Maße, aber es erreicht nicht die tragische Tiefe, da alle sich retten können; und

Digitized by Google

es fehlt auch ganz das erhebende Moment, da keiner, auch Plinius nicht, der drohenden Vernichtung mit Größe gegenübertritt. Dieser geringere pathetische Gehalt liegt im Stoffe selbst begründet, wird aber gerade darum auch die künstlerische Form bestimmt haben und wird aus ihr erklärt werden müssen.

Über die feine Kunst, mit der die ἐνάργεια in den Dienst der pathetischen Wirkung gestellt ist, könnte das beim ersten Briefe Gesagte nur wiederholt werden, und der Gegenstand könnte doch ohne genaues Eingehen auf die Künste der λέξις im einzelnen nicht erschöpft werden, was eine Aufgabe für sich wäre[1]). Es sei nur darauf hingewiesen, daß hier die ἔκφρασις der Naturerscheinungen von einem anderen Standpunkte aus, nämlich aus größerer Entfernung vom Vesuv, gegeben wird, und damit die Beschreibung des ersten Briefes in wesentlichen Punkten ergänzt wird, so z. B. in der Beschreibung des Erdbebens (§ 3, § 6) und seiner Wirkungen (§ 8, § 19). Ein besonderes Meisterstück ist die ἔκφρασις der Wolke in ihrem Auftauchen (§ 9, 11, 13), ihrer furchtbaren Nähe (§ 14) und ihrem allmählichen Verschwinden (§ 16, 18). Besonderer Wert ist auch hier auf die Vergegenwärtigung der Wirkung der Lichterscheinungen und des Dunkels auf das Auge gelegt, und wieder wird das Ungewöhnliche des Vorganges dem Leser durch Vergleiche nahe gebracht, die seiner Anschauung aus der Erfahrung des Lebens geläufig sind (§ 13 *caligo, quae nos torrentis modo infusa terrae sequebatur*, § 14 *nox, non qualis inlunis aut nubila, sed qualis in locis clausis lumine extincto*).

Ebenso entstehen lebendige Bilder von dem Verhalten der Personen und den Situationen, in denen sie sich befinden. Ihre Bewegungen und Tätigkeiten werden genau angegeben (vgl. z. B. § 4 *Inrumpit cubiculum meum mater, resedimus* § 5 *Posco librum — excerpo*, § 7 *egressi tecta consistimus*, § 11 *Non moratus ultra proripit se*, § 12 *mater orare, hortari, iubere [ἀσύνδετον* und *κλῖμαξ], manum eius amplexus addere gradum cogo*, § 14 *vix consederamus*, § 16 *hunc identidem adsurgentes excutiebamus*).

Ihre Motive werden erschöpfend mitgeteilt, und so erlebt der Leser die unruhvolle Ruhe im Hause, die Furcht beim Aufbruche, das Staunen über die merkwürdigen Vorgänge im Freien, die Aufregung beim Nahen der Wolke, das heftige Drängen des Freundes, den Kampf zwischen Mutter und Sohn um die Rettung, das wirre Durcheinander im Nachtdunkel, das Aufatmen und die Erleichterung beim Schwinden der Gefahr, die erneute Spannung in der Nacht wie gegenwärtig mit. Ein ausgezeichnetes Glanzstück ist die ἔκφρασις der Panik unter der Volksmasse. Plinius beobachtet sie wie der Zuschauer eine erregte Volksszene auf der Bühne, nachdem er selbst vorher vom Schauplatz der Handlung zurückgetreten ist (§ 14). Im Finstern ist nichts zu sehen, man kann nur hören

[1]) Für den ersten Brief sind oben einige Beispiele gegeben; der zweite würde gleichartigen Stoff liefern.

Digitized by Google

(*audires*); erst ein unklares, unbestimmtes Stimmengewirr, aus dem sich dann bestimmte Äußerungen sondern lassen; drei zweigeteilte Gruppen (s. S. 281 IV. Akt 2b) kann man unterscheiden, der Inhalt der Rufe wird immer bedrohlicher, immer verzweifelter. Der Reichtum dieser ἔκφρασις kommt erst ganz zum Bewußtsein, wenn man sie mit ähnlichen Schilderungen, etwa mit Lucr. III 79ff. oder Ovid met. VII 604 vergleicht[1]).

Auch die Vereinigung der kausalen Verbindung der Ereignisse mit dem Unerwarteten findet sich wieder. Die a-Szenen geben jedesmal die Ursache, denen in den b-Szenen die Wirkung folgt, ganz wie in XVI. Dabei fehlt wieder den Vorgängen der a-Reihe der innere Zusammenhang, weil sich die Fortuna in ihnen auswirkt; dagegen die Ereignisse der b-Reihe zeigen nicht dieselbe Geschlossenheit wie in XVI, weil hier nicht ein Träger der Handlung in ihnen allen auftritt, sondern neben dem Hauptspieler Plinius die Mutter (§ 4, § 12) oder die Volksmasse (§ 7, § 19) handelt und in zwei Szenen, in § 10 der Freund, in § 14 das Volk, sogar ein anderer Spieler an seine Stelle tritt.

Auf das ἀπροσδόκητον ist das Ganze der Erzählung angelegt — die Rettung aus der Gefahr kommt unerwartet —, und auch im einzelnen treten lauter überraschende Wendungen ein. In welcher Weise sie die τύχη durch die Erscheinungen des vulkanischen Ausbruches hervorzubringen weiß, braucht nicht besonders dargelegt zu werden, wohl aber verdienen die παράδοξα im Verhalten der Handelnden eine nähere Betrachtung. Der Oheim ist zu einem gefahrvollen Unternehmen aufgebrochen; man sollte annehmen, daß der Neffe lebhaften Anteil daran nimmt, aber er bleibt bei seinen Studien, verbringt den Tag in gewohnter Weise und geht zur Ruhe (§ 2). Das heftiger werdende Erdbeben jagt Mutter und Sohn vorzeitig auf; sie sollten jetzt fliehen, aber — sie setzen sich in den Hof, und Plinius setzt seine Studien fort (§ 3—5). Der amicus tadelt — mit Recht — ihre *patientia* und securitas; das müßte eigentlich Eindruck machen, aber — Plinius läßt sich dadurch nicht stören und bleibt bei seinem Buche (§ 5—6). Endlich haben sie sich entschlossen die Stadt zu verlassen; man erwartet, daß sie es allein tun, um rascher fort zu kommen, und daß sie sich möglichst beeilen, aber — die Menge schließt sich ihnen an, und sie machen Halt (§ 7—8). Die dringende Aufforderung des Freundes zur Flucht, die er durch den Hinweis auf die Denkweise des Oheims besonders eindrucksvoll

[1]) Plin. § 14 *erant, qui metu mortis mortem precarentur* hat auch inhaltlich und formal Verwandtschaft mit den genannten Stellen; vgl. Lucr. 79:

et saepe usque adeo mortis formidine vitae
percipit humanos odium lucisque videndae,
ut sibi consciscant maerenti pectore letum.

Ov. 604:

mortisque timorem
morte fugant ultroque vocant venientia fata.

[Sen. de brev. vitae 16, 2 *mortem saepe ideo optant, quia timent.*]

Digitized by Google

zu machen weiß, sollten sie beachten, aber — sie weisen sie ab, und auch sein eigenes Beispiel ändert ihren Entschluß nicht (§ 10). Es wäre begreiflich, wenn Plinius der Bitte der Mutter, sich allein zu retten, nachgäbe, aber — er zwingt sie, mit ihm zusammen fort zu eilen (§ 12). Bei der Bedrohung durch die Wolke im Rücken würde man erwarten, daß sie in der eingeschlagenen Richtung möglichst rasch weiter liefen, aber — sie biegen vom Wege ab (§ 13). Man ist jetzt gespannt, was aus Plinius und seiner Mutter wird, ob die Wolke sie verschlingt und vernichtet, aber — gerade hier hört man von diesen beiden nichts, nur das wirre Geschrei der Volksmenge ertönt, die nun auch ihrerseits das Unerwartete tut; statt an Rettung zu denken, ruft sie durcheinander und führt törichte und frivole Reden (§ 14—15). Vor dem dann nahenden Feuer flieht Plinius nicht, sondern — er klopft sich in aller Ruhe die Asche ab und setzt sich nieder (§ 16). Nach der Rückkehr des Tageslichtes flieht er nicht weiter, sondern geht nach Misenum zurück. Das fortdauernde Erdbeben versetzt ihn zwar in Furcht, aber weder diese noch die wahnsinnigen Reden der Menge bestimmen ihn, wegzugehen, sondern er bleibt und wartet eine Nachricht über seinen Oheim ab (§ 19—20).

Die Steigerung in der Darstellung der Gefahr ist hier anders angelegt als in XVI. Sie zeigt zunächst eine bis zu einem Höhepunkte gleichmäßig ansteigende Linie. Schon seit Tagen währt das Erdbeben, indessen ohne Schrecken zu erregen, da es für Campanien etwas Gewohntes ist (§ 3). In der Nacht wächst es zu großer Heftigkeit an (§ 3), ist aber noch nicht eigentlich bedrohlich. Erst am nächsten Morgen tritt die Gefahr des Einsturzes des Hauses nahe (§ 6 *magnus et certus ruinae metus*). Jetzt werden die Schrecken des Erdbebens unmittelbar erlebt (§ 8 *Multa ibi miranda, multas formidines patimur*), und zwar in lebhaftem Fortschritt vom Verwunderlichen (*miranda*) zum Entsetzlichen (*formidines*): erst das Vor- und Zurückrollen der Wagen, dann das Zurücktreten des Meeres, endlich die dunkle, von Flammen und Blitzen durchzuckte Wolke. Sie bleibt einstweilen noch in der Ferne und wirkt als gewaltiges Schauspiel (§ 9). Doch bald verkörpert sich in ihr die eigentliche Gefahr, und rasch zeigt sie ihre Furchtbarkeit. Eben hat sie sich auf Erde und Meer niedergesenkt und die Umgegend den Blicken entzogen (§ 11), da drängt sie schon mit unwiderstehlicher Gewalt im Rücken heran (§ 13), und im nächsten Augenblick hüllt alle undurchdringliches Dunkel ein (§ 14).

Hier ist der Höhepunkt erreicht, die Linie senkt sich wieder. Es wird etwas heller (§ 16), das Feuer macht in einiger Entfernung Halt; die Lage ist also besser geworden, wenn auch Dunkelheit und Aschenregen wiederkehren (§ 16). Endlich lockert sich der Qualm, das Tageslicht, ja die Sonne erscheint wieder (§ 18), und obwohl in der Nacht noch Erdbeben verspürt wird (§ 19), ist die Gefahr jetzt vorüber.

Digitized by Google

Das Verhalten der Personen gegenüber der Gefahr zeigt keine so einfachen Linien der Steigerung wie in XVI, wo neben der zunehmenden Furchtlosigkeit des Helden die immer heftiger sich äußernde Furcht der übrigen herlief. Eine Steigerung ist freilich auch hier vorhanden. Am wenigsten Erregung zeigt die Mutter; sie behält von Anfang bis zu Ende die gleiche *patientia* (§ 5) bei. Sie handelt nicht selbständig. Die einzige Regung eigenen Willens, als sie den Sohn bittet, sich zu retten, ist zu schwach, um sich durchzusetzen (§ 12); von nun an folgt sie den Weisungen (§ 13) und dem Beispiele des Sohnes (§ 14 *conse-deramus*, § 16 *excutiebamus*, § 19 *exegimus*, § 20 *nobis . . . abeundi consilium*). Von dem πάθος der Furcht bewegt ist der Freund. Er ist gleich anfangs von Besorgnis erfüllt und versucht, sie den übrigen mitzuteilen (§ 5). Beim Erscheinen der Wolke werden seine Mahnungen dringender, weil die Furcht gestiegen ist, und als sie vergeblich bleiben, denkt er nur an die eigene Rettung. Furcht in der ausgeprägtesten Form bewegt die Masse. Sie ist von vornherein von Entsetzen erfaßt (§ 7 *attonitum, in pavore*) und folgt, eigener Entschließung nicht fähig, fremdem Beispiel. In diesem Zustande bleibt sie bis zum Schluß. Auf dem Höhepunkte der Gefahr bricht volle Panik aus (§ 14), und selbst als sie vorüber ist, gebärdet sich die Menge wie Wahnsinnige (§ 19). So ist eine Steigerung vorhanden, sie ergibt sich aber erst durch vergleichende Betrachtung, begleitet nicht etwa fortschreitend die Handlung, wie in XVI, vielmehr tritt z. B. das Entsetzen der Masse schon bei dem ersten Auftreten der Gefahr ein und hält sich auf gleicher Höhe (§ 7), während die patientia der Mutter sich auf allen Stufen der Handlung gleich bleibt, oder die Besonnenheit des Plinius (§ 13) neben der wilden Aufregung der Masse steht. So vermag die Steigerung hier auch nicht die gleiche Spannung zu erzeugen, wie in XVI, um so weniger, als an Plinius' Verhalten selbst keine Steigerung zu beobachten ist, sondern ein innerer Kampf, ein Auf und Ab, wie später gezeigt werden soll.

Man kann auch nicht sagen, daß Plinius mit der selben Schärfe des Gegensatzes, wie der Oheim, zu den übrigen Personen in Kontrast gestellt ist, so daß diese die Folie für ihn bildeten. Das ist schon darum nicht der Fall, weil auch Plinius von Furcht bewegt wird (§ 6, § 19); immerhin fehlt es nicht ganz an Gegensätzen. Plinius' Gleichgiltigkeit im Anfange (§ 5), seine Ruhe später (§ 10) stechen stark ab gegen die Aufgeregtheit des Freundes, seine Entschlußfähigkeit (§ 7 *Tum demum excedere oppido visum*) gegen das blinde Mitlaufen der Masse (§ 7 *sequitur vulgus attonitum*), seine Besonnenheit (§ 13, § 16, § 20) gegen ihre sinnlose Verzweiflung (§ 14) und wahnsinnige Verwirrung (§ 19).

Beginn und Schluß der Erzählung sind, wie in XVI, zueinander in Kontrast und hier zugleich in Parallele zueinander

Digitized by Google

gebracht. Plinius und seine Mutter kehren in das Haus zurück, in dem sie sich zu Beginn aufgehalten haben, die Situation des Anfanges scheint also wiederhergestellt zu sein; aber die Stimmung ist anders geworden. Statt der Gleichgültigkeit herrscht jetzt zwischen Furcht und Hoffnung geteilte Spannung (§ 19 *suspensam dubiamque noctem spe ac metu exegimus*). Dort hatte sich der Oheim zu einer voraussichtlich kurzen Fahrt entfernt, was zunächst keinen tieferen Eindruck gemacht hat, hier kommt die Nachricht von seinem Tode, die so erschütternd wirkt, daß Plinius in vielsagender reticentia[1]) den näheren Inhalt der Botschaft nicht mitzuteilen wagt (§ 20 *donec de avunculo nuntius*). Im übrigen war eine reichlichere Kontrastierung der Situationen wegen der Steigerung und dann der Abnahme der Gefahr ausgeschlossen.

Daß die Erzählung, wie XVI, in Szenen und fünf Akten nach dem Vorbilde des Dramas komponiert ist, ergibt die schematische Übersicht (s. S. 280ff.). Einige Szenen haben mehr dramatisches Leben aufzuweisen als im ersten Briefe, weil neben Plinius auch andere Personen eine Rolle spielen und ihm gegenüber in Aktion treten: Der Freund sucht Plinius und seine Mutter aus ihrer Ruhe aufzurütteln (§ 5), aber er ändert nichts an der Lage; er will sie zur Flucht bewegen — und hier belebt direkte Rede die Erzählung — aber er wird abgewiesen. Zu wirklich dramatischem Kampf zweier Willensrichtungen kommt es in der Szene zwischen Mutter und Sohn (§ 12).

Das ändert aber nichts an dem undramatischen Gesamteindruck des Ganzen, ja er ist hier noch weniger dramatisch als in XVI. Denn auch hier lenkt die τύχη alles nur aus verborgenem Hintergrunde; sie wird nur in ihren Äußerungen fühlbar, sie bleibt ganz unpersönlich und ist ungeeignet, den Träger einer Handlung abzugeben; sie liefert wieder nur die Bühnendekoration. Dazu entfaltet sie hier nicht einmal ihre volle Kraft; sie läßt ihre Schrecknisse eine Weile spielen, beruhigt sich dann aber wieder. Ferner ist die Gegenwirkung des Helden weit schwächer als in XVI. Plinius d. J. nimmt, im Gegensatze zu seinem Oheim, nirgends den Kampf mit der Fortuna auf, ja er verfolgt überhaupt kein Ziel, wie jener, sondern läßt sich von den Ereignissen treiben.

Die fünf Akte haben ganz bestimmte und klare Funktionen für die Handlung. Der erste Akt gibt die Exposition; die erste Szene (§ 2) führt in die Situation im allgemeinen ein, die zweite (§ 3—5 *excerpo*) fügt das wichtige Moment der durch das Erdbeben drohenden Gefahr hinzu. Der zweite Akt bringt das 'erregende Moment'; in der ersten Szene (§ 5 *ecce* — § 6 *intentus in librum*) bleibt der Tadel des Oheims unwirksam; die Situation ändert sich nicht; erst in der zweiten Szene (§ 6 *Iam hora* —

[1]) Vgl. Quintil. IX 2, 54 *Ἀποσιώπησις, quam Cicero reticentiam appellat, ostendit ... aliquid sollicitudinis et quasi religionis.*

Digitized by Google

§ 8 *consistimus*) kommt die Handlung durch den Entschluß, das Haus zu verlassen, in Gang, aber auch sogleich wieder zum Stillstand (*consistimus*). Die Schlußszenen des ersten und des zweiten Aktes sind zweiteilig (s. die Übersicht I 2 b $\alpha\beta$ und II 2 b $\alpha\beta$); in dieser formalen Übereinstimmung kommt die Gleichheit in der Funktion der beiden Akte als der beiden Vorstufen zur eigentlichen Handlung zum Ausdruck und zugleich der Gegensatz im Inhalte der sie abschließenden Situationen, der Ruhe dort, der Aufregung und Bewegung hier. Der dritte und vierte Akt lassen die Handlung 'ansteigen' bis zum Höhepunkt, aber auch nur zögernd. Die *miranda* und *formidines* der ersten Szene (§ 8 *Multa ibi* — § 11 *periculo aufertur*) veranlassen nur den Freund zum Handeln, — er flieht — Plinius und seine Mutter bleiben noch. Erst in der zweiten Szene (§ 11 *nec multo post* — § 12 *moretur*) entschließen sie sich, fortzueilen. Im vierten Akte geht die Entwicklung rascher vonstatten. In der ersten Szene (§ 13) rückt die Wolke schnell näher, und Plinius verläßt mit seiner Mutter die Straße, um im Dunkel nicht von dem Haufen zertreten zu werden. Im nächsten Augenblick (zweite Szene = § 14, 15) hat die Wolke sie erreicht, und die Panik bricht unter der Masse aus, während Plinius und die Mutter eine Weile vom Schauplatz verschwinden. Die Gefahr und die Angst haben den höchsten Punkt erreicht. Daß der dritte und der vierte Akt als eine Einheit, nämlich als steigender Teil der Handlung, gedacht sind, zeigt die formale Ausgestaltung der Anfangsszene des dritten und der Schlußszene des vierten Aktes (§ 8 *Multa* — 9, § 14 *Audires* — § 15; vgl. die Übersicht = III 1 a $\alpha\beta\gamma$ und IV 2 b $\alpha\beta\gamma$); beide sind dreiteilig.

Die Handlung kommt also langsamer in Gang und erreicht später den Höhepunkt als in XVI; er liegt erst im vierten Akte, nicht wie dort schon im dritten. Außerdem liegt der Höhepunkt niedriger, und der Abstieg ist dementsprechend kürzer; er erfolgt im fünften Akte in zwei Stufen: in der ersten Szene (§ 16, 17) wird es heller, die Gefahr ist freilich noch nicht ganz geschwunden, aber das Leben ist nicht mehr bedroht. In der zweiten Szene (§ 18—20) kehrt das Tageslicht endlich wieder, so daß man nach Misena zurückkehren kann. Wenn die Erde in der Nacht auch noch bebt, man ist gerettet.

Daneben ist das Drama nach aristotelischer Vorschrift zweigeteilt in *δέσις* und *λύσις*. Akt I—III (§ 2—12) füllt die *δέσις* aus. Wäre Plinius mit dem Freunde geflohen, so wäre er der Gefahr entronnen; erst dadurch, daß er bleibt, wird er in die Gefahr mit verwickelt. Als er mit der Mutter forteilen will, ist es schon zu spät. In Akt IV und V (§ 14—20) ist die *λύσις* enthalten. Denn in demselben Augenblicke, in dem die Gefahr aufs höchste gestiegen ist, setzt auch schon die Rettung ein, die *μετάβασις ἐξ ἀτυχίας εἰς εὐτυχίαν*. Denn dadurch, daß sich Plinius und die Mutter abseits vom Wege niedergesetzt haben, entgehen sie der Gefahr, zertreten zu werden, und die Wolke selbst ist nicht so

Digitized by Google

furchtbar, wie es schien. Sie birgt außer dem Dunkel keine eigentliche Gefahr. Wie die λύσις zu Ende geführt wird, ist oben kurz angedeutet. Wie in XVI sind die Abschlüsse von λύσις und δέσις (in der Übersicht III 2 b = § 11 *nec* — § 12 und V 2 b = § 19, 20) durch die Form — sie sind zweiteilig (α, β) — und durch den Kontrast des Inhaltes in Beziehung zueinander gebracht: dort streiten Mutter und Sohn miteinander um die Rettung, die Mutter will gern sterben, um dem Sohne das Leben zu erhalten, der Sohn will ohne die Mutter nicht leben; hier sind beide gerettet und harren gemeinsam auf Kunde von dem Oheim.

Eine Tragödie kann man die Erzählung nicht nennen, denn sie endet nicht mit einer tragischen Katastrophe, und eine ἁμαρτία des Trägers der Handlung ist auch nicht vorhanden. Dennoch vereinigt auch sie, wie XVI, wenigstens drei der von Aristoteles festgestellten Gattungen der Tragödie in sich: sie ist παθητική, denn sie erregt Furcht und Mitleid, ohne allerdings diese Gefühle bis zur κάθαρσις τῶν τοιούτων παθημάτων auszuschöpfen; sie ist τερατώδης; denn sie führt *multa miranda* (§ 8) vor; sie ist ἠθική, denn die Handlung ruht auf den Charakteren[1]).

Nach alledem läge die Annahme nahe, daß Plinius auch den zweiten Brief, da er im wesentlichen in derselben Weise wie der erste komponiert und mit denselben Kunstmitteln gearbeitet ist, als ein Stück taciteischer Geschichtschreibung habe gestalten wollen, zumal auch dieser Brief an Tacitus gerichtet ist.

Allein so zu schließen wäre übereilt. Plinius selbst lehnt es ja bestimmt und wiederholt ab, daß dieser Brief als Geschichtschreibung aufgefaßt werde (XVI 21 *sed nihil ad historiam*, XX 20 *haec nequaquam historia digna*). Als was ist er also sonst gemeint? Plinius weist den Weg zum Verständnis der Kunstform dieses Briefes, indem er die Einleitung mit einem Zitat aus Vergils Aeneis abschließt: '*Quamquam animus meminisse horret, incipiam*' (Aen. II 13), das er schon im Satze vorher leise vorbereitet; *Ais... te cupere cognoscere, quos . . . casus*[2]) *pertulerim* klingt an Aen. II 10 an: *sed si tantus amor casus cognoscere nostros.* Plinius will also seine Erlebnisse beim Ausbruche des Vesuvs als ein zweiter Aeneas erzählen; wie Aeneas seinen Vater Anchises aus den Flammen des brennenden Troja gerettet hat, so Plinius seine Mutter aus den Schrecknissen des Vesuvausbruches. In der eindruckvollsten und gehaltreichsten Szene des Briefes, in dem Wettstreite zwischen Mutter und Sohn um die Rettung (§ 12), ist die bedeutsame Szene zwischen Anchises und Aeneas (Aen. II 637 ff.[3])

[1]) Worin der ethische Gehalt der Erzählung besteht, wird sich nachher genauer ergeben.

[2]) Mit casus wird der Titel der Geschichte angegeben, wie in XVI 1 mit exitus. Schon die Titel deuten auf die Verschiedenartigkeit des Inhaltes und der Form hin; casus (etwa = 'Abenteuer') bezeichnet etwas Episches, exitus etwas Historisches; s. R. Reitzenstein, Hellenistische Wundererzählungen, Leipzig 1906, S. 37 und Nachr. d. Götting. Ges. d. Wiss. 1904, S. 327 ff.

[3]) Siehe Heinze S. 55.

Digitized by Google

nachgebildet, nicht im Wortlaut, der durch variatio umgestaltet ist, aber im Gange der Handlung und in den Gedanken. Anchises weigert sich, sich retten zu lassen. Er fordert die übrigen auf zu fliehen: *'vos o, quibus integer aevi sanguis, ait, solidaeque suo stant robore vires, vos agitate fugam'* (V. 638—640), wie Plinius' Mutter: *Tum mater orare, hortari, iubere, quoquo modo fugerem; posse enim iuvenem.* Anchises erklärt, er wolle sterben durch eigene Hand: *ipse manu mortem inveniam* (V. 645); ähnlich sagt die Mutter *se . . . bene morituram.* Anchises begründet seine Todesbereitschaft mit seinem Alter und seiner körperlichen Gebrechlichkeit: *iam pridem invisus divis et inutilis annos demoror, ex quo me divum pater atque hominum rex, fulminis adflavit ventis et contigit igni* (V. 647), wie jene: *se et annis et corpore gravem bene morituram;* (vgl. *incusatque se, quod me moretur*).

Aeneas fleht mit den Seinen den Vater an, nicht auf seiner Weigerung zu beharren, und beginnt mit den Worten:

mene efferre pedem, genitor, te posse relicto sperasti? (V. 657).

In gleichem Sinne sagt Plinius: *Ego contra salvum me nisi una non futurum*[1]).

Der Brief soll demnach eine Erzählung im Stile des Vergilischen Epos sein. So erklären sich seine Übereinstimmungen, wie seine Abweichungen von XVI. Ein Stück im vergilischen Ton mußte mit denselben Kunstmitteln gearbeitet sein wie eines im taciteischen. Denn die Geschichtschreibung des Tacitus und Vergils Äneis ruhen auf den selben Grundlagen, auf der hellenistisch-peripatetischen Geschichtschreibung und ihrer ästhetischen Theorie[2]). Sie sind nur verschiedene Zweige der selben Entwicklung, und es ist ein Beweis für die Feinheit des Stilgefühls des Plinius und seiner Zeitgenossen, daß ihnen die innere Verwandtschaft des Vergilischen Epos mit Tacitus' Geschicht-

---

[1]) Weiterhin hat Plinius noch ein Vergilzitat angebracht; § 15 *plures aeternam illam et novissimam noctem mundo interpretabantur* ist eine Anspielung auf Georg. I 468

impiaque aeternam timuerunt saecula noctem,

die umso näher lag, als ein paar Verse weiter (472—474) ein Ausbruch des Ätna kurz geschildert wird:

quotiens Cyclopum effervere in agros vidimus undantem ruptis fornacibus Aetnam flammarumque globos liquefactaque volvere saxa! —

Über die Vorstellung vom Weltuntergange vgl. Albr. Dieterich, Rhein. Mus. 55 S. 211 = Kl. Schr. S. 182, wo auch die Pliniusstelle herangezogen wird.

[2]) Für Vergil hat das Heinze bewiesen; s. bes. S. 471 ff. Daß Vergils Komposition gelegentlich auch in fünf Teilen oder Akten angelegt ist, zeigt E. Norden, Ennius und Vergilius, Leipzig 1915, S. 7, für VII 286—637. Für das I. und IV. Buch hat es Verfasser in einem Beitrage (Die Didotragödie in Vergils Äneis) zu einer Festschrift nachzuweisen gesucht, die Paul Cauer zum 60. Geburtstage überreicht werden sollte. Wegen des Krieges ist sie leider noch nicht gedruckt.

Digitized by Google

schreibung bewußt war. Das ist auch der Grund, weshalb Plinius diesen Brief ebenso, wie XVI, an Tacitus richten konnte. Tacitus war nicht nur ein Verehrer des Dichters Vergil, dessen Versen seine eigene Diktion viel zu verdanken hatte[1]), sondern er war ihm in mancher Hinsicht geistesverwandt und sah in ihm ein Vorbild der künstlerischen Komposition. Das literarische Experiment, das der Freund mit der Gegenüberstellung von XVI und XX wagte, wird bei Tacitus das lebhafteste Interesse erregt haben, und er konnte als berufenster Sachkenner beurteilen, ob es gelungen war, wieweit er den ersten Brief als taciteisch, den zweiten als vergilisch anerkennen durfte[2]).

Auch die Abweichungen des zweiten Briefes vom ersten in der stilistischen Behandlung des Stoffes finden so ihre Begründung. Sie sind nicht etwa als Mängel aufzufassen, die XX gegenüber dem 'besser' erzählten und komponierten Briefe XVI aufzuweisen hätte, sondern sie ergaben sich mit Notwendigkeit aus der besonderen Art der hier gestellten Aufgabe. Dort handelte es sich um einen tragischen Stoff, hier um einen epischen. Die *historia* galt als *carmen solutum* (Quintil. X 1, 31); ob sie als Tragödie oder als Epos behandelt wurde, hing vom Stoffe ab; darnach bestimmte sich die Wahl der Darstellungsmittel. Obwohl diese für Tragödie und Epos prinzipiell die gleichen waren, so waren innerhalb der beiden Gattungen gewisse Abwandelungen und Abänderungen mit Rücksicht auf ihre besondere Eigenart möglich und notwendig. Diese Unterschiede der Gattungen hat Plinius beachtet. Darum hat er in XX auch anderen Personen neben dem Helden breiteren Raum zur Betätigung gelassen und durch die weniger straffe Spannung, die Mattheit der Kontraste, die sich hebende und wieder sich senkende Linie der Steigerung, die schwächere pathetische Wirkung, die geringere dramatische Kraft, den langsameren Gang der Handlung der Erzählung epischen Charakter zu geben gesucht.

Vergilisch soll der XVI. Brief auch nach seinem Inhalte sein. 'Die *pietas* des Aeneas gegenüber dem Vater, dieses Hauptstück der populären Aeneassage', hat, wie gesagt, Plinius bei seinem Briefe vorgeschwebt. Von dem Glanze jener 'Tat, auf der Aeneas' Ruhm vor allem sich gründete, der Rettung des Vaters aus der

[1]) Unter diesem viel zu engen Gesichtspunkt hat H. Schmaus, Tacitus ein Nachahmer Vergils, Diss. Erlangen 1887, das Verhältnis zwischen Tacitus und Vergil behandelt. — Was W. Kroll, N. Jb. f. d. klass. Altert. XI (1903) S. 23 und XXI (1908) S. 526 über Vergils pathetischen Stil und seine Abhängigkeit von rhetorischen Anweisungen ausführt, könnte fast unverändert auch von Tacitus' Stil gesagt werden, wie umgekehrt Nordens Charakteristik des taciteischen Stiles (Antike Kunstprosa I[1] S. 330ff.) mit geringen Änderungen auf Vergil übertragen werden könnte.

[2]) Über die Forderung der Rhetorik, daß der Schriftsteller die Fähigkeit besitzen solle, mehrere Stile 'in seiner Produktion zur Darstellung zu bringen' s. Leo, Tacitus, S. 10, Norden, Antike Kunstprosa I[1] S. 11, 323, wo auf die lehrreiche Stelle Plin. ep. I 2 verwiesen wird.

Digitized by Google

brennenden Stadt'[1]), sollte auch auf ihn selbst und seine Tat, die Rettung der Mutter, helles Licht fallen[2]). Wie Aeneas der typische Vertreter der pietas ist, so bewährt sie auch Plinius, und er leiht in seiner Erzählung allen Personen diese Eigenschaft, so daß sie in verschiedenen Formen und Graden betätigt wird, obwohl der Begriff selbst in dem Briefe nicht genannt wird. In der Masse finden sich freilich manche, die die pietas gegen die Götter verletzen (§ 15 *plures nusquam iam deos ullos . . . interpretabantur*), aber andere bezeigen sie doch den Ihrigen gegenüber (§ 14 *alii parentes, alii liberos, alii coniuges vocibus requirebant, vocibus noscitabant . . . illi suorum casum miserabantur*); aber es bleibt beim Rufen und Klagen, irgend etwas zur Rettung zu leisten vermögen sie nicht. Auf höherer Stufe steht der amicus. Er ist ernstlich bemüht, die pietas als Freund zu bewähren. Sein erster Mißerfolg (§ 5) hindert ihn nicht, noch einmal eifriger und dringender die Freunde gerade um des Freundes willen und in seinem Geiste zu mahnen, sie möchten auf ihre Rettung bedacht sein. Aber selbst dafür Opfer zu bringen, für sie sich in Gefahr zu begeben, gewinnt er nicht über sich. Er läuft fort und überläßt sie ihrem Schicksal (§ 10). Am höchsten stehen Piinius und seine Mutter. Sie erfüllen die schwersten Anforderungen der pietas und zwar in ihren verschiedenen Formen als Sohnes- und Mutterliebe, als Gatten- und Verwandtenliebe. Mutter und Sohn sind bereit, für einander das Leben zu lassen; keiner will ohne den anderen gerettet werden, und gemeinsam bestehen sie alle Gefahren (§ 12). Sie wollen nicht an die eigene Rettung denken, so lange sie über das Schicksal des Oheims und Gatten im Ungewissen sind (§ 10). Sie begeben sich nach Misenum zurück und harren dort trotz ihrer Furcht aus, obwohl sie die Gefahr kennen und auf neues Unheil gefaßt sind, bis sie Gewißheit über das Schicksal des Oheims erhalten (§ 20). Wenn das Opfer, das sie der pietas entgegen den Mahnungen des Freundes mit dem Standhalten in der Gefahr (§ 10) bringen, eigentlich überflüssig ist — denn Plinius d. Ä.

[1]) Heinze S. 33.

[2]) Den Gedanken, sich mit Aeneas in Parallele zu stellen, hat ihm Seneca eingegeben, der Aeneas mit den beiden Jünglingen aus Catania, Anapias und Amphinomus, zusammenstellt, die ihre Eltern bei einem Ausbruche des Atna retteten und dafür als *Εὐσεβεῖς* verehrt wurden; de benef. VI 37, 1. 2: *Vicit Aeneas patrem, ipse eius in infantia leve tutumque gestamen, gravem senio* (vgl. Plin. § 12 *se annis . . . gravem*) *per media hostium agmina et per cadentis circa se urbis ruinas ferens, cum complexus sacra ac penates deos religiosus senex non simplici vadentem sarcina premeret. tulit illum per ignes, et (quid non pietas potest?) pertulit colendumque inter conditores Romani imperii posuit. Vicere Siculi iuvenes: cum Aetna maiore vi per agitata in urbes, in agros, in magnam insulae partem effudisset incendium, vexerunt parentes suos. discessisse creditum est ignes, et utrimque flamma recedente limitem adapertum, per quem transcurrerent iuvenes dignissimi, qui magna tuto auderent;* vgl. de benef. VI 36, 1. — Über die weitverbreitete Geschichte, deren ausführlichste Fassung im Ätnagedicht V. 624ff. erhalten ist, s. Sudhaus' Kommentar z. St. u. Wissowa in PWR I Sp. 1943.

Digitized by Google

hat um diese Zeit jedenfalls schon den Tod gefunden — so gilt dafür der Satz: *pietatis etiam error honestus est.* (Sen. fgm. 98[1]).

Ferner gleicht Plinius auch darin dem Aeneas Vergils, daß er wie dieser ein 'Fortschreitender' (προκόπτων) ist[2]). Eine ausführliche Schilderung der Fortschreitenden, der *proficientes*, gibt Seneca ep. 75, 8—14. Die *proficientes* in ihrer Gesamtheit gehören noch zu den *stulti*, wenn auch in weitem Abstande von den eigentlichen *stulti*, da sie ja noch nicht wirklich weise sind: *qui proficit, in numero quidem stultorum est, magno tamen intervallo ab illis diducitur.* Auch Plinius ist noch ein *stultus* Über sein eigenes Betragen am Anfange urteilt er: *dubito, constantiam vocare an imprudentiam debeam* (§ 5), was nur ein urbaner Ausdruck für *imprudentia* ist. Auf seine *constantia* scheint zwar die Definition zu passen, die Seneca ep. 67, 10 gibt: *illic est constantia, quae deici loco non potest et propositum nulla vi extorquente dimittit;* aber Seneca meint da die *constantia,* die er wenige Zeilen vorher 'einen Zweig der Tapferkeit' nennt, und diese kommt hier bei Plinius gar nicht in betracht. Sein Benehmen ist vielmehr das genaue Gegenteil von dem, was Seneca an derselben Stelle als *prudentia* erklärt: *illic est prudentia, sine qua nullum initur consilium, quae suadet, quod effugere non possis, quam fortissime ferre.* Seine *securitas* (§ 5) ist natürlich keineswegs die *securitas* des Weisen, wie sie der Oheim erreicht hat, sondern in tadelndem Sinne die Sorglosigkeit des Törichten, der sich um die Gefahr nicht kümmert, die der Tor auch aus Hoffnungslosigkeit haben kann (Sen. nat. quaest. VI 2, 1 *imprudentibus magna fit ex desperatione securitas*).

Die erste Klasse unter den *proficientes*, die dem Ideal des vollendeten Weisen schon am nächsten gekommen sind, bilden diejenigen, die die Laster, die *morbi animi*, überwunden haben, noch nicht aber die Affekte, in die sie gelegentlich noch zurückfallen (§ 9 *primi sunt, qui sapientiam nondum habent, sed iam in vicinia eius constiterunt.* § 10 *Quidam hoc proficientium genus, de quo locutus sum, ita complectuntur, ut illos dicant iam effugisse morbos animi, adfectus nondum.* § 12 *qui plurimum profecere, extra morbos sunt: adfectus adhuc sentiunt perfecto proximi*). Die *morbi* werden erklärt als *inveterata vitia et dura, ut avaritia, ut ambitio nimia,* und in einer gleichlautenden Definition (ep. 85, 10) wird unter den Beispielen auch *impietas* genannt.

Zu dieser ersten Gruppe gehört Plinius: er hat die *morbi animi* vollständig überwunden, er bewährt ja aufs schönste die

[1]) Man könnte sagen, daß sogar der abwesende Plinius d. Ä. durch den Mund des Freundes die pietas betätigt: *'Si frater tuus, tuus avunculus vivit, vult esse vos salvos; si periit, superstites voluit'* (§ 10).

[2]) Über den Begriff der προκόπτοντες in der Stoa s. Barth a. a. O. S. 186f.; über Aeneas s. Heinze S. 271ff, namentlich S. 278. Heinzes von manchen angefochtene Auffassung des Aeneas wird von Plinius bestätigt, oder, um es ganz vorsichtig auszudrücken, Plinius hat Aeneas ebenso beurteilt wie Heinze.

Digitized by Google

pietas. Aber von der Furcht ist er nicht frei; er kämpft mit ihr einen Kampf, der nicht zum vollen Siege führt. Die Furcht treibt ihn aus der Stadt (§ 6). Dann überwindet er sie allerdings für einige Zeit, entgegen der Regel: *maior erit timor, si plus, quo exterreatur, aut propius adspexerit* (Sen. ep. 85, 11): er will standhalten (§ 10), er trifft beim Nahen der höchsten Gefahr eine besonnene Vorsichtsmaßregel (§ 13) und in einem Rückblick auf die überstandene Gefahr kann er sich zusammenfassend das Zeugnis ausstellen: *possem gloriari non gemitum mihi, non vocem parum fortem in tantis periculis excidisse* (§ 17); ja er vermag in dem Gedanken an die Sterblichkeit Trost zu finden (§ 17 *mortalitatis solacio*), aber den vollen Inhalt der Lehre: *Nullum solacium maius est mortis quam ipsa mortalitas* (Sen. nat. quaest. VI 2, 6), die dem Weisen die Verachtung des Todes und damit die wahre Freiheit schenkt, hat er noch nicht begriffen. Er findet den Trost zwar 'groß' (*magno*), fügt aber die bedeutsame Einschränkung hinzu '*misero*'. Er findet ihn 'kläglich', hängt also noch am Leben, und beruhigt sich, ganz unphilosophisch, mit der Aussicht auf den allgemeinen Untergang. Darauf läßt er sich vollends wieder von der Furcht überwältigen: er sieht mit geängstetem Auge (*trepidantibus oculis* § 19), wie sich alles verwandelt hat; er verbringt während des fortdauernden Erdbebens die Nacht zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, wobei die Furcht überwiegt (*suspensam dubiamque noctem spe ac metu exegimus. Metus praevalebat* § 19). Endlich gibt ihm die *pietas* gegen den Oheim wieder die Kraft, der Furcht zu widerstehen (§ 20).

Plinius wird zu den übrigen Personen der Erzählung in Kontrast gestellt, wie in XVI der Oheim. Doch ist hier der Gegensatz bei weitem nicht so scharf. Dort treten dem *perfectus sapiens* in Rectina, in Pomponianus und seinen Leuten Personen gegenüber, die dem πάθος der Furcht ohne jeden Widerstand erliegen. Plinius gegenüber begehen sie eine schwere *impietas*, indem sie ihn im Augenblicke der höchsten Not verlassen. Sie sind also noch von den *morbi animi* behaftet und gehören zur niedersten Klasse, den wahrhaft *stulti*. So stehen dort die äußersten Gegensätze gegeneinander. Hier sind die Charaktere abgestuft nach den verschiedenen Entwicklungsstufen, die die stoische Ethik aufgestellt hatte. Nämlich die zweite Klasse der *proficientes* sind diejenigen, *qui et maxima animi mala et adfectus deposuerunt, sed ita, ut non sit illis securitatis suae certa possessio; possunt enim in eadem relabi.* Das trifft auf den amicus zu. Er beweist zwar *pietas* gegen die Freunde (§ 5, § 10), aber indem er sie im Stiche läßt, fällt er in schwere *impietas* zurück; er ist der Furcht noch nicht Herr geworden; denn bei der ersten ernsten Bedrohung läuft er *effuso cursu* davon.

Die dritte Klasse der *proficientes*, die viele und schwere Fehler abgelegt haben, aber nicht alle, manche πάθη in sich be-

Digitized by Google

kämpft haben, aber nicht alle, so nicht die Furcht (Sen. a. a. O. § 14), hat in Plinius' Brief keinen Vertreter. Denn die Masse steht tief unter ihnen; sie ist der volle Gegensatz zum Weisen. Sie sind die wahren *stulti*, wie Pomponianus und seine Leute in XVI. Zu ihrer Charakteristik hat sich Plinius wieder der Farben bedient, die er in Senecas nat. quaest. VI vorfand. Wie der Satz c. 2, 1 *ratio terrorem prudentibus excutit* in XVI den Leitfaden für die Charakterschilderung des Oheims hergegeben hatte, so hier der bei Seneca unmittelbar vorhergehende: *sine remedio timor stultis est* für die Charakterisierung der Masse. Gleich bei der ersten Regung von Gefahr ist die Masse *attonitum* und wird sofort vom *pavor* gepackt, den Seneca fgm. 33 den *teterrimus hominum adfectus* nennt, *qui mentis territae motus est.* Ihr Handeln ist völlig unklug; sie zieht fremden Plan einem eigenen vor, was nur *simile prudentiae* (§ 7), in Wirklichkeit dumm ist; denn der einzelne würde eher Aussicht haben, sich zu retten, als die Masse. Die Panik im nächtlichen Dunkel (§ 14, 15) ist gänzlich sinnlos und verschlimmert nur die Lage, und beim Erdbeben in der Nacht verlieren die *plerique* vollends den Kopf (§ 19). Dabei ist die Anlehnung an Seneca in der Schilderung der Masse ganz deutlich. Sen. c. 1, 5 *consternatio est omnium, ubi tecta crepuerunt et ruina signum dedit. tunc praeceps quisque se proripit et penates suos deserit ac se publico credit* ist in § 7 variiert: *magnus et certus ruinae metus. Tum demum excedere oppido visum. Sequitur vulgus attonitum ... ingentique agmine abeuntes premit et impellit.* Sen. c. 1, 3 *motae post hoc mentis aliquos atque impotentes sui errasse* und die in cap. 29 dafür gegebene Erklärung sind die Vorlage gewesen für § 19 *plerique lymphati terrificis vaticinationibus et sua et aliena mala ludificabantur;* vgl. Sen. 29, 1 *nam quod aliquot insanis adtonitisque* (s. § 7 *vulgus adtonitum*) *similes discurrere, fecit metus ... qui ubi publice terret, ubi cadunt urbes, populi opprimuntur, terra concutitur, quid mirum est animos inter dolorem et metum destitutos aberrasse?* § 2 *levissima fere ingenia in tantum venere formidinis* (vgl. *formidines patimur Plin.* § 8), *ut sibi exciderent ...* § 3 *Inde inter bella erravere lymphatici nec usquam plura exempla vaticinantium invenies, quam ubi formido mentes religione mixta percussit.*

Plinius' Mutter fand als Frau keinen Platz in dem Fächerwerk der stoischen Ethik; für sie wie für die griechische Ethik überhaupt kommt als sittliches Wesen nur der Mann in Betracht. Wie dieser gut und weise werden könne, darauf allein ist alle philosophische Betrachtung gerichtet; von den sittlichen Aufgaben der Frau, von ihrer Stellung zur Sittlichkeit ist nicht die Rede. Sie wird vielmehr als untergeordnetes Wesen ohne Einsicht und festen Willen angesehen, wie z. B. aus Seneca dial. II 14, 1: *mulier imprudens animal est, et, nisi scientia accessit ac multa eruditio, ferum, cupiditatum incontinens* und de remed. XVI 4: *nihil est tam*

Digitized by Google

mobile quam feminarum voluntas, nihil tam vagum[1]) mit erschreckender Deutlichkeit hervorgeht. Ein in so verächtlichem Geiste gehaltenes Charakterbild konnte Plinius von seiner Mutter natürlich nicht entwerfen, aber der Einfluß der stoischen Auffassung der Frau zeigt sich doch darin, daß die Mutter, abgesehen von der schönen Regung der pietas gegen den Sohn, einem Zuge, der in der Natur des Weibes begründet ist[2]), gänzlich unselbständig ist und immer nur tut, was der Sohn will, oder sich seinem Vorgehen anschließt.

Die Charakterzeichnung ist also, wie bei Vergil[3]), nicht individuell, sondern typisch. Nach einem fertigen Schema, das die stoische Ethik, insbesondere Seneca, geliefert hat, werden die Personen geschildert[4]). Das ist umso auffallender, als es Plinius nicht mit erdichteten Geschöpfen der Phantasie zu tun hat, wie Vergil, sondern mit Personen des wirklichen Lebens. Plinius ging eben die dichterisch-plastische Kraft ab, und so mußte er sich nach einem Ersatzmittel umsehen. Zudem war ihm und den Schriftstellern seiner Zeit die literarisch-rhetorische Mache, das Arbeiten nach Vorlagen und Anweisungen, so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie sich davon nicht mehr losmachen konnten, selbst wenn sie gewollt hätten.

Eine Idealisierung des Helden, wie in XVI, ist hier natürlich nicht beabsichtigt, ebensowenig soll er als παράδειγμα τῆς ἀρετῆς dienen; damit fällt auch die Rücksicht auf den moralischen Nutzen weg. Daß alles das fehlt, stimmt zu dem epischen Stile der Erzählung.

Plinius hat also ganz recht, wenn er am Schlusse seines Briefes die Erwartung ausspricht, Tacitus werde die Erzählung nicht in sein Geschichtswerk aufnehmen (*haec nequaquam historia digna non scripturus leges* § 20); sie hätte in seinen tragischen Stil nicht gepaßt. Gemachte Bescheidenheit ist es aber wieder, daß Plinius seine Erzählung als sogar eines Briefes nicht wert bezeichnet (*digna ne epistula quidem*). Wenn man wollte, könnte man den Worten auch einen anderen Sinn unterlegen, daß nämlich die Erzählung der Form eines Briefes nicht angemessen sei, weil sie dafür zu kunstvoll und gehaltreich ist; und dagegen wäre nichts einzuwenden.

Die beiden Briefe über den Vesuvausbruch sind also zwei kleine, mit feinem Geschmack und liebevoller Hingabe an die Sache ausgearbeitete Kunstwerke, die nach dem Vorbilde zweier Werke der großen Literatur, des Geschichtswerkes des Tacitus und der Aeneis Vergils, mit voller Kenntnis und Beherrschung

---

[1]) Variation des Vergilverses *varium et mutabile semper femina.* Aen. IV 569.

[2]) Siehe Heinze S. 269f.

[3]) Siehe Heinze S. 279f.

[4]) Das trifft natürlich auch auf Plinius d. Ä. und die übrigen Personen in XVI zu.

Digitized by Google

ihrer Technik und ihrer Darstellungsmittel geschaffen sind. Plinius hätte sich über sie ähnlich äußern können, wie Cicero über sein *ὑπόμνημα τῆς ὑπατείας: meus liber totum Isocrati myrothecium atque omnis eius discipulorum arculas ac non nihil etiam Aristotelia pigmenta consumpsit* (ad Att. II 1, 1). Wirklich hat hier die imitatio optimorum Plinius zu Leistungen befähigt, die seiner großen Muster nicht unwert sind. Die beiden Briefe sind etwa Bronzestatuetten oder Gemmen vergleichbar, die berühmte Schöpfungen der Plastik mit feinster Sorgfalt nachbilden. Als vollendete Werke der Kleinkunst behalten sie dauernd ihren Wert und werden als solche besonders vom 'Kenner' geschätzt werden, wie sie seit Jahrhunderten auch den naiven Leser erfreut haben. An Frische und Ursprünglichkeit haben sie durch den Nachweis der bewußten Stilisierung nach großen Mustern und der Abhängigkeit von Seneca in der Auffassung und Beurteilung der Vorgänge und Personen und sogar in der sprachlichen Darstellung gewiß eingebüßt, und man wird sie in Zukunft nicht mehr so ohne weiteres, wie es bisher meist geschehen ist, als zuverlässige Berichte eines Augenzeugen über Selbsterlebtes nehmen dürfen[1]). Dafür haben sie wohl, allem Anscheine nach, neue Bedeutung für die Wissenschaft gewonnen, da sie Ergebnisse der neueren Forschung über die geschichtliche Grundlage des Stiles von Tacitus und Vergil bestätigen.

[1]) Zu beachten ist auch die lange Zeit, etwa 25 Jahre, die zwischen den Ereignissen und der Abfassung der Briefe verstrichen ist; (Bardt a. a. O. S. 336, Anm.). Wenigstens an einem Punkte ist die Darstellung des Plinius als unvereinbar mit der Wirklichkeit festgestellt worden. 'Ganz unglaublich ist es, wenn Plinius berichtet, daß unmittelbar vor dem Tode seines Oheims in dessen Nähe, also in der Gegend von Stabiae, Flammen und Schwefeldämpfe hervorgebrochen seien' (S. Herrlich, Die antike Überlieferung über den Vesuvausbruch im Jahre 79, Klio IV [1904] S. 211). Aber diese Feststellungen schließen nicht aus, daß 'das Tatsächliche, das wir aus den beiden Briefen über den Hergang des Ausbruchs erfahren, von der größten Bedeutung ist' (Herrlich a. a. O.). In der Schilderung der eigentlich vulkanischen Erscheinungen scheint Plinius in der Tat selbständig zu sein; wenigstens hat eine Durchsicht der solche Schilderungen enthaltenden Abschnitte bei Aeschylus, Pindar, Lucrez, Vergil, Petron, im Ätnagedicht keine Beweise für Anlehnung des Plinius an sie ergeben.

Korrekturnotiz: Die Arbeit von A. de Marchi, die Katastrophe von Pompeji in den Briefen d. jüng. Plin. Sezione Milanese dell Atene e Roma IV., Milano 1915, ist dem Verf. nicht zugänglich gewesen. Über die 'tragische' Geschichtschreibung und Tacitus' Zusammenhang mit ihr (s. S. 230 Anm. 5) vgl. jetzt auch von Wilamowitz-Moellendorff, Geschichtschreibung, Internat. Monatschr. (1918) XII 364f. und Griech. Lit. d. Altert.[3] S. 136 u. 171.

Digitized by Google

Ein Dickens-Buch

von

Christian Fr. Weiser

Als der alte Henry Sweet vor dreißig Jahren sein mittelenglisches Lesebuch herausgab, bemerkte er am Schluß der Vorrede, er habe nicht versucht, 'dem unvermeidlichen Deutschen zuvorzukommen, der, wie zu hoffen steht, uns eines Tages eine kritische Ausgabe von Chaucer bescheren wird'. Kollege Skeat antwortete auf diese Herausforderung durch eine Ausgabe von Chaucers 'Minor Poems', und Sweet stellte in einer spätern Auflage seines Lesebuches fest, daß einige deutsche Gelehrte an dem Wort von dem 'unvermeidlichen Deutschen' sich gestoßen hätten, das doch nur 'als ein direktes Kompliment für deutsche Energie und als indirekter Vorwurf gegen die eigenen Landsleute' zu deuten war. — Es scheint mir, daß in dem kürzlich nach Bonn berufenen Anglisten Wilhelm Dibelius der 'unvermeidliche Deutsche' für Dickens sich vorgestellt habe[1]). Zum allermindesten wäre sein Buch ein Zeugnis für die von Sweet geschätzte 'deutsche Energie', mit der hier bahnbrechende Arbeit geleistet worden ist, zumal wenn wir zugleich der zweibändigen 'Englischen Romankunst' (Berlin 1910, Palaestra 92 u. 98) gedenken, in der Dibelius einer notwendigen Vorarbeit für sein Dickensbuch sich unterzog. — Zunächst mochte es ja wohl scheinen, als hätten wir Bücher genug über Dickens, bei näherem Zusehen jedoch mußte sich ergeben, daß die literarhistorische Stellung des Dichters ebenso unvollkommen begriffen war wie seine kulturgeschichtliche Bedeutung. Das Verständnis der literarischen Zusammenhänge war erschwert durch den Mangel grundlegender Untersuchungen über die Geschichte des englischen Romans und weiterhin durch eine komplizierte dichterische Eigenart, die in Realistik und mystischer Phantastik, in alter Überlieferung und unmittelbarer Gegenwart gleichstark zu wurzeln scheint, während einer kritischen Einsicht in die kulturgeschichtliche Bedeutung des Dichters eine allgemein verbreitete Legende sich entgegenstellte, die ihn zum Urheber all der politischen und sozialen Reformen machte, für die er in seinem dichterischen und persönlichen Wirken eingetreten war.

Es verrät die Schule von Alois Brandl, wenn das Literarhistorische zum guten Teile als eine Geschichte der Motive begriffen wird. Man hat wohl schon von der 'Motivenjagd' dieser Richtung gespöttelt, gleich-

[1]) Charles Dickens von Wilhelm Dibelius. Leipzig, B. G. Teubner, 1916. XIV u. 525 S. 8. Geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

Digitized by Google

wohl könnte kaum eine Methode gefunden werden, die die Zusammenhänge und Besonderheiten dichterischen Bildens vollständiger vor Augen führte. Der Wandel der Motive in Auffassung und Durchführung mag wohl als ein Spiegel der Zeit angesehen werden, die sich jeweils durch eine besondere Art des Schauens, durch eine andere Schärfe psychologischer Durchdringung, ein anderes Maß künstlerischer Gestaltung kennzeichnet, und so wird auch das Bild der wandernden Typen den Wandel der Welt- und Lebensanschauung in ihrem ganzen Umfange anzeigen. Es besteht hier allerdings die Gefahr, daß die Kurzsichtigkeit in den Irrtum verfällt, aus der Benutzung eines gleichen Motivs innerhalb eines sonst verbundenen Kreises ohne weiteres eine literarische Abhängigkeit zu konstruieren. Man vergißt da, daß das Leben trotz seiner Weite und Tiefe durch eine beschränkte Summe unveränderlicher Gegebenheiten an eine gewisse Konstanz der Erscheinungen gebunden ist, wie sich für das Weltmeer durch die festen Orte der Küste eine beschränkte Zahl von Verkehrsstraßen ergibt. Es scheint uns, daß der Verfasser die Vorteile der Methode mit großer Feinheit der Beobachtung voll ausgenutzt habe, die Technik Dickensscher Kunst wird bis in letzte Einzelheiten verdeutlicht nach ihrer starken wie nach ihrer schwachen Seite, die Möglichkeiten der Zusammenhänge mit Literatur und Theater werden ohne Aufdringlichkeit erwogen und die kennzeichnenden Züge des Zeitbildes erleuchtet in den Besonderheiten der Gestalten. Manche Leser mögen freilich die Einwendung machen, daß einzelne Beispiele allzu häufig herangezogen werden.

Die eigentümliche Leistung des Buches liegt jedoch in der Vollkommenheit, mit der der Verfasser die Persönlichkeit und das Lebenswerk des Dichters aus dem Bild der englischen Kulturverhältnisse des 19. Jahrhunderts herausgearbeitet hat. Das erste Kapitel führt uns das 'England um 1830' vor Augen mit all seinen politischen, wirtschaftlichen, religiösen und sittlichen Spannungen, und gegen diesen mit eindringender Sachkenntnis geschilderten Hintergrund wird die Gestalt des jungen Dickens gezeichnet mit seinen ersten dichterischen Versuchen, durch die er zu den Zeitproblemen Stellung nimmt. Das sechste Kapitel verdeutlicht 'Englands soziale Lage um 1843'. Die Schilderung spitzt sich zu auf den besonderen Mangel des englischen Charakters und Lebens, von dem aus der Dichter seine besondere Aufgabe mit zunehmender Bewußtheit begreift. Die 'Weihnachtsbotschaft' erklingt mit ihrer Anklage gegen die englische Verstandesdürre, die Lebenskälte und der Aufforderung zu wärmespendender, schöpferischer Lebensfreude; die späteren Werke kommen zur Analyse, und die Eigenart des dichterischen Schaffens und die Besonderheiten des Lebens und der Persönlichkeit erhellen sich wechselseitig. Es folgen zwei Kapitel, die rückblickend und zusammenfassend 'Dickens als Menschendarsteller' und seine 'Erzählungskunst' behandeln, wobei sich Wiederholungen wohl kaum vermeiden ließen und zum Beschluß wird 'das Lebenswerk von Dickens' in großen Zügen umrissen. — Dem Buche ist der Versuch einer Dickensbibliographie beigegeben, durch den sich der Verfasser ein besonderes Verdienst um die Forschung erworben hat. In übersichtlicher Form ist hier in der

Digitized by Google

Tat alles Wesentliche zusammengestellt. Als höchst nützlich im Gebrauch erweist sich das zwanzig Seiten umfassende, sorgfältig gearbeitete Register. Überhaupt ist das ganze Buch leicht lesbar gehalten. Es geht ein frischer Zug durch Sprache und Art der Behandlung, manchmal nur mögen Ausdruck und Urteil als keck erscheinen, so wenn von dem 'zwei- und vierfüßigen Gebein der Tierwelt' gesprochen (S. 276) oder Carlyle 'ein — für die vierziger Jahre und im wesentlichen auch für die Folgezeit — einflußloser Querkopf' genannt wird (S. 232). Auf den deutschen Leser zumal, für den der Name des warmherzigen Bewunderers deutscher Geistes- und Heldengröße einen eigenen Klang hat und der sich weiterhin wohl an das stolze Wort Carlyles erinnert, daß die ersten und besten des britischen Reiches zu seinen Füßen gesessen, muß ein solches Urteil zunächst verblüffend wirken, gleichwohl ist es eine geschichtliche Tatsache, daß der große Gang des englischen Lebens und Denkens den schottischen Idealisten gleich all den andern Propheten seiner Art zur Seite stehen ließ; eine materialistische Metaphysik — insofern hier überhaupt von einer Metaphysik geredet werden kann — verbunden mit einer kahlen Nützlichkeitsphilosophie führte den Weg zweifelhafter Kompromisse mit den Bedürfnissen des Gemüts. Dem Dichter der Weihnachtsbotschaft, der ahnungslos über die tiefen Gründe hinwegging, wo der Philosoph des Sartor Resartus nach dem Zusammenhang der Dinge, nach der Einheit des Wesens und dem letzten Sinn des Lebens forschte, war die größere Wirkung beschieden auf eine Nation, die die Klüfte des Lebens nicht sehen *will*. Und so ist auch Dickens nicht der Retter Englands geworden.

Es kommt diesem Buche, das Dibelius uns geschenkt hat, eine mehr als literarisch-wissenschaftliche Bedeutung zu. Im Frieden entstanden und friedlicher Forschung gewidmet, ist es gleichwohl ein Kriegsbuch im besten Sinne. Was die Mehrzahl zu Beginn des Weltkrieges nicht begriff, tritt immer deutlicher in das Bewußtsein der Allgemeinheit: Es handelt sich um eine Entscheidung zwischen dem angelsächsischen und dem deutschen Volk, um beider Weltrecht und Weltgeltung, und zwar ist es nicht sowohl der Konflikt der wirtschaftlichen Interessen als vielmehr der vollkommene Gegensatz des Wesens, aus dem sich der letzte Sinn des großen Kampfes erschließt und der auch seine ganze Schärfe und Unerbittlichkeit begreiflich macht. Eben darum müssen wir auch jedes Wort willkommen heißen, das diesen Zwiespalt erleuchtet. Unbewegt durch Spekulationen der Vernunft, unbeirrt durch Träume des Herzens, von denen andere Völker wohl zeitweilig in die Innenwelt zu eigen besonderem Werke geführt werden, ist der Sinn der Angelsachsen auf Welterwerb gerichtet. Wohl kann gesagt werden, jede große, lebenskräftige Nation strebe in ähnlicher Weise nach nationaler Machterweiterung; nun hat aber der englische Imperialismus seine Wurzeln nicht allein in diesem allgemeinen nationalen Triebe, seine stärkste Kraft erwuchs ihm aus der sittlich religiösen Erregung zur Puritanerzeit, durch die sich zugleich das nationale Selbstbewußtsein ins Ungemessene steigerte. Und so begleiten für die ganze Folgezeit Scheingründe der Religion und Sittlichkeit den Gang der englischen Geschichte und ihre Rechtfertigung.

Digitized by Google

Darüber ging alle Wahrhaftigkeit, ging die innere Einheit und Freiheit verloren, die wir Deutsche als das Höchste schätzen, und mehr unbewußte als bewußte Heuchelei ward zu dem berüchtigten Merkmal des englischen Lebens. Wir haben uns in diesen Kriegstagen an englische Schriftsteller erinnert, die in Freimut eben diese Heuchelei als das englische Nationallaster brandmarkten, und so hat auch Dickens seinem Volke die eigene Mißgestalt auf der Bühne der Romane gezeigt. Das Bild des vollendeten Heuchlers freilich, die Gestalt seines Pecksniff, vermochte Dickens erst zu zeichnen, nachdem er in Amerika gewesen. Überhaupt verlor vieles von dem, was ihm vorher noch als Ideal erschien, als vorzüglichste Kulturleistung seiner Rasse, den Zauber, nachdem er das Land gesehen, in dem das Angelsachsentum in wesentlichen Stücken seine eigenen Konsequenzen zog, wie er jedoch auch andererseits in Amerika die Härte des individualistisch liberalen Prinzipes der Staats- und Gesellschaftsordnung durch hochentwickelte soziale Wohlfahrtseinrichtungen gemildert fand. Allerdings war es dem Dichter nicht gegeben, die großen Zusammenhänge jenseits der einzelnen Beobachtungen zu erkennen und aufzuzeigen, so daß er etwa das Engländer- und das Amerikanertum als geistig-sittliche Erscheinungen unter sich verglichen und wiederum in ihrer Einheit als Angelsachsentum, als klar umschriebene Bewegung der Lebenshaltung und der Kulturbildung begriffen hätte. Sein Buch über Amerika, die 'American Notes', wo man doch wohl solche Überlegungen hätte erwarten können, hat darum auch allgemein enttäuscht.

Gleichwohl verbleibt Dickens und seinem Werk eine hohe literar- und kulturhistorische Bedeutsamkeit, zumal vom deutschen Standpunkt aus gesehen. Führt uns auch die Welt seiner dichterischen Phantasie die Konflikte des modernen England vor Augen, so ist doch die Schilderung von dem freien und heiteren Geist jener alten Tage getragen, um die uns England groß und liebenswert erschien. Auch heute, da England am hassenswertesten sich zeigt, können wir mit Dickens uns ergehen. Was wir an England hassen, an seiner Gerechtigkeit, seiner Tugend und Religion, das haßt auch er, weil er noch in dem andern Geist von ehedem wurzelt. Um dieses andern Geistes willen werden wir uns auch nach wie vor gern mit englischer Literatur befassen, nur wollen wir klar sehen und über der Größe und Schönheit des englischen Geisteslebens uns des Grundübels dieser Kultur immer energischer bewußt werden, da aus diesem Bewußtsein sich für uns eine besondere Aufgabe ergeben dürfte.

Und so wünschen wir dem Dickensbuche einen guten Weg.

Digitized by Google

Zum Prolog des terenzischen Eunuchus

von

Eduard Fraenkel

In den überlieferten Wortlaut der terenzischen Prologe hat die moderne Kritik schwere Eingriffe getan, weit schwerere, als man gegenüber dem Text der Stücke selber heutzutage noch für erlaubt hält. Von einem besonderen Schicksal der Prologe in der ersten Periode der Textgeschichte[1]) kann im Ernste nicht gesprochen werden: der Dichter[2]) oder wer sonst die Komödien zuerst edierte, gab mit ihnen zugleich die zugehörigen Prologe heraus. Wohl aber sind die Prologreden im Stil von den Stücken stark verschieden. Das hat vor allem Leo gezeigt. Er hat die Besonderheit des terenzischen Prologstils verstehen gelehrt und die merkwürdige Erscheinung in die Geschichte der römischen Beredsamkeit eingereiht[3]). Die absichtsvolle Künstlichkeit des Ausdrucks in diesen 'Theaterreden', nicht irgendeine besondere Verderbnis, ist schuld an den Schwierigkeiten, die die Herausgeber durch Konjekturen, Umstellungen und Athetesen zu heben versucht haben. Besonders schlimm zugerichtet wurde dabei der Prolog des Heautontimorumenos, dessen Verse man in einer ganz unwahrscheinlichen Weise teils strich, teils durcheinander warf; da hat Leo selbst aufs glücklichste die Konsequenzen seiner Erkenntnis gezogen und bewiesen, daß Bestand und Anordnung der Verse wie sie überliefert sind nicht angetastet werden dürfen[4]). Er-

[1]) Eine phantasievolle Hypothese darüber bei L. Havet in der S. 60, Anm. 2 genannten Abhandlung.

[2]) Leo, Plaut. Forsch.[2] 36.

[3]) Analecta Plautina II S. 14f.; die Ergebnisse dieser wichtigen Untersuchung sind dann in der Literaturgeschichte (S. 251f., 303) zusammengefaßt und ergänzt.

[4]) Eine ganz andere Bewandtnis hat es mit den Versen 48—50. Sie stammen aus dem zweiten Hecyraprolog (V. 49—51), wo sie einheitlich überliefert und im Zusammenhang der Rede des Ambivius vollkommen unentbehrlich sind. Im Heautontimorumenos fehlen V. 48 und 49 im Bembinus; damit stellen sich diese Verse zu einer Gruppe, die Hoelzer, de interpol. Terent., diss. Halle 1878 im wesentlichen richtig beurteilt hat (Eun. 699 allerdings ist sicher echt wie er in der Calliopiusrezension steht: im Bembinus oder seiner Vorlage sind die Worte von *nec* bis *dicier* ausgefallen; die entgegengesetzte Hypothese wird durch die dann erforderliche Streichung des *igitur* in V. 700 widerlegt). Die maßgebende kritische Ausgabe des Altertums hat also die interpolierten Verse gar nicht geführt (50 ist aus der Vulgata in den durch den Bembinus repräsentierten Zweig der Überlieferung eingedrungen); entstanden ist die Interpolation durch die Beischrift eines Lesers, der die Hecyraverse zum Heautont. notierte, wie Ad. 499b aus Phorm. 461 stammt. Unverständlich ist es, daß Dziatzko die Verse Heaut. 48—50 in den Text setzt, Hec. 49—51 streicht, gegen die Erfordernisse des Zusammenhangs wie gegen die Tatsachen der Überlieferung.

Digitized by Google

hebliche Anstöße, zum Teil anderer Art, bietet noch immer der Prolog des Eunuchus. Auch hier hat es nicht an willkürlichen Änderungen gefehlt; so sei denn einmal versucht, wie weit vorsichtige Interpretation den Wortlaut und damit den Gedankengang des Dichters sicherzustellen vermag.

Das Proömium der Prologrede[1]) umfaßt die Verse 1—8 oder 1—6 (auf die Abgrenzung wird später einzugehen sein); für das Verständnis dieses Teils ist es wesentlich, daß man nicht in V. 5 das überlieferte *existimavit* ändert. Muretus schrieb *existimabit*, ihm folgen z. B. Fleckeisen[2]) und Leo a. a. O., Bentley *existimrait* mit der Begründung: 'sane sententia ipsa futurum postulat: Si quid in hoc prologo dicturus est inclementius'. Hier macht Bentley und jeder, der an dem Perfektum Anstoß nimmt[2]), die unzutreffende Voraussetzung, die Worte *dictum in se inclementius esse* bereiteten auf Äußerungen dieses Eunuchusprologs vor. Das widerspricht durchaus der Haltung der ganzen Rede. Der Dichter vermeidet diesmal aufs sorgfältigste, wenigstens der Form nach, jede neue Invektive; das wird weiterhin noch deutlicher werden. Die Worte besagen: 'wenn jemand sich (früher) die Meinung gebildet hat, man sei gegen ihn allzu aggressiv gewesen, so soll er sich (jetzt) die Meinung bilden, es sei eine Erwiderung gegeben worden, keine (spontane) Äußerung getan[3]). Es wird also hier nicht auf etwas Kommendes vorbereitet, sondern lediglich von früheren Invektiven des Terenz gesprochen, die der Dichter als Repliken auf noch weiter zurückliegende Provokationen seines Gegners bezeichnet. Möglicherweise handelt es sich dabei um die Angriffe im Prolog des zwei Jahre vor dem Eunuchus aufgeführten Heautontimorumenos (V. 30ff.), über die sich Luscius Lanuvinus öffentlich, z. B. im Prolog eines seiner Stücke beschwert haben könnte; das ist eine Vermutung von Dziatzko, der (in der praefatio seiner Ausgabe p. XXVI) den Zusammenhang der Stelle vollkommen richtig erklärt hat und also auch das überlieferte *existimavit* stehen läßt[4]). Unbestreitbar ist es, daß mit dem *quis* in V. 4 Luscius gemeint ist. Die verschleierte Art der Polemik kennzeichnet die Haltung, die der Dichter

[1]) Vgl. Leo, Anal. Plaut. II 17.

[2]) Nicht Donat. Überliefert ist bei ihm *existimat pro existimavit*. Darf man mit Weßner Sabbadinis Konjektur *existimavit pro existimarit* in den Text setzen, da doch im Victorianus, dem besten Vertreter der Calliopiusrezension, *existimat* steht?

[3]) Abzuweisen ist Donats Behauptung, *dictum* sei einmal (V. 4 oder V. 6; die Doppelfassung des Scholions läßt nicht mehr erkennen, wie das ursprünglich verteilt war) als Nomen, das andere Mal als Partizipium zu verstehen, es ist in beiden Fällen Partizipium. Donat sucht hier in dem sermo figuratus möglichst viele Figuren nachzuweisen; an sich ist das berechtigt; V. 27 (vgl. *εἰ τοῦτ ἔστ' ἀδίκημ', ἀδικέω*) und 41 liegt wirklich die *πλοκή* vor, die er wie dort so auch an unserer Stelle konstatiert. — Zu *responsum esse* vgl. Phorm. 19 und auch Andr. 7.

[4]) Das Richtige steht auch in dem Kommentar von Philippe Fabia (Paris 1895), den man für die Interpretation des Eunuchus durchweg mit Nutzen heranzieht. Daß diese mit Sorgfalt und Geschmack gearbeitete erklärende Ausgabe, die einzige die es bisher gibt, außer in Straßburg in keiner deutschen Staatsbibliothek vorhanden ist, ist nicht eben erfreulich. Wir sind doch sonst mit Recht darauf stolz, daß wir das Gute auch außerhalb der Reichsgrenzen zu finden und anzuerkennen wissen.

Digitized by Google

in diesem Prolog einnimmt; er spricht diesmal nicht von dem *malevolus vetus poeta* (Andr. 6, Heaut. 22) oder von *iniqui* (Ad. 2) und *malevoli* (Ad. 15).

Anstoß erregt hat vielfach die Aufeinanderfolge von *si quisquam est qui* V. 1 und *si quis est qui* V. 4, d. h. die formale Entsprechung bei vollkommener Verschiedenheit des Inhalts. Zuzugeben ist, daß hier der sprachliche Ausdruck das logische Verhältnis der beiden Gedankenreihen mehr verhüllt als verdeutlicht. Zunächst ist *siquis est*, worauf doch der Schein zunächst führt, keine Anapher von *si quisquam est*. Denn *quisquam* in V. 1 bezeichnet wirklich jede nur denkbare Person; *quis* in V. 4 läßt unter dem absichtlich allgemeinen Ausdruck einen *quidam*, den Luscius Lanuvinus verstehen. Aber auch das additive *tum* in V. 4 führt irre, offenbart jedenfalls nicht die logische Beziehung zu dem Vorangegangenen. Der Gedanke schreitet ja im Grunde so fort: 'der Dichter will gefallen und nicht verletzen' — nun folgt ein Einwand, den er sich macht, 'und doch ist da jemand, der behauptet hat von ihm verletzt worden zu sein; das war aber nur Replik, denn er hat mit dem Verletzen angefangen'. Man könnte als Einleitung des zweiten Satzes eine Adversativpartikel erwarten 'was aber das anbetrifft, daß einer gemeint hat' oder dergleichen. Statt dessen fährt er mit *tum* fort, als wenn das Folgende mit dem Vorigen auf vollkommen gleicher Stufe stünde. Man versteht das, wenn man die von Leo (die hier angedeuteten Schwierigkeiten berührt er nicht) über den Stil der Prologe gemachten Beobachtungen weiter ausdehnt. Terenz sucht in diesem figuratus sermo überall Gleichklang und Antithese. Er geht in dem Wunsch, reimende, rhythmisch gleichwertige Glieder zu erhalten, sehr weit: Heaut. 28 *date crescendi copiam / novarum qui spectandi faciunt copiam* wagt er etwas syntaktisch ganz Ungewöhnliches, um die gleichschwebende Antithese zu erhalten (Leo anal. Plaut. II 24), Hec. 21 *ubi sunt cognitae, placitae sunt* steht aus dem gleichen Grunde das sonst so nicht gebräuchliche Passivum (Leo S. 26[1]). Etwas Entsprechendes liegt im Eingang des Eunuchusprologs vor, nur betrifft es hier nicht einzelne Glieder, sondern den Satzbau im ganzen. Terenz legt Wert darauf, die beiden Gedanken, aus denen sich sein Proömium zusammensetzt (die captatio benevolentiae und die Zurückweisung eines dagegen zu machenden Einwurfs) in parallele Form zu bringen, als Glieder von gleicher Länge und gleichklingender Einleitung; da vergewaltigt er, wie in den von Leo besprochenen Fällen die Syntax, so hier die logische Gliederung, indem er einfach nebeneinanderstellt, was doch nicht gleichgeordnet ist. Er wiederholt damit den Bau, den er früher der refutatio im Prolog des Heautontimorumenos gegeben hatte. Aber da waren wirklich zwei Vorwürfe abzuwehren; der Dichter konnte mit vollem Recht, nachdem er V. 16 angehoben hatte *nam quod rumores distulerunt malevoli*, V. 22 fortfahren *tum quod malevolus vetus poeta dictitat*. Bemerkenswert ist es, wie streng hier dieser ganze Teil zusammengehalten wird, durch vollkommen gleiche Länge der beiden Glieder (16—21 und 22—27; V. 28 beginnt mit *facite aequi sitis* etwas Neues) und durch den Parallelismus der Anfänge. Das gleiche Kunstmittel hat der Dichter dann im Proömium des Eunuchusprologs angewandt, aber während an jener Stelle das zweite *quod* eine

Digitized by Google

vollkommene Anapher des ersten ist, das *tum* zu dem zunächst Behandelten ein neues Gleichwertiges hinzufügt, ist das hier nicht der Fall; die Symmetrie ist hier äußerlich, der lebendige Gedanke in ein ornamentales Schema eingezwängt. Wir haben das hinzunehmen und auch hieraus zu lernen, wie sehr es dem Dichter in diesen Reden auf gewisse formale Künste ankam.

Im folgenden sind die Verse 7 und 8 bereits von Bentley richtig erklärt: '*bene vertere* est fideliter vertere, verbum verbo reddere ex Graeco; id ipsum *bene vertere* est male scribere latine'. Durch pedantisch genaues Übersetzen macht Luscius aus guten griechischen Stücken schlechte lateinische (vgl. Leo, Plaut. Forsch.[2] 99). In dem gleichen Sinne hatte Terenz früher von Luscius gesagt (Andr. 20) *quorum* (d. h. des Naevius, Plautus, Ennius) *aemulari exoptat neglegentiam potius quam istorum* (d. h. der Leute von der Kunstrichtung des Luscius) *obscuram diligentiam.* Schwierigkeiten macht erst der nächste Vers *idem Menandri Phasma nunc nuper dedit.* Da setzen die meisten Herausgeber Bothes Konjektur in den Text: *Phasma nuper perdidit.* Das ist ein geschickter Einfall; unsere Überlieferung wäre durch eine Dittographie und eine Haplographie, vor und hinter *nuper,* entstellt. Aber leicht ist die Änderung keineswegs, die in einem grammatisch und metrisch tadellosen Verse an zwei Stellen eine Verderbnis voraussetzt. Jedoch die Verteidigung des überlieferten Textes läßt sich positiv führen[1]). Einmal: das rare *nunc nuper* darf nicht angetastet werden, es steht Plaut. Truc. 397 *nunc huc remisit nuper ad me epistulam,* dann findet es sich ein paarmal bei Archaisten (vgl. Hand, Tursellinus IV 346), das ist ein indirektes Zeugnis für sein Vorkommen im alten Latein[2]). Sodann: es ist bereits angedeutet worden, daß Terenz in diesem Prolog jedes neue *laedere* geflissentlich vermeidet, er wahrt die Pose dessen, der sich lediglich Provokationen gegenüber (vgl. auch V. 16) zur Wehr setzt. Dementsprechend läßt er in V. 10—13 nur die Tatsachen reden; es wird nur gesagt, was Luscius in seiner Bearbeitung des Menandrischen θησαυρός angestellt habe, kein Wort des Urteils hinzugefügt. Zu dieser wohlberechneten Haltung paßt im Anfang des gleichen Satzes das neutrale *Menandri Phasma nunc nuper dedit,* nicht aber das mit grober Deutlichkeit lospolternde *perdidit.* Das wäre dem Klange nach noch ungleich schärfer als die vorausgegangenen Ausdrücke *scribendo male* (neben *bene vertendo!*) und *fecit non bonas,* die eine deutliche Kritik in verhältnismäßig zurückhaltender Form aussprechen; mit der scheinbaren Objektivität der engverbundenen Worte *atque in Thensauro scripsit* usw. verträgt sich *perdidit* überhaupt nicht.

Aber ein Anstoß ist freilich vorhanden: *Menandri Phasma nunc nuper dedit,* ohne irgendeinen Zusatz, scheint wirklich, wie Dziatzko es

[1]) Fabias Anmerkung ist unzureichend; er bringt keines der entscheidenden Argumente, hat auch den Zusammenhang verkannt.

[2]) Auch im übrigen ist hier sprachlich alles in Ordnung; *dedit* ganz üblich vom Aufführen eines Stückes: unten V. 24, Heaut. 33 und sonst. — *Menandri Phasma ... dedit,* der griechische Titel wie 19 *quam nunc acturi sumus Menandri Eunuchum.*

Digitized by Google

ausdrückt, in diesem Zusammenhange 'parum inclementer dictum esse', ja es ist so geradezu unverständlich. Die Schwierigkeit hat schon Donatus[1]) empfunden. Er bringt zwei Verlegenheitserklärungen: 1) p. 271, 20 W. in der bloßen Erwähnung des *nunc nuper* aufgeführten Stückes liege bereits die Kritik; Terenz brauche weiter gar nichts zu sagen, denn bei der Nähe jener Aufführung des Phasma entsinne sich jeder Zuschauer, wie schlecht das Stück gewesen sei. 2) p. 272, 18 Terenz wolle durch die Nennung des Phasma bloß andeuten, wer denn der Dichter sei, von dem der fehlerhafte 'Thesaurus' herrühre; nur der Thesaurus sei mißlungen, nicht das Phasma. — Keiner dieser beiden Deutungsversuche befriedigt[2]).

Das Ergebnis der bisherigen Untersuchung ist also dies. Der Wortlaut von V. 9 darf nicht verdächtigt werden, die Autarkie des Verses aber ist nicht zu erweisen: einzeln aufgefaßt genügt er dem Zusammenhange nicht. Da liegt es nahe, ehe man zu dem billigen Auskunftsmittel der Ansetzung einer Lücke greift, sich danach umzutun, ob denn die Worte nicht von ihrer Umgebung her Licht empfangen. Mit einer gedanklichen Unterordnung unter die folgenden, grammatisch auf gleicher Stufe beigeordneten Verse hatte es Donats zweite Erklärung versucht, ohne Erfolg wie wir sahen. Hier erhebt sich nun unentrinnbar eine Frage, der wir bisher mit einiger Kunst ausgewichen sind: wie steht es mit der Zugehörigkeit der Verse 7 und 8? Alle Herausgeber interpungieren von V. 4 an folgendermaßen: *tum si quis est, qui dictum in se inclementius existimavit esse, sic existimet, responsum, non dictum esse, quia laesit prior, qui bene vortendo . . . fecit non bonas.* Das ist ein ganz unerträglicher Satzbau. 'Wenn es irgend jemanden gibt, der . . ., so soll er glauben, es sei geantwortet, nicht gesagt worden, weil der zuerst beleidigt hat, der usw.' Was soll das heißen? Die Fiktion, die in dem *quis* in V. 4 zum Ausdruck kommt, daß nämlich der Form nach von einem 'Irgendwer' gesprochen wird, während jeder Zuschauer sofort versteht, wer gemeint ist, diese für die Art der gesamten Polemik so bezeichnende Fiktion wird ja zu einer Sinnlosigkeit, wenn das Subjekt des *laesit prior* im Vers 6 nicht eben dieser *quis* (auf den auch das *in se* in V. 4 geht, das noch in V. 6 nachwirkt) bleibt, sondern eine ganz bestimmte, durch V. 7 und 8 ausdrücklich determinierte Person wird. Es kann aber überhaupt niemand so sprechen: 'der jemand soll glauben, es sei ihm geantwortet, nicht gegen ihn polemisiert worden, weil der zuerst beleidigt hat, der aus guten Stücken schlechte gemacht hat', sondern nur 'er soll glauben, es sei ihm geantwortet, nicht gegen ihn polemisiert worden, weil er zuerst beleidigt, weil er angefangen hat.' Da ist der Punkt zu setzen; so erst bekommt der Satz seine volle Kraft. Wie gut es ist und wie sehr im Geiste terenzischer Redekunst, daß die parallel geformten Glieder *si quisquam est* (V. 1—3) und *tum si quis est* gleiche Länge haben,

[1]) Es sei erlaubt hier einfach diesen Namen zu setzen, da für unseren Zweck auf den Ursprung der beiden Erklärungen, die schwerlich von ein und demselben Manne herrühren, nichts ankommt.

[2]) Dem zweiten, reichlich absurden (denkbar wäre das doch nur, wenn erst von V. 9 an gegen Luscius polemisiert würde; der Zuhörer hat doch schon vorher die Beziehung auf ihn erfaßt), stimmt Fabia mit starker Anerkennung zu.

Digitized by Google

das sahen wir schon. Mit *qui bene vortendo* (V. 7) beginnt nach der schweren Interpunktion ein ganz neuer Teil. Aber das Asyndeton — wird man einwenden. Gerade das ist an dieser Stelle vortrefflich. Denn 1—6 enthält die captatio benevolentiae (4—6 erledigt, wie oben gezeigt wurde, einen Einwand, der gegen 1—3 gemacht werden könnte). Nach dieser captatio liebt Terenz ganz von neuem mit dem was er eigentlich zu sagen hat einzusetzen. So im Heautontimorumenos 'Damit sich keiner von euch wundert ... (vgl. dazu Plaut. Aul. 1, Cic. Arch. 3), will ich das erst sagen' (die Ausführung verschiebt er auf einen späteren Teil, wie Leo gezeigt hat), dann V. 4 asyndetisch *Ex integra Graeca integram comoediam hodie sum acturus.* Eine noch sinnfälligere Analogie bietet der Adelphenprolog. Dort schließt das Proömium mit den Worten (4f.) *indicio de se ipse erit, vos eritis iudices, laudin an vitio duci id factum oporteat.* Darauf setzt unvermittelt die narratio ein (6): *Synapothnescontes Diphili comoediast.* Hinsichtlich der Verse 7 und 8 des Eunuchus, die uns hier beschäftigen, war Leo der richtigen Erkenntnis schon ganz nahe; er sagt Anal. Plaut. II 17 'Eunuchi prologus paulo aliter institutus est, ita quidem ut prooemium (v. 1—8 vel 6, nam v. 7. 8 iam ad sequentem particulam pertinent[1]), non narratio excipiat, sed ἀντικατηγορία (9—13)', aber er hat die Konsequenz nicht gezogen und keine schwere Interpunktion hinter V. 6 gesetzt. Tut man das, so erhält die Rede die Klarheit und übersichtliche Gliederung zurück, die ihr der Dichter gegeben hat[2]).

Damit kommt aber auch alles Folgende in Ordnung. In der Einleitung, die eben eine captatio benevolentiae sein sollte, wurde mit dem denkbar allgemeinsten Ausdruck (*quis*) auf den Rivalen hingedeutet. Dann ein Einschnitt; danach wird in der ἀντικατηγορία der Gegner zwar auch noch indirekt, aber sehr viel bestimmter in einer für jeden Zuhörer vollkommen eindeutigen Weise bezeichnet. *Qui bene vortendo ... fecit non bonas, idem Menandri Phasma nunc nuper dedit* eqs. Der Vorwurf, den Terenz in den Versen 7 und 8 gegen Luscius richtet, ist ja der gleiche, den er bereits früher (Andr. 21) gegen ihn erhoben hat. Ein Zweifel an der Person des Angegriffenen ist nicht mehr möglich. Auch das *idem* in V. 9 bekommt jetzt seinen vollen Sinn: 'der, der (früher schon, wie ihr Zuschauer wißt und ich, Terentius, gezeigt habe) aus guten griechischen Stücken durch pedantisches Übersetzen schlechte lateinische gemacht hat, eben der und kein anderer hat jetzt kürzlich das Phasma des Menander aufgeführt'. An der Identität des Verfassers des Phasma mit dem bereits von früheren Zeiten her literarisch bedenklich bekannten Manne soll kein Zweifel bleiben. Zugleich ist damit gegeben, daß Luscius auch im Falle des Phasma *ex Graeca bona Latinam fecit non*

[1]) Von mir gesperrt.

[2]) Daß der Satz bei der herkömmlichen Interpunktion ungereimt ist, hat auch L. Havet gesehen. Er macht in seiner übrigens ganz spielerischen Abhandlung (Revue de philologie 30 [1906], 176) die zutreffende Bemerkung: 'la groupe des v. 6—8 est illogique, car la qualité d'agresseur est sans connexité avec la qualité de mauvais poète'. Die Gliederung zu untersuchen liegt ihm fern, er gießt über den nach seiner Meinung ganz verwilderten Text schrankenlose Konjekturen aus.

Digitized by Google

bonam. Wir kommen auf diesen Vers noch zurück. Zunächst wenden wir uns dem Folgenden zu.

Das argumentum des Thesaurus hat ebenso wie das des Phasma dankenswerterweise Donat zu unserer Stelle ausgeschrieben (p. 273, 9 W.). Er teilt es soweit mit wie es erforderlich ist, um die von Terenz an Luscius geübte Kritik zu verstehen [1]). Da man es bei ihm oder in den Sammlungen der Komikerfragmente nachlesen kann, braucht es hier nicht referiert zu werden. Uns geht nur die Frage an: was ist eigentlich der Vorwurf, den Terenz gegen Luscius erhebt? Leo antwortet darauf Plaut. Forsch.[2] 100 'der Fehler, den er dem Thesaurus des Luscius vorwirft, ist eine Versetzung von Reden des Originals'; in der Literaturgeschichte (S. 255) geht er ausführlicher auf die Stelle ein; es ist nötig, seine Worte herzusetzen. 'Das "gute Übersetzen und schlechte Schreiben" (Eun. 7) geht nur auf die Verwerfung der "Kontamination". Mit den einzelnen Fehlern, die Terenz dem Luscius vorwirft, kann er nur Abweichungen vom Original meinen. Denn er will nicht Menander angreifen, wenn er es als Fehler anführt (Eun. 10), Luscius habe im Streit um den Schatz zuerst den angegriffenen Besitzer sein Besitzrecht verteidigen, dann erst den Ankläger seinen Anspruch begründen lassen. Bei Menander war die Reihenfolge der Reden offenbar umgekehrt; wie auch im Schiedsgericht der Epitrepontes zuerst der Anspruch, dann der Besitz verteidigt wird.' Hier stutzt man: Leo, dem wundervollen Kenner Menanders, haben sich im Eifer der Argumentation die wohlvertrauten Tatsachen sonderbar verschoben. Es ist ja in den Epitrepontes genau umgekehrt. Daos, der derzeitige Besitzer der Schmucksachen um die der Streit geht, hält an erster Stelle seine lange Rede (V. 23—75), er versucht die Rechtmäßigkeit seines Besitzes nachzuweisen; nach ihm (V. 77—135) spricht Syriskos als der κύριος des Kindes und beansprucht für dieses die Herausgabe der Sachen an ihn. Darauf spricht Smikrines sie ihm zu; am Schluß der Szene (146—158) gibt der empörte Daos die Kleinodien an den siegreichen Syriskos heraus. Die Analogie dieser Szene spricht also gegen Leos Annahme. Man kann aber viel allgemeiner argumentieren. Es folgt aus den einfachsten Gesetzen dramatischer Technik, daß, wenn auf der Bühne ein Rechtsstreit vorgeführt wird, an zweiter Stelle die Partei spricht, die schließlich obsiegt. Wie wäre denn auch anders Spannung und Steigerung zu erzielen? So spricht in den Agonen der alten Komödie stets der schließliche Sieger zuletzt, so ist es in den Epitrepontes, so muß es in dem Θησαυρός des Menander gewesen sein. Nun geht aus dem argumentum bei Donat, wenn auch der Schluß der Handlung nicht erzählt wird, mit unbedingter Sicherheit hervor, daß dem rechtmäßigen Eigentümer des Schatzes, dem leichtsinnigen Jüngling, der *rem familiarem ad nequitiam prodegerat,* sein Eigentum zugesprochen worden ist, nicht aber dem habgierigen und betrügerischen Alten. Also muß der Jüngling (oder wer seine Sache vor Gericht führte, man könnte z. B. an einen Parasiten denken) an zweiter Stelle gesprochen

[1]) Den Anfang der von dem Alten vor Gericht gehaltenen Rede zitiert er wörtlich. Daß Donat im ganzen ein metrisches argumentum paraphrasiert, hat Leo (Rh. Mus. 38 [1883], 322) vermutet.

Digitized by Google

haben, der petitor also, nicht der possessor. An eine Versetzung der Reden des Originals durch Luscius kann mithin nicht gedacht werden. Greift aber darum Terenz den Menander an? So stellt Leo die Alternative, schwerlich mit Recht. Terenz mißt die Darstellung des Luscius nicht an dem griechischen Original, sondern an dem Leben. Es ist deutlich, daß die bloße Konstatierung des Tatbestandes genügt, um Luscius bei einem Teil des Publikums lächerlich zu machen. Er hat, sagt Terenz, bei einer Eigentumsklage den possessor vor dem petitor seine Sache führen lassen. Daß das, wie sich Donat etwas laienhaft ausdrückt, *abhorret a consuetudine et iuris et litium,* wußte jeder Zuschauer. Erst spricht in derartigen Prozessen der Kläger[1]). Daß er einem römischen Publikum eine juristische Ungeheuerlichkeit zugemutet habe, das wirft Terenz seinem Konkurrenten vor. Was hätte aber Luscius nach seiner Meinung tun sollen, da er doch, wie wir gesehen haben, die Anordnung der Szene nicht ändern konnte ohne zu einem künstlerisch ganz unzulänglichen Ergebnis zu kommen? Terenz wäre um eine Auskunft nicht verlegen. Wer seine Kunstprinzipien teilte, der konnte, um einer sachlichen Inkonvenienz zu entgehen, irgendeine tiefergreifende Umgestaltung des Originals vornehmen, konnte z. B. die Aktion in Erzählung verwandeln, wie das, allerdings aus anderen Gründen, Terenz in der Hecyra getan hat (Donat zu V. 825 *brevitati consulit Terentius, nam in Graeca haec aguntur, non narrantur*). Weil wir Terenz immer mit Plautus vergleichen, neben dem er freilich so viel attischer wirkt, würdigen wir im allgemeinen die große und bewußte Arbeit nicht genug, die der jüngere Dichter geleistet hat, um die fremden Stücke dem römischen Geschmack und den römischen Anschauungen anzupassen. Selten nur erfüllte er, wie Plautus stets, die attische Fabel mit Einzelgestaltungen römischen Lebens, weit häufiger ließ er allzu Griechisches fort[2]) oder glich es mit sorgsamer Kunst ins allgemein Menschliche aus[3]). Dahin gehört es, wenn er im Phormio den Haarschneider, der dem Mädchen die Trauerfrisur geschnitten hat, also eine für die besondere Situation erfundene Figur, durch einen farblosen *adulescens quidam* ersetzt, was Donat (d. h. nach Weßners Untersuchungen wohl Aemilius Asper) notiert hat (zu V. 91) mit dem Zusatz *quod scilicet mutasse Terentium, ne externis moribus spectatorem Romanum offenderet.* In diesen Worten ist vollkommen richtig das Motiv bezeichnet, das Terenz veranlaßte, sich derartige Freiheiten gegenüber dem Original zu gestatten. Luscius und seine Richtung vertraten dagegen den Grundsatz, Aufgabe des Palliatendichters sei es, die griechischen Stücke in allen Einzelheiten wiederzugeben fidus ut interpres. Auf die Bekämpfung gerade dieses

[1]) Herr Geheimrat Seckel hatte die Freundlichkeit, mir auf meine Anfrage mitzuteilen, wir hätten zwar hierüber aus Rom keine Zeugnisse, die Reihenfolge Kläger—Beklagter folge aber aus dem Wesen der Sache; das sei in Rom (und wohl auch in Athen) gewiß nicht anders gewesen als bei uns

[2]) Ein berühmtes Beispiel τὸ μακαριώτατον, ἄστικτον im Ἑαυτὸν τιμωρούμενος, vgl. Leo Plaut. Forsch.² 100[1]).

[3]) Auch dafür bietet im Kleinen das in der vorigen Anmerkung erwähnte Bruchstück des Ἑαυτὸν τιμωρούμενος einen Beleg; dort steht Ἄλπιν, bei Terenz *his regionibus.*

Digitized by Google

Grundsatzes kommt dem Terenz alles an, immer wieder setzt er sich für das Recht freier Bearbeitung ein; so gehen auch die Worte vom 'guten Übersetzen und schlechten Schreiben' keineswegs 'nur auf die Verwerfung der Kontamination'. Auch sonst bewegt sich die Polemik gegen Luscius in der gleichen Richtung wie an unserer Stelle; in Leos Behandlung kommt das nicht heraus. Er fährt nämlich nach den vorhin ausgeschriebenen Worten fort: 'In einem anderen Stück hatte Luscius "einem auf der Straße laufenden Sklaven das Volk ausweichen lassen" (Heaut. 31): gewiß eine der üblichen Erweiterungen dieses typischen Motivs in der lateinischen Bearbeitung'. Nein, sondern Bewahrung dessen, was im Original stand. Römischer Anschauung war es anstößig, daß das Volk sich eine derartige Frechheit eines Sklaven gefallen ließ [1]), also, meint Terenz, hätte Luscius das mildern müssen. Auch an einer dritten Stelle, die Leo gleichfalls heranzieht, handelt es sich nicht um einen Einfall des römischen Bearbeiters, sondern um die *obscura diligentia* in der Wiedergabe des Originals. Im Prolog des Phormio nämlich (6 ff.) verhöhnt Terenz den Luscius, weil er in einer Komödie einen jungen Menschen eine Vision oder einen Traum voll tragisch gesteigerter Bilder habe erleben lassen. Donat gibt den Gedankengang des Terenz richtig wieder: *ideo videmur leves tenuesque, inquit, quia in comoedia prodigia facta ⟨non⟩ sunt nec tragoedias concitavimus.* Seit wir den Menander so viel besser kennen, ist es uns ganz vertraut, daß die neue Komödie jederzeit nicht nur im Ausdruck, sondern in der Stimmung ganzer Partien zur Höhe der Tragödie aufzusteigen vermag. Luscius ist also in der Gestaltung jener Vision nur seinem Vorbilde gefolgt. Terenz schied auch derartige Elemente aus, nicht weil sie unrömisch gewesen wären, sondern weil sie seinen Vorstellungen von den Grenzen der Gattung nicht entsprachen; der Vorwurf gegen seine Stücke, *tenui esse oratione et scriptura levi,* war nicht unberechtigt.

Wir kehren zu unserm Ausgangspunkt zurück. Es hat sich ergeben, daß die terenzische Kritik an dem Thesaurus des Luscius nicht eine Versetzung von Reden des Originals, sondern die stumpfsinnige Beibehaltung der überkommenen Reihenfolge rügt. Luscius hat also nach seines Gegners Meinung auch in diesem Falle *bene vortendo et eandem scribendo male ex Graeca bona Latinam fecit non bonam.* Dies Ergebnis haben wir ganz rein gewonnen, indem wir uns den Inhalt des 'Thesaurus' vergegenwärtigten, ohne jede Heranziehung der vorangehenden Verse. Jetzt aber ist es uns eine erwünschte Bestätigung für die Richtigkeit unserer Abteilung, welche die Verse 7. 8 in enge Verbindung mit dem Folgenden bringt: sie bereiten in der Tat als ein allgemeiner, der Erfahrung der Vergangenheit entnommener Satz auf die neuen Einzelbeispiele, die folgen sollen, vor. Ganz zwingend fordert dann der Zusammenhang (was wir vorhin schon von der einen Seite her als notwendig erkannten), daß auch inbetreff des Phasma Terenz dem

[1]) Die Verschiedenheit griechischen und römischen Empfindens in dieser Hinsicht wird illustriert durch eine Bemerkung Donats zu Eun. 57: *concessum est in palliata poetis comicis servos dominis sapientiores fingere, quod idem in togata non fere licet.*

Digitized by Google

Luscius vorwirft, er habe sich zu eng an das Original gehalten und dadurch ein schlechtes lateinisches Stück zuwege gebracht; der Vers 9 steht ja zwischen dem allgemeinen Satz (7. 8) und der Behandlung des Spezialfalls (10—13), in denen beiden es sich um den gleichen Fehler handelt. Woran Terenz und der Teil des Publikums, der mit ihm eines Sinnes war, in der Bearbeitung des Phasma Anstoß nahmen, das vermögen wir freilich nicht mehr zu sagen. Terenz deutet das — von ihm im ganzen verurteilte — Kunstprinzip an, aus dem der Fehler entstanden sei, eine Einzelpolemik hält er bei dem *nunc nuper* aufgeführten Stücke für überflüssig. Der Ausdruck läßt es als denkbar erscheinen, daß Donats natürlich auch nur auf Vermutung beruhende Erklärung das Richtige trifft (p. 273, 1 W.) *hanc fabulam totam damnat, ut apparet, silentio, Thesaurum vero non totum, sed ex uno loco.* Vielleicht hat Terenz die Ansicht vertreten, das Φάσμα des Menander habe sich überhaupt nicht zur lateinischen Bearbeitung geeignet. Er konnte z. B. der Meinung sein, daß die Situation, die im Mittelpunkte des Stückes stand, die Szene in der der Jüngling glaubt in dem schönen Mädchen die Erscheinung einer Göttin zu sehen, sich mit dem religiösen Empfinden der Römer nicht vertrug. Aber das Raten ist unfruchtbar; wir dürfen auch gar nicht beanspruchen eine derartig aktuelle Polemik noch in allen Einzelheiten zu verstehen. Für diese Untersuchung kam es darauf an, den Nachweis zu erbringen, daß V. 9 in seiner überlieferten Gestalt in Ordnung ist und daß er wirklich eine Kritik des Gegners enthält, freilich nicht wenn man seine Worte isoliert, wohl aber wenn man sie in dem Zusammenhang auffaßt, in den sie vom Dichter gestellt sind.

Über die sittliche Haltung des Terenz zu Gericht zu sitzen ist nicht die Aufgabe seines Interpreten. Er wird natürlich gewußt haben, daß es ein rabulistischer Kniff war in einer Frage der künstlerischen Disposition, wie es die Anordnung der Prozeßreden in dem Thesaurus ist, an die gemeine Praxis des Alltags und an die Probabilitäten des gesunden Menschenverstandes zu appellieren. Terenz spricht hier als Sachwalter in eigener Angelegenheit, er wirkt mit den Mitteln die jeder Advokat anwandte. Da braucht man nicht von Illoyalität (Fabia S. 70) zu reden. Vor allem aber ist es verkehrt anzunehmen, er habe bei seiner Polemik gerechnet auf 'des spectateurs ignorants et formalistes'. Ganz eindeutig lehren die Selbstzeugnisse des Terenz und die Nachrichten über ihn so gut wie die Schicksale seiner Stücke, an wen vor allem seine Kunst sich wendet. Das ist eine erlesene Oberschicht, jener kleine Kreis gesellschaftlich und geistig hochstehender Männer, bei denen man zum erstenmal in Rom von echter literarischer Bildung reden kann. Und das literarische Interesse allein reicht nicht einmal aus. ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων, das sagt mit fast den Worten der Onesimos der Epitrepontes, sagte mit ähnlichen manche Gestalt Menanders. Eine Kunst, die aus dieser Anschauung ihre tiefsten Lebenskräfte zieht, ja ihr eigentliches Recht gerade so zu sein (fernab von der problemlosen Daseinsfülle des alten dionysischen Spiels), konnte nur in dem Athen des Theophrast und des Epikur erstehen. Eine Wiederbelebung, der diese menandrischste Seite der menandrischen Kunst wiederum das Entscheidende wurde, die

Digitized by Google

nach Varros klugem Wort *in ethesin palmam poscit,* setzt notwendig eine Gesellschaft voraus, die das Leben nicht mehr einfach hinnimmt, die einen Standpunkt außerhalb des Getriebes einzunehmen vermag und, wenn auch nicht mit hellenischer Freiheit und Tiefe, doch bis zu einem gewissen Grade theoretisch über ethische Probleme nachdenkt. Solche Menschen gab es in dem Rom, in das der junge Polybios hineinkam; für sie dichtet Terenz. Die Gründlinge im Parterre, die in der Komödie vor allem Belustigung suchten und gegebenenfalls dem konkurrierenden funambulus zuliefen, an denen war ihm wenig gelegen. Sie mochten seine Argumente für bare Münze nehmen und über Luscius lachen, weil er so dumm war etwas so 'Unnatürliches' zu dichten wie die Verhandlung im Thesaurus. Dem polemisierenden Dichter liegt an den andern, die wie er das Heil der römischen Bühne in einer selbständigen Umsetzung der griechischen Dramen erblicken, denen es auf das Prinzip ankommt, nicht auf die einzelnen Beweisstücke. Nicht umsonst ist der allgemeine Vorwurf (*qui bene vortendo* usw.) vorangestellt. Einem Publikum von Ignoranten wäre eine derartige Stellungnahme ganz uninteressant gewesen. Im folgenden mochten dann ruhig die urteilsfähigsten Zuhörer die List der Polemik durchschauen und sogar ihren Spaß haben an den fadenscheinigen Argumenten, mit denen hier eine nach ihrer Meinung heilsame Kunstrichtung verteidigt wurde.

Eine neue Schwierigkeit bietet dann V. 33: *sed eas fabulas factas prius Latinas scisse sese id vero pernegat.* Was bedeutet da *eas fabulas?* Bentley antwortet: 'intellege Menandri Colacem et Eunuchum'. Das ist unmöglich; der Eunuchus Menandri ist ja hier nirgends genannt und auch davon, daß dieses Stück schon einmal lateinisch bearbeitet worden sei, ist gar keine Rede. Auf die Frage, worauf *eas fabulas* zu beziehen sei, ist ausführlich Ritschl (Parerga 102) eingegangen. Er sagt: 'die grammatisch richtige Beziehung auf die zunächst vorhergehenden Begriffe *Colax Menandri* und *Eunuchum suam* gibt eine Unmöglichkeit des Gedankens, die von dem Gedanken geforderte Beziehung auf den Vers (25) *Colacem esse Naevi et Plauti, veterem fabulam* ist eine grammatische Unmöglichkeit, notwendig mußte es dann doch *sed illas fabulas* heißen, was sich noch dazu gerade ebensogut mit dem Metrum verträgt. Und selbst zugegeben, daß die Beziehung für das Pronomen aus einem zehn Verse früher stehenden Satze herbeigeholt werden könne, wozu überhaupt die Umständlichkeit des *factas prius latinas,* wenn nichts gesagt werden sollte als "daß jene Stücke v o r h a n d e n s e i e n[1]), sei dem Dichter unbekannt geblieben?" — während die einfache und natürliche Bedeutung der Worte *eas fabulas prius latinas factas esse* offenbar diese wäre, daß unter *eas fabulas* griechische Stücke verstanden würden, die in das Lateinische übertragen worden.' Statt des überlieferten *fabulas* schreibt Ritschl also *ab aliis* und versteht *eas* von den V. 32 genannten *personae,* grammatisch einwandfrei. Seine Argumentation hat allgemein Beifall gefunden; wie er geben Dziatzko und Fabia den Text, etwas anders, aber von dem gleichen Anstoß ausgehend Fleckeisen *sed ea ex fabula factas prius.*

[1]) Von Ritschl gesperrt.

Digitized by Google

Demgegenüber ist zu sagen, daß diese Konjekturen oder vielmehr die Interpretation, deren Ergebnis sie sind, der Absicht des Dichters in keiner Weise gerecht werden. Wieder beging man hier den Fehler, am Einzelnen zu haften, anstatt den Aufbau der Gedanken im ganzen zu verfolgen. Es ist nämlich hier alles auf die genaueste Entsprechung von Anklage und Verteidigung gestellt. Vorgeworfen hatte Luscius dem Terenz (V. 25f.): 'es gibt einen Colax von Naevius und Plautus, also eine vetus fabula; daraus hat Terenz die Personen des Parasiten und des Offiziers gestohlen.' Darauf repliziert Terenz in umgekehrter Reihenfolge, 1. auf den Vorwurf *parasiti personam inde ablatam et militis* mit den Worten von V. 30ff.: er hat jene Personen aus dem Kolax Menanders genommen, also nicht *inde* (aus den Stücken des Naevius und des Plautus); 2. auf *Colacem esse Naevi et Plauti, veterem fabulam* erwidert er *eas fabulas factas prius* eqs. Wenn man *eas* V. 33 mit Ritschl und denen die ihm folgen auf *personas* bezieht, beseitigt man die klare Beziehung auf V. 25. Terenz macht ja schon äußerlich durch die Anapher (31 *eas se non negat,* 34 *id vero pernegat*) vollkommen deutlich, daß er auf die beiden Teile der Anklage eingeht: der eine Vorwurf stimmt nur zum Teil, soweit er nämlich die Übernahme der Personen betrifft, nicht insofern das *inde* in Betracht kommt; der andere ist ganz nichtig, nämlich *Colacem esse Naevi et Plauti,* davon habe er, Terenz, überhaupt nichts gewußt. Nun hatte in dem Vorwurf des Luscius *Colacem esse N. et P.* natürlich mehr gelegen als die bloße Feststellung der Existenz dieser Stücke des Naevius und Plautus, nämlich die Behauptung, der Kolax Menanders habe von seiten jener beiden Dichter bereits eine lateinische Bearbeitung gefunden, es sei also keine integra comoedia mehr[1]), aus der Terenz die beiden Personen übernommen habe. Das war (wie Terenzens übrige Prologe lehren) das Entscheidende; darauf mußte der Angegriffene gleich mit entgegnen. Ritschl hat also unrecht, wenn er sagt: 'wozu überhaupt die Umständlichkeit des *factas prius latinas,* wenn nichts gesagt werden sollte als "daß jene Stücke vorhanden seien, sei dem Dichter unbekannt geblieben?"' Es sollte eben mehr gesagt werden, nämlich 'daß in den beiden Stücken, von denen Luscius gesprochen hat, bereits eine lateinische Bearbeitung des menandrischen Kolax vorlag, wußte ich nicht.' Ritschl behauptet dann weiterhin, die einfache und natürliche Bedeutung der Worte *eas fabulas prius latinas factas esse* sei offenbar die, daß unter *eas fabulas* griechische Stücke verstanden würden, die in das Lateinische übertragen worden seien. Es ist gefährlich in dieser spitzigen und andeutungsreichen Rede, in der zudem die Beweisführung oft eigentümlich verschlungene Wege einschlägt, das 'Einfache und Natürliche' ohne weiteres als das allein Mögliche anzusehen. Die Grammatik erlaubt durchaus V. 33 auf V. 25 zu beziehen. Die dort ausgesprochene Behauptung konnte (wenn dem Terenz, wie wir sahen, an dieser tiefer in den Kern der Polemik eindringenden Formulierung lag) auch so gefaßt werden: *Colax Naevi et*

[1]) Mithin ihre Übertragung keine nova fabula. Um dieser polemischen Spitze willen steht V. 25 der Singular *veterem fabulam*, das ist vielfach verkannt worden.

Digitized by Google

Colax Plauti (ex Menandri Colace) Latinae fabulae factae sunt; dem entgegnen dann die Worte *eas fabulas factas prius Latinas*[1]). Ver deutlicht wird das noch durch das unmittelbar voraufgehende *ex Graeca,* das auch zum Folgenden noch mitverstanden werden soll[2]). Die Wortstellung aber und darüber hinaus die gesamte, eben keineswegs 'einfache', Formulierung des Gedankens in V. 33 ist bedingt durch das Bestreben, die Antithese dadurch herauszuheben, daß dem Ausdruck *ex Graeca* im Anfang von V. 33 bei Beginn des folgenden Verses *Latinas* das Gleichgewicht hielte. Daß Terenz in solchen Fällen vor Ungewöhnlichem nicht zurückschreckt, ward schon früher bemerkt.

Schließlich muß noch ein Einwand Ritschls besprochen werden. Er sagt, *eas fabulas* V. 33 könne sich nicht auf den entfernten Vers 25 beziehen, es müßte dann *illas fabulas* heißen. Es ist ganz richtig, daß *is* sich in der Regel auf das Nächstvorangegangene bezieht[3]); wenn anderes dazwischen getreten ist, sagt man meist *ille,* das auf Entfernteres zu deuten pflegt. Jedoch darf man nicht die rein örtliche Entfernung zum Maßstabe nehmen. Wenn der Sprechende den Gedanken an einen bestimmten Gegenstand die ganze Zeit über festhält, kann er *is* sagen, auch wo der betreffende Gegenstand vorher gar nicht oder nur in längerem Abstand, durch fremde Glieder getrennt, genannt ist. So bezeichnet Eun. 215 Phaedria die Geliebte, an die allein er denkt, mit *ea,* obwohl in der ganzen Szene (66 Wörter) von ihr noch nicht die Rede war. Genau so Hec. 411 *ea me abstinuisse,* ähnlich Hec. 372 *eius videndi cupidus* mit Bezug auf die Geliebte. Die war zuletzt 366 genannt; dann ein längerer Bericht über das Verhalten der *ancillae* (367), die 369 mit *earum,* 370, 371 mit *illis* bzw. *illarum* bezeichnet werden; trotzdem ist das neue *eius* 372 unmißverständlich. Hec. 33 *quom primum eam agere coepi* greift auf das *eam* (scil. *Hecyram*) von V. 30 zurück, dazwischen aber steht (31) *eam calamitatem vostra intellegentia sedabit, si erit adiutrix nostrae industriae.* Heaut. 136 bezieht sich der Ausdruck *si id faciam* zurück auf 130 f. *sumptus domi tantos ego solus faciam,* dazwischen steht ein langer Einwurf: *sed gnatum unicum . . . eieci . . .* Andr. 442 geht *eam rem* nicht auf das vorangegangene *haec sollicitudo,* sondern auf *haec nuptiae* 438. Weiteres Suchen wird mehr ergeben. Im Eunuchusprolog ist die Entfernung von dem Beziehungswort durch die Umständlichkeit der Argumentation vergrößert. Von V. 25 ab wird der Satz *Colacem esse Naevi et Plauti* eqs. in Gedanken festgehalten; alles Folgende dient ja nur der Abwehr dieses Vorwurfs. Zunächst

[1]) Darin ist *Latinas* natürlich Prädikatsnomen, wie sonst der lateinische Titel, z. B. Ad. 6 *Synapothnescontes Diphili comoediast: eam Commorientes Plautus fecit fabulam* und, mit sicherer Ergänzung Plaut. Vid. 7 (nach der Anführung des griechischen Titels) *⟨p⟩oeta ha(nc) noster f⟨ecit⟩ V⟨idularia⟩m.*

[2]) Scheinbar gibt ja Fleckeisens Konjektur *sed ea ex fabula* den gleichen Gedanken in noch deutlicherer Form; *facere ex* ist in dieser Verbindung ganz geläufig (Heaut. 4, Eun. 8). Aber dem Terenz war ja nicht gesagt worden: 'aus dem Kolax des Menander sind bereis lateinische Stücke gemacht worden', sondern 'es gibt den Kolax des Naevius und des Plautus usw.'; darauf mußte er replizieren, das geschieht in der überlieferten Fassung und nur da.

[3]) Vgl. Bach, Studemunds Stud. II 344 ff.

Digitized by Google

schiebt sich eine captatio benevolentiae ein (27—29)[1]). Dann eine kurze Aufklärung über den Tatbestand, gewissermaßen ein Kommentar zu den Worten des Luscius (30f.), dann erst kommt der Dichter zu der eigentlichen Verteidigung, die, wie wir gesehen haben, sich den Worten der Anklage eng anschmiegt. Das hat nur Sinn, wenn diese Worte als noch gegenwärtig empfunden werden; an sie soll der Hörer jetzt denken, nicht an die Einschiebsel, die darauf folgten. So nimmt *eas fabulas* in V. 33 das *veterem fabulam* von V. 25 auf (auch das wird durch Ritschls Änderung zerstört); die Beziehung des *eas* ist klar, wenn man nur nicht mit den Augen liest, sondern darauf achtet, wo die Akzente der Rede liegen.

In V. 35 geht die Überlieferung auseinander. Der Bembinus hat von erster Hand *isdem huic uti,* alle Vertreter beider Klassen der Calliopiusrezension[2]) geben *isdem uti aliis,* ebenso Joviales (der nach Kauers Nachweis noch in das ausgehende Altertum gehörende wichtigste Korrektor des Bembinus) und der Kommentar des Eugraphius (Donat hat zu dem Verse keine Bemerkung). Die Lesart der Calliopiusrezension nahm Bentley auf, mit der Begründung: 'recte *aliis,* quia multi tum una florebant poetae; non *huic,* quasi hic solus tum scriberet'. Alle neueren Herausgeber, Fleckeisen, Umpfenbach, Wagner, Dziatzko, Fabia haben sich für das *huic uti* des Bembinus entschieden. Aber nur *uti aliis* ist hier gut. Der Streit zwischen Luscius Lanuvinus und Terentius geht in seinem ganzen Verlauf um Prinzipien der Palliatadichtung. *Contaminari non decere fabulas,* das ist ein prinzipiell formulierter Angriff; für das Prinzip der freien Bearbeitung kämpft Terenz. So sagt er auch hier: "wenn man den Grundsatz aufstellt, schon einmal auf die Bühne gebrachte Personen dürften von anderen Dichtern nicht wieder verwandt werden, zu welchen Konsequenzen käme man da?" Die Forderung, die Terenz dem Luscius unterschiebt (der hat sie gar nicht erhoben), würde, das will Terenz zeigen, die Palliatadichtung überhaupt lahmlegen; im folgenden wird darum der Kreis der komischen Motive möglichst weit gezogen. Der Abschluß des Gedankens führt gleichfalls darauf, daß in V. 35 nicht von Terenz im besonderen, sondern von den auf die Alten folgenden Dichtern die Rede ist: (40) *denique nullumst iam dictum quod non sit dictum prius. Qua re aequomst vos cognoscere atque ignoscere, quae veteres factitarunt si faciunt novi.* — Zu diesen inneren Gründen, die in Wahrheit entscheidend sind, kommt eine andere Erwägung hinzu. Es ist gar nicht einzusehen, wie in einen überlieferten Text *huic uti non licet* das *aliis* hätte eindringen können[3]). Daß dagegen *huic* eindrang, ist sehr natürlich. Mit *hic* wird in den

[1]) Vgl. dazu Adelph. 4.

[2]) Auch der Victorianus; die anderslautende Angabe Umpfenbachs ist zu korrigieren nach Kauer, Wien. Stud. XX 267.

[3]) Fabia allerdings bemerkt: 'Il faut entendre: "si Térence n'a pas le droit de se servir des mêmes personnages que ses devanciers, *si personis eisdem huic* atque aliis *uti non licet.*" Un glossateur avait donné en marge cette explication et la glosse a corrompu le texte en s'y glissant.' Dann müßte eben *atque aliis* dastehen; das *isdem* bedurfte aber überhaupt keiner Erklärung, und die Ansetzung einer Glosse ist ganz willkürlich.

Digitized by Google

Prologen beständig die Person des Dichters bezeichnet, das wußte jeder Abschreiber. Einmal wenigstens sehen wir noch, wie, gleichfalls im Altertum, ein *hic* in einen Prolog eingeschwärzt wird. Adelph. 16 ist einheitlich überliefert (auch bei Donat im Lemma) *homines nobiles eum adiutare;* das ist vollkommen gut[1]). Donat aber, der in der Terenzvita die Verse zitiert (p. 5, 18 Weßn.), hat *hunc adiutare;* die Änderung geht möglicherweise schon auf Sueton zurück, dem das zwei Verse darauf stehende *hic* und die Häufigkeit dieses Pronomens in den Prologen vorschweben mochte. An unserer Stelle hat dann im Bembinus oder in seiner Vorlage das eingedrungene *huic* das *aliis* aus dem nun übervollen Vers vertrieben. So mußte im Bembinus häufig ein Bestandteil des echten Textes einem Eindringling weichen, z. B. Eun. 150 *quo id fiat facilius* (*quo fiat fac facilius* A^1, *id* erst von A^2 nachgetragen), 623 *miles vero sibi putare* (*miles ubi sibi* A^1 [*ubi* Dittographie aus *sibi*], erst von A^2 *vero* übergeschrieben). Eun. 35 hat nicht, wie in den beiden eben zitierten Fällen, der corrector antiquissimus den Fehler bemerkt, sondern erst Joviales.

V. 38 *parasitum edacem, gloriosum militem* ist von Loman[2]) athetiert worden, ihm folgen Dziatzko und Fleckeisen. Die Verteidigung hat Fabia nicht ausreichend geführt. Das Mißverständnis der Kritiker, denn auf einem solchen beruht die Tilgung des Verses, scheint ausgegangen zu sein von einer falschen Auffassung von *isdem* V. 35 und *magis* V. 36. Wenn Terenz 35f. sagte: "wenn ich den Miles und den Parasiten nicht wieder verwenden darf," so wäre allerdings V. 38 unmöglich. Aber erstens ist *isdem* nicht gleichbedeutend mit *iis;* sodann ist zu *magis* nicht zu ergänzen 'quam illas personas', vielmehr ist der Gedanke der: Wenn man das Prinzip aufstellt, es sei nicht erlaubt, daß die selben (schon früher gedichteten) Personen von anderen Dichtern auf die Bühne gebracht werden, dann ist es ebensowenig erlaubt (nämlich ebensowenig wie dies allgemein Verbotene) die und die einzelnen schon bekannten Personen wieder zu bringen. *Qui magis licet,* nämlich: quam id (alios isdem personis uti) licet. Mit dem *qui magis* werden nicht die im folgenden aufgezählten Einzelfälle einem bestimmten Einzelfall (dem des miles gloriosus und des parasitus) gegenübergestellt, sondern der allgemeine Grundsatz wird gemessen an den Einzelfällen, die sich aus ihm ergeben. Und zwar werden zunächst typische komische Charaktere aufgeführt, dann typische Motive der Handlung.

Für Terenz kommt alles darauf an, die Neuverwendung des miles gloriosus und des parasitus edax nur als e i n e n Fall unter einer Fülle gleichartiger hinzustellen. In V. 35 steht, wie wir gesehen haben, davon nichts, also wird es geradezu gefordert, daß das Beispiel unter den übrigen erscheint. Terenz stellt es an das Ende der Personenreihe. Da

[1]) Richtig beurteilt von Dziatzko-Kauer z. d. St.

[2]) Das Buch, in dem die Athetese ausgesprochen ist (Specimen criticum in Plaut. et Ter. fab., Amsterdam 1845) habe ich in Berlin nicht erhalten können, freundliche Bemühungen des Herrn Professor Baehrens in Gent waren leider gleichfalls erfolglos.

Digitized by Google

ist die Wirkung am größten, denn inzwischen ist dem Hörer bereits klar geworden, daß das in V. 35 formulierte Prinzip absurd ist.

Die Polemik in diesem Schlußteile ist sehr geschickt, einigermaßen hinterhältig ist sie freilich auch. Die Entschuldigung, er habe das Stück des Naevius und des Plautus nicht gekannt[1]), mochte dem Dichter doch wohl nicht hinreichend erscheinen. Da schiebt er dem Gegner etwas ganz anderes unter als der gesagt hatte. Luscius hatte postuliert: Personen bestimmter griechischer Stücke dürfen, wenn sie schon einmal in einer lateinischen Bearbeitung verwandt worden sind, nicht wieder auf die römische Bühne gebracht werden. Dabei handelt es sich natürlich nicht um die Typen des servus currens, der meretrix mala, des parasitus edax usw., sondern um ihre individuelle Ausprägung in einem bestimmten Stück. Luscius verbietet etwa, ne quis eisdem personis utatur, 'eisdem' in dem Sinne von 'eiusdem fabulae personis'. Terenz vollzieht eine Äquivokation, versteht absichtlich das zunächst im Sinne des Luscius gesetzte 'eisdem' von Personen des selben Typus, gewinnt damit einen allgemeinen Satz und führt den dann mit leichter Mühe mittels der Konsequenzen, die sich aus ihm ergeben, ad absurdum. Als Spezialfall dieses Satzes wird nun sogar die Wiederverwendung des parasitus und des miles legitim, was sie doch nach Terenzens eigenem Zugeständnis nicht war, so lange es sich nämlich um den Miles und den Colax handelte, den Plautus aus Menander übersetzt hatte, nicht um den Typus miles und colax. Gerade einem Publikum gegenüber, das dialektisch noch nicht ganz fest ist, leisten Äquivokationen die besten Dienste. Man sieht nun wohl aber, daß V. 38 gar nicht fehlen durfte, wenn der Hauptzweck, die vorher doch nicht ganz geglückte Rechtfertigung, erreicht werden sollte.

[1]) Nichts berechtigt uns zu der Annahme, das sei eine Lüge des Terenz. Es gab ja noch keine Gesamtausgabe der Komödien des Plautus (und des Naevius natürlich auch nicht), bei der Masse der Produktion der damals schon veralteten Dichter konnte sehr wohl das eine oder andere Stück dem Terenz nie zu Gesicht gekommen sein. Und Aufführungen der *παλαιαί* kamen zwar damals vor, bildeten aber eine Ausnahme, wie der Prolog der Casina lehrt.

Digitized by Google

MITTEILUNGEN

Poseidonios Ästhetik

W. Kroll hat seinem anregenden Aufsatz über die historische Stellung von Horazens Ars poetica (i. d. Z. Bd. VI S. 81—98) einen Exkurs angefügt, den er 'Poseidonios Ästhetik' betitelt, und in dem er gegen meine Ausführungen zu diesem Gegenstand (Hermes LII S. 161 ff.) Stellung nimmt. Kroll bekämpft meinen Versuch, aus *περὶ ὕψους* cap. 9 und Hermogenes *περὶ ἰδεῶν* 16 Poseidonios als gemeinsame Quelle zu gewinnen. Da er bei dem allgemeinen Mißtrauen gegen die neuerdings üppig wuchernde Poseidoniosliteratur von vornherein die günstigere Position hat, mögen auch dem Anwalt des *ἥττων λόγος* an dieser Stelle einige epikritische Bemerkungen gestattet sein, die natürlich das Thema nicht erschöpfen können.

In der Vierteilung der *σεμναὶ ἔννοιαι* bei Hermogenes hatte ich (S. 177) ein 'vorbedachtes und planmäßig angelegtes System' erblickt, während Kroll in ihr nur 'Scholastik' sieht, mit der er Poseidonios nicht belasten möchte. Ich will ihm den Terminus 'Scholastik' ruhig konzedieren, insofern man mit dem Worte nicht den Begriff der Minderwertigkeit zu verbinden braucht. Ist denn Poseidonios nicht im Grunde Scholastiker? Sein pathetischer Stil darf über diese Tatsache nicht hinwegtäuschen. Als Eklektiker kommt er ohne ein gewisses Schematisieren und Systematisieren nicht aus. So glaube ich z. B. auch die minutiöse Einteilung der Philosophie, die bei Seneca im 89. Brief, bei Sextus Emp. adv. log. I 1—23 und in der *διαίρεσις τοῦ κατὰ φιλοσοφίαν λόγου* des Akademikers Eudoros (bei Stob. II 42, 7 ff. Wachsm.) offenbar nach einer gemeinsamen Quelle gegeben wird, in ihrem Kern auf Poseidonios zurückführen zu können. Und das ist doch pure Scholastik, wenn man es einmal so nennen will. Kroll übersieht ferner mein zweites Argument, das mir gegen Hermogenes als Urheber der Vierteilung zu sprechen scheint. Sie ist offenbar 'ein fertiges Baustück, das sich nicht in Allem seinem Werke einfügt, denn er hat in diesem in erster Linie die Bedürfnisse des *πολιτικὸς λόγος* im Auge.' (Hermes S. 177 vgl. S. 181 ff.) Sieht man nämlich genauer zu, so sind die drei ersten Klassen der *σεμναὶ ἔννοιαι* ein mit Vorbedacht angelegtes Fachwerk, um die gesamte platonische Schriftstellerei stilistisch zu rubrizieren. Es ist dies die gleiche Tendenz, aus der auch das Bemühen des Autors *π. ὕ.* (c. 11—13) entspringt, dem Platon und seiner *σεμνότης* neben Demosthenes und seinem alles überragenden *ὕψος* einen ehrenvollen Platz als Stilisten zu sichern (vgl. mein Buch Tendenz, Aufbau und Quellen der Schrift vom Erhabenen, Berlin 1913 S. 34 ff.). Wenn ich hier von einer gemeinsamen Quelle spreche, so geschieht dies nur, um die Frage aufzuwerfen, wer denn eigentlich der Mann war, der es zum erstenmal unternommen hat, den Schriftsteller Platon in das traditionelle literarästhetische Schema einzuordnen. Ein Rhetor vom Fach kommt hierbei gar nicht in Frage, und daher hätte Kroll in diesem Zusammenhange weder Caecilius noch Dionys nennen dürfen. Des ersteren schroffe Feindschaft gegen Platon ist nur zu bekannt, und was seinen jüngern Kollegen angeht, so verhindert ihn nur die Rücksicht auf seine hohen Gönner (vgl. den Brief an Pompeius), seine Abneigung gegen den Philosophen in ähnlich scharfer Weise zu äußern. Die Rhetoren haben andere Idealtypen verehrt, wie etwa Apollonios Molon den Hypereides, Caecilius (und wohl auch sein Lehrer Apollodor) den Lysias, die meisten übrigen, unter ihnen auch Hermogenes, den Demosthenes. Selbst der Peripatos weiß mit dem Stilisten Platon nichts Rechtes anzufangen: für Aristoteles sind seine Dialoge ein Zwischending zwischen Poesie und Prosa (Diog. Laert. III 37 = fr. 56

Digitized by Google

Rose), und Demetrius von Phaleron tadelte gar den mystischen Zug in der platonischen Diktion. So berichtet Dion. Hal. ad Pomp. p. 228, 16 Us.-Rad., und man darf wohl aus dieser Stelle entnehmen, daß gerade von Demetrius die herbe Kritik an Platons τροπικὴ φράσις ausgegangen ist, eine Kritik, die der Autor π. ὕ. (e. 32ff.) so energisch zu entkräften sucht. Die stoischen κριτικοί um Kratès von Mallos haben erst recht nichts von Platon wissen wollen. So bleiben nur Panaitios und Poseidonios für den Quellenforscher übrig. Auch Kroll sagt ja S. 98: 'Daß an der hohen Einschätzung des Stilisten Platon Poseidonios einen hervorragenden Anteil hat, wird jeder gern zugeben'. Wenn er aber bezweifelt, daß Hermogenes direkt aus Poseidonios geschöpft habe, so trifft das nicht den Kern der Sache. Es ist doch ziemlich gleichgültig, durch welche Mittelquellen dem Rhetor von Tarsos seine Weisheit zugeflossen ist. Bei dem Autor περὶ ὕψους hat höchstwahrscheinlich Theodor von Gadara die Vermittlerrolle gespielt. Es liegt nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß er auch der Gewährsmann des Hermogenes war, über dessen Mangel an Originalität kein Zweifel herrschen dürfte.

Wenn Kroll so großes Gewicht darauf legt, daß die Zweiteilung der ἔνδοξα πράγματα in θεῖα und ἀνθρώπινα sich nicht nur in der Schrift vom Erhabenen, sondern auch in der unter Aristides Namen überlieferten Techne findet, so spricht das nicht gegen die Zuweisung der Vierteilung an Poseidonios. Festzuhalten ist, daß die Zweiteilung nicht von einem Rhetor, sondern von einem Stoiker herrührt, dem die stoische Definition der φιλοσοφία als einer ἐπιστήμη θείων καὶ ἀνθρωπίνων πραγμάτων vorschwebte. Warum Kroll rät, des Poseidonios bekannte Definition der Poesie, wonach diese μίμησιν περιέχει θείων καὶ ἀνθρωπείων, aus der Debatte fernzuhalten, ist mir unklar. Er macht mit einem solchen Einwand jede Quellenforschung unmöglich. Etwas anderes wäre es, wenn sich beide Einteilungen widersprächen. Da aber die Vierteilung nur eine nähere Ausführung der Zweiteilung ist, so können wir sie um so eher dem Poseidonios zutrauen, als ja gerade er der Tendenz huldigen mußte, der das 'scholastische' System entsprang.

Es bleibt also auch nach Krolls Einwürfen dabei, daß der Mann noch erst gefunden werden muß, der Platons literarische Stellung im antiken Kanon der Schriftsteller fixiert hat. Für Panaitios und Poseidonios sprechen bisher die triftigsten Gründe. Klarer werden wir allerdings in dieser Frage erst sehen, wenn die historische Entwicklung der einzelnen Stilmuster, des Lysias, Hypereides, Demosthenes, und ferner Homers und Platons monographisch untersucht sind. Hoffen wir, daß die Forschung bald wieder die Muße findet, sich solchen Problemen zuzuwenden.

Hermann Mutschmann†.

Der Verfasser hatte diese Entgegnung bei einem kurzen Aufenthalt in Königsberg vor dem Ausrücken an die Front geschrieben. Am 20. Juli ist er gefallen.

Christian Jensen.

Geschichte und Leben

Als guter Kenner moderner Philosophie, von Diltheyscher Erlebnistheorie, Windelband-Rickertscher Wertlehre und Nietzschischen Anschauungen beeinflußt, dazu als Historiker, namentlich auf dem Gebiete des klassischen Altertums, gründlich geschult, und offenbar ein tüchtiger Pädagoge, kann Theodor Litt[1]) wohl verlangen, beachtet zu werden, wenn er den Geschichtsunterricht auf neue Grundlagen stellen will. Das kann aber nach ihm nicht geschehen, wenn man im Unterricht auf die Quellen zurückgeht. Auch Litt weist das wie schon früher Fritz Friedrich energisch zurück 'da diese Vorschläge das rechte Augenmaß für das geistige Können der Lernenden und für die notwendigen Voraussetzungen historischer Quellenforschung vermissen lassen'. Er spricht sich ferner gegen einen Unterricht aus, der auf Kosten der Wahrheit eine Gesinnung züchten will, die im Völker- und Parteileben die Konflikte über das Maß des sachlich Notwendigen hinaus verschärft, also

[1]) Theodor Litt, Geschichte und Leben. Leipzig, B. G. Teubner, 1918. 4,20 M.

Digitized by Google

gegen Chauvinismus und Parteifanatismus. Scharfe Worte braucht er gegen den 'anmaßenden Unverstand, der jegliche Maßnahme der verantwortlichen Instanzen zum Gegenstand seiner unverantwortlichen Kritik' macht. Das alles aber kommt daher, daß der bisherige Unterricht nicht genügend vor der Bildung 'pseudohistorischer Begriffe' schützt, weil er die historischen Begriffe den Schülern fertig gibt, wie denn überhaupt der Schüler im Geschichtsunterricht zu wenig zum eigenen Denken herangezogen wird, sondern mehr passiv gegebene Stoffe in sich aufzunehmen hat.

Wie ist dem abzuhelfen? Vor allem hat nach Litt der Geschichtsunterricht das 'Verständnis der Gegenwart aus der Vergangenheit' zu fördern. Das ist aber ein sehr schwieriges Problem, wie der Verfasser in tiefgründigen Erörterungen darlegt; denn auch die Vergangenheit kann man nur aus der Gegenwart heraus verstehen. Man muß also mit den Schülern gemeinsam soziologische Begriffe entwickeln, die sich aus Verhältnissen ihrer Umwelt, mit denen sie vertraut sind, finden lassen, und die dann auf die Geschichte anzuwenden sind. Vortrefflich zeigt Litt, wie man das machen kann. Man merkt, wie diese 'Lehrproben' aus dem wirklichen Unterricht hervorgegangen sind, wie gemeinsam gefunden ist, indem man von der Gruppe, der der Schüler angehört, der Klasse oder dem Verein ausgeht, was 'Gesamtwille' bedeutet, wie er durch Abstimmung ermittelt wird, wie man dadurch zur Satzung kommt, wie gewählte Organe oder ernannte Beamte die Leitung haben. Zweckverband, Dauer und Ausdehnung der Gruppe werden besprochen, das Verhältnis von Familie, Volk, Staat, Staatengesellschaft und Menschheit wird erörtert. So bilden sich 'historische Begriffe'. Im Gegensatz zu den naturwissenschaftlichen Begriffen, die das, was den Einzelelementen nach Tilgung individueller Unterschiede gemeinsam ist, zusammenfassen, wählt das historische Erkennen mit seinen Begriffen das Bedeutsame aus. Später aber heißt es auch von den historischen Begriffen, daß sie die 'gegebene Mannigfaltigkeit des Wirklichen zur Einheit' zusammenfassen. Ganz klar ist das doch nicht! Litt selbst fühlt das, wenn er sagt, daß der historischen Begriffsbildung ihre Wege nicht mit methodischer Strenge vorgezeichnet seien und daß ein 'intuitives Element' eingreife. Das ist doch recht bedenklich! Wenn man einmal logisch verfahren will, und alles Urteilen, durch das Begriffe gebildet werden, ist den Gesetzen der Logik unterworfen, so kann man nicht an einem Punkt plötzlich die Logik ausschalten. Meines Erachtens liegt die Sache so, daß doch immer wieder der naturwissenschaftliche Begriff sich einschleicht; nur so glaubt man Geschichte zum 'Rang einer Wissenschaft' erheben zu können. Aber 'Begriff' ist in der eigentlichen Geschichte (anders ist es in der Rechtswissenschaft u. dgl) nicht conceptus, wie in der Naturwissenschaft, sondern terminus, d. h. sprachliche Fixierung von individuellen Erscheinungen, die als 'unwiederholbar' nur immer einmal vorhanden sind, sei es nun die 'römische Republik' oder Messenhauser. Dagegen die 'individuellen Gestalten' oder 'Lebenstypen', der 'mittelalterliche Mönch' und Ritter, oder der antike Staat, sind in Wirklichkeit künstliche Gebilde, deren die Wirklichkeit des geschichtlichen Lebens spottet. Man lese doch einmal, welche Fülle von konkreten Einzelgestalten Hauck in seiner Kirchengeschichte schildert, oder wie von Jellinek in der Staatslehre gezeigt wird, daß 'antiker, mittelalterlicher, moderner' Staat sich keineswegs begrifflich so scharf sondern lassen, wie etwa die Arten naturwissenschaftlicher Gattungen. Überhaupt kommt wie schon bei Friedrich, so auch bei Litt die Einzelpersönlichkeit in der Geschichte nicht zu ihrem Recht. Sie ist ihnen eigentlich unbequem, da sie sich nun einmal nicht begrifflich fixieren läßt. Und so spricht Litt davon, daß die 'Zufälligkeit der Person' im Mittelalter eine solche Rolle spielt, daß hier die 'überpersonalen Kräfte' weniger zur Geltung kommen als in der Neuzeit und im Altertum. Aber sind ein Alexander und Napoleon nur 'historische Begriffe'?

Von seinen Prämissen aus will nun Litt an die Stelle der Geschichtserzählung oder -lektüre, für die er auch nicht viel übrig hat, zum Teil soziologische Erörterungen und Betrachtungen über die Geschichte setzen. Hier erhebt sich nun ein doppeltes praktisches Bedenken. Wo ist die Zeit dazu

Digitized by Google

überhaupt und wann ist sie? Jeder, der wie Litt es will, mit den Schülern durch heuristische Gespräche Begriffe aufzuklären versucht, weiß, daß das nicht so glatt geht, wie es nach gewissen Lehrproben und Lehrgängen erscheint. Also ein Semester braucht man dazu! Da aber auch, wie Litt verlangt, ein Gesamtbild der historischen Entwicklung gegeben werden soll, so ist nicht einzusehen, wenn man nicht ganz allgemeine Schemata und blasseste Abstraktion bietet, wo die Zeit herkommen soll. Dann aber macht Litt selbst auf die Antinomie aufmerksam, daß historische Begriffe sich nur aus quantitativem Sachwissen heraus, aus Kenntnis der gesamten Entwicklung ergeben, andererseits aber Geschichte nur verstanden wird, wenn man klare Begriffe an sie heranbringt. Also praktisch, soll man den Unterricht auf der Oberstufe mit soziologischen Erörterungen in Obersekunda beginnen oder in Oberprima schließen?

Die Schwierigkeiten, die sich hier ergeben, sind aber meines Erachtens künstlich selbst geschaffen. Bleibt man bei dem, was man bisher Geschichte genannt hat, unter Ablehnung des im Grunde doch unklaren Begriffs 'Soziologie', nämlich bei der Darstellung von zielstrebigen oder finalen Entwicklungen, die nicht wie die Naturvorgänge als rein kausal bedingt auf 'Gesetze' sich zurückführen lassen, so bleibt es doch dabei, daß allein die Erzählung der Ereignisse, die durch geistige Strebungen bestimmt werden, die man daher nicht logisch aus gegebenen Prämissen ableiten kann, sondern die man nach ihrem tatsächlichen, unvorhersehbarem Verlauf 'erfahren' muß, dem eigentümlichen Charakter der Geschichte gerecht wird.

Ein Haupteinwand aber gegen das 'Erzählen', den auch Litt wiederholt erhebt, ist noch zu erörtern. Die ganze neuere Pädagogik will die 'produktiven Kräfte des Erkennens in Bewegung setzen', es soll nicht bloß passiv etwas hingenommen werden. In jeder Stunde soll 'erzogen' werden. Ich bin der ketzerischen Ansicht, daß auch die Jugend ein Recht auf ihre Gegenwart hat, also nicht immer nur in Hinsicht auf ihre Zukunft zu plagen, d. h. zu erziehen ist. Warum soll sie nicht auch in der Schule Stunden haben, an denen sie sich freut — ist doch nach Goethe Freude für die Jugend so wichtig. Hat nicht jeder aus seiner Jugend gerade solche Stunden noch in bester Erinnerung, in denen er einer interessanten Geschichtserzählung oder -vorlesung begeistert lauschte, oder ein schönes Dichtwerk hörte, um so schöner, wenn man nicht gleich eine Nacherzählung verlangte! Und dann, ist es nicht in unserem Lehrplan recht weise eingerichtet, daß neben den 'produktiven' auch 'rezeptive' Stunden stehen. Wenn etwa fünf Stunden hintereinander geistvolle Lehrer nacheinander die Schüler zu 'geistiger Mitarbeit' anregen, so sind die Schüler, und gerade die besten, denn die andern leisten passiven Widerstand, nachher kaput. Da ist denn einmal bloßes Empfangen und Zuhören eine wahre Wohltat. — Natürlich soll damit nicht, namentlich nicht auf der Oberstufe, einem bloßen Erzählen von 'Geschichtchen', obwohl die nach Fontane das beste an der Geschichte sind, das Wort geredet werden. Auch hier wird auf Grund seiner Wertbeurteilung der historisch gebildete Lehrer, zwischen ins einzelne gehender Darstellung, genauer Charakterisierung bestimmter Persönlichkeiten und mehr allgemeiner Entwicklung die richtige Auswahl zu treffen haben. Ebenso werden ab und zu Erörterungen der Bedeutung vielgebrauchter Ausdrücke, wie Volk, Staat u. dgl., wobei man die trefflichen Ausführungen Litts zugrunde legen kann, von Nutzen sein. Zwischen beiden, bloßer Erzählung und bloßer Reflexion, die richtige Mitte zu halten, ist Sache des pädagogischen Taktes und der pädagogischen Kunst, die keine Theorie ganz anerziehen kann.

Jedenfalls darf vorliegendes Buch, das noch vieles Anregende bietet, so über das Verhältnis von Sprach- und Geschichtsunterricht, über Wertmaßstäbe, Beziehung der historischen Urteile zum politischen Handeln u. a. m. darauf Anspruch machen, von jedem Geschichtslehrer gelesen zu werden. Aber zu bedauern wäre es, wenn die hier vorgetragenen Anschauungen sich nun etwa, nachdem dem Verfasser die Möglichkeit weitgehenden Einflusses gegeben ist, zu behördlichen Anordnungen oder neuen Lehrplänen verdichteten!

Charlottenburg. Gottfried Koch.

Digitized by Google

Notstände an höheren Schulen,

so nennt sich ein Buch[1]), das neben mancherlei nicht zur Sache Gehörigem den Finger auf zwei wunde Punkte unserer Schulverwaltung legt: auf die Überlastung des Direktors mit Feldwebelarbeit und auf die Schwierigkeit, überalterte oder früh vernutzte Lehrer — nicht jeden erhält der Umgang mit der Jugend jung — einem andern Wirkungskreise zuzuführen.

Die immer zunehmende Bürokratisierung des Direktorats ist in der Tat ein schwerer Notstand. Wer jung in dies Amt kommt, wird leicht ein reiner Verwaltungsbeamter, der die Fühlung mit der Wissenschaft oder auch überhaupt mit einem gesteigerten Geistesleben verliert, und dem dann die freier gestellten und strebsamen Mitglieder seines Kollegiums über den Kopf wachsen. Wer vollends während des Krieges die Tagesarbeit des Direktors einer Doppelanstalt mit 800—1000 Schülern überblickt, der mag wohl sagen: 'das Unbeschreibliche, hier wirds getan!' aber man frage nicht, was alles darüber notgedrungen ungetan bleibt. Jeder Rittmeister hat seinen Wachtmeister, und jeder Major seinen Adjudanten und sein Bataillonsbüro. Der Verfasser zeigt nun sehr hübsch, wieviel selbst an kleineren Gymnasien ein festangestellter Schreiber dem Direktor und den Kollegen an subalterner Arbeit abnehmen könnte, ohne über allzuviel Muße zu klagen.

Der Notstand der nutzlosen, um nicht zu sagen gemeingefährlichen, Ausnutzung unwirksamer Lehrer und Erzieher ist gegen früher wohl geringer geworden, dank der bessern Vorbildung der Anwärter vor ihrer Anstellung; aber es ist immer noch ein Notstand, der schwer zu beseitigen ist, weil der Säckel des Staates und erst recht der Gemeinden hierbei ein allzu gewichtiges Wort mitredet. Auch hier macht der Verfasser sehr erwägenswerte Vorschläge, die beiden Rücksichten, der pädagogischen und der finanziellen, gerecht zu werden suchen.

Warum der Verfasser des breitern auch von der Neuordnung des Geschichts- und des Religionsunterrichts handelt, endlich auch von der sog. Deutschen Schrift und nun gar von Fremdwörtern — ist nicht einzusehen er selber bereichert oder sagen wir ruhig befleckt seine Muttersprache mit nagelneuen, aus lauter deutschen Silben zusammengestellten Fremdwörtern, denen er ein eignes Glossar beigeben müßte, damit ein Deutscher sie verstehe: Gleiseck, Denkwörter, Kartschaft, Schriftei und natürlich auch Bücherei; was sagt er wohl zur Leihbücherei? und zu Büchereibüchern? oder Büchern aus der Bücherei, wie 'Polen aus der Polakei'? (Eine lahme Verteidigung des schönen Wortes liefert ein zünftiger Germanist im Kunstwart vom Juli d. J.) Daß der Deutschverbesserer kein Mittelhochdeutsch versteht, beweist er durch seine Übersetzung (S. 42) von Walthers *tiuschiu zuht gât vor in allen.*

Der selbe

Es ist nun bald ein Menschenalter her, daß dem unbetonten 'derselbe' der Krieg angesagt wurde. Tot war es ja freilich schon längst, es führte nur noch ein papiernes Dasein. Heute kann es als abgetan gelten. Die wirklichen Schriftsteller, die es hie und da noch nicht missen können, kann man an den Fingern einer Hand zählen. Deshalb bitt ich meine verehrten Mitarbeiter, dem echten Pronomen, zur Bezeichnung der Identität, sein altes Recht getrennter Schreibung, 'der selbe', widerzugeben, da doch niemand bisher 'amselben Tage', 'zurselben' Stunde geschrieben hat. Die Schreibung in einem Wort verdankt es ja ganz allein dem Überhandnehmen des entseelten Pronomens, Trennung, also 'Trennung des selben', würde sein wahres Wesen schon früher enthüllt und seinem Scheinleben den Garaus gemacht haben. O. S.

---

[1]) Wilh. Asmus, Notstände an höheren Schulen. Leipzig 1918. Quelle & Meyer. 143 S. 3,20 (3,80) ℳ.

Digitized by Google

Eine römische Kriegsanleihe

Zeitgemäßes aus Livius (XXIV c. 18)

Als in der Zeit der schwersten Not -- es war zwei Jahre nach der Niederlage von Cannae — die Reichsbank in Rom vor dem finanziellen Zusammenbruch stand, da griff man zu dem modernen Mittel der Kriegsanleihe Ja, der Patriotismus der Römer ging so weit, daß sie ihr Geld dem Staate bis zum Kriegsende zinslos überließen. Dieses interessante Kapitel bei Livius (XXIV c. 18 § 10—15), in dem auch bereits von bargeldlosem Verkehr die Rede ist. lautet in der Übersetzung also:

'Als die Zensoren in Rom (im Jahre 214) infolge Geldmangels im Staatsschatz davon absehen mußten, die Erhaltung der heiligen Gebäude, die Lieferung von Rennpferden u. dgl. in Verding zu geben, da fanden sich bei ihnen häufig Unternehmer öffentlicher Arbeiten ein und forderten die Zensoren auf, alle Arbeiten ebenso zu unternehmen und in Verding zu geben, als ob Geld im Staatsschatz wäre; niemand werde vor Kriegsende bei der Reichsbank Geldforderungen erheben. Darauf kamen die früheren Eigentümer der von Ti. Sempronius bei Beneventum freigelassenen Sklaven zusammen und erklärten, die Verwalter der Reichsbank hätten sie kommen lassen, um ihnen das Geld für die Sklaven auszuzahlen; sie würden es aber vor Ende des Krieges nicht annehmen. Als dieser Wille, dem Geldmangel in der Reichsbank zu steuern, auch in die unteren Schichten der Bevölkerung drang, begann man, zunächst die Mündel-, dann auch die Witwengelder einzuzahlen; denn, die ihr Geld auf die Reichsbank brachten, waren überzeugt, daß es nirgends besser und sicherer angelegt sei, als wenn der Staat dafür Bürgschaft leiste. Wenn nun für die Mündel und Witwen etwas gekauft und angeschafft wurde, so stellte der Schatzmeister einen Scheck aus *(a quaestore perscribebatur)*. Diese Opferwilligkeit der Zivilpersonen in der Stadt griff auch auf das Heer über; kein Ritter, kein Hauptmann ließ sich seinen Sold auszahlen und jeder, der sich ihn etwa auszahlen ließ, bekam den Schimpfnamen 'Söldling' *(mercennarius)*[1]).

Charlottenburg. A. Kurfeß.

[1]) Dieses Schimpfwort hat sich in der Invektive weiter erhalten; in der unter dem Namen des Sallust überlieferten Invektive gegen Cicero wird dieser (§ 5) *mercennarius patronus* genannt; Cicero selbst nennt in der Miloniana (§ 45) den Clodius *mercennarius tribunus*.

Digitized by Google

ANZEIGEN

Julius Zeitler, Goethe-Handbuch. In Verbindung mit ... (36 Namen) herausgegeben. I. Bd. 'Aachen' — 'Glück'. Stuttgart, J. B. Metzler, 1916. 2 Bl. 726 S. 8. 14 ℳ, geb. 16 ℳ.

Es ist allmählich eine Binsenwahrheit geworden und zum Überdruß oft wiederholt, daß wir auch auf rein geistigem Gebiet in der Zeit des Spezialistentums leben. Dieses Spezialistentum bedingt naturgemäß auf der anderen Seite den Gedanken der Organisation für Werke, welche ein großes wissenschaftliches Gebiet erschöpfend umfassen wollen. Derartige Enzyklopädien philologischer Richtung besitzen wir musterhafte; ich nenne nur Pauly-Wissowa-Krolls Realenzyklopädie des klassischen Altertums, die verschiedenen 'Grundrisse' der germanischen, romanischen, iranischen usw. Philologie aus Trübners Verlag und die noch im Erscheinen begriffene Realenzyklopädie des germanischen Altertums von Hoops. Daß derartig umfassende Wissensgebiete heutzutage ein einzelner mit souveräner Sachkenntnis überschaut, ist vielleicht möglich, daß er sie aber auch bis ins einzelnste hinein lückenlos zur Darstellung bringt, schier unmöglich. (Auch der alte 'Lübker' hat von mehreren Gelehrten gemeinsam ein neues Gewand zugeschnitten bekommen.)

Demgegenüber möchte es wohl auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, daß ein 'Goethe-Handbuch', also eine Enzyklopädie über einen einzigen, wenn auch den gewaltigsten deutschen Dichter, nicht von einem einzigen, sondern von einer ganzen Reihe von Forschern gemeinsam verfaßt wird. Zwar ist die Literatur über Goethe zum unübersehbaren Meer angeschwollen, enthält indes soviele seichte Stellen und Untiefen, daß man es besser unterläßt aufs Geratewohl hinauszusteuern, sondern lieber den bewährten Leuchtfeuern und Signalbaken, die seit langem darin aufgepflanzt sind, in der Fahrtrinne folgt.

Aber der Dichter selbst — ich bin der Meinung, daß ihn und seine Produktion ein reifer Mann allein wohl zu erfassen und zu durchdringen imstande ist. Doch wird er ihn auch in allen seinen Wesenheiten, dichterischen wie bildnerischen, wissenschaftlichen wie menschlichen, einheitlich und tief darstellen können? Auf diese Frage scheint die bisherige Forschung ein striktes 'Nein' als Antwort zu geben. Daraus erklärt sich wohl der Entschluß des Herausgebers, mit einer Schar in Goethe wohlbewanderter und meist auch wissenschaftlich geschulter Kräfte dieses Handbuch ans Licht zu stellen.

Einerseits wird der Mensch, der Dichter, der Forscher Goethe in einzelne Teile zerlegt und im Detail unter die Lupe genommen (sit venia verbo); anderseits werden seine Werke, Gedichte wie Dramen, Epen wie

Digitized by Google

Romane, wissenschaftliche Aufsätze wie poetische Bruchstücke, für sich besprochen; schließlich werden dankenswerte Biographien der Zeitgenossen gegeben und ihre Beziehungen zu Goethe erörtert.

Die einzelnen Artikel sind alphabetisch geordnet, und das erforderte ein besonderes Maß von auswählendem Takt und lexikalisch-editorischer Umsicht. In manchen Punkten hat hierbei Zeitler versagt. Oft scheint die Wahl der Stichworte lediglich nach v. d. Hellens Register zur Jubiläumsausgabe, dessen auch dankbar gedacht wird, getroffen worden zu sein, und demgemäß werden die Artikel nur zu Zusammenstellungen der betreffenden Goethezitate mit mehr oder weniger geschickt überleitendem Text. Das trifft besonders für diejenigen Artikel zu, welche einzelne Seiten von Goethes Persönlichkeit behandeln. Ferner werden eine Reihe Begriffe, die z. T. Synonyma sind oder sich beinah decken, getrennt und noch dazu von den verschiedensten Verfassern behandelt. Es mag ja ganz reizvoll für den Leser sein, den Gegenstand dergestalt in verschiedenartiger Beleuchtung von verschiedenen Seiten betrachten zu können; aber das einheitliche Gesamtbild leidet darunter, genau wie eine Ruine bei Raketen- und Fackelbeleuchtung nur in dämmernden Umrissen erscheint. Hier hätte Zusammenfassung verschiedener Unterbegriffe unter einen höheren entschieden genutzt; z. B. *Amtliche Tätigkeit — Beruf — Bildung* unter: *Beruf,* oder *Bildung — Bildungsideale — Eltern — Erziehung* unter: *Pädagogik* (ein Artikel, der außerdem noch verheißen wird); oder wir hören über den Streit zwischen Nicolai und Goethe einmal bei Gelegenheit der Verse: *Anekdote zu den Freuden des jungen Werther,* das andere Mal unter: *Berlin,* und sollen noch ein drittes Mal unter: *Nicolai* davon hören; oder wozu zwei Artikel *Ahasver* und der *Ewige Jude,* die noch dazu das selbe Thema in fast gleicher Art behandeln? Doch dies wäre noch hinzunehmen: viel schlimmer für ein Handbuch, aus dem doch der Leser Belehrung schöpfen soll, erscheinen mir die Widersprüche in den einzelnen Artikeln. Christiane Vulpius wird einmal verteidigt (Art. *Christiane*), das andere Mal Goethe ob dieser Verbindung schulmeisterlich der Text gelesen (Art. *Familie*); der Artikel *Bildungsideale* widerspricht in der Grundtendenz den beiden: *Beruf* und *Bildung*; einmal hat Goethe die Poesie 'kaum jemals' (S. 369), das andere Mal 'doch auch' kommandiert (S. 394); einmal wird der Sokratische Schuster in Dresden als Vorbild für den 'Ewigen Juden' abgelehnt (S. 19), das andere Mal als solches ausdrücklich erwähnt (S. 433). Genug damit (vgl. z. B. noch Goethes Stellung zum Wartburgfest S. 286 und S. 468; Goethes Ballade 'Die erste Walpurgisnacht' S. 5 und S. 267: Goethe und die mhd. Minnesänger S. 31 und S. 385); hier in erster Linie wäre es die Aufgabe des Herausgebers gewesen, glättend und versöhnend einzugreifen.

Auch solch elementare Artikel wie *Drama, Dramaturgie, Effekt, Exposition, Englische Komödianten* waren als überflüssig zu streichen; der Leser, der nicht weiß, was ein Drama usw. ist und erst eine Definition dafür haben will, wird schwerlich zum Goethe-Handbuch greifen. Soll außer dem Artikel *Dialekt* wirklich noch ein Artikel *Mundarten* folgen?

Dafür vermißt man manche Stichworte; so ist mir aufgefallen, daß zwar über *Antike Beredtsamkeit* beredt gehandelt wird, aber die antike

Digitized by Google

Dichtung dafür unter den Tisch gefallen ist, wo doch die trefflichen Übersichten über *Arabische, Französische* und *Englische Literatur* (die *Ausländischen Literaturen* sind ein unnützer Namenkatalog) vorhanden sind. Ferner fehlt unentschuldbarerweise Aristoteles, welcher von den griechischen Philosophen am stärksten auf Goethes wissenschaftliches Denken eingewirkt hat (vgl. die Arbeiten von Kalischer und Petersen). An kleineren Größen würde man gern noch die Namen einiger Künstler finden, welche Goethe gemalt, gestochen und medailliert haben: Bayer, Boetschhauser, Antonie Bovy, Heinrich Franz Brandt, Darbes, Dave, Julie von Egloffstein, Angelina Facius, Girard; auch der niederdeutsche Dialektdichter Bapst, dem Goethe teilnehmende Worte gewidmet hat, und der Frankfurter Schauspieler Bersac hätten Aufnahme verdient, und wenn über die *Empfindsamen zu Darmstadt* länger gesprochen wird, hätte wohl auch Goethes Stellung zur Brüdergemeine ein Artikel gewidmet werden können.

Über das Prinzip der Literatur-Angaben bin ich mir nicht klar geworden, oder vielmehr doch: es herrscht nämlich gar keins. Mitunter wird einige Literatur zitiert, meist nicht. Wenn aber schon zitiert wird, dann auch zuverlässig! So durfte nicht mehr die erste, sondern mußte die dritte Auflage von Morris' Buch über die Frankfurter Gelehrten Anzeigen angegeben werden. Ich habe in meiner Claudius-Monographie auf Grund neuen handschriftlichen Materials Goethes Verhältnis zu *Claudius* und besonders seine (hier überhaupt nicht erwähnte) Verstimmung wegen der Nicolai-Rezension im 'Wandsbecker Bothen' anders beleuchten können als der angezogene veraltete und parteiische Aufsatz Düntzers. Bei *Berka* hätte, da Körbs' Führer erwähnt wird, erst recht H. G. Graefs Schrift über 'Goethe und Berka' zitiert sein müssen. Bei der *Branconi* mußte anstatt des lediglich referierenden Bodischen Aufsatzes die grundlegende Biographie in der Zeitschrift des Harzvereins stehen. Daß Wurzbachs Bürger-Kompilation angeführt wird, erregt Kopfschütteln. Die Literaturnotizen am Schluß des Dante-Artikels sind dem Verfasser offenbar etwas in Unordnung geraten. Häufig wird anstatt 'Goethe-Jahrbuch' zitiert: 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft'; das ist jetzt, da beide Organe vorhanden sind, durchaus zu vermeiden und gibt nur Anlaß zu Verwechslungen.

Ich habe noch etwas auf dem Herzen: Mit Dank nimmt wohl ein jeder die Artikel entgegen, in denen die persönlichen Beziehungen von Zeitgenossen zu Goethe zur Darstellung gelangen; damit wird endlich ein Wunsch erfüllt, den schon vor Jahrzehnten Max Koch einmal im Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstiftes geäußert hatte. Besonders die Nachrichten über die unbedeutenderen Gestalten, vor allem des Frankfurter und Weimarer Umkreises, werden des Beifalls auch der Fachgenossen sicher sein. Aber dabei darf man dann nicht anderseits über das Ziel hinausschießen und, wie W. Moog, von so bekannten Persönlichkeiten wie Arndt, A. v. Arnim, Boie, Bürger, Chamisso (der sich übrigens stets Adelbert, nicht Adalbert nannte), Claudius, Eichendorf, Fouqué, Gerstenberg, Gleim u. a. erst ihr ganzes Leben mit Daten usw. am Leser vorbeiführen, ehe dieser endlich zur Hauptsache, zu ihren Be-

Digitized by Google

ziehungen zu Goethe, gelangt; solche Biographien gehören nicht in ein Goethe-Handbuch und nehmen dort nur Platz weg.

In dem lesenswerten Artikel Zeitlers über *Buchdruck* steht geschrieben: 'Gegen Druckfehler war er (Goethe) nicht milde, er tadelte nachlässige Korrektoren und wollte unkorrekte Bücher gerügt wissen' (S. 270 f.). Was hätte der Altmeister wohl dazu gesagt, wenn er in diesem Handbuche schon beim ersten Durchblättern 43 Druckfehler gefunden hätte, die nicht unerheblich sind? Ich will nur die schlimmsten anführen: S. 1, Z. 7 lies Konrektor statt Korrektor; S. 103, Z. 9 v. u. lies Frucht statt Furcht; S. 145, Z. 8 v. u. lies wachsen statt waschen; S. 253, Z. 2 v. u. ist 1814 offenbar falsche Jahreszahl, wie S. 25, Z. 12 v. u. 1717; S 300, Z. 2 lies und statt um; S. 308, Z. 14 lies vor statt von, und Z. 5 v. u. Hymen statt Hymnen; S. 376, Z. 7 v. u. lies von Loen statt und Loen; S. 411, Z. 13 ist die ganze Zeile verdruckt; S. 448, Z. 2 lies Luhe statt Lühe, Z. 5 lies 1813 statt 1812, Z. 9 lies 1821 statt 1812; S. 451, Z. 20 lies Utgerdaloki statt Utgerdalski; S. 474, Z. 2 lies 1781 statt 1721; S. 491, Z. 16 v. u. lies Epilog statt Prolog; S. 495, Z. 14 lies Empirie statt Empire; S. 517, Z. 7 lies 1776 statt 1786; S. 596, Z. 16 v. u. lies der Gorgone statt des Gorgone; S. 682, Z. 7 v u. lies Helmstedt statt Helmstadt; S. 714, Z. 16 lies Den statt Die. Gerade eine Enzyklopädie muß sich in solchen Dingen (und es sind nicht unwichtige Jahreszahlen dabei) der größten Peinlichkeit und Sauberkeit erfreuen.

Doch nun bin ich zu Ende mit meinem Sündenregister. Es liegt im Wesen der Kritik, daß der Rezensent in erster Linie das vorbringt, was ihm mißfallen hat. Und ich bin ausführlicher geworden, damit solche Mängel bei den noch folgenden zwei Bänden abgestellt werden können. Anderseits will ich mit dem Lob nicht kargen, daß die meisten Artikel zuverlässig sind, z. T. auch dem Forscher Neues bringen. Da möchte ich vor allem die Kunstartikel von H. T. Kroeber und die philosophischen und theologischen Artikel von Erna Merker, Elisabeth Rotten, Christoph Schrempf und dem leider schon gefallenen Kurt Günther hervorheben; sie sind geeignet, die Forschung in manchen Punkten zu fördern.

Das Glanzstück des Bandes nach Inhalt und Form ist der Faust-Artikel von Otto Pniower, neben dem noch die Stichworte *Andenken* (welches die von Goethe veröffentlichten Nachrufe, Totenfeiern usw. vereinigt) von Günther und *Dichtung und Wahrheit* von Zeitler hervorstechen. Angenehm berühren auch die Biographien bedeutender Goetheforscher, unter denen ich nur Bielschowsky vermißt habe, der mit dem gleichen Recht wie Dietzmann einen Platz verdient hätte. Alles in allem ein ungemein praktisches und willkommenes Nachschlagebuch, das vor allem in Lehrerbibliotheken gute Dienste leisten kann.

Anstelle des geplanten Gesamtregisters am Schluß empfehle ich dem Herausgeber ein die Stichworte unter Hauptbegriffen systematisch-alphabetisch zusammenfassendes Endregister nach dem Muster von Hoops' Realenzyklopädie. Der interessierte Leser kann sich dann leicht zusammensuchen (z. B. Lyrik, Griechische Dichtung usw.), was ihn angeht.

Hannover, z. Zt. im Felde. Wolfgang Stammler.

Digitized by Google

Tycho von Wilamowitz-Moellendorff, Die dramatische Technik des Sophokles. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Ernst Kapp. Mit einem Beitrag von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Berlin, Weidmann, 1917. VIII und 379 S. 16 M.

Dies Werk ist das Vermächtnis Tychos von Wilamowitz, ist das Buch eines im Kriege Gefallenen, aus seinem Nachlaß herausgegeben, auf seinen eigenen Wunsch und doch gleichsam gegen seinen Willen, denn keins der von ihm geschriebenen sechs Kapitel außer dem ersten hat er, der überaus bedächtig und sorgfältig arbeitende, uns so vorlegen wollen, wie wir sie jetzt lesen. Nun erscheinen sie in ganz verschieden alter und verschieden ausgearbeiteter Form: vollendet nur das Kapitel über die Antigone — bereits 1911 als Freiburger Dissertation veröffentlicht —, gleichfalls in der Form des Jahres 1911, aber nicht wie geplant umgearbeitet die über Aias, König Oedipus und Trachinierinnen; aus dem Jahre 1913 stammt das besonders frisch geschriebene Stück über den Philoktet; das Elektrakapitel, bereits vom Verfasser wiederholt durchgearbeitet, mußte von dem als Herausgeber zeichnenden Freunde aus Notizen und Gesprächen mit dem Verstorbenen ergänzt werden, wie dieser auch das Kapitel Aias am Anfang und Schluß nach den späteren Absichten des Verfassers umgeformt und im Philoktetkapitel einige Irrtümer beseitigt hat; was sich aber aus der Feder Tychos über den zweiten Oedipus vorfand, konnte nicht gedruckt und mußte durch eine Arbeit des Vaters ersetzt werden. Jedoch, wenn auch nach dem Herausgeber nur etwa die ersten vierzig Seiten des Elektrakapitels eine Vorstellung davon geben, welche Gestalt der Verfasser seiner so lange Jahre zurückreichenden Arbeit am Ende einmal geben wollte, wenn also seine Absicht nun gar nicht ganz zur Wirkung kommt, was wir tief beklagen — dennoch sind seine Gedanken so kraftvoll, daß seine Persönlichkeit klar heraustritt als eine starke, eigenwillige, wahrhaft wissenschaftlich strebende, denn sie will Fesseln sprengen, sie weiß sich zu befreien vom Zwange der Tradition, von den Ansichten der Erklärer, und seien sie die besten und berühmtesten Kenner der griechischen Tragödie, und findet einen eigenen und neuen Weg.

Um das Ergebnis der großen Arbeit zusammenfassend zu bezeichnen, so gehört sie zu jenen, deren Hauptertrag nicht in Einzelresultaten besteht, die rund und ganz heraussspringen, deren Stärke vielmehr in der ganzen Art der Betrachtung, in der Methode liegt — und damit ist vielleicht das größte Lob ausgesprochen, das einer wissenschaftlichen Leistung erteilt werden kann; und wenn auch von den Resultaten im einzelnen sicherlich viele anfechtbar, einige ersichtlich falsch sind, jene Methode, die, von vielen geahnt, von einigen auch schon angewandt, hier mit Konsequenz auf das ganze Werk eines Dichters ausgedehnt wird, ist schlechthin die vorbildliche.

Der Beurteilung eines antiken Dramas, so schärft Tycho von Wilamowitz mit Recht immer wieder ein, muß vorausgehen der gewissermaßen unschuldige Genuß des Stückes, die liebevolle Hingabe an die Worte des Dichters, die Preisgabe des eigenen Urteils, und die erste Bedingung für den, welcher in das Wesen des fremden Kunstwerkes eindringen will,

Digitized by Google

ist, daß er wegzuräumen vermag, was die eigene Zeit, das eigene Volk an ästhetischen Anschauungen und Anforderungen um ihn herum gelegt hat, denn diese müssen gleich einem trügerischen Nebel die Form verzerren und dem Auge des Beschauers das Wesentliche verhüllen. So gilt das Wort auch hier, daß nur, wer sich zuvor willig ergeben hat, sein Urteil befreit. Gerade dies aber ist nicht selten der Fehler moderner Sophoklesinterpreten gewesen, daß sie nämlich mit ihren Ansprüchen an ein Drama heranzutreten wagten an das uns, ach, so fremde, daß sie also ohne weiteres von der Voraussetzung ausgingen, es bestünde zwischen den Absichten des modernen und denen des antiken Dichters eine wesentliche Übereinstimmung, und gerade diese Annahme mußte nicht selten das wahre Verständnis hindern und dazu führen, das antike Werk im modernen Sinne umzudeuten, dem antiken Dichter fremde Absichten unterzuschieben. So ist es gekommen, daß wie im 18. Jahrhundert die griechische Tragödie als Muster für die unsere proklamiert wurde, so heute die unsere unbemerkt der Maßstab für die Beurteilung der antiken geworden ist, und es erscheint an der Zeit, nun auch jener das Recht auf eine eigene Existenz zuzusprechen. — Wenn man aber mit diesen Worten etwa die Grundanschauung des Verfassers wiedergeben kann, so leuchtet ein, daß diese Gedanken eine viel weitergehende Bedeutung haben, daß sie nicht nur das Verständnis der griechischen Tragödie, sondern das Wesen der Philologie, wie wir sie heute verstehen, überhaupt angehen. Denn diese Forderung gilt ja prinzipiell und ganz allgemein: wir haben kein Recht, über irgendein Werk der antiken Literatur irgendein Urteil auszusprechen, wenn wir nicht vor dem 'Erkennen' jenes Werk 'erlebt' haben, uns in die besondere Eigenart dieser Gattung, dieses Einzelwerkes, dieser Persönlichkeit mit Preisgabe des eigenen Ich versenkt haben (nicht in ihre Biographie, denn 'aus der Biographie läßt sich nie das Werk erklären, erst vom Werk aus gewinnt die Biographie einen Sinn' lehrt Gundolf mit Recht). Die Gesetze der griechischen Epik sind allererst festzustellen, aus Homer selbst abzuleiten, nicht das homerische Dichtwerk nach unseren Vorstellungen vom Wesen erzählender Dichtung zu modeln, die Darstellungsweise archaischer Prosaerzähler wie die Herodots oder des Thukydides sind allererst zu beobachten, ehe man es wagen darf, eine Analyse ihrer Werke zu liefern, und nur der wird den Vorsokratikern geben können, was ihnen zukommt, der sich völlig freigemacht hat von allen späteren philosophischen Theorien und Begriffen, der den Wahn abgestreift hat, daß sie gleich Späteren oder den Modernen ein System aufgebaut oder doch den Aufbau eines solchen Systems zum Ziele gehabt hätten; und daß dieses Streben nach Gerechtigkeit, dieser Drang, jedem das Seine, aber auch wirklich das Seine zu geben, die vornehmste Pflicht des Historikers und Philologen ist, das wissen wir seit der zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung. Dazu gehört eben das Vermögen, zu denken und zu empfinden im Widerspruch gegen den Geist der eigenen Zeit; da aber das Medium, in dem uns jenes Werk erscheint, die fremde Sprache ist, so wird jene liebevolle Versenkung ins Objekt — die 'Objektivität', die allein möglich ist — letzten Grundes nur von dem zu erreichen sein, der gerade die Sprache

Digitized by Google

dieser Gattung so beherrscht, daß er ihre Worte nachzuerleben und gleichsam aus sich heraus noch einmal zu schaffen vermag.

Welches sind nun die modernen Vorurteile, von denen Sophokles hier befreit werden soll und wie stellt sich, nicht durch jenen trügerischen Schleier gesehen, die sophokleische Tragödie dar? Wenn der moderne Dramatiker sein Werk im allgemeinen ohne Beziehung auf ein bestimmtes Publikum schafft und zugleich für die Darstellung auf der Bühne und als Literaturdenkmal — bald mag die eine, bald die andere Tendenz das Übergewicht haben, die eine mag auch die andere einmal ganz niederdrücken, sie umfangen sich doch und sind nicht voneinander zu lösen — so ist das antike Werk im eminentesten Sinne Gelegenheitspoesie: nur für Athen, nur für ein bestimmtes Fest, nur für die Aufführung, nur für die Wirkung im Augenblick geschaffen (wenn auch gerade darum oft der tatsächlichen Wirkung nach für die Ewigkeit); nur der also kann dem Dichter und seinem Werke gerecht werden, wer bei der Betrachtung jeder einzelnen Szene wie bei der des ganzen Stückes stets die dramatische Wirkung vor Augen hat und sich bewußt bleibt, daß diese Wirkung auf ein ganz bestimmtes Publikum ausgeübt werden sollte und also auf dieses hin berechnet werden mußte. Wenn daher Jacob Burckhardt (nach einer gelegentlichen Bemerkung Woelfflins) einmal den Plan gehabt hat, eine Kunstgeschichte zu schreiben lediglich vom Besteller aus, so muß auch die sophokleische Tragödie vom Standpunkt des Bestellers, des attischen Volkes, aus betrachtet und verstanden werden. Diesem Publikum aber war, ganz im Gegensatz zu uns, der Stoff aus der Heldensage wohlvertraut, ihm sogar in den meisten Fällen bereits in dramatischer Form bekannt, also war dies sein eigentliches, auch die Arbeit des Dichters in bestimmte Bahnen lenkendes Interesse: zu sehen, wie dieser den alten Stoff durch seine Erfindungsgabe, durch die Kunst der Variation abgewandelt, wie er 'das Allbekannte zum Niegehörten geprägt' hat. Gerade die Spannung des Zuschauers also — deren Bedeutung für das antike Theater man früher zu leugnen pflegte — ist ein wesentliches Moment beim Genuß des Stückes, sie zu erregen ist das Ziel des Dichters, freilich nicht eine solche, die auf das Grob-Materielle gerichtet, sondern die der Form zugewandt, also ästhetisch orientiert ist. Und eben deshalb, weil der Zuschauer den Vorgängen auf der Bühne ganz hingegeben, das Stück für ihn gleichsam ein lebendig wirkendes Wesen, nicht aber ein literarisches Kunstwerk ist, deshalb ist der Dichter sicher, daß sein Publikum die Vorgänge seines Stückes nicht nachrechnend überprüft, nicht das Vorn und das Hinten der Handlung kritisch überdenkt, auch nicht über das, was hinter der Bühne geschehen muß, peinlich Bericht fordert, und so verschlägt es nichts, wenn er es hinwegtäuscht über allerhand Schwierigkeiten, wenn er es unterläßt, lückenlose sachliche und geistige Zusammenhänge zwischen den erfundenen Vorgängen zu konstruieren und dem Drama einen ganz geschlossenen, durch und durch klaren Aufbau zu geben, was doch für unsere Vorstellung erstes Erfordernis ist; sein oberstes Gebot ist allein, die größtmögliche Wirkung im Augenblick zu erzielen und die ganze Handlung durch Weglassen von allem Nebensächlichen so zu konzen-

Digitized by Google

trieren, daß sie den Zuschauer ständig in ihrem Banne hält. So erscheint Sophokles als ein Künstler, ein Artist, der seine Mittel mit wohlberechnender Klugheit anwendet, seine Motive künstlich zu verflechten versteht, für den aber der ethische Gehalt seiner Stücke und der seelische seiner Personen von durchaus nebensächlicher Bedeutung ist, und wer die ungeheure Produktivität des antiken Dramatikers bedenkt, den wird der Gedanke, daß seiner Kunst etwas Handwerksmäßiges anhaftet, wahrlich nicht erschrecken. Die Folgen dieses allein der Szene und der Handlung zugewendeten Interesses aber zeigen sich für uns vor allem in folgendem. Wir, die Nachrechnenden, die Nichtzuschauer, entdecken allerlei Inkongruenzen und Widersprüche, die wir dann durch Umdeutung aus der Welt zu schaffen suchen oder, wenn das nicht gelingt, dem Dichter als Fehler anzurechnen pflegen (oder, noch schlimmer, ihm 'verzeihen', während man meinen sollte, daß vielmehr er uns zu verzeihen hätte!), wir sehen, wie er Voraussetzungen schafft und wieder fallen läßt, mit seinen eigenen zeitlichen und örtlichen Angaben verfährt, ganz wie es der Augenblick verlangt, bemerken, das Sophokles (wir fügen hinzu wie Homer und Aristophanes) Personen auftreten und verschwinden und handeln läßt ohne besondere im Gange der bisherigen Handlung liegende Motive; Vorgänge werden doppelt behandelt, wenn das Stück dadurch an Wirkung gewinnt, andere, wie z. B. häufig die hinter der Szene sich abspielenden, werden übergangen, wenn ihre Behandlung oder Erwähnung den Fortgang verzögern würde, die Angaben über die Vorgeschichte widersprechen sich oft so sehr, daß es unmöglich ist, diese zu rekonstruieren. So aber lebt der Dichter, lebt der Zuschauer im dargestellten Augenblick, daß die fingierte Situation der Bühne ihnen beiden zu einer völlig realen werden kann, daß die Lust am (dialektischen oder szenischen) Spiel die Kraft, den Zusammenhang zu durchschauen, völlig zu lähmen vermag, wie z. B. des Verfassers durchaus überzeugende Behandlung der berühmten Abschiedsworte Antigones V. 904 ff. und die der Botenrede in der Elektra V. 680 ff. beweist. — Konzentriert sich aber so des Dichters Interesse auf die dramatische Wirkung, so ist damit zugleich gesagt, wie sein Verhältnis zu den von ihm geschaffenen Personen ist, mit deren Hilfe er diese Wirkung erzielt: nicht wie für den modernen Dramatiker ist die Charakterzeichnung eine besonders wichtige Aufgabe, ist die Schilderung des Kampfes selbständiger Charaktere gegeneinander oder gegen das Schicksal das höchste Ziel, er fühlt im allgemeinen gar nicht die Verpflichtung, Menschen eigenen Blutes und eigener Seele zu schaffen, durch konsequente und psychologisch einwandfreie Zeichnung Charaktergemälde zu entwerfen, die ja auch nur der vergleichend nachprüfende, das Ganze überschauende Leser zu genießen imstande wäre, für ihn sind die Menschen vielmehr nur Mittel zum Zweck, Werkzeuge zur Stoffgestaltung, und er würde unserer, vor allem im Schulbetrieb geübten Praxis, sophokleische Charaktere zu rekonstruieren, vielmehr zu konstruieren, ohne Verständnis gegenüberstehen. Und so erklärt es sich auch, daß seinen Personen oft Worte in den Mund gelegt werden, die nicht sie, sondern nur der Dichter und die die Handlung kennenden Zuschauer eigentlich gebrauchen könnten.

Digitized by Google

Alles dies ist prinzipiell richtig und von entscheidender Wichtigkeit für das Verständnis der Kunst des Sophokles; im besondern wird der dem Dichter einen großen Dienst leisten, der endlich einmal der Meinung den Garaus macht, daß sogar der Chor des attischen Dramas einen 'Charakter' habe, der doch nichts ist als das Instrument in der Hand des Dichters, das er benutzt, die Wirkung des Bühnenbildes in irgendeiner Weise zu begleiten, und der daher in Vers und Lied das Widersprechendste sagen kann. Allein gerade an diesem letzten Punkte muß auch die Kritik einsetzen. Zunächst war sich Wilamowitz selbst bewußt, daß seine Arbeit gerade hier noch lange nicht zum Abschluß gebracht sei, vielmehr wird dies noch Aufgabe sein, seine ganz allgemein ausgesprochenen Urteile durch genauere, feinere Untersuchungen und Erwägungen zu korrigieren; denn es ist jedem klar, daß das, was er hier aussagt über die dramatische Kunst Athens überhaupt, doch keineswegs Gültigkeit hat für die junge, aufblühende Tragödie des Aischylos oder die überreife des Euripides und auch nicht für die sophokleische schlechthin, sondern innerhalb seiner Kunst wieder zu beschränken ist auf bestimmte zeitliche oder anders abzugrenzende Sphären: so wie Deianeira sich uns darstellt, müssen wir doch bewußt ausgeübte Charakterzeichnung anerkennen, und der Vater Tychos erklärt offenbar im Gegensatz zu ihm, daß der Dichter den Polyneikes des zweiten Oedipus 'mit großer Liebe gestaltet' habe. Müssen wir also hier eine Einschränkung seiner Behauptungen verlangen, so ist an anderen Punkten eine Erweiterung zu fordern: selbst Wilamowitz macht sich nicht völlig von dem Fehler frei, das K ö n n e n des Dichters als in irgendeiner Beziehung zu gering oder behindert darzustellen; so wird man z. B. nicht sagen dürfen, daß 'die Darstellung einer gebrochenen Situation ganz außerhalb des für Sophokles Möglichen liegt' (S. 278), sondern außerhalb des Erstrebten, denn 'die Kunst kann immer was sie will', und es kommt vielmehr darauf an, zu zeigen, warum sie dies oder jenes nicht g e w o l l t hat.

Doch solche Allgemeinheiten helfen wenig, und wenn hier eine Kritik gegeben werden sollte, wie sie das Buch eigentlich verdient, so müßten nun die Einzelergebnisse durch eine Interpretation der Stücke nachgeprüft werden; aber das ergäbe wieder ein Buch. Daher müssen wir uns mit einer raschen und oberflächlichen Durchmusterung der einzelnen Kapitel begnügen.

Das Kapitel über den König Oedipus (an dessen Datierung nach Antigone und Aias mit Recht auch gegenüber Bruhns Ausführungen festgehalten wird) ist besonders geeignet, zugleich die Arbeitsweise des Dichters und die Methode des Verfassers ins Licht zu setzen, denn wie diese Tragödie, als ein vollendetes Kunstwerk nach antiker und nach moderner Auffassung, eben die sophokleische Technik am klarsten spiegeln muß, so sind auch die Darlegungen des Verfassers hier so knapp und kräftig, im Gegensatz etwa zu den breiten, der Wirkung schädlichen über die Elektra, daß der Eindruck besonders stark ist, und sie sind auch durchweg zutreffend: hier, wenn irgendwo, zeigt sich, daß der Dichter durch Spannung und größte Konzentration der Handlung allein wirken will, daß nicht nur die Nebenpersonen wie Kreon und

Digitized by Google

Teiresias schlechterdings von ihm nicht als Charaktere geschaffen sind, sondern gerade die im Mittelpunkt stehenden, hier der König selbst und Jokaste, durchaus nicht als 'lebendige, ausführlich charakterisierte Individuen' gegeben werden, ja gerade daß die beiden dies nicht sind, macht überhaupt diese ganze fürchterliche Handlung erst erträglich und möglich. Richtig und gut ist auch die Darstellung der Geschlossenheit im Aufbau, nur scheint mir klar, daß die Angaben über das Gerücht von Laios Ermordung, das in diesem Aufbau eine so große Bedeutung hat, vom Dichter selbst und mit Bewußtsein möglichst verschieden gestaltet sind, was Wilamowitz S. 75 zwar ausspricht, aber doch gleich wieder ablehnt. — Nur Einwände ganz unbedeutenden Gewichts lassen sich, wie mir scheint, auch gegen die beiden ersten Kapitel machen. Der Aias ist so durchsichtig in seiner (keineswegs einheitlichen) Handlung, daß die Beurteilung bei Verfolgung der richtigen Methode kaum fehl gehen kann; nur muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Interpretation zuweilen die Abhängigkeit von dem gegebenen festen Stile nicht berücksichtigt: V. 733ff. berichtet der Bote nicht erst, er sei zu Aias, dann, er sei zu dessen Genossen geschickt worden (S. 53), sondern die Verse

ἀλλ' ἡμὶν Αἴας ποῦ ἔστιν, ὡς φράσω τάδε;
τοῖς κυρίοις γὰρ πάντα χρὴ δηλοῦν λόγον

sind nur die übliche Überleitung zu dem Thema, das von vornherein für den Chor bestimmt ist, und die seltsamen Verse 579ff. erklären sich nicht nur dadurch, daß während sie gesprochen werden, die Maschine des Ekkyklema in Tätigkeit gesetzt wird: der tiefere Grund ist, daß der Dichter die Szene durch eine Stichomythie zu wirkungsvollem Abschluß bringen will, ein Stilmittel, dessen Bedeutung der Verfasser selbst für Oedipus V. 1173ff. aufgezeigt hat im Widerspruch gegen die übliche Interpretation, die mit psychologischer Motivierung zu erklären sucht, warum Oedipus weiterspricht wie ein Nichtbegreifenwollender, trotzdem er alles längst begriffen hat. Bei der Behandlung der schwierigen Fragen, zu deren Beantwortung die 'Antigone' auffordert, hat Wilamowitz A. B. Drachmann zu bekämpfen (der freilich die Anregung zu dem Buche gegeben hat und dem dieses auch gewidmet ist), und der Gegensatz zwischen beiden ist typisch, so daß wir an ihm nicht vorübergehen dürfen. Drachmann hat nämlich die krassen Widersprüche, welche die des Polyneikes Bestattung behandelnden Verse enthalten, dadurch zu erklären versucht, daß er annimmt, hier lägen zwei Fassungen des Stückes nicht recht ineinander gearbeitet vor; prüft man diese nun aber, so ergibt sich, daß der angeblich erste Entwurf eine Unmöglichkeit ist, weil seine Handlung gar nicht zu Ende gedacht werden kann, und damit fällt diese Annahme, zu der wir Philologen nur zu leicht zu greifen gewohnt sind; sie muß hier wie oft ersetzt werden durch die Erklärung jener Widersprüche aus dem inneren Wesen der Handlung heraus, was der Verfasser mit Erfolg versucht.

Einen Interpreten wieder ganz anderer Geistesrichtung hat er als Gegner im Trachinierinnenkapitel vor sich; hier wendet er sich mit Recht, aber wie uns dünkt, doch mit gar zu großem Aufwand an Fleiß, gegen

Digitized by Google

jene Arbeiten Zielinskis, in denen dieser durch unerhört willkürliche, die Worte des Dichters geradezu vergewaltigende Deutung dem Stücke zu einer Wirkung verhelfen will, die es nun einmal nicht ausüben kann. Freilich, daß es Wilamowitz gelungen sei, die schwierigen Fragen, in welcher Form dem Dichter der Stoff gegeben war, befriedigend zu beantworten, kann nicht zugegeben werden, ja seine ganze Darlegung leidet an einem schweren Fehler: er hat verkannt, daß in dem Stück nicht zwei, sondern nur ein Orakel, das Dodonäische, eine Rolle spielt, daß aber der Dichter sich die Freiheit nimmt, dessen Inhalt ganz nach Belieben anzugeben, wie gerade der Stand der Handlung es rät. Auch ist es schon richtig, daß der Wert des Stückes nur gering ist, wie es in der Tat vielleicht vom Herakles des Euripides angeregt ist (nur daß bei der Untersuchung solcher Abhängigkeitsverhältnisse immer noch nicht genügend damit gerechnet wird, daß Übereinstimmungen in Worten, ja in der Szenenführung sich häufig aus der Verwendung typischer Motive erklären, was ich sowohl für Trach. 1101 = Herakl. 1352 vgl. Wil. S. 91 und Trach. 983ff. = Herakl. 1101ff. vgl. Wil. S. 95 annehme), aber die Zeichnung Deianeiras findet doch, wie bereits angedeutet, immer noch nicht gebührende Würdigung. — Daß die Euripideische Elektra zeitlich hinter die Sophokleische gehört, wie hier noch einmal dargelegt wird, kann nicht mehr bezweifelt werden; welche Rolle aber der verlorene Kresphontes des Euripides in der Behandlung dieses Themas spielte, bleibt wohl unbestimmbar. Diese Fragen werden in dem überaus breiten zweiten Teile des Elektrakapitels behandelt; das erste spricht das ganze Stück eingehend durch, und der unbefangenen Kritik gelingt es, an vielen Stellen über Kaibel und Bruhn hinaus das Verständnis zu fördern; nur scheint es, als ob die überlange Beschäftigung mit diesem Stück den Verfasser dazu geführt hat, Schwierigkeiten zu suchen, wo wirklich keine zu finden sind, und so kommt es, daß er immer wieder dem Dichter etwas am Zeuge zu flicken hat, dessen Ziel, das oft behandelte Thema in einer reizvollen Variation vorzulegen, hier so besonders deutlich wird: ist es wirklich 'bezeichnend für die weniger sorgfältige Anlage des Stückes', wenn hier einmal die trivial gewordene Motivierung für das Auftreten des Chores fehlt? Wenn ferner die berühmte Schilderung der Lage Elektras zu Anfang (V. 254ff.) 'im wesentlichen nur eine breitere ... Ausführung des schon im lyrischen Teile Mitgeteilten ist', so haben wir hier eine zwar sehr merkwürdige, aber seit des Aischylos Zeiten zu beobachtende Art der Szenenführung, die eine zusammenhängende Darstellung verdient. Und welche Schwierigkeiten findet Wilamowitz z. B. in den Elektra-Chrysothemisszenen, die sich von selbst erklären, wenn man nur immer berücksichtigt, daß Sophokles den Choephoreneingang dadurch variieren will, daß er Elektra als Kontrastfigur die jüngere Schwester gegenüberstellt! — Freudigste Zustimmung muß es endlich erwecken, wenn im letzten Kapitel gezeigt wird, wie auch im Philoktet die dramatische Spannung, nicht die psychologisch einwandfreie Schilderung von Charakteren das wirkende Mittel ist, aber ein verhängnisvoller Irrtum schädigt hier die Ausführungen; der Verfasser glaubt nämlich, der Prolog erwecke im Zuschauer die Erwartung, daß

Digitized by Google

Neoptolemos dem Auftrage des Odysseus gemäß die erste beste Situation benutzen werde, sich zum Herrn des Bogens Philoktets, nicht des Philoktet selbst zu machen, und dieses Spiel mit dem Zuschauer sei ein bestimmender Faktor in der Führung der Handlung. In Wahrheit aber gibt bereits im Prolog Odysseus den Befehl, Philoktet samt Bogen in den Besitz der Griechen zu bringen und zwar durch die Vorspiegelung, er wolle ihn nach Hause abholen. Gewiß heißt es V. 77

ἀλλ' αὐτὸ τοῦτο δεῖ σοφισθῆναι, κλοπεὺς
ὅπως γενήσῃ τῶν ἀνικήτων ὅπλων,

zugleich aber soll er τὴν Φιλοκτήτου ψυχὴν (ἐκ)κλέπτειν V. 54 (vgl. 968. 1025 u. a.), wird uns schon im Prolog deutlich berichtet, daß ohne Philoktets persönliche Anwesenheit Troja gar nicht erobert werden könne (V. 112) und daß es daher des Neoptolemos Aufgabe sei δόλῳ Φιλοκτήτην λαβεῖν (V. 101) d. h. auf das Schiff zu locken, wo ihm dann vielleicht der Bogen gestohlen werden kann; und wie richtig Neoptolemos seinen Auftrag versteht, das zeigen die ablehnenden Worte (V. 90f.)

ἀλλ' εἶμι' ἕτοιμος πρὸς βίαν τὸν ἄνδρ' ἄγειν,
οὐ μὴν δόλοισιν . . .

Damit aber ist eine ganz andere Grundlage für die Interpretation des Stückes geschaffen, die nun auch ganz neu aufgebaut werden muß.

U. v. Wilamowitz legt in Kapitel VII Entstehung und Komposition des Oedipus auf Kolonos dar, und daß er selbst für das Verständnis der sophokleischen Kunst bei seinem Sohne viel gelernt habe, spricht er frei in einer Vorbemerkung aus. Es fehlt freilich nicht an Widersprüchen zwischen diesem und den früheren Abschnitten des Buches, und die Stellung zu Sophokles überhaupt ist hier und dort nicht ganz die gleiche, wie es ja auch gar nicht anders sein kann. An etwas versteckter Stelle, in einer Anmerkung zu S. 314, wird die Entstehung der attischen Tragödie noch einmal behandelt; ich kann aber die Interpretation der grundlegenden Worte des Aristoteles in der Ars nicht für richtig halten, weil διθύραμβος hier gefaßt wird in der Bedeutung 'erzählendes Chorlied'; mir scheint die Gegenüberstellung διθύραμβος : τὰ Φαλλικά zu beweisen, daß vielmehr doch das Kultlied für Dionysos gemeint ist.

Vor vier Jahren wurde uns der Aischylos neu geschenkt; nun gilt auch für das Verständnis des Sophokles das Wort, das den Interpretationsband zum Aischylos abschließt: πάρα τὸ φῶς ἰδεῖν.

Charlottenburg. Walther Kranz.

Gottlob Egelhaaf, Historisch-politische Jahresübersicht für 1916. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag (Erich Gußmann). Geh. 3 ℳ.

Zum neunten Male erscheint Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht als Ergänzung und Fortsetzung seines großen, geistvollen Werkes: Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. 6. Aufl. Stuttgart 1917. — In kurzer, aber klarer und erschöpfender Weise behandelt der Verfasser in Buch I die Geschichte der einzelnen Staaten, während das II. Buch eine zusammenhängende Schilderung des Verlaufs des Weltkriegs im Jahre 1916 bietet. — Der dokumentarische Anhang, der ganz besonders bleibenden Wert hat, bringt die Denkschrift der kaiserl. deutschen Regierung über die Behandlung bewaffneter Kauffahrteischiffe, die Kriegs-

Digitized by Google

erklärung Deutschlands an Portugal, ein Kulturdokument aus der Frankfurter Zeitung vom 12. März 1916, die Liga der Fremdvölker an Präsident Wilson, die Dokumente des rumänischen Ministerrats vom 11. Oktober 1916, Ausrufung des Königreichs Polen, Handschreiben des Kaisers Wilhelm II. an den Reichskanzler vom 31. Oktober 1916, das Friedensangebot vom 12. Dez. 1916.

Wir empfehlen auch diese Jahresübersicht wieder auf das wärmste.

Gottlob Egelhaaf, Bismarck. Sein Leben und sein Werk. 2. vermehrte Auflage. Ein Band von 492 Seiten; in Leinen geb. 14 ℳ. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag (Erich Gußmann), 1918.

Was auch an der neuen, vermehrten Auflage besonders angenehm berührt, ist die Objektivität des Verfassers, der er sich auf jeder Seite befleißigt. So werden auch solche, die politisch vielleicht anders gerichtet sind als er, gerne bezeugen, daß sie aus der Lektüre des Buches reiche Förderung ihres Wissens gewonnen haben. Im Anhang sind eine Anzahl wertvoller Dokumente abgedruckt. R. Gl.

Alb. Köster, Gottfried Keller. 7 Vorlesungen. 3. Aufl. mit einem Titelbild (von Stauffer-Bern). Leipzig, B. G. Teubner, 1917. 152 S. 8.

Die sieben von Alb. Köster vor zehn Jahren in Hamburg gehaltenen Vorlesungen über Gottfried Keller sind in Buchform schnell beliebt geworden, dank ihrer in Deutschland nicht allzu häufigen Verbindung von wissenschaftlicher Gründlichkeit mit Anmut des Vortrags. Die neue Auflage weist einige Zusätze auf, so einen sehr freundlichen Hinweis auf das vortreffliche, aber doch wohl etwas einseitige Buch Franz Ferd. Baumgartens über Conr. Ferd. Meyer und sein Verhältnis zu Keller. s.

Albert Koch, Von Goethes Verskunst (Beiträge zu ihrer Kenntnis). Essen, G. D. Bädeker, 1917. 189 S. 8. Geb. 4 ℳ.

Ein früherer Schulmann, der 'viel Zeit hat und dessen Kräfte ihm eine schwierigere Kopfarbeit nicht mehr erlauben, den aber eine glühende Begeisterung für die unvergleichliche Verskunst Goethes immer wieder zu ihm und zu seinen Versen zurückzieht', legt uns hier die Früchte seines Fleißes vor. Ein Drittel des Buches ist dem Versbau von Goethes Iphigenie, Tasso und Natürlicher Tochter gewidmet. Vorher behandelt es Goethes Ausbildung zum Verskünstler und den Hiatus in Goethes Versen. Das Ganze mehr unbehaune Bausteine als ein Bau, dem bescheidnen Titel des Buches entsprechend.

Daß Goethes Zweiheber der mittellateinischen Dichtung des Johannes Secundus, 'des Küssers', entlehnt sind (*Omnibus horis Nemo beatus*), ist dem Verfasser entgangen, aber er verfällt doch nicht in den beliebten Irrtum, darin eine Nachbildung Pindarischer Rhythmen sehn zu wollen. s.

Wilhelm Peper, Der Kunstschatz des Lesebuchs. Die lyrische Dichtung. 2. erw. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1916. VI, 255. Geh. 4 ℳ.

Der 1909 sehr freundlich aufgenommenen 1. Aufl. ist 1916 die 2. gefolgt. Entbehrliche Fremdwörter sind ersetzt, der 5. Abschn. (Das Sprachliche und Musikalische im Gedicht) ist erweitert, 'die großen Erfahrungen unsrer Zeit sind bei den Einzelbesprechungen fruchtbar gemacht'. Auf etwas mehr als zehn Seiten werden 'deutsche Lieder aus den Kriegsjahren 1914/15' behandelt. Leider sind sie nicht abgedruckt, was wenig Raum erfordert hätte. Daß wir sie im Unterricht der Dichtung der Freiheitskriege gleichwertig an die Seite stellen können, wie der Verfasser meint, läßt sich wohl noch nicht entscheiden, auch nicht so ohne weiteres, ob er aus der großen Zahl das Beste ausgewählt; jedenfalls ist das Gebotene eine kleine gute Auswahl und mit der Behandlung kann man recht einverstanden sein.

Im Felde. K. Heinze.

Digitized by Google

Ἑτερόδοξον

scripsit

Otto Immisch

Ἄλλος ὁ Χῖος· ἐγω δὲ Θεόκριτος, ὃς τάδ' ἔγραψα,
εἰς ἀπὸ τῶν πολλῶν εἰμι Συρηκοσίων,
υἱὸς Πραξαγόραο περικλειτῆς τε Φιλίννης,
μοῦσαν δ' ὀθνείην οὔτιν' ἐφελκυσάμην.

'Grammatici certant' — in diversissima tamen interpretatione[1]) consentiunt omnes hoc epigramma (ut interim epigrammatis vocabulo utamur) non ab ipso poeta esse compositum, sed post eum a grammatico, 'qui paratae a se congregatorum in unum corpus Theocriteorum carminum editioni illud praeposuerit', ut Meinekii verba afferam (p. 408). Frustra vero quaesiveris, quibus argumentis nitatur communis haec opinio. Et numeri carent offensione et sermo[2]). Testes si in examen vocamus, in prolegomenis Theocriteis (p. 6 Wendel) anonymum nunc est epigramma, in quibusdam libris adhaerens epigrammati Artemidoreo, quod est de sylloge quadam omnes bucolicos complectente, facta aut ab ipso Artemidoro, quod vulgo creditur, aut ab alio quodam, quod si quis mavult quomodo redarguatur non video (nam est *ἐπὶ τῇ ἀθροίσει τῶν βουκολικῶν ποιημάτων*, non *ἐπὶ τῇ ἰδίᾳ ἀθροίσει*). Huic Artemidoreo de editione illa testimonio fieri potuit ut aut eiusdem grammatici aut alterius de altera quadam editione testimonium addere vellet prolegomenon auctor primarius. Cuius tamen viri docti cum nunc verba desiderentur, quibus eum consilium suum explicasse probabile est, cumque in epigrammate ipso nihil legatur, quod editoris negotium respiciat[3]), sed insint potius quae pertinent ad vitam artemque poetae: in promptu est credere aut

---

[1]) Ut in recentioribus nos contineamus, vide post Vahlenum (1876) in opusc. I 13 squ. Bethium ind. Rostoch. 1896, Legrandium Étude sur Théocr. (1898) 13 squ., Wilamowitzium Textgesch. (1906) 125 squ., Stadtmüllerum in Anthologiae editione III 1 (1906) 424, Pohlenzium Charites (1911) 90, iterum Wilamowitzium Sappho u. Sim. (1913) 300, Koeneckium mus. Rhen. LXIX (1914) 539, iterum Bethium mus. Rhen. LXXI (1916) 415, cuius in sententiam quae est de simulacro poetae in fronte libelli depicto incidi ipse quoque in Herm. XLVI (1911) 484 propter Martialis illud epigramma initiale *Hic est quem legis ille* olim a Crusio mus. Rhen. XLIV (1889) 455 eodem modo explicatum.

[2]) Qui in Anthologia paullulum recedit ab Iade: *Συρακοσίων, ὀθνειαν, ἐφελκυσάμαν*, nec tamen est harum rerum ulla fides.

[3]) Nam quartum versum, ne cum Vahleno ita interpretemur, ut *μοῦσαν ὀθνείην* de spuriis carminibus in syllogen Theocriteam non receptis intellegamus, impedit persona loquentis: poeta loquitur, non editor, nec potuit in hac re personatus Theocritus aliter loqui atque verus.

Digitized by Google

harum rerum causa adscriptos esse eos versus a prolegomenon auctore aut eodem consilio, quo ductus Laertius Diogenes solet vitis suis corollaria quaedam poetica adnectere. Utrum ipsius an personati Theocriti crediderit disticha esse, non iam in comperto est. Nec valet quicquam, quod in libris nonnullis occurrit ἔστι δὲ εἰς αὐτὸν καὶ τοῦτο τοὐπίγραμμα (Ahrens II 2 cf. I 170) aut quod Tzetza, qui sine dubio in codice suo idem primarii auctoris silentium invenit, scribit (in anecd. Estensi p. 9 Wendel): ὅτι καὶ ἐπίγραμμα φέρεται εἰς Θεόκριτον τόδε. Prodromi sunt illi quidem recentiorum sententiae, ex qua carmen a Theocrito ipso abiudicatur; ad editionem Theocriteorum id esse referendum non crediderunt.

Ab altera parte praesto est testimonium Anthologiae Palatinae IX 434, in qua et disiungitur carmen ab Artemidoreo (IX 205) et inscriptum est τοῦ αὐτοῦ (i. e. Θεοκρίτου) εἰς ἑαυτόν, ὅτι Θεόκριτος Συρακούσιος ἦν. Offertur autem in serie aliorum Theocriteorum (432 - 436), de qua ipse Wilamowitzius p. 114 affirmat: eine ganz theokritische Reihe[1]). Adsentitur de auctore qui vitam Romanam Homeri composuit (p. 30, 24 Wil.) respiciens ipsum hoc epigramma, cum dicit Θεόκριτος ἐν τοῖς ἐπιγράμμασιν. Nec potest omnino dubium esse, quin iam in vetustis libris, unde in Anthologiam pervenit, inter epigrammata Theocritea suum locum habuerit, quae syllogen claudebant eodem modo quo Catulliana epigrammata syllogen Catullianam, factam eadem fere aetate et secundum similia praecepta, ut par erat in poeta neoterico.

Iam ego neutiquam sum nescius, quale sit negotium epigrammatum Theocriteorum. Insunt procul dubio spuria. Sed ut artis criticae est non temere credere, ita ab eadem vetamur opinione praeiudicata diffidere. Demonstratum vero esse quicquam aut de spuria origine aut auctorem loqui de editione quadam ut ita dicam collectiva, hoc ego nego atque pernego. Videndum interim, nonne probam interpretationem habeat epigramma, si sumimus genuinum id esse.

Atque de origine Syracusana aut de parentibus quae narrat hic Theocritus, ea nemo fere iam in dubitationem vocat. Εἷς ἀπὸ τῶν πολλῶν, inquit, εἰμὶ Συρηκοσίων. Quod minime cum Bethio interpretari licet *unus e multis scriptoribus hac in urbe natis*, quamquam etiam Wilamowitzius in similem rationem incidit arbitratus exemplum dictionis esse Hieronis locum v. 101, ubi poeta affirmat magnam fore vatum multitudinem Hieronis laudibus inservientium praemittitque εἷς μὲν ἐγώ. Sed nec Bethianum illud magis communiter de omnibus scriptoribus dictum neque hoc de poetis Hieroneis convenit in ea epigrammatis verba, in quibus nec scriptorum nec poetarum ulla est mentio. Οἱ πολλοί latine est vulgus, modeste igitur hoc poeta dicit, se Syracusis humiliore loco esse ortum. Nec obstat, quod Philinna mater (sive Philina, sed de gemina cum titulis Cois consentit codex Palatinus) περικλεὴς appellatur. Rarissimum est adiectivum et quod non casu opinor abiit in nomen proprium citharoedi illius vetusti, Terpandreae sectae ultimi antistitis (Plut. de mus. 6): mater poetae ni fallor musica ipsa quoque fuit, fidicina fa-

[1]) Obiter moneo casu vocabulum ὀθνεῖος recurrere in carmine proximo 435. 3, quod et vetustum et arte Theocritea dignissimum esse iudicat idem vir doctus p. 119.

Digitized by Google

mosa, quales sunt in filii carminibus Philadelphi in aula ἁ τᾶς Ἀργείας θυγάτηρ πολύϊδρις ἀοιδός (XV 97) vel Glauce illa Chia (IV 31 cf. epigr. ps. Theocr. in Anthol. VII 262). Cognatae professionis erat mulier cognominis, Philinna Larisaea, saltatrix nobilis, mater Philippi Aridaei. Requirit saltem illud εἷς ἀπὸ τῶν πολλῶν, ne ad generis nobilitatem περιχλειτῆς referamus, sed ad alias laudes, quarum in numero vix ullam crediderim tam sponte se offerre quam musicae artis famam, praesertim cum filius aliquid retinuisse videatur ex circumforaneo illo genere vitae, quod et erat et est proprium gentis musicae.

Iam quod auctor ad nomina illa (et suum et patriae et parentum) addidit etiam aliquid de ortu suo i. e. de vitae suae universa condicione, id gravioris est ponderis ac momenti ad recte divinandum eum hominem, quem sibi opponit et a quo se distinguit per illud ἄλλος ὁ Χῖος. Hunc Chium Wilamowitzius ut olim Welckerus cum auctore vitae Romanae supra citatae Homerum esse volebat (qui est Χῖος ἀοιδός apud Theocritum VII 47 et XXII 218), interpretatus nimirum ἄλλος ex usu non infrequenti tamquam idem id valeat atque ἀλλοῖος. Cardo igitur epigrammatis ex hac ratione vertitur in artis comparatione et distinctione, sed hoc ipsum non satis congruit cum altero et tertio versu. Ut enim locum habuerit in arte Theocriti ab Homerica distinguenda patria commemorata (Chio opponuntur Syracusae), at parentum nomina sic adduntur supervacanea, illud vero de ortu humiliore additum ab artis Homericae comparatione omnino est alienum. Unde efficitur poetae consilium aliud fuisse. Profecto Chius ille, a quo se distinguit, vitae etiam genere a Syracusani poetae humilitate distabat, inter primores suae civitatis erat, homo non privatus et obscurus aut 'unus de multis', sed illustris et magni nominis et in ore tum omnium. Et quoniam insuper vel ipsa verborum structura eo ducimur, ut ad ἄλλος ὁ Χῖος subaudiamus Θεόκριτος, cum plurimis interpretibus statuendum esse existimo distinguere voluisse Theocritum se Syracusanum a Theocrito Chio, qui fuit orator clarissimus neque solum in patria sua famosus ut popularis factionis dux et patronus, Macedonum adversarius, Theopompi[1]) aemulus. Idem ne inter litteratos quidem fama carebat, sed ut auctor epigrammatum scopticorum (cf. F H G II 86) et propter dicteria sua et sugillandi artem aut averso rumore flagrabat aut plausu eorum, quibus talia in deliciis erant. Fortasse etiam Chriae eius, quas Suidas commemorat, poeticae erant, quamquam parum firma sunt, quae Gerhardius in hanc sententiam disputavit (Phoenix Coloph. 151). Hoc certe negari non potest, quo tempore Theocritus Syracusanus, fortasse in regione vicina, apud Coos, iuvenis primum prodiit poeta, eo tempore Theocriti illius Chii memoriam nondum fuisse oblivione obrutam, sed viguisse et valuisse etiamtum in hominum eruditorum per illas regiones sermonibus. Quid igitur mirum, si poeta tum quasi homo novus, cui Theocriti nomen ipsi quoque erat cuiusque intererat poetarum de more pauca de se et origine sua praedi-

[1]) Qui cum in symbulentico ad Alexandrum misso fragm. 243 Gr. H. pauperem olim Theocritum fuisse contendit postea omni luxuria affluentem, paupertas illa, etiamsi non fuit commenticia vel ex invectivarum typologia assumpta, non continuo postulat humilem originem huius quoque Theocriti.

Digitized by Google

care, ab eo Theocrito se distinguebat, in quem nomine solum audito proclive tum erat incidere? Tota haec ratio interpretandi, si aequalis fere Theocritus cognominem suum a se distinguit, offensione caret, non caret (quod ingenue fatendum est), si sub Theocriti persona de omnium Theocriteorum carminum collectione loquitur editor grammaticus duobus saeculis post et loquitur ea aetate, qua Theocriti Chii nomen paene intermortuum vel in eruditorum hominum studiis ita procul dubio obsoleverat, ut confusionis ne minimum quidem esset periculum.

Quae si recte disputata sunt, poetae consilium magis in eo versatur, ut de persona quam ut de arte sua narret: tres priores versus illi, huic ultimum unum destinavit *μοῦσαν δ' ὀθνείην οὔτιν' ἐφελκυσάμην*. Cuius de versus vexatissima interpretatione ita agam, ut prius in universum moneam rationibus meis minime labefactari, quae de textus Theocritei historia antiquissima egregie investigavit Wilamowitzius. Ne ego quidem credo epigramma, de quo agimus, subscriptionis loco adhaesisse editioni, in quam poeta ipse aut omnia sua aut quantum tum praesto erat variorum carminum colligeret. Neque *τάδε* continuo est *παντοῖα τάδε τὰ ποιήματα* et cadit omnino illa ratio, si vera est scriptura codicis Palatini *ὃς τόδ' ἔγραψα*. Per se pari iure stat utrumque, et *τάδε* et *τόδε*, nec video, unde evincas, utrum sit Theocriteum. Finge tibi parumper additos esse versus figurato alicui carmini, qualis est Syrinx cum nomine Simichidae vel Securis Simiae, cui adhaeret subscriptionis poeticae quasi pannus adsutus. Tale carmen cum oculis, non auribus scribatur, per singularem numerum *τόδε* recte significatur. Sed hoc cum vix in censum veniat cumque recte se habere pluralem in aperto sit sive de compluribus carminibus sive de uno aliquammultis versibus composito, acquiescendum est in scriptura *τάδε*. Verum ne sic quidem deducimur ad editionem illam collectivam et varia genera carminum complectentem. Quin adeo id reprobatur quarto versu recte intellecto. Quem interpretari opus est secundum locum Platonis in Gorgia (465 B), qui locus quam famosus fuerit, documento est Galenus protr. 3. Loquitur Plato de *κομμωτικῇ*, i. e. de arte comtrice quam adulatricem esse dicit gymnastices. Ea efficit fraude et lenocinio usa *ὥστε ἀλλότριον κάλλος ἐφελκομένους τοῦ οἰκείου τοῦ διὰ τῆς γυμναστικῆς ἀμελεῖν*. Quibus in verbis opponitur aliena pulchritudo non propriae, quam indoles ipsa praestat, sed quam praestat gymnastica. Et ne epigrammatis quidem auctorem persuasum habeo alienae musae opponere velle (id quod credunt, praeter Vahlenum, de quo iam dictum est p. 1, not. 3) propriam suam, ita ut quasi privatam suam et domesticam eam dicat, ex suo ingenio prognatam et unice Theocriteam, velut Rhinthonem Nossis induxit praedicantem *ἴδιον κισσὸν ἐδρεψάμεθα* aut ipse Theocritus praedicat alio loco de se: *ὑμῖν αὖ καὶ ἐγὼ λιγεῶν μελίγματα Μουσέων, οἷ' αὐταὶ παρέχουσι καὶ ὡς ἐμὸς οἶκος ὑπάρχει, τοῖα φέρω:* sed secundum loci Platonici rationem *τῇ ὀθνείᾳ μούσῃ* opponitur *ἡ οἰκεία διὰ ἄλλης τινὸς τέχνης*, i. e. ea quam certa quadam arte usus propriam sibi facere debet poeta, si rite praestare vult quod praestandum sibi proposuit. Profitetur igitur illo versu se contentum fuisse finibus eius generis poetici, ad quod pertinebant carmina per epilogum designata,

Digitized by Google

non immiscuisse se aliam ullam[1]) musam ab hoc genere alienam i. e. non adscivisse se ornamenta vel artificia aliis carminum generibus inhaerentia, sicut qui gymnasticum decus curat, nihil mutuari debet ex arte illa ornatrice. Iterum igitur eo perventum est, ut intellegamus non de universa totius artis Theocriteae ratione in illis versibus agi — et huius quidem poetae, imitatoris tam varii, quo tandem iure fieri poterat ut omnino aut privata in arte novitas aut in hac sua novitate constantia praedicaretur? — immo vero additus erat hic quasi epilogus syllogae alicui, in quam poeta unius generis carmina coniunxerat, quae composita esse gloriatur secundum puram severamque huius ipsius generis regulam. Gloriatur id nimirum non sine aliqua reprehensione aut alterius poetae aut aliorum (aequalium, ut par est credere). Qui tamen illi fuerint, in tanto naufragio illius aetatis litterarum ne divinare quidem nobis licet.

Hucus que certa via opinor progressi sumus nec refragabatur hic Theocritus emancipatus a nobis, caput non iam tectum persona, sed sui oris veritatem prae se ferens. Addamus autem, si iam aliquatenus coniecturae quoque licet indulgere, nobis videri genus illud carminum, quorum quasi clausulam tenemus, elegias fuisse Theocriti, quas ex antiquarum bibliothecarum laterculis Suidas affert, quae tamen aut interciderant aut latuerunt, quo tempore ea facta est editio, qua nititur nostra memoria Theocritea. Editori innotuit unus epilogus et receptus est perperam in epigrammata, quippe qui conservatus esset a grammatico nescioquo antiquiore (videlicet propter ea, quae de vita sua narrat poeta) eodem modo, quo factum est, ut Athenaeus VII 284a fragmentum illud Berenices exhiberet, quod carmen ne ipsum quidem ad manus iam erat corporis Theocritei conditoribus. In elegias vero incidi et propter versuum genus et quia imprimis elegiacis mos fuisse videtur, ut in exitu librorum de se ipsi nonnulla dicerent, velut Propertius ita claudit Cynthiam monobiblon nec absimili consilio si non de origine sua at de studiis suis Callimachus loquitur in exitu Aetiorum (Oxyrh. pap. VII no. 1011, 81 squ.), loquebatur idem etiam de origine sua in alio exodio, unde depromptum credas quod nunc est epigramma XXI (in Anth. Pal. VII 525, sed mutilum, ut docet Strabonis locus XVII p. 837).

Ut complectar quae dixi: nondum provecta aetate nec adulta artis suae fama Theocritus illos versus emisit, cum esset poeta novus et ignobilis et qui fortasse rudimenta tum ponebat, modo *ἀκουστὴς γενόμενος Φιλητᾶ*, poetae elegiarum laude ea aetate quam maxime florentis. Alio tempore vix erat, cur caveret, ne cum famoso Theocriti Chii nomine suum confunderetur. Elegias autem illas aetatem non tulisse, id non mirum est in opusculo iuvenili et quod anxie praecepta magistri sequebatur tamquam veras genuinae regulas artis. — Sed nolo hanc hariolationis appendiculam longius extendere, ne afferam interpretationi meae ipse invidiam aut periculum.

[1]) *οὔτινα* dixit, non *οὐ*, id quod contra unius Homericae musae oppositionem valere recte iam monuit Pohlenzius.

Digitized by Google

Eine geologische Entdeckung des Altertums und ihre Wiederentdeckung in neuerer Zeit

von

Bernhard Schweitzer

Die *Ἱστορίαι* des Herodot enthalten im zweiten Buch, das ganz von einer geographisch-historischen Monographie Ägyptens ausgefüllt ist, einige Beobachtungen über die Bodenbeschaffenheit des Nillandes, die in ihrem Zusammenhang untereinander und ihrer Bedeutung für die Geschichte der wissenschaftlichen Erdforschung noch nicht klar genug erkannt scheinen: (II, 10—12)

'Der größte Teil nun des soeben beschriebenen Landes ist, wie die Priester erzählten, so auch in meinen Augen den Ägyptern (von Natur) zugefallenes Neuland. Denn die Niederung zwischen den vorhin erwähnten Bergen oberhalb von Memphis scheint mir einst ein Meerbusen gewesen zu sein . . .' diese hypothetische Bucht vergleicht Herodot im Folgenden mit dem Arabischen Golf, dem heutigen roten Meer, und fährt fort: 'Wenn es nun dem Nil einfallen sollte, seine Wogen in diesen, den Arabischen Meerbusen, abzuleiten, was soll verhindern, daß nicht auch dieser dadurch, freilich in einer Spanne von vielleicht 20 000 Jahren aufgefüllt wird? Ich meine sogar, das könnte schon innerhalb 10 000 Jahren geschehen. Sollte da nun, zumal von einem so gewaltigen und werktätigen Fluß, in dem großen Zeitraum vor meiner Geburt nicht noch eine viel größere Meerbucht, als diese es ist, aufgefüllt werden können?'

'In diesen Ausführungen über Ägypten schließe ich mich nur den Behauptungen anderer an; ich bin aber auch selbst von ihrer Richtigkeit fest überzeugt, nachdem ich einmal gesehen habe, wie die Küste Ägyptens vor den angrenzenden Ländern vorspringt, und beobachten konnte, daß auf den (besagten) Bergen Muscheln auftreten und sich Salzablagerungen finden.'

Das Delta ist also für Herodot Anschwemmgebiet, allmählich aufgehöht durch die Schlammassen, die der Nil mit sich führt, ein *δῶρον τοῦ ποταμοῦ*, wie er (II, 5) seine späteren Untersuchungen schon vorwegnehmend am Eingang seiner Beschreibung sich ausdrückt. Früher befand sich an dessen Stelle das Meer, welches bis an die Berge oberhalb von Memphis reichte. Beweis ist ihm die Bodenbeschaffenheit des Landes selbst und die Gestaltung der Küste (vgl. II, 5), die Salzablagerung auf den Bergen und der Fund von Versteinerungen, — denn nur um solche kann es sich handeln — der ihm zugleich auch über die Spiegelhöhe dieses Meeresarmes und den früheren Verlauf seines Ge-

Digitized by Google

stades Aufschluß gibt. Ebenso wichtig aber wie die Tatsache einer solchen Folgerung bei Herodot oder seinem Gewährsmann sind für uns die Voraussetzungen, die ihn befähigen, diesen Schluß überhaupt zu ziehen und mit einer knappen, kaum über den Rahmen von Andeutungen hinausgehenden Darlegung einem größeren Leserkreis verständlich zu werden. Die sind: zunächst die Erkenntnis, daß die Versteinerungen nichts anderes sind als die erstarrten Reste früheren organischen Lebens; da die lebenden Muscheln immer am Rande, nie auf der Sohle des Meeres anzutreffen sind, so kann Herodot nur auf Grund dieser Erkenntnis folgern, daß dort, wo sich noch Spuren dieses Lebens finden, einmal der Rand des Meeres gewesen sein muß und die Berge um Memphis wirklich einmal Küste waren. Dann das Wissen von dauernden, sich in großen Zeiträumen abspielenden Veränderungen der Erdoberfläche, die jeweils ihre Ursache in lokalen Besonderheiten haben. Schließlich das Vorhandensein einer empirischen Forschung, die Schritt für Schritt, selbst mit Heranziehung von Hilfsdisziplinen, auf induktivem Wege zur Aufdeckung des naturgesetzlichen Vorganges vorzudringen sucht.

Läßt sich die Geschichte dieses Wissenszweiges, der im Keime die moderne Geologie und Paläontologie schon umfaßt, noch über Herodot zurückverfolgen, lassen sich Ort und Umstände seiner Entstehung näher umschreiben? Das 7. und zum Teil auch noch das 6. Jahrh. v. Chr. stehen unter dem Zeichen einer kraftvollen Ausbreitung des Griechentums. Griechische Kolonisten, und hier wieder meist Ioner, Kleinasiaten machen den Phoinikern in Ägypten und an der Nordküste von Afrika den Rang streitig, verdrängen deren Faktoreien durch feste Gründungen in Sizilien, ihren Einfluß durch höhere Kultur in Italien, dringen bis in das westliche Mittelmeerbecken vor und umgeben das schwarze Meer mit einem Kranz blühender ionischer Städte. Es ist nur natürlich, daß hier in Ionien, dem Mittelpunkt dieser großen Bewegung, im 6. Jahrh. allmählich aus dem Material, das die Berichte der Reisenden lieferten, die Anfänge einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung erwuchsen. So finden sich auch die ersten und einzigen Spuren der uns hier angehenden Beobachtungen bei ionischen Schriftstellern. Nach Xenophanes von Kolophon (bei Diels, Doxogr. Graeci p. 566, 1 ff.) hatte man das Vorkommen von Versteinerungen auf Paros, Malta und in den Steinbrüchen von Syrakus beobachtet, und der Lydier Xanthos, dessen literarische Tätigkeit kaum viel vor, wenn nicht überhaupt gleichzeitig mit der Herodots angesetzt werden muß, berichtet (bei Strabo I. cap, 3 p. 49) von Versteinerungen und zugleich von muschelhaltigem Gestein und salzhaltigen Tümpeln in Phrygien und Armenien. Xenophanes steht sogar in seinen Erkenntnissen und Folgerungen den Gedankengängen, die wir aus der Herodotstelle erschließen konnten, sehr nahe: die Versteinerungen sind als ursprüngliche Lebewesen erkannt, die, in den Schlamm eingeschlossen, allmählich ausgetrocknet sind (τὸν δὲ τύπον ἐν τῷ πηλῷ ξηρανθῆναι). Auch der Schluß auf eine frühere Überflutung der Erde wird gezogen, zumal es Xenophanes nicht entgangen ist, daß sich Fossilien auch auf hohen Bergen finden. Aber vollkommen verschieden ist das Ziel, dem

Digitized by Google

er zustrebt, der Weg, den er zur Erreichung einschlägt: während diese paläontologischen Beobachtungen bei Herodot durch ihre logische Verarbeitung allmählich den Schlüssel zur Erkenntnis liefern, dienen sie Xenophanes nur zur Stütze der schon gewonnenen Einsicht: zum Beweis der Erzeugung alles Lebenden aus der μείξις von Erde und Wasser. Das geht noch weiter; seine Überzeugung von der Einheit und Unveränderlichkeit der Materie hindert ihn sogar daran, aus dem Vorkommen der Versteinerungen den einzig möglichen Schluß zu ziehen und strichweise Veränderungen der Erdoberfläche anzuerkennen; sie zwingt ihn sich mit mythischen Spekulationen zu helfen: in weiten Zeiträumen sich wiederholende Weltkatastrophen lassen die Erde unter das Meer tauchen und alles Lebende zu Grunde gehen. Aus dem so entstehenden Urschlamm ersteht dann durch die wiederbeginnende Zeugung eine neue wieder in sich unveränderliche Welt . . . καὶ ταύτην πᾶσι τοῖς κόσμοις γίνεσθαι μεταβολήν. Zeugen dieser kosmischen Vorgänge sind ihm die Versteinerungen.

Nicht anders liegen die Dinge bei Xanthos. Er sucht für seine Beobachtungen Erklärung in einem in den Kreis der jonischen Naturphilosophie gehörenden Axiom von der allmählichen Austrocknung eines ursprünglich das ganze Festland bedeckenden Meeres[1]). Bezeugt ist diese Ansicht durch Aristot. Meteor. I, 14, 17; Pseudo-Plut. de plac. phil. III, 16 u. andere, als deren ersten Vertreter Aristoteles und Theophrast Anaximander nennen. In den Metor. II, 3, 3 macht sich Aristoteles über diese rein aprioristischer Spekulation entsprungene Auffassung lustig.

Die einzelnen Glieder der bei Herodot erhaltenen Beweiskette finden wir also wieder als nachträglich eingebaute Stützen in den rein deduktiven Systemen ionischer Naturphilosophen. Vielleicht haben sogar Argumente dieser Art eine Rolle in den Philosophemen der Pythagoräer gespielt. Metam. XV, 262ff. veranschaulicht Ovid die Lehre von dem dauernden Wechsel alles Irdischen mit der stetigen Veränderung der Erdoberfläche: *Vidi ego quod fuerat quondam solidissima tellus Esse fretum: vidi factas ex aequore terras; Et procul e pelago conchae iacuere marinae* . . . und legt diese Verse dem Pythagoras in den Mund. Das gleiche Beispiel — die Verwandlung des Meeres in Festland, Vorkommen von versteinerten Meeresmuscheln auf den Bergen — verwendet nun Tertullian in seiner Scherzrede de Pallio cap. II zu dem gleichen Zweck: der Darlegung von dem nie ruhenden Wechsel aller Dinge. Haben beide ihre Quelle in dem geläufigen Argumentenvorrat des Pythagoräismus? Das Altertum nennt Anaximander unter den Lehrern des Pythagoras, eben jenen, auf den Aristoteles und Theophrast die oben erwähnte Lehre von der Eintrocknung der Meere zurückführen. Die Fäden, die sich hier noch dem Auge bieten, sind zu fein, als daß man es wagen sollte, sie zu verknüpfen.

Indes dürfen wir keineswegs in der ionischen Naturphilosophie die Wiege jenes Wissenszweiges suchen, als dessen einziges Zeugnis wir

[1]) Berger, die geogr. Fragm. des Eratosthenes, Leipzig, 1880, S. 59; derselbe in Geschichte d. wissenschaftl. Erdkunde d. Griechen² 1903 S. 40; 145f.

Digitized by Google

bis jetzt die angeführte Herodotstelle kennen. Zu verschieden von den noch halb mythischen Schöpfungsgemälden, die uns jene entwerfen, ist der nüchterne Geist scharfer Beobachtung, exakter Forschung und sicherer Berechnung, der uns hier entgegentritt. Aber die Gemeinsamkeit der Argumente, bis zu einem gewissen Grade auch die Übereinstimmung der Erkenntnisse zeigen in wie enger Berührung diese beiden Kreise miteinander gestanden haben müssen, deren verschiedene Lebensäußerung wir bis hierher verfolgt haben. Hierbei setzen wir schon voraus, daß die vor Herodot anzunehmende Entwicklung unseres geologischen Problems mit ihren Anfängen bis weit in das 6. Jahrh. hinaufreicht; und es wird uns im voraus wahrscheinlicher erscheinen, daß die rein empirische Beobachtung der Versteinerungen und die sich an sie anknüpfenden exakten Folgerungen ursprünglich im Dienst einer von der Einzelbeobachtung ausgehenden Wissenschaft gestanden haben und die deduktive Philosophie sich nur die ihr passenden Nachweise von jener entlehnt hat, als etwa der umgekehrte Fall. Ein vollgültiger Beweis hierfür läßt sich nicht mehr führen. Wohl aber können wir in unserer Ansicht bestärkt werden, wenn wir nun die Quellenfrage für die Herodotstelle selbst stellen.

Schon Porphyrios (bei Euseb Praep. evangel. X, 3. p. 166, B) ist aufgefallen, wie eng sich Herodot in seinem zweiten Buch, oft nur mit unbedeutender Umstilisierung, an die *Γῆς Περίοδος* des Hekataios von Milet anschließt; Neuere haben die Richtigkeit dieser Bemerkung erwiesen[1]) und auf den freieren, naturalistischeren Ton dieses herodoteischen Buches im Vergleich zu den übrigen aufmerksam gemacht[2]). In dem zweiten Buch des *Γῆς περίοδος* hatte Hekataios Libyen mit Einschluß von Ägypten beschrieben, und die vielen Stellen geographischen Inhalts, an denen Herodot innerhalb des zweiten Buches ohne Namensnennung, entweder nur referierend oder sie bekämpfend, die *γνῶμαι* 'anderer' oder auch der 'Ioner' (II, 15) ausführt, lassen die Vorstellung nicht mehr abweisen, daß Herodot, wenn er nicht überhaupt mit dem Werk des ionischen Geographen in der Hand gereist ist, es doch mindestens als Unterlage bei der Ausarbeitung seines Buches benutzt hat. Für unsere Stelle sind wir besonders glücklich daran. Zwar nicht sie selbst, aber das eng mit ihr zusammenhängende Kapital II, 5 und die Bezeichnung Ägyptens als *δῶρον τοῦ ποταμοῦ* sind von Arrian (*Ἀνάβ.* V, 6) als Eigentum des Hekataios überliefert. Gutschmidt[3]) und Diels[4]) haben die letzten Bedenken zerstreut, welche die Skepsis Arrians äußern zu müssen glaubte. Damit ist freilich Hekataios noch nicht als Quelle für die ganze Reihe von Überlegungen erwiesen, die wir oben als Voraussetzung der Herodotstelle rekonstruiert haben, aber es liegt sehr nahe, wenn man ihm das Resultat zuweist, ihm auch die Methode zuzuerkennen, mit welcher dieses erreicht ist. Wir werden auch kaum von Herodot auf diesem, seinen Interessen doch ferner

[1]) Diels, Hermes XXII, 411 ff.
[2]) A. Bauer, Die Entstehung d. herodot. Geschichtswerkes S. 46.
[3]) Philol. X, 525 f.
[4]) Hermes XXII, 423.

Digitized by Google

stehenden Gebiete mehr als eine kritische Nachprüfung des Überlieferten verlangen dürfen: das ἰδών in II, 12 wäre dann etwa zu übersetzen: 'nachdem ich mit eigenen Augen gesehen habe . . .'

Fassen wir zusammen! Neben den großen aprioristischen Systemen der Philosophen bilden sich in dem Jonien des 6. Jahrh. die Anfänge einer exakten Naturwissenschaft, die von der durch Empirie gewonnenen Erfahrung und von den Einzeldingen ausgehend allmählich auf induktivem Wege das allgemein Gesetzliche zu erkennen sucht. Das zu folgern erlaubte uns die Betrachtung der historischen Entwicklung eines Zweiges dieser Wissenschaft: der Lehre von der Entstehung der Fossilien und ihrer methodischen Verwendung in der Geologie, dem Grundgedanken auch der modernen Paläontologie. Namen und Begriffe vermögen sich hier bei dem kaum erkennbaren Bild, das uns die historische Überlieferung noch übrig gelassen hat, nicht mehr zu einer Einheit zu verbinden; aber doch glauben wir noch die Umrisse eines Forschers und Systematikers auf diesem Gebiet, des Hekataios von Milet, wenn auch undeutlich zu erkennen. Die jugendliche Sicherheit, mit der Hekataios-Herodot, mit der sich diese kaum erstandene Wissenschaft erkühnt, die Veränderungen und ihre Zeitdauer zu berechnen, die eintreten müssen, wenn der Nil in das rote Meer einmünden würde, klingt gut zusammen mit der Großtat jenes anderen großen Milesiers, des Philosophen, Astronomen und Ingenieurs im Heere des Kroisos (Herod. I, 75), der dte Sonnenfinsternis des Jahres 585 (Herod. I, 74) vorausgesagt hatte.

Wie in der Person des Thales beide Richtungen der ionischen Philosophie und Wissenschaft vereinigt gewesen sein müssen, so kann es zwischen diesen auch nicht an Austausch gefehlt haben, ja, oft wird die junge Wissenschaft an der Polemik gegen die philosophischen Konstruktionen ihre Waffen geschärft haben. Von diesem regen wissenschaftlichen Leben haben sich sicher bei Aristoteles und den Späteren noch manche Spuren erhalten. In dem engen Kreis unseres Problems möchte ich nur die von Aristoteles (Meteor. II, 14 p. 351. 352.) vorgetragenen Erkenntnisse für diese frühe ionische Forschung in Anspruch nehmen. In diesem Kapitel, das auch kurz der geologischen Natur Ägyptens fast mit dem gleichen Ausdruck wie Hekataios-Herodot — *πρόσχωσις τοῦ ποταμοῦ· τοῦ ποταμοῦ ἔργον* — Erwähnung tut, wendet sich Aristoteles besonders gegen die oben berührte Theorie der ionischen Philosophen von der allmählichen Eintrocknung der Meere und setzt an deren Stelle den Nachweis von der lokalen Bedingtheit, von der Periodizität dieser Erscheinungen und ihrer gegenseitigen Ergänzung in fortlaufender Wechselwirkung über den ganzen Erdball hin. Wir haben oben gesehen, daß gerade diese Anschauung ein notwendiges Glied in der Beweiskette von Herodot II, 10—12 bildet. Das Interesse an diesen Fragen der physikalischen Geographie blieb noch lange wach. Das zeigt uns Thukydides II, 103 — Acheloos und die Echinaden — das zeigt uns auch die aus ganz Griechenland — Argos, Mykene, Dodona — vermehrte Beispielsammlung des Aristoteles (l. c.). Erben und die eigentlichen Fortsetzer der Ionier auf diesem Gebiet sind dann Straton von Lampsakos und Hipparch von Nikaia (Strabo lib. I.).

Digitized by Google

Wir wenden uns wieder der weiteren Geschichte unseres Problems, der Fossilienlehre und ihrer Verwendung innerhalb der geologischen Forschung zu! Das Altertum hat es — um es kurz zu sagen — nicht vermocht, es im Sinne der neueren Naturwissenschaft über den von Hekataios-Herodot erreichten Stand fort zu entwickeln. Das einmal vorurteilslos gewordene Denken der jungen Wissenschaft drängte von Erkenntnis zu Erkenntnis, und bei der beispiellos kraftvollen Entfaltung des griechischen Geistes nach allen Seiten, welche die nächsten Jahrhunderte brachten, mußte die Erhaltung und der systematische Ausbau des Erreichten, wie in so vielen Fällen, so auch hier leiden. Die Mission der Griechen war mit der Schöpfung der Idee erfüllt.

Die Autorität Herodots freilich schützte den Gedanken vor völliger Vergessenheit. Daß Ägypten ein 'Geschenk des Nil' sei, ist sogar förmlich zu einem geographischen Gemeinplatz geworden (Strabo XII, C 536; Diodor III, 3; Plinius II, 201); das dritte Buch der Naturales Quaestiones des Seneca ist ein Beweis für die exemplifikatorische Bedeutung, welche man dem Nilland für die Erkenntnis hydrologischer Probleme beilegte. Dem rhetorischen Geist, dem persönlichen Ehrgeiz und der Freude an der Polemik, die sich schon frühzeitig der griechischen Wissenschaft bemächtigten, entsprach es aber mehr, neue Argumente für alte Wahrheiten zu finden, als die überkommenen Beweise folgerichtig zu entwickeln. So verschweigt Aristoteles (Meteor. I, 14), obwohl er an dieser Stelle offensichtlich Herodot benützt, in ganz auffälliger Weise dessen Argumentation und führt einige neue Gedanken dafür ein: die Tatsache, daß Homer Theben als Hauptstadt Ägyptens und Memphis gar nicht erwähnt, zeigt ihm, daß Unterägypten damals noch nicht, oder erst kurze Zeit besiedelt und noch ganz oder zum Teil Sumpfboden war. Der zweite Beweis vermittelst der Spiegelhöhe des roten Meeres, die über dem Niveau des ägyptischen Flachlandes liege, ist sogar nicht unbedenklich und nur unter der Annahme eines früheren Zusammenhangs des Mittelländischen- und des roten Meeres zu verwerten. Nearch (bei Strabo XIII, p. 691) und ihm folgend Arrian (Anab V, 6) führen den von Homer ausschließlich gebrauchten alten Namen des Nil: Αἴγυπτος an. Ein weiteres charakteristisches Beispiel werden wir unten antreffen.

Nur bei den Schriftstellern, die Herodot sei es mit sei es ohne Namensnennung als Quelle benützen, finden wir den Hinweis auf das Vorhandensein von Versteinerungen und Salzablagerungen: Nearchos l. c.; Straton von Lampsakos bei Strabo I p. 49/50; Plinius, Hist. nat. II, 85; Arrian l. c. Noch bis in Plutarchs Zeiten blieb man auf die berühmten 'Muscheln' des Herodot in Ägypten aufmerksam (De Is. et Osir. cap XL, p. 367 A). Wo sich jedoch in nacharistotelischer Zeit nicht die beschreibende, sondern die forschende Wissenschaft mit der uns interessierenden Frage abgibt, da mehren sich die Irrtümer.

Es wird hier sowohl hinsichtlich der Dürftigkeit und Ungleichartigkeit der Überlieferung wie auch für unsere spätere Darlegung von Vorteil sein, den Weg der historischen Untersuchung zu verlassen und diese Irrgänge einzeln nebeneinander zu stellen. Straton von Lampsakos (bei Strabo I, p. 50), der mit seiner Theorie von der allmählichen

Digitized by Google

Abdachung der Meere vom Schwarzen Meer bis zum Atlantischen Ozean sowie in der Annahme eines ursprünglichen Zusammenhanges zwischen dem roten und dem Mittelländischen Meer ganz auf dem Boden des Aristoteles steht, gründet seine Ansicht von der einstigen Überflutung Ägyptens auf den Fund von Versteinerungen und Meeressand bei der Anlage von Salzgruben. Wie weit aber sein Verständnis für geologische Veränderungen ging, darauf wirft das zweite Argument, das er für seine Behauptung aufführt, ein eigentümliches Licht: nur dadurch, daß das Heiligtum des Zeus Ammon eben früher am Strande eines Meeres gelegen habe, könne sein Ruf und seine Berühmtheit erklärt werden, die jetzt bei seiner Lage, mitten im Lande, widersinnig erscheinen müsse. Auf der gleichen Stufe steht der Hinweis des Eratosthenes (bei Strabo I, p. 49) auf die Schiffstrümmer, die bei dem Ammonheiligtum gefunden sein sollen. (Vergl. Pomp. Mela I, 6, 2, der bei seiner Beschreibung Numidiens auch Versteinerungen und auf den Höhen gefundene Anker als gleichwertige Zeugnisse verwendet, und Ovid XV, 265:

et vetus inventa est in montibus ancora summis, vielleicht ein weiterer Beweis für das verhältnismäßig geringe Alter der von Ovid vorgetragenen 'pythagoräischen' Lehren.[1]) Im übrigen ist die scharfe Fassung des ganzen Problems, welche sich nach dem Anfang des Strabokapitels noch einmal bei Eratosthenes findet, bemerkenswert. Von diesen Erwägungen ist der Weg nicht mehr allzu weit bis zum vollkommenen Verzicht auf wissenschaftliche Erklärung und der Rückkehr zur mythischen Deutung, wie er sich bei Apulejus und den frühchristlichen Kirchenschriftstellern — bei wem zuerst? — findet. Jetzt ist es die deukaleonische Flut (Apuleius, apol. 41, p, 534) oder die Sintflut (Tertullian. de Pallio II; Solin. collect. rer. mem. 9, 8; Paul. Orosinus, Hist. adv. pag. I, 3, 4;), welche die Muscheln auf die Berge gebracht haben.

Ein zweiter Erklärungsversuch der Versteinerungen — wenn nämlich die von Eudoxos von Knidos (bei Strabo XII C 562), Theophrast (frgm. 171, 7 und 11) und Polybius (XXXIV, 10, 2) erwähnten *ἰχθύες ὀρυκτοί* wirklich Fossilien sind — knüpft an die aristotelische Theorie von der elternlosen Urzeugung an. Da, nach den Fundumständen zu urteilen, die Tiere niemals zusammen kommen können, müssen sie, so schließt Theophrast, durch Selbstzeugung aus dem Urschlamm entstanden sein. Wir werden diese Anschauung umso unbedenklicher auf die Versteinerungen beziehen, als das Mittelalter, ebenfalls an Aristoteles anknüpfend, den gleichen Gedanken entwickelt, und Avicenna der Erde deswegen eine besondere vis plastica, Albertus Magnus eine virtus formativa beilegen.[2])

Eine dritte Theorie über die Entstehung von Versteinerungen, die uns noch zur Zeit der Renaissance begegnen wird, läßt sich für das

---

[1]) Quelle dieser ganzen Partie sind Varros antiquitates rerum humanarum divinarumque, der aber kaum echteres Gut als einen mannigfach mit platonischen und stoischen Elementen vermischten Neupythagoräismus enthielt. A. Schmekel, De Ovidiana Pythagoreae Doctrinae Adumbratione, Greifswald 1885, S. 61 ff. und 73 f.

[2]) A. v. Zittel, Geschichte d. Geologie und Paläontologie 1899 S. 15.

Digitized by Google

Altertum nicht mehr beweisen, wohl aber lassen sich die Ansätze dazu aufdecken. Es ist die merkwürdige Ansicht, daß die versteinerten Muscheln und Seetiere auf den Bergen durch bestimmte Konstellationen der Gestirne hervorgebracht sind. Plinius berichtet an mehreren Stellen seiner Nat. Hist. (besonders II, 109; III, 220f. und IX, 18) in Übereinstimmung mit der communis opinio der Physiker und Ärzte des späteren Altertums von dem bestimmenden Einfluß, den der Mond in seinen verschiedenen Phasen auf das Wachstum der Pflanzen so gut wie auf das auf und abgehende Leben der anorganischen und organischen Welt ausübt. Der Mond, seit alter Zeit in der Vorstellung der Völker das 'feuchte Gestirn im Gegensatz zur Sonne,[1]) vermehrt bei seiner Annäherung an die Erde die Feuchtigkeit (Isidor. orig. lib XII, 6, 48), läßt die Körper anschwellen und entzieht sie ihr mit dem Schwächerwerden seines Einflusses wieder. Besonders unterliegen dieser Macht die Tiere des Meeres quibus sanguis non est (Hist. nat. III, 220), und so konnte sich die Anschauung bilden, als ob die Muscheln mit der Zu- und Abnahme des Mondes wüchsen und wieder abnähmen (s. die angeführten Pliniusstellen). Isidorus von Sevilla bringt es sogar fertig, aus dieser Theorie eine neue Etymologie für die *conchae* und *cochleae* abzuleiten (l. c.): *quia deficiente luna cavantur, id est evacuantur.* Wann und wo sich diese Ansichten entwickelt haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Eine Notiz bei Aristoteles, auf die sich Plinius (Hist. nat. III, 220) beruft, ist verloren; auf der anderen Seite weiß Aristoteles noch nichts von der Einwirkung des Mondes auf die Schaltiere des Meeres, ebenso wie seine Gezeitenlehre (Diels, Doxogr. S. 283) den lunaren Einfluß noch ganz ausgeschaltet hat. Dagegen finden wir — und das ist von Wichtigkeit für die Verbreitung dieser Ideen — den Satz von der Herrschaft des Mondes über das Wachstum der Muscheln unter dem ständigen Paradigmenvorrat der Stoa: Cicero (de div. II, 14, 33ff) führt ihn unter anderen Beispielen der Stoici auf, welche die Gebundenheit scheinbar einander fernstehender Dinge durch eine cognatio naturalis veranschaulichen sollen, und Augustin. (de civit. dei V, 6) muß seine Richtigkeit den Gegnern, gegen deren εἱμαρμένη er die geistige Willensfreiheit verteidigt, zugestehen. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir hier den Ursprung der oben erwähnten Theorie über die Entstehung der Fossilien erblicken, zumal wenn wir berücksichtigen, daß das ganze Altertum und Mittelalter bis in die neuere Zeit es mit der sprachlichen Unterscheidung von lebenden und versteinerten Muscheln höchst leicht genommen hat.

Bei diesen Versuchen endet das Altertum, das mit der frühen ionischen Wissenschaft so verheißend begonnen hatte. Trotzdem waren die Gedanken der Griechen nicht umsonst gedacht, und noch ihre zufällig erhaltenen Reste vermochten es, auf die Schöpfung der modernen Fossilienlehre befruchtend einzuwirken. Es sei deswegen der Versuch gestattet, die Geschichte jenes alten Problems wenigstens skizzenhaft noch weiterhin zu verfolgen und dabei an dem Punkt einzusetzen, der

[1]) Bouche-Leclerq, L' Astrologie Greque, Paris 1899, S. 90ff.

Digitized by Google

die für die heutige Wissenschaft entscheidende Wendung gebracht hat. Das um so lieber, als diese geeignet ist, uns der Größten Einen in seinem Verhältnis zum Altertum zu zeigen!

Seitdem der französische Physiker und Historiker Pierre Duhem[1]) die lächerliche Eitelkeit seines Landsmannes Bernard Palissy, mit der dieser sein eigenes Entdeckergenie dramatisiert hatte (Oeuvres, éd. 1888 I S. 47ff), bloßgestellt, das Richtige an seinen Ideen als Plagiat aus Cardanus nachgewiesen (l. c. I S. 246ff.) und bei diesem wieder weitgehendste Benutzung der zerstreuten Aufzeichnungen Lionardo da Vincis wahrscheinlich gemacht hat (l. c. I S. 223ff), dürfen wir diesen als den Vater der modernen Paläontologie bezeichnen[2]). Mit der Entstehung seiner Lehre von den Versteinerungen wird sich also unsere weitere Betrachtung zu beschäftigen haben.

Das Mittelalter hatte den Theorien des späten Altertums keine neue hinzuzufügen gehabt[3]). Nur zwei Laienansichten des späten Mittelalters und der Frührenaissance sind erwähnenswert, die eine ihrer Naivität wegen, die andere wegen ihrer den spezifischen Geist der Renaissance atmenden Anmut. Man betrachtete nämlich die Versteinerungen als Vorversuche Gottes, ehe er an die Schöpfung der organischen Welt ging[4]) L. Battista Alberti meint dagegen, das Vorhandensein der Petrefakte als ein launiges Spiel der Natur erklären zu können, mit dem sie die Bewunderung der Menschen erregen möchte[5]). Für die Meinungen jedoch, welche man in Gelehrtenkreisen zur Zeit Lionardos selbst erörterte, haben wir als hauptsächliche Quellen dessen eigene Polemik sowie die Antwort des Veroneser Arztes, Dichters und Mathematikers Fracastorius (1478—1553) auf eine von einem Veroneser Archäologen an ihn gerichtete Frage über die Herkunft der Versteinerungen *(Musaeum Franc. Calceolarii iun. Veronensis a Benedicto Ceruto medico phys. excellentiss. collegii luculenter descriptum et perfectum* . . . Verona 1622 p. 407)[6]). Hier zählt dieser erst auf und bekämpft die herrschenden Theorien, ehe er an die Darlegung der eigenen Ansicht geht, und es ergibt sich, daß noch ganz die Schulmeinungen Geltung besitzen, wie wir sie im späteren Altertum festgestellt haben: 1. Die Muscheln sind von der Sintflut auf die Berge geschwemmt; 2. Infolge der in den Bergen vorhandenen Feuchtigkeit, die gelegentlich salzhaltig ist — man sprach auch förmlich von einem Steinsaft — bilden sich als Resultate eines besonderen Gärungsprozesses die Versteinerungen. Es sind dies keine wirklichen Lebewesen, sondern nur Abbilder von solchen; die Erde besitzt ein formenschaffendes Vermögen, ebenso wie auch im Meere die Natur die Vegetation des

[1]) Etudes sur Léonard de Vinci I—III, Paris 1906 - 1913. Für Hinweise auf neuere Literatur bin ich Herrn Prof. Dr. Olschlei in Heidelberg dankbar.

[2]) Duhem l. c. S. 39; Baratta, Leonardo da Vinci edi Problemi della Terra, Torino 1903 S. 228

[3]) A. v. Zittel l. c. S. 15.

[4]) M. Baratta S. 235f.

[5]) Architettura (1833) libro V, cap. XI, p. 60. Man vergleiche das große Weltenspielzeug, mit dem sich in der Phantasie Heraklits Zeus ergötzt. Clem. Alex. Paedag I, 5. p. 111, 6.

[6]) Wörtlich zitiert von Barratta l. c. Anhang X.

Digitized by Google

festen Landes nachbildet. 3. Auf Fol. 80 recto der Handschrift F der Manuskripte Lionardos in der Bibliothek des Institut de France[1]) findet sich die Theorie erwähnt, daß 'die Muscheln in dem Gebirge von der Natur durch die Konstellationen der Sterne hervorgebracht' sind.

Diese drei Meinungen sind es auch, denen nun Lionardo mit einer Fülle von durch eingehendste Beobachtung gewonnenen Erfahrungstatsachen und schärfster logischer Folgerung entgegentritt. Es stehen diese Aufzeichnungen fast ausnahmslos auf Blatt 8—10 einer Handschrift in der Bibliothek des Lord Leicester in Holkham Hall, jedoch noch nicht zu einem Zusammenhang unter sich verarbeitet; zwei zerstreute Notizen, die aber nichts Neues enthalten, finden sich auf Blatt 20 recto derselben Handschrift und 80 recto der Pariser Handschrift F (s. oben). Eine vollständige Zusammenstellung der in Betracht kommenden Stellen gibt M. Baratta in dem schon öfters erwähnten Buche, ebenso I. P. Richter, Literary works of Leonardo da Vinci, compiled and edited from the original manuscripts, London 1883 § 987—991 in englischer, M. Herzfeld S. 73ff. in deutscher Übersetzung. 'Jenen, die sagen, die Muscheln seien vor langer Zeit und fern von den Meeren durch die Natur des Ortes und des Himmels erzeugt, der solchen Ort zu dergleichen Schöpfung geeignet macht und beeinflußt', wird Lionardo nicht müde entgegenzuhalten, wie sich an den Versteinerungen überall noch Spuren eines früheren organischen Lebens zeigen, das sich unter den gleichen Formen abgespielt haben muß, wie man es an den jetzt lebenden entsprechenden Tiergattungen beobachten kann. Er unterscheidet versteinerte Muscheln, die noch beide Schalen geschlossen, alle Bedingungen des Lebens erhalten zu haben scheinen, von den zerbrochenen, die schon tot der Erstarrung überliefert wurden, achtet auf die verschiedene Füllung der 'Muscheln' mit Meersand, anderen kleineren Muscheln, kleinen Teilen von anderen Meerestieren, Fischgräten, bemerkt auf manchen Schalen die 'Form eines Tieres, so auf jenen sich bewegte, weil noch die Spur seines Weges auf der Schale geblieben, die es ja, nach Art des Holzwurms auf dem Balken im Gehen zerfraß'. Daß die mit dem wirklichen Leben übereinstimmende Spezialisierung der Muschelklassen aufs schärfste dem bekämpften Erklärungsversuch widerspricht, entgeht ihm nicht. Er beobachtet die Skelette ausgewachsener Fische, zählt die Jahresringe auf den Schalen der 'Muscheln' und stellt so ein verschieden langes Leben der einzelnen Fossilien fest. 'Und nachdem durch solche gewiesene Zeichen die Dauer ihres Lebens offenbar geworden, da ist es notwendig, zu gestehen, daß solche Tiere nicht ohne Bewegung leben können, um ihre Nahrung zu suchen, und an ihnen sieht man keine Werkzeuge, in die Erde oder in den Stein einzudringen, wo sie sich eingeschlossen finden.'

Auch die Meinung, daß die Muscheln von der Sintflut auf die Gipfel der Berge getragen wurden, vermag seiner empirischen Forschung nicht stand zu halten. Er beobachtet Schicht auf Schicht von Ver-

[1]) Übersetzung von Marie Herzfeld (Lionardo, der Denker, Forscher und Poet, Jena 1911) S 71. Die folgenden Zitate sind meist wörtlich nach dieser Übersetzung angeführt.

Digitized by Google

steinerungen in gleicher Höhe über dem Fuß der Gebirge und dürfte sie doch, da die Muscheln stets in der Nachbarschaft des Strandes leben, nur auf den höchsten Spitzen der Berge finden. Denn um sieben Ellen hat die Sintflut den höchsten Berg übertroffen! Auf Grund physikalischer Überlegungen kommt er zu dem Schluß, daß die Überschwemmung der Sintflut nur durch Regenwasser verursacht worden sein kann. Dann strömt aber alles Wasser dem Meere zu und muß die Muscheln des Strandes eher abstoßen als anziehen. Das Meer wächst wohl in Folge dieser Ereignisse langsam an, kann aber die Muscheln nicht mit sich führen, da diese schwerer als Wasser sind. Der Einwand, daß es sich da eben um tote Muscheln handelt, wird durch Hinweis auf die vielen mit geschlossenen Schalen gefundenen Versteinerungen erledigt. Außerdem hätte die Sintflut sie in diesem Falle ja vermischt angeschwemmt; nun finden sich aber die verschiedenen Muschelarten versteinert in der gleichen Gemeinschaft, die sie auch lebend im Meere pflegen. So müßten sie nur während der Überschwemmung dem Strande des Meeres gefolgt sein, der weit ins Innere des Festlandes gerückt ist. Wie sollen aber Tiere, welche drei bis vier Ellen täglich zurücklegen können, in 40 Tagen — der Dauer der Sintflut — Strecken von 250 Meilen zurücklegen? Statt einer Schicht von Muschelablagerungen, wie es bei der Sintflut zu erwarten gewesen wäre, zeigt sich im Gestein deutlich Schicht auf Schicht übereinander, die nicht auf einmalige Überschwemmung sondern auf eine lange, in gleichmäßigen Perioden erfolgende Tätigkeit eines Meeres schließen lassen.

Alle diese Beobachtungen können nicht verfehlen, Lionardo zu der richtigen Lösung zu führen, daß, wo sich versteinerte Meeresfauna und -flora vorfindet, diese von dem dort allmählich zurücktretenden Meere zurückgelassen ist. Er sieht zwischen den einzelnen Schichten versteinerter Muscheln die Gänge von Regenwürmern, welche sich zwischen diesen hindurchgewunden haben müssen, als der Schlamm noch feucht war, und im Anschluß hieran spricht er, fast mit den gleichen Worten wie vor 2000 Jahren Xenophanes, seine Erkenntnis aus: 'Die Muschel ist zugleich mit dem Schlamm versteinert'. (Man. Leic. Fol. 10 r.) Eine etwas längere Notiz auf Fol. 79 r. der Pariser Handschrift F bringt dann nur noch eine mehr ins Einzelne gehende Darlegung des Versteinerungsvorganges. Es ist eine große Tat und von nicht geringerer Bedeutung als das Wirken jener jonischen Physiker, wenn Lionardo hier an die Stelle unfruchtbarer Deduktion die lebendige empirische Forschung setzt. Wir verstehen es, wenn ihn selbst mitten zwischen diesen Gedankengängen eine mit tiefer Ergriffenheit gemischte Bewunderung der menschlichen Erkenntniskraft packt (Man. Leic. Fol. 31 r.): 'uns genügen die Zeugnisse der Dinge, die, im salzigen Wasser geboren, sich auf den hohen Bergen finden, weit von den Meeren von heute entfernt'.

Indes, es ist nicht bloß die Parallelität des geschichtlichen Vorganges, die hierbei unsere Aufmerksamkeit erregen darf: die Idee Lionardos, die erst die einzelnen Erfahrungstatsachen zur wissenschaftlichen Erkenntnis zusammenfließen ließ, ist nicht nur wieder die gleiche wie die der jonischen Wissenschaft des 6. Jahrh., sondern ist ihm durch Überlieferung von

Digitized by Google

jener überkommen. Auf Fol. 10 r. des Man. Leic., das eine Zusammenassung der bei der Bekämpfung seiner wissenschaftlichen Gegner und bei der Begründung seiner Fossilienlehre zu berücksichtigenden Gesichtspunkte gibt und die entscheidende Erkenntnis vorzeichnet (Richter No. 990; Herzfeld S. 81 No. 59), fanden noch zwei Notizen Platz, die sich mit den allmählichen Veränderungen der Erdoberfläche beschäftigen. 'Der mittelländische Busen, als Binnensee, empfängt die Hauptgewässer von Afrika, Asien und Europa... seine Wasser erreichten den Strand der Berge, die ihn umgaben und ihm ein Gestade bildeten, und die Gipfel des Apennin standen in selbigem Meer in Form von Inseln, umgeben von salzigem Wasser, und auch Afrika drinnen bei seinem Atlasgebirge zeigte nicht dem Himmel entblößt den Boden seiner Ebene von etwa 3000 Meilen Länge, und Memphis lag an der Küste eines solchen Meeres, und auf den Ebenen Italiens, wo heute die Vögel in Scharen fliegen, pflegten die Fische in großen Rudeln zu wandern.' (Richter No. 1085; Herzfeld S. 70 No. 47.) Die zweite Notiz (Richter No. 1063; Herzfeld S. 69 No. 46) handelt von der 'Erde, welche' die in das Mittelländische Meer einmündenden Ströme 'ins Meer tragen', von der ständigen Einengung dieses Meeres und seiner 'Verjagung aus seinem früheren Sitz.' Schließlich, wenn es ganz aufgefüllt ist, wird sein niedrigster Teil das Nilbett bilden. Man vergleiche nun hiermit die oben angeführten Herodotstellen! Das gleiche Nebeneinander von Gedanken: die frühere Gestaltung Unterägyptens bis Memphis, hier erweitert zu einer geologischen Topographie der ganzen Mittelmeerländer, die landbildende Fähigkeit der großen Ströme und der zukünftige Lauf des Nils — das sieht fast wie eine Polemik gegen Herodot aus — zuletzt die gleiche Entwicklung der Fossilienlehre, die wir oben als Voraussetzung der herodoteischen Beweisführung rekonstruieren mußten. Zum Überfluß zeigt uns auch noch Fol. 20 r. der gleichen Handschrift, wie sehr Lionardo diese Gedanken gleichzeitig beschäftigt haben. Dort (Richter No. 953; Herzfeld S. 66 No. 38) führt er noch einmal aus 'wie die Ufer des Meeres unaufhörlich gegen die Mitte des Meeres zu an Boden gewinnen' und prophezeit den künftigen Nillauf in der Talsohle des ausgetrockneten Meeres. Das gleiche Blatt enthält außerdem noch eine Frage, die geeignet ist, das Problem der Fossilien aufs schärfste zu fassen (nur zitiert bei M. Baratta l. c.): 'warum', frägt Lionardo, 'werden die Gräten der großen Fische und die Austern und Korallen und andere verschiedene Muschel- und Schneckenarten auf den hohen Gipfeln der Berge in der gleichen Weise gefunden wie sie sich in den Tiefen der Meere finden?' Dieses Nebeneinander von Gedanken ist nur zu erklären, wenn wir die methodischen Überlegungen der Herodotstelle zugrunde legen. Und in der Tat ruft ja auch am Schlusse dieser Betrachtungen (s. oben) Lionardo die Fossilien als Zeugnisse für die Veränderungen der Erdoberfläche an.

Ist schon hierdurch die Bekanntschaft Lionardos mit Herodot kaum mehr abzustreiten, so läßt sich, denke ich, diese Behauptung auch noch weiterhin erhärten. Einmal negativ. Schon ein Überblick über die oben nachgewiesene Entwicklung dieser Ideen im Altertum zeigt, daß einzig

Digitized by Google

die Herodotstelle eine genügende Erklärung für die Reihenfolge und den Zusammenhang der Lionardoschen Aufzeichnungen geben kann. Von den späteren Schriftstellern, die Herodot als Quelle benutzen, erwähnt allein Plinius (Hist. Nat. II, 85) Memphis; bei ihm fehlt aber sowohl die Erklärung des Deltas als Anschwemmgebiet als auch das Argument der versteinerten Muscheln. Die Handschrift Lionardos im Britischen Museum enthält auf Fol. 156 verso (Richter No. 994; Herzfeld S. 84 No. LXI) eine Notiz, die man dem Schriftcharakter nach in die Zeit zwischen 1470 und 1480 setzt. Sie zeigt die Ideen Lionardos noch in einem ganz unentwickelten Stadium: 'Wegen der beiden Reihen von Muscheln muß gesagt werden, daß die Erde aus Unwillen unter das Meer hinabtauchte und so die erste Lage machte, dann machte die Sintflut die zweite.' Zwischen diese Jahre und etwa die Zeit um 1510, in welche wahrscheinlich die Ausführungen des Manuskr. Leic. fallen, muß also das Bekanntwerden mit Herodot fallen. Das Interesse für die griechischen Historiker war seit der Mitte des 15. Jahrh., als der Kardinal Bessarion sich die Werke Herodots, des Thukydides und Xenophons Hellenika abschreiben ließ[1]), nicht zum wenigsten auch infolge der Anregungen des Papstes Nikolaus V. in steigendem Maße gewachsen. Um ihre Kenntnis einem weiteren Kreise zu vermitteln, hatte der letztere den Plan, eine Übersetzung dieser Schriftsteller in das Lateinische zu veranstalten, deren Besorgung er Laurentius Valla übertrug. Dessen Übersetzung des Herodot ist 1475 in Rom im Druck erschienen. Damit fällt aber ihre Verbreitung gerade in jene Zeit, welche für die Lösung der Fossilienfrage bei Lionardo die Entscheidung gebracht hat. Da mag die Vermutung gerechtfertigt erscheinen, daß Lionardo, dessen griechische Studien kaum über die allerersten Anfangsgründe hinausgekommen sind[2]), Herodot in dieser Übersetzung gelesen hat. Der Ausdruck e Menfi risedeva in sul lito di tal mare erinnert sogar etwas an die betreffende Stelle in Vallas Herodoti Historici conversio de Graeco in Latinum: quod inter praedictos montes supra Memphin urbem positos medium est, videtur mihi sinus maris aliquando fuisse, enthält in der ganzen oben angeführten Stelle die einzige genauere Ortsangabe und steht wie ein Fremdkörper mit seiner knappen Sachlichkeit in der sonst so eigentümlich belebenden Sprache Lionardos. Jetzt und in der folgenden Zeit beginnen auch die Gelehrten auf die geographischen Anmerkungen bei den griechischen Historikern aufmerksam zu werden und sie fleißig zu benutzen. In der leider nicht datierten Fracastorii sententia (s. oben) über den Ursprung der Versteinerungen erscheint verbunden mit seiner eigenen Erklärung dieser Funde der Satz, quando et Aegyptus tota — der Name Ägypten für Unterägypten stammt aus Hekateios und von den 'Ionern', die Herodot II, 15f. bekämpft[3]), den er aber II, 5 zugleich mit den geologischen Ausführungen aus dem Werk des jonischen Geographen übernimmt — mari olim obruta fuerit; also auch hier Spuren Herodots.

[1]) Voigt, Wiederbelebung des klass. Altertums I, S. 281.
[2]) E. Solmi, Le fonti di Leon. da Vinci (1911), Einleitung.
[3]) Philologus X, 525f.

Digitized by Google

Cardanus zieht in seinem Hauptwerk De subtilitate neben den Zeugnissen anderer Historiker und Geographen wie des Thukydides, Polybius, Strabo, Arrian auch die Herodots reichlich heran, besonders bei der Frage der Nilüberschwemmungen und den daran anknüpfenden Problemen. (De subtilitate, Nürnberg 1550 p. 76—77.) Auf der anderen Seite hat auch Lionardo den Wert der Überlieferung wohl zu schätzen gewußt: Man. J (Paris) fol. 64 recto[1]): 'Über die Lektüre der guten Bücher. Glücklich diejenigen, welche ihr Ohr leihen den Worten der Toten! Lies die guten Werke und beachte sie.' Er, der große Empiriker, nennt sich in dem für die nur im Modell ausgeführte Reiterstatue des Francesco Sforza bestimmten Epigramm in wahrhaft Göthischer Bescheidenheit:

Mirator veterum discipulusque memor.

Über Jahrtausende unfruchtbaren Schulwissens entdecken zwei Zeiten jungen erkenntnisfrohen Denkens und erstarkenden wissenschaftlichen Selbstbewußtseins ihre Verwandtschaft.

Scriptor Latinus. Commentarii ad linguae Latinae humanitatisque studium colendum editi. Redactor: Voldemarus Lommatzsch (Bremerhaven). Jährlich 10 Hefte 4,50 ℳ. Frankfurt a. M., Hans Lüstenöder. Annus XI, 1 (April 1917).

Diese Monatsschrift, die hervorragende Mitarbeiter (nicht bloß Philologen) in aller Herren Länder hat, kann allen Freunden humanistischer Bildung aufs wärmste empfohlen werden. Jedenfalls sollte der *Scriptor Latinus* an keinem Gymnasium fehlen. Insbesondere dürfte diese moderne Zeitschrift, die in klassischem Latein geschrieben ist, geeignet sein, das Interesse unserer Obersekundaner und Primaner für die 'tote' lateinische Sprache zu wecken. Es sind u. a. jeweils *Vertendi exercitia discipulis destinanda* und *Sententiae latine reddendae* beigegeben; auf die beste Bearbeitung ist je ein Preis ausgesetzt.

Das vorliegende Heft wird eröffnet durch zwei in alcaeischem Versmaß verfaßte vaterländische Gedichte von F. Holler: *Ad discipulos ad bellum profecturos* und *In mortem Immelmanni.* Der Herausgeber selbst berichtet von dem Frachttauchboot 'Deutschland'. W. Lehmann (Breslau) übersetzt vier moderne Gedichte in antikem Versmaß: v. Steinhausen 'Wohin?', L. Jacobowski 'Leg dein Trauern fest in Zügel', M. Greif 'Es gäb noch mehr der Zähren', Hoffmann von Fallersleben 'Abend wird es wieder'. [Es dürfte sich empfehlen, links den deutschen Text mit abzudrucken; denn das eine oder andere Gedicht ist dem Leser, zumal dem Gymnasiasten, nicht gleich zur Hand] Dann folgt die Fortsetzung [vgl Script. Lat. IX, 5; X, 3; X, 6] von *Quid amici nostri de se ipsi scribunt:* 4. Franciscus Palata Prostannensis erzählt in klassischem Latein von seinem wenig bewegten Leben und läßt das Ganze in elegische Distichen ausklingen. Es folgt weiter Prosaisches und Poetisches *Ex Epistulario Redactoris*, sodann *Varia*, *Responsorium Redactoris*, *Censura librorum*, zum Schluß *Aenigmata.*

Charlottenburg. A. Kurfeß.

---

[1]) Zitiert von E. Solmi a. a. O.

Digitized by Google

MITTEILUNGEN

Jahresabschied 1918

Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge,
daz nû diu mugge ir künec hât,
und daz dîn êre alsô zergât!

Wie soll man von einem Jahr Abschied nehmen, an dessen Schlusse wir mitten in einer Weltenwende stehn?

Was Deutschlands Verleumdern nicht gelungen war, uns wirklich zu entehren, nun haben wir es selber vollbracht: neben soviel Heldentum in jeglicher Gestalt, ein solches Schwanken zwischen Übereilung und Versäumnis! soviel Übermut und soviel Schwäche! Und die in eignem Schwächegefühl seit Jahrzehnten, und noch bis vor kurzem, uns am meisten fürchteten, jetzt sitzen sie zusammen und beraten, wie sie dem deutschen Adler die Sennkraft seiner Schwingen endgültig durchschneiden möchten, und wir — erleichtern ihnen das Geschäft: ganze Schichten unsres Volkes haben versagt, vielleicht auf immer. Die deutschen Eichen scheinen wirklich, wie schon unser Jahresabschied 1913 wahrzunehmen glaubte, an den Wurzeln krank. Können wir es da einem verdenken, wenn er, auf der Höhe des Lebens, die Toten beneidet, daß ihnen erspart geblieben, dies mit zu erleben?

Aber solche Stimmung darf nicht dauern.

'Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unsres Daseins
Kreise vollenden'.

Das gilt von dem Einzelnen, gilt auch von Staaten und Völkern: was morsch ist, muß fallen, wenn nur das Gesunde sich nicht anstecken läßt und sich selber nicht aufgibt. Täten wir das, so wären wir ja nicht um ein Haar besser, und hätten kein Recht, uns zu beklagen, kein Recht zu leben.

Wenn der vorige Jahresabschied es als unsre Aufgabe hinstellte, 'unser Schulhaus zu lüften, es zu reinigen von pedantischem Gewürm und romantischem Spuk', so werden wir jetzt sagen dürfen, diese Reini-

Digitized by Google

gung mag der Sturm, der so vieles mühsam und liebevoll Errungne zu zerstören droht, vielleicht schneller herbeiführen, als wir es sonst vermocht hätten, und schneller als wir um der Sache willen es wünschten. Von dem, was man uns in Aussicht stellt, staatlicher Monopolisierung der Lehrbücher, politischer Kontrolle des Geschichtsunterrichts, wird zu reden sein, wann es soweit ist.

Wenn die unterm 27. November vom 'Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung' erlaßne Verfügung den Schülern eine größere Freiheit und Mitverantwortung geben will, so ist das nicht etwas durchaus Neues: für eine größere Bewegungsfreiheit in den oberen Klassen ist seit einem Menschenalter immerfort eingetreten worden, entsprechend übrigens einer vom Ministerium selber gegebenen Verheißung in der Dezemberkonferenz 1890. Hinweisen dürfen wir auch auf einen Vortrag des Rektors vom Wettiner Gymnasium in Dresden, Franz Poland, abgedruckt Sokrates II 1914, 311 ff., und die dort angegebne Literatur. Die Einrichtung von Vertrauensmännern, je zwei Schüler aus den Klassen Oberprima bis Obertertia, von der Schülerschaft gewählt, von der Lehrerkonferenz nur bestätigt, ist vielfach im Gebrauch und hat sich als segensreich erwiesen. An Alumnaten bestehen ja seit alters Seniorenkonferenzen u. dgl., in neuerer Zeit Ähnliches auch an Landerziehungsheimen, wo es in der Tat allerlei häusliche Anliegen und Beschwerden gibt, oft von gut zahlenden und anspruchsvollen Zöglingen. Aber auch die Dienstanweisung von 1916 (S. 11) kennt und empfiehlt die Einrichtung.

Neu aber ist erstens die völlige Ausschaltung des Provinzialschulkollegiums und die Degradierung des Direktors, der nicht einmal mehr *princeps inter pares* unter seinen Kollegen sein zu sollen scheint, geschweige denn verantwortlich für das Zusammenwirken der ganzen seiner Leitung anvertrauten Schule; er hat mit seinen Kollegen einfach dabei zu sitzen, wenn 13—14 jährige Knaben, denen 'staatsbürgerliche Rechte' doch wohl noch nicht zustehn, über Angelegenheiten des Schullebens, der Disziplin, der Ordnung usw., mit ihm selber gleichberechtigt, abstimmen. Neu ist auch die Sprache der neuen Behörde, die zu den Schülern schlechthin von einem 'veralteten und toten System der Unfreiheit' redet, wobei die Seele der Schüler 'hungern, kranken und verkrüppeln mußte', und ganz allgemein von 'dem Ungeist der toten Unterordnung des Mißtrauens und der Lüge', an dessen Stelle nun ein 'neues Verhältnis von Kameradschaft' zwischen Lehrern und Schülern treten werde. Es genügt wohl, diese Sätze tiefer zu hängen.

Mit einiger Genugtuung dürfen wir indes hinweisen auf den (S. 251 d. Js.) bereits gemeldeten schönen Erfolg des Preisausschreibens der

Digitized by Google

Berliner Freunde des Humanistischen Gymnasiums, ein bescheidneres, aber doch wohl ebenbürtiges Seitenstück zu den im Vorjahr erschienenen Preisschriften über die Bedeutung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts für die Erziehung unsrer Jugend (Berlin bei Salle, 258 S.). Die preisgekrönte Arbeit, mit noch zwei sie glücklich ergänzenden, liegt im Druck vor unter dem Titel: Neues Leben im altsprachlichen Unterricht, drei Preisarbeiten von Alb. Dresdner, Rich. Gaede und Ottom. Wichmann, Berlin 1918 bei Weidmann (177 S.). Geb. 6 ℳ. Da redet ein außerhalb des Schullebens stehnder Schriftsteller, mit ungewöhnlicher Einsicht in das, was auf der Schulbank dem werdenden Mann ein Erlebnis bedeutet; ferner, auf Grund langer Amtserfahrung ein Schulrat, endlich ein im Sturm der Ideen festen Zielen zustrebender junger Schulmann: alle drei warmherzig und zukunftsfroh.

Solche Erfahrung ist wahrhaft beglückend und gibt uns ein Recht, trotz allem, mutvoll vorwärts zu blicken, macht es aber auch jedem, dem noch nicht alle Lebenskraft versiegt ist, zur Pflicht, weiter zu leben und sich zu rühren, um eine Verkümmerung unsres geistigen Lebens zu verhüten, von der es sich, wenn überhaupt, in Menschenaltern erst erholen könnte,

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

O. S.

Deutschland und der Friede[1])

Es ist kaum zuviel gesagt, wenn man den in zwei Jahren in Deutschland gedruckten und besprochnen Kriegszielerörterungen einen nur ganz bescheidnen Wert zuschreibt, — das meiste davon ist durch die Ereignisse längst überholt worden (Vorwort S. III). Das vorliegende Buch enthält 30 Aufsätze von 33 Verfassern, großenteils Professoren und trägt überhaupt akademischen Charakter. Es ist ganz dazu angetan, die Erörterungen aus allem hitzigen Parteistreit herauszuheben und wird deshalb auch von den sich überstürzenden Ereignissen nicht so leicht überholt werden. Das kann schon jetzt gesagt werden bei Aufsätzen wie dem von Steinhausen (in Kassel) über Frankreich, der schon im April d. J. abgeschlossen vorlag. Die Aufsätze gliedern sich in drei Gruppen: I. Vorfragen, II. Einzelfragen, III. Der deutsche Friede und die neue Zeit. Die wertvollsten Aufsätze über Kriegsursachen und Kriegsziele der Gegner und über die auswärtige und Grundlage der inneren Politik stammen von dem Herausgeber selbst. Auch sein Aufsatz über Mitteleuropa ist in seiner maßvollen Haltung trotz allem noch heute wertvoll. Mit besonderm Interesse wird man Solf über deutsche Kolonien lesen, auch wenn man den Vortrag bereits im Jahre 1916 gehört hat.

[1]) Deutschland und der Friede, Notwendigkeiten und Möglichkeiten deutscher Zukunft. Erörtert von G. Bäumer usw. und der Mitwirkung von Otto Hoffmann, hrsg. von Walter Götz. Leipzig, Teubner, 1918. 626 S. 8. 14 ℳ.

Digitized by Google

Walter Flex[1])

Der am 16. Oktober 1917 beim Sturm auf Osel, dreißigjährig, von einer feindlichen Kugel dahingeraffte Dr. Walter Flex, eines Eisenacher Gymnasiallehrers Sohn, wird allen, die nur eins seiner hinterlassenen Werke kennen lernen, unendliche Sehnsucht wecken. Kündigt sich doch hier ein Dichtergeist an, wie wir ihn grade dringend nötig haben. In der Form, namentlich der Verse noch ungepflegt — das meiste ist recht eigentlich Stegreifdichtung —, aber sprachgewaltig, ja sprachschöpferisch, vollsaftig und kühn, in der Freundschaft noch schwärmerisch, im übrigen männlich reif, tapfer und deutsch, himmelweit entfernt von der kaninchenhaarigen Weichheit und parfümierten Verdorbenheit der Hyperästheten; im Drama noch unbühnenmäßig breit, doch auch da von ungewöhnlicher Kraft, ohne die grobe Theatralik der Quitzows. Einstweilen haben wir seinesgleichen nicht.

Robert Münzel[2])

Dem als Hauptmann im Heeresdienst dahingerafften Hamburgischen Stadtbibliothekar Münzel, dessen Persönlichkeit manchem Besucher der Philologenversammlungen in sympathischer Erinnerung stehn wird, haben sechs Hamburger Freunde in kurzen Nachrufen ein überaus ansprechendes Denkmal gesetzt. Durch Feinheit der Charakterzeichnung ragt Alb. Köster hervor, durch Weite des Blicks und Gediegenheit des wissenschaftlichen Urteils Bruno A. Müller. Eine wohlgelungne Photographie des Verstorbnen ziert das glänzend ausgestattete Heft.

Rudolf Eucken, Der Sinn und Wert des Lebens. 5. völlig umgearbeitete Auflage. 18.—20. Tausend. Leipzig, Quelle und Meyer, 1917. Gr. 8. Pr. geb. 4,40 ℳ.

Das bekannte Buch des Jenischen Philosophen hat mit der 5. Auflage eine ziemlich durchgreifende Umarbeitung erfahren, namentlich in der Tonart, die kräftiger geworden ist. Das hat auch zu einer wohltuenden Verkürzung geführt. So wird das wie immer fesselnd geschriebene Werk zu seinen alten Freunden, was man ihm nur wünschen kann, immer neue gleichgesinnte finden (vgl. Sokr. II 1914, 201, III 1915, 453).

Hans Lamer, Griechische Kultur im Bilde (=Wissenschaft und Bildung No. 82). Mit 145 Abb. auf 96 Tafeln. 2. umgearb. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. 64 S. 96 Tafeln. 1 ℳ, geb. 1,20 ℳ.

Die Umarbeitung des überaus nützlichen, schmucken Büchleins erstreckt sich vor allem auf die Ersetzung einiger Bilder durch andre. Erfreulich ist die Einfügung der Bilder vom Aphrodite-Thron aus der Villa Ludovisi. Schade um das stimmungsvolle Bild vom Parthenon (1. Aufl. No. 19). Die gräßlich nüchternen Bilder Adlers von Olympia sähe man lieber durch andere ersetzt.

S.

[1]) Walter Flex, Klaus von Bismarck. Eine Kanzlertragödie. 2. u. 3. Aufl. 158 S. 4 ℳ. — Wallensteins Antlitz. 3. u. 4. Aufl. 122 S. 3 ℳ. — Der Wanderer zwischen zwei Welten. 26. Aufl. 114 S. 2.50 ℳ. — Im Felde zwischen Tag und Nacht. 6. Aufl. 67 S. 2,50 ℳ. Sämtlich München, Oskar Beck, 1918.

[2]) Rob. Münzel zum Gedächtnis. Von Fritz Buch, Alb. Köster, Karl Meinhold, B. A. Müller, Karl Rathgen, A. Warburg. Hamburg, C. Boysen, 1918. 38 S. Gr. Quart.

Digitized by Google

Sitzungsberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1918

Die erste Sitzung des Jahres 1918 am 14. Januar wurde von dem stellvertretenden Vorsitzenden mit einem Nachrufe auf den am 7. Januar verstorbenen Prof. Dr. Max C. P. Schmidt eröffnet, der über 40 Jahre Mitglied des Vereins gewesen ist und in den 'Jahresberichten des Philologischen Vereins' sechsmal über die Curtiusliteratur des Zeitraums 1874—1899 berichtet hat.

Ferner beklagt der Verein den Verlust des Geh. Regierungsrats Prof. Dr. Eduard Wellmann, der am 16. Januar in Bremen gestorben ist.

Sodann sprach Herr Hoffmann über das Höhlengleichnis. Das Stabgleichnis am Schluß des VI. Buches der Platonischen Republik unterscheidet drei Erkenntnisstufen, der die vierte nur hinzugefügt ist, um darzutun, daß sich die zweite (dianoetische) Erkenntnis zur ersten (dialektischen) verhält wie εἰκασία zu αἴσθησις. Daraus geht hervor, daß alle Einzelwissenschaften (im Bilde vertreten durch die Mathematik) μεταξύ sind zwischen Ideenerkenntnis und Sinneswahrnehmung. Genau das Gleiche will das Höhlengleichnis zeigen, in dem sowohl durch die drei Arten der Körperhaltung wie durch die drei lokal gesonderten Plätze wie durch die drei verschiedenen Arten der Beleuchtung (Schatten, künstliches Feuer, Sonne) Anzahl, Charakter und Wert der in der Erziehung aufeinander folgenden Erkenntnisstufen unterschieden wird.

In der zweiten Sitzung am 11. Februar gab Herr Hoffmann Beiträge zur Motivation der Ideenlehre und sprach über Methexis und Metaxy bei Platon.

Erst unter Berücksichtigung der Methexis ergibt sich die eigentümliche Aufgabe der Idee, χωριστόν und παρόν zugleich zu sein. Im Gegensatz zu Aristot. Metaph. A, 6, 987 ist die Methexis als Grundmotiv des Platonismus zu beurteilen, auf das folgende Symbole deuten: I. Die Zwitterhaftigkeit der Seele als des weder schlechthin denkbaren noch geradezu undenkbaren, als des Organs für die objektiven Begriffe einerseits und des in das Chaos des Werdens Hineingepflanzten andrerseits, dessen Eigenart die Sehnsucht ist. In ihr selbst ist der vermittelnde (dritte) Seelenteil Ausdruck für die in ihr und durch sie stattfindende Methexis. Fortsetzung dieses Gedankens im Mythos des Phaidros von dem Zwischenreich zwischen Erdendasein und Verklärung und in der Erschaffung der Weltseele im Timaios. Die wegweisende Tendenz in dieser Vermittlung zwischen den Welten ist der Sinn der platonischen Eroslehre. Die uranische Sphäre im Phaidros zwischen der hyperuranischen und der hypouranischen verankert die Vorstellung von der Philosophenseele als einem Mittleren zwischen göttlicher und animalischer Seele im Absoluten. II. Alle menschliche Wissenschaft und alles menschliche Schaffen ist (wie die Seele selbst) μεταξύ, d. h. es steht zwischen Ideenschau und Sinneswahrnehmung, verwertet Ideen für die empirische Realität, steigt von den Dingen zu den Ideen empor, schafft eine Mittelsphäre, die an beiden Welten Teil hat. Die Mathematik wendet die aus Ideen abgeleiteten Sätze auf sinnliche Gebilde an, die Politik schafft zwischen dem ideellen Sollen und den empirischen Machtverhältnissen einen Ausgleich, die Ethik läßt den Menschen die Mitte halten zwischen Erkenntnis und wahrer Lust. III. Der Timaios stellt drei Begriffe von Natur auf, die aller Physik zugrunde liegen, die der Mutter, dem Vater und dem 'zwischen beiden stehenden' Kinde verglichen werden. Der Sophistes überwindet den Gegensatz zwischen Sein und Werden, indem er das Werden in die Mitte zwischen Sein und Nichtsein stellt, der Philebus den Gegensatz zwischen Einheit und Vielheit, indem er das Wieviel zum μέσον macht.

So erhalten die Erkenntnissubjekte, die Erkenntnisarten und die Erkenntnisobjekte sämtlich eine spezifische Mittelstellung, die letzten Endes auf dem μεταξύ des Begriffs selbst fußt, und deren Ausgestaltung, bei der

Digitized by Google

psychologischen Sphäre beginnend und in der methodisch-begrifflichen endend, Platons philosophische Entwicklung charakterisiert.

In der dritten Sitzung am 11. März gedachte der Vorsitzende des am 16. November 1917 im Hospital zu Orleans seinen Wunden erlegenen Mitgliedes Dr. Hans Strache, Oberlehrers am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin.

Den Vortrag des Abends hielt Herr Hans Kurfeß über Mysterienmotive bei Paulus.

I. Bericht über die Aufstellungen Reitzensteins in Historia monachorum 1916 S. 101ff., 242ff. betreffend a) Stoicheiamotiv (1. Kor. 13, 13), b) Spiegelmotiv (1. Kor. 13, 12; 2. Kor. 3, 18), c) Gnosismotiv (1. Kor. 13, 12), d) Tempelmotiv (1. Kor. 3, 16).

II. Darlegungen a) zum Spiegelmotiv: das Spiegelmotiv schließt zwei Gedanken in sich: ich schaue nicht das Ding an sich, nur ein Spiegelbild von ihm, und: ich werde durch einen Blick in ein Spiegelbild, in einen wunderbaren Spiegel augenblicklich magisch oder in einer längeren ethischen Entwicklung verwandelt. Das Motiv in seinen beiden Formen wurde zur Zeit des Paulus nicht mehr als etwas Außerordentliches, Mysterienkräftiges empfunden; es war gebräuchlich im biblischen Sprachgebrauch, im außerbiblischen Judentum und im hellenisch-römischen Kreis. Das sog. Zosimusfragment ist in der Beweiskette unbrauchbar. 13. Ode Sal. zeigt: in jüdischen Kreisen war die Verwendung der zweiten Form des Motivs in moralisierenden Darlegungen üblich. 2. Kor. 3, 18 und 1. Kor. 13, 12 sind nach Ausdruck und Sinn aus der allgemeinen paulinischen Umgebung genügend determiniert; unmittelbar den Blick auf eine mystische Parallele zu lenken, ist durch nichts notwendig gemacht.

b) Im Gnosismotiv liegen drei Formen: 1. ich erkenne Gott, 2. ich werde von Gott erkannt, 3. (1 und 2 in Beziehung gesetzt) ich erkenne wie ich erkannt bin. Nach Nachprüfung des syrischen Textes des sog. Zosimusfragments muß die Zosimusstelle außer Betracht bleiben; Form 1 und 2 des Motivs erklären sich für Paulus genügend aus der LXX; deutliche Brücken lassen sich herauspräparieren; es fehlt jeder zwingende Grund, das Motiv bei Paulus an hellenistische Mysterienformungen heranzurücken.

c) Das Tempelmotiv, das in der paulinischen Gedankenwelt eine große Rolle spielt, war vorgebildet im Alten Testament in einer spiritualisierenden Richtung des Judentums (vgl. Priestergeist opp. Prophetengeist), war Gemeingut weiter Kreise geworden durch den Besessenheitsglauben, mußte scharf betont werden den gesetzestreuen Juden gegenüber, als Heiden in die Gemeinde kamen; Paulus selbst hat das Motiv ausdrücklich mit dem Alten Testament verbunden Der These von der Entlehnung des Motivs aus dem nicht-jüdischen Hellenismus fehlt die Grundlage.

In der vierten Sitzung am 22 April behandelte Herr Pfaff die *Κάθαρσις* auf Grund der syrisch-arabischen Übersetzung.

Zu Aristoteles 1449b 27 (Katharsistheorie) lautet die in Margoliouths Analecta veröffentlichte syrische und arabische Übersetzung in genauer deutscher Wiedergabe: Syrer: 'Durch Mitleid und Furcht mäßigend die Leidenschaften und bewirkend die Reinigung derer, die leiden.'

Araber: 'Sie mäßigt die Einwirkungen und Eindrücke durch das Mitleid und die Furcht und reinigt und säubert die, auf welche eingewirkt wird.'

In Griechische zurückübersetzt ergibt sich: *πεπαίνουσά τε καὶ ποιοῦσα τῶν παθημάτων κάθαρσιν*, wobei die Verbindung von *παθήματα* mit *πεπαίνειν* und Einfügung 'derer, die leiden' durch die Notwendigkeit, im Arabischen das Objekt mit dem ersten Verbum zu verbinden, entstanden ist. Palaeographisch müßten wir annehmen, daß die Abbreviaturen von *τὲ* und *τὴν*, *καὶ* und *τῶν* verwechselt wurden und *τοιούτων* aus *ποιοῦσα τῶν* entstand.

Der Syrer faßte *πεπαίνω* in übertragenem Sinne 'ich mäßige' statt in der Grundbedeutung = *πέσσειν* kochen (zu *πεπαίνειν* in diesem Sinne vergleiche: Hippokrates ed. Littré V 383_3; 284_{16}). Damit gewinnen wir das Verbum, das die Tätigkeit bezeichnet, die Grundbedingung für jede Katharsis ist.

Mit dem aus den beiden Übersetzungen gewonnenen Texte stimmt Aristoteles' sonstige Ansicht über psychische Vorgänge, die er aus der

Digitized by Google

Mischung der vier Grundsäfte abzuleiten sucht, überein. Ferner unterstützen diesen Text: Gorgias: Helena X, die in den Problemen (864a 30ff.) gegebene Definition der κάθαρσις, sowie die Stellen bei Jamblich und Proclus, die Bernays zur Lösung des Problems so ausgiebig verwandte. Eine wesentliche Stütze ist auch die berühmte Stelle 1341b 32 ff. in der Politik, wo er verspricht, in der Poetik Katharsis genauer zu erläutern.

Nach diesem Text hätte Aristoteles die Wirkung der Tragödie in einer Heilung des Gemütes von den Verstimmungen des Alltags gesehen und dies im Bilde der Heilung von körperlichen Krankheiten durch Kochung und Ausstoßung der störenden περιττώματα gesehen. Die Stelle wäre also zu übersetzen: Die Tragödie bringt durch Furcht und Mitleid die Affekte ins Gähren und reinigt sie.

Zum Schluß sprach Herr Schroeder über die in ῥυθμός liegende Metapher. Die Etymologen sind einstimmig in der Herleitung von ῥέω, ohne sich indes die Schwierigkeit des Uebergangs von der Vorstellung des Strömens zu der eines gegliederten Gebildes zu verhehlen. Auszugehn ist natürlich von den ältesten Dichterstellen: Archil. 66, Anakr. 74 (mit Sappho 72), Theogn. 964, Aesch. 78 N², Menand. fr. Georg. 2 AK, unter denen Anakreon und Theognis, wegen der völligen Uebertragung auf ein Geistiges, für die Metaphorik nichts hergeben, ganz abgesehn von den nicht geringen Schwierigkeiten der Interpretation namentlich des Anakreonfragments. Lehrreich ist, neben Archilochos und Menander, Aischylos, der von dem dreiteiligen ῥυθμός redet im Lesbischen κῦμα, das Bild einer Wellenbewegung also noch deutlich durchschimmern läßt. Und, wie andre Wortbildungen beweisen, deutet ja die Endung -θμός in der Tat auf Zusammenfassung einer Vielheit von Vorgängen. Das Wort ῥυθμός ist ionisch, und ein Ionier mag im Nachen die kurzen Wellen einer Flußmündung durchsegelnd und dabei sehend, hörend, fühlend den Rhythmus des flüssigen Elements, vielleicht auch in der Sprache schon, entdeckt haben. (Ausführlicher inzwischen im Hermes S. 324ff.)

In der fünften Sitzung vom 13 Mai interpretierte Herr Schroeder Pindars Pythien VI und Isthm. II.

Pyth. VI. 1. Ἀκούσατε, epischen Vorbildes wie *P* 220, kein εὐφημεῖτε. 3. ἀναπολίζειν = ἀναπολεῖν, 'von neuem pflügen', das Simplex πολεῖν Hes. opp. 462 7. ἑτοῖμος ὕμνων θησαυρός, 'ein Vorratshaus von Liedern', unsichtbar, unzerstörbar; ein πρόσωπον erwächst ihm erst im Liede. Daher bleibt Subjekt des Satzes bis ἀπαγγελεῖ (17) das Haus, und πρόσωπον (14) ist Acc. graec. In der Mahnrede Chirons liegt der Nachdruck auf der zweiten Hälfte (25), 'Ehre Vater und Mutter!' die Epitheta des Achilleus ὀργανιζόμενος (Apollod. III 171) und μεγαλοσθενής (Pind. Nem. III 44) stehn dazu im Konzessivverhältnis. Auch der feine Hinweis γονέων βίον πεπρωμένον, im Gegensatz zu θεῶν, erhöht den Nachdruck, ähnlich dem Freiligrathischen 'Die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst'. 29. ἔγειτο καὶ πρότερον gehört enger zusammen als ἔγειτο φέρων. 35. In παῖδα ὄν soll man den Ruf παῖ heraushören. Wenn unmittelbar darauf dieser Ruf χαμαιπετὲς οὐ heißt, so hat jeder Hörer noch das Subjekt des Rufenden im Sinn. Also ἀπέρυψεν, wie ἐκβαλεῖν ἔπος Pyth. II 81. 54. Mit dem uns befremdenden μελισσᾶν τρητὸς πόνος für Honig soll gewiß nichts besonders Feines oder Tiefes gesagt sein, steht doch auch in κηρίων ἐμὰ γλυκερώτερος ὁμφά (fr. 152) *totum pro parte*. Die schwierigste Stelle des Gedichts bilden die sieben Worte σύ τοι σχεθών νιν ἐπὶ δεξιὰ χειρός (19); aber wenn man νιν auf den Vater bezieht, der vom 6. bis 15. Vers die Hauptperson ist, und sich der Rolle des παρασπίζων erinnert (Eur. Cycl. 6, Aesch. fr. 303), auch des Tragikerfragments p. 772 N², ähnlich ὑπασπίζων bei Pindar (Nem. IX 34), so kommt der Eingang der Erzählung auf das selbe hinaus wie der Ausgang: πατρῴαν μάλιστα πρὸς σταθμὰν ἔβα, und der Gedankengang des Gedichts, eines παίδειος ὕμνος in der Form eines Epinikions, ist einfach genug: 'Höret! ein schlichtes oder festlich Lied aus dem unzerstörbaren Schatzhaus, das durch seinen Wagensieg in Delphi sich und seinem Geschlecht dein Vater, Thrasybulos, errichtete (Str. 1. 2), dem treu zur Seite du die alte Mahnung hochhältst, "Ehre die Eltern" (Str. 3). Antilochos ging für seinen Vater in den

Digitized by Google

Tod (Str. 4. 5), unter dem Beifall der gesamten Jugend. So gibt es heute keinen treueren Sohn als Thrasybulos (Str. 5), der auch seinem Oheim nacheifert, bei allem Reichtum bescheiden, den Musen hold, ritterlich, dazu ein lieber, guter Kamerad' (Str. 6).

Isthm. II. Ein Brief in Epinikienform, auch ausdrücklich zu öffentlichem Vortrage bestimmt, 18 Jahre später als Pythien VI dem Jugendfreunde Thrasybulos gewidmet, der inzwischen nach Sturz der Dynastie seines Oheims Theron (*κτεάνων θ' ἅμα λειφθεὶς καὶ φίλων*? 11) eines ermunternden Zuspruchs bedürftig sein mochte. Wenn der Dichter, wie Pyth. VI erst Pflüger, dann leise durchschimmernd Baumeister, so hier ein Pfeilschütz ist — Weiterbildung der *ἔπεα πτερόεντα* —, so werden uns die befremdenden Bilder vom 'Schmieden der Zunge' (Pyth. I 86) oder von der Vorstellung eines 'klirrenden Wetzsteins auf der Zunge' (Olymp VI 82) schon vertrauter. 5. Die *ἀδίστα ὀπώρα* des *ἐρώμενος* ist das Alter *ἐπειδὰν ἤδη ἄρχωνται νοῦν ἴσχειν, τοῦτο δὲ πλησιάζει τῷ γεννειάζειν* (Plat Gastm. 181 d). **19.** ist zu schreiben *καὶ τόθι* (in Delphi) *κλειναῖς ⟨τ⟩ Ἐρεχθειδᾶν χαρίτεσσιν ἀραρώς*· Wenn darauf noch scheinbar pleonastisch *λιπαραῖς ἐν Ἀθάναις* folgt, so beruht das auf einem Parallelismus mit den vorhergehenden Siegesmeldungen, Isthmien-Poseidon, Delphi-Apollon, wonach für die präsidierende Gottheit hier die Erechtheuskinder eintreten. Schwierig ist (12) *ἐσσὶ γὰρ ὧν σοφός· οὐκ ἄγνωτ' ἀείδω Ἰσθμίαν κτλ*, wo es indes verkehrt wäre *ἀγνῶτ(ι)* zu lesen oder *ἄγνωτα σοὶ σοφῷ ὄντι* zu erklären. Der Appell an die Intelligenz des Angeredeten zielt lediglich auf die vorhergehenden Anspielungen. Danach ist das Asyndeton *οὐκ ἄγνωτα* adversativ: 'Alloekanntes sing ich, wenn ich' usw., also 'weder besonderer Intelligenz noch für irgend jemand eines Kommentars Bedürftiges'. Der Schlüssel zum Verständnis des Gedichts liegt in dem Hinweis auf den Undank der Welt (außer in dem bereits erwähnten Zusatz Pindars v. 11 zu dem eben dadurch ironisch gefärbten Ausruf 'Geld macht den Mann') unzweideutig in *φθονεραὶ θνατῶν φρένας ἀμφικρέμανται ἐλπίδες* (43).

'Mut, alter Junge! laß den Kopf nicht hängen! Dir hinterließ der Vater der Besitztümer Kostbarstes, einen guten Namen. Beschäme die Undankbaren durch Erinnerung an die ehemals ihnen allen ehrwürdige Gestalt. Laß auch dies Lied frei hinausklingen!'

Die sechste Sitzung am 24. Juni wurde mit der Mitteilung von dem Hinscheiden des Gymnasialdirektors Dr. Arnold Zehme eröffnet, der, am Stiftungsfeste 1912 eingetreten, dem Verein bis zu seinem Tode am 18. Juni 1918 angehört hat.

Herr A. Kurfeß besprach einige Stellen der Pompeiana. Zunächst gab er einen Ueberblick über die Ueberlieferung. Für die Konstituierung des Textes kommen fast nur die führenden Hss. der beiden Familien, *E* und *H* in Frage. Wir dürfen keiner von beiden den unbedingten Vorzug geben; vielmehr muß da, wo die beiden Familien auseinandergehen, die Lesart von Fall zu Fall auf ihre Ursprünglichkeit geprüft werden (vgl. Nohl, Berl. Phil. Woch. 1906, Sp. 1128—1135). Daß dieses eklektische Verfahren das richtige ist, beweist der neu entdeckte Oxyrhynchuspapyrus (vol. VIII S. 153ff.), der die §§ 60—65 und 70—71 enthält. Ein Kriterium bildet auch das Klauselgesetz und der sog. „konstruktive Rhythmus". Vgl. Zielinski, (1) 'Das Klauselgesetz in Ciceros Reden' (Leipzig 1904) S. 199; (2) 'Textkritik und Rhythmusgesetze in Ciceros Reden' (Philologus 65 [1906] S. 604ff); (3) 'Der konstruktive Rhythmus in Ciceros Reden' (Leipzig 1914). Auch nach Zielinski bleibt ein vorsichtig abwägender Eklektizismus für Cicero die beste Methode.

Dann behandelte der Vortragende folgende Stellen, an denen rhythmische Gründe den Ausschlag zu geben scheinen: § 31 *testes nunc vero | lam omnes ⟨sunt⟩ orae | atque omnes terrae | gentes nationes* (so H, *o. exterae gentes ac n.* die übrigen Hss., eine Lesart, die von manchen in der Diskussion bevorzugt wurde; doch vgl. Ziel. 2, S. 611; Plasberg, Z. f. östr. Gymn. 63 [1912] S. 1079ff); § 33 *qui cum praedonibus antea* (so H, *antea ibi* die übrigen Hss.; Ziel. 2, 612: Komplosionsgesetz) *bellum gesserat;* § 22 . . . *profugisse dicitur . . . celeritatem persequendi . . .* ita illum Aeetam

Digitized by Google

(*om.* Edd.; vgl. Sjögren, Commentationes Tullianae [Upsala 1910] S. 160 f.; Plasberg a. a. O.: vgl. § 30 *ipse victor L. Sulla*; in Pis. 27; ad Att. II 1, 3; Ps.-Sal. in Cic. 7 *de exsilio tuo Dyrrhachio redisti) . . . tardavit* (so E, *retardavit* die übrigen Hss., vgl. Ziel. 1, 193); § 54 *quae civitas umquam (inquam* die Ausgaben mit Halm) *antea tam tennis, tam parva insula fuit* (Es ist nicht nötig, mit Manutius *quae* vor *tam parva* einzusetzen; das *quae* wirkt noch aus der rhetorisch wirksamen Anaphora *quae civitas umquam* nach; beachte das scharfe Asyndeton mit chiastischer Stellung!).

An folgenden Stellen ist die Überlieferung beider Familien zu kombinieren: § 24 *Mithridates autem et suam manum iam confirmarat eorum opera, qui se ad eum ex ipsius regno collegerant* (vgl. Plasberg S. 1080); § 57 *expers esse debet victoriae atque gloriae eius imperatoris atque eius exercitus.* Auch § 13 wollte der Vortragende beide Überlieferungen kombinieren: *ceteros* (als Gegensatz zum folgenden *hunc*) *in provincias* (*ceteras in provincias* H, *ceteros in provinciam* Et; der Plural ist notwendig als Objekt zum folgenden *defendant*); doch ist der Gegensatz zu *hunc*, wie in der Diskussion betont wurde, schon genügend durch *eius modi homines* ausgedrückt, so daß *ceteros* daneben geradezu störend wirkt; es ist also mit H *ceteras in provincias* (vgl. kurz davor *ceterarum provinciarum*) zu lesen.

Endlich verteidigte der Vortragende die Überlieferung: § 15 *pecora* (so Hss.) bzw. *pecua* (Servius zu Georg. III 64) *relinquuntur* (vgl. Schol. Gron. zu § 15 *scriptura: pecorum vectigal*; Ps.-Asc. zu in divin. 33: Stangl S. 196, 18); § 16 *salinis* (nicht *saltibus*): Plinius erwähnt bei der Salzgewinnung *H. N.* XXXI 7, 73, 77, 82 neben Kappadozien auch Phrygien (§ 73; vgl. auch § 77 *maiusque . . . vectigal ex eo [sale] est quam ex auro*); endlich § 18 *nos publicanis amissis vectigalia postea victoria recuperare.*

Vgl. Berl. Phil. Woch. 1918, Sp. 1031 f.

In derselben Sitzung sprach Herr Corssen über 2. Kor. 3, 18.

Er suchte die Stelle aus dem Zusammenhang des Kapitels zu erklären. Paulus stellt darin seinen Dienst am Evangelium mit dem Dienste Moses' am alten Bunde in Vergleich. Daher steht die Darstellung des Paulus trotz mannigfacher Gedankenverschiebungen überall unter dem Einfluß von Exod. 34, 29 ff. V. 18 wird die Wirkung des Evangeliums auf die Gläubigen mit der Wirkung der Verlesung des Gesetzes auf die Juden verglichen. *Τὴν δόξαν κυρίου κατοπτριζόμενοι* kann nicht heißen, wie Reitzenstein historia monachorum S. 244 will, 'in den Spiegel der *δόξα* schauend'. Damit verliert seine Behauptung, daß Paulus sich eines der hellenistischen Mystik geläufigen, von Porphyrios Ad Marcellam c. 13 verwandten Bildes bediene, den Boden. Die *δόξα* ist nicht der Spiegel, sondern das Objekt der Spiegelung, das auf dem Antlitz der Gläubigen infolge ihrer inneren Verwandlung sichtbar wird.

In der siebenten Sitzung am 26. August gab Herr Schroeder einige Ergänzungen zu dem bekannten Aufsatz von Lehrs über die Hybris. Pindars paradoxe Umkehr des sprichwörtlichen *τίκτει τοι κόρος ὕβριν* zu der Genealogie *Ὕβρις Κόρου μάτηρ* erfordert eine neue Schattierung von *ὕβρις* (Anmaßung der Schwächlinge) und *κόρος* (Undankbarkeit der Kanaille) und führt zu einer neuen Interpretation einer der schwierigsten Stellen im ganzen Pindar (Pyth. XI 55 ff.): *τίς ἄκρον ἑλὼν — ἀπέφυγεν*; 'Kein Edelmann, der einen großen Erfolg errang, entging noch der schrecklichen Hybris' — der kurz vorher genannten 'Neider'.

Darauf trug er eine neue Erklärung vor der *πτερὰ νικᾶν* (Pyth. IX Schl.) und der *ἀέθλων πτερά* (Olymp. XIV Schl.). Unter energischer Ablehnung der allegorischen Deutung eines Scholiasten (zu Olymp. XIV), die sich bis in die neusten Kommentare (Gildersleeve) behauptet hat, und unter Verzicht auf die Annahme einer in historischer Zeit offiziell mit dem Kranze verliehenen 'flatternden Siegerbinde', wies er hin auf das starre *πτέρωμα* des Pfeiles, des Schiffes oder des griechischen Tempels und verglich damit — Exemplare aus Olympia und Delphi waren zur Hand — das 'gefiederte' Aussehen eines Öl- oder Lorbeerzweiges. Die 'Siegerbinde' (*μίτρα*) hielt er für

Digitized by Google

ein älteres Symbol und vermutete dahinter einen allmählich nicht mehr verstandnen apotropäischen Bandzauber.

In der achten Sitzung am 23. September betrauerte der Verein zwei Mitglieder, die beide den Heldentod auf dem westlichen Kriegsschauplatze gefunden haben: Hermann Mutschmann, außerordentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität Königsberg, im 36. Lebensjahre, und Rudolf Pohl, Oberlehrer am Joachim-Friedrich-Gymnasium zu Berlin-Wilmersdorf, gest. am 20 August 1918, 38 Jahre alt.

Herr Corssen sprach

1. über die Bedeutung des Ausdrucks ψυχικός bei Paulus und ihre Entstehung. Die Ansicht Reitzensteins (Hellenist. Mysterienreligionen S 42 ff.), der Ausdruck sei aus der hellenistischen Mystik entlehnt, beruhe auf einer irrtümlichen Erklärung der einzigen von ihm dafür in Anspruch genommenen Stelle in der sog. Mithrasliturgie (A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie S. 4 Z. 24). Seine Bedeutung erkläre sich vielmehr aus der alttestamentlichen monistischen Grundanschauung des Apostels. Diese werde zwar von dem Ansatz zu einer dualistischen Anschauung gekreuzt, aber nicht aufgehoben. Seine Lehre von der Fortdauer des inneren Menschen in einem verwandelten Leibe sei von der platonischen Lehre der Unsterblichkeit der Seele wesensverschieden;

2. über die Kontroverse Harnack-Reitzenstein über 1. Kor. 13, 13. Mit Recht werde die Hypothese Reitzensteins einer gemeinschaftlichen Quelle von Paulus und Porphyrios Ad Marcellam c. 24 abgelehnt. Ebensowenig aber sei auch eine Abhängigkeit des Porphyrios von Paulus anzunehmen. Auch sei der von Harnack auf 1. Kor. 13, 13 angewandte Ausdruck 'Formel' nicht glücklich und die von ihm behauptete Entstehung dieser 'trinitarischen Formel' aus den beiden binitarischen 'Glaube und Liebe' und 'Glaube und Hoffnung' nicht erweislich. Alsdann wurde versucht, die innere Verbindung des Verses mit dem Ganzen aufzuzeigen. (Dieser Vortrag wird ausführlich im Sokrates erscheinen.)

In der neunten Sitzung am 28. Oktober gab Herr Hoffmann das Resultat seiner Untersuchungen über Plin. Nat. hist. II, 1—7.

Die in diesen Kapiteln enthaltene Kosmologie hat Gercke für abgeschrieben aus Seneka Nat. quaest. erklärt, Sepp für abhängig von skeptischen Quellen. Beide Behauptungen sind aus der Luft gegriffen. Den Gedanken und der Terminologie nach stammen sie aus der mittleren Stoa, ohne daß aber angenommen werden könnte, daß Plinius wörtlich eine mittelstoische Quelle abgeschrieben hätte. Am wahrscheinlichsten ist das Fortwirken lebendiger Tradition bis auf seine Zeit. Im einzelnen wurde eingegangen auf 1, 1 *neque genitum neque interiturum*, welche Worte zwar an sich unstoisch, aber mit Posidonios' Lehre von der Erhaltung der οὐσία beim Wechsel der ποιότης vereinbar sind; auf die Antinomie 1, 2, die eine dialektische Fortbildung der altstoischen Lehre ist, daß die Welt πέρας ἐν ἀπείρῳ ist; auf 1. 3, wo der Pluralismus der Welten durch ein Argument zurückgewiesen wird, das letzten Endes auf Aristoteles zurückweist, dem die Mittelstoa sich näherte; auf 7, 14, wo das Wesen Gottes in einer Entwicklungsreihe gegeben wird, die auf den mit der Mittelstoa beginnenden Evolutionismus weist; auf 1, 3, wo die hypothetische Einführung des artifex (im Gegensatz zu der dogmatischen Ausdrucksweise des Seneka) auf die strengere Logik der früheren Zeit deutet; auf 5, 11, wo durch *mutuo complexu diversitatis effici nexum* unsere Kenntnis der stoischen Elementenlehre bereichert und ein von Zeller gerügter Mangel beseitigt wird.

Die zehnte Sitzung am 18 November brachte wiederum eine Trauerkunde: am 23. Oktober starb den Heldentod im Alter von 31 Jahren Dr. Gerhard Plaumann, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei den Königlichen Museen zu Berlin, Ritter des Eisernen Kreuzes 1. Klasse, der den Krieg von Anfang an mitgemacht hatte.

Herr Kranz interpretierte Aristoteles Ars poetica 1449a 9 — 1449b 9. Die kritische Analyse ergab, daß hier zwei voneinander scharf zu scheidende Nachrichtengruppen vorliegen: die erste, den Ursprung von Tragödie und Komödie behandelnde, beruht auf Hypothesen; die zweite dagegen, welche

Digitized by Google

die älteste Geschichte der beiden Kunstgattungen darstellt, geht auf literargeschichtliche Quellen des ausgehenden 5. Jahrhunderts zurück und hat Anspruch auf unbedingte Glaubwürdigkeit. Die Veröffentlichung dieser Ausführungen wird an anderem Orte erfolgen.

Sodann machte Herr Ed. Fraenkel Mitteilungen über die von Wilamowitz in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1918, S. 728 ff. veröffentlichten Dichterfragmente aus der Papyrussammlung der Kgl. Museen. Er referierte über die einzelnen Stücke sowie über deren Würdigung durch den Herausgeber und knüpfte daran ein paar Bemerkungen zu Einzelheiten. Tyrtaios A Kol. 2 V. 14 (S. 730) entfällt Wilamowitzens prosodischer Einwand gegen seine eigene Ergänzung *πάντ[α τρέποντες]*, vgl. V. 11 *ἀσπίσι φραξάμ[ενοι]*. V. 15 konnte Wilamowitz für seine evident richtige Deutung von *μονίη* noch anführen *καμμονίη* Ilias *X* 257 *Ψ* 661. Die Entstehung der Neubildung *λογεῖν* in *ο]ὐδὲ λογήσει* B Kol. 3, 42, deren Bedeutung der Herausgeber richtig bestimmt hat (vgl. Tyrtaios 12, 1 *οὔτ' ἐν λόγωι ἄνδρα τιθείμην*), bedarf einer Erklärung; vielleicht darf man annehmen, es sei hier der in dem bekannten Spruch von den Megarern und sonst festgeprägte nominale Ausdruck *οὔτ' ἐν λόγωι οὔτ' ἐν ἀριθμῶι* einheitlich verbal verschoben worden, beispielsweise so (das soll keine Herstellung des zerstörten Verses sein): *οὔτις ἀριθμήσει κείνων πόλιν οὐδὲ λογήσει.* — Wenn uns das als drittes Stück hier publizierte Ostrakon die bedenkliche Tatsache kennen lehrt, daß ein seltenes technisches Wort noch zur Zeit des Zenodotos an einer oder zwei Stellen der Odyssee gelesen worden, dann aber durch einen farblosen allgemeinen Ausdruck ersetzt und in unserer gesamten Überlieferung spurlos verschwunden ist, so mag daran erinnert werden, daß B 144 alle unsere Handschriften haben *ὡς κύματα μακρὰ θαλάσσης;* aus dem Aristonikosscholion im Venetus A erfahren wir, Zenodot habe geschrieben *φῆ κύματα*, diese fraglos echte Lesart hat die Gleichmacherei Aristarchs getilgt mit der Begründung *οὐδέποτε Ὅμηρος τὸ φῆ ἀντὶ τοῦ ὡς τέταχεν.* — In der Sentenzensammlung Nr. 4 (S. 742) wird Z. 1 die Interpunktion des Herausgebers abgelehnt, *ὡς δὲ τοῦθ' οὕτως ἔχει* ist kausal — In dem Komödienbruchstück Nr. 5 (S. 744) ist Z. 6 *τῶμ προσηκόντων* offenbar Neutrum; das verschiebt die Rekonstruktion der Handlung. Darf V. 15 am Anfang für *ε . . ηκ'* vielleicht *ἀνῆκ'* gelesen werden? V. 19 scheint die Verbindung *ἂν τὴν χεῖρά μοι [βακ]τηρί[α]ι τις προσφέρηι* sprachlich anstößig; vorgeschlagen wird die Ergänzung *[ἱκε]τηρί[ω]ι*, substantivisches *ἱκτήριος* steht Soph. Oed. R. 327, tragisch gesteigerte Sprache böte bei dem Motiv des an den Altar Flüchtenden keinen Anstoß. Daß die V. 26 angeredeten *ἄνδρες*, die (oder einer für sie) V. 24 f. im Plural sprechen, mit dem Zwischenaktschor irgend etwas zu tun haben, ist nicht zu erweisen; sie werden zu beurteilen sein wie die piscatores im Rudens des Diphilus und vor allem wie die advocati des Poenulus, die eine ganze Reihe von Szenen hindurch an der Handlung beteiligt sind und deren Vertreter gleichfalls im Plural redet So ist also daraus ein Indiz für Zugehörigkeit zur mittleren Komödie nicht zu gewinnen. Das Vorkommen einer für Menander wie für Alexis bezeugten Schwurformel und eines aus Alexis angeführten Adjektivums erlaubt natürlich an sich keinerlei Schlüsse.

Bei der 49. Stiftungsfeier am 14. Dezember hält Herr Siebourg den Festvortrag 'Das Wort als Waffe'.

Berlin-Lichterfelde. Otto Morgenstern.

Digitized by Google

ANZEIGEN

W. Flemming, die Begründung der modernen Ästhetik und Kunstwissenschaft durch Leon Battista Alberti. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1916. 126 S. 4 *M*.

Wer die Kultur als die Verwirklichung von Werten betrachtet, für den wird das Wesen einer Zeit sich widerspiegeln in dem System ihrer Werte. Wie verhalten sich z. B. im Mittelalter die Werte Wissenschaft, Kunst, Religion usw. zueinander und welche Änderung vollzieht sich in diesem System im Bereich der Neuzeit? Die Antwort wird natürlich lauten: Das Mittelalter kennt nur einen absoluten Wert, den religiösen, ihm sind alle anderen untergeordnet. Die kulturelle Entwicklung in der Neuzeit besteht darin, daß die einzelnen Wertgebiete der Reihe nach selbständig werden. Im einzelnen sind hier natürlich noch viele Spezialarbeiten notwendig, ehe der große Aufbau einer Kulturgeschichte vom Standpunkt der Wertlehre erfolgen kann. Für das Gebiet der Kunst hat Flemming einen wichtigen Beitrag geliefert, indem er nachweist, daß der Baumeister und Denker Alberti die Eigengesetzlichkeit der Kunst begründet hat, 'seine zeitsprengende Tat ist es, eine kritische Ästhetik und Kunstwissenschaft zuerst versucht zu haben', ja Flemming sieht in ihm geradezu einen Vorläufer des kritischen Idealismus. Es kommt diese Auffassung natürlich besonders im ersten Teil der Arbeit zum Ausdruck, der die Grundlegung der kritischen Ästhetik durch Alberti behandelt. Ob man freilich bei Alberti von transzendentalkritischer Fragestellung reden darf, weil er nicht fragt: ist Schönheit möglich, sondern w i e ist Schönheit möglich; das erscheint doch einigermaßen fraglich. Nicht eine kopernikanische Wendung im Sinne Kants scheint mir hier vorzuliegen, sondern vielmehr der naive, durchaus unkritische Glaube des Renaissancemenschen an die Macht und somit selbstverständlich auch an die Existenz der Schönheit. Die Darstellung seiner ästhetischen Grundansichten ist nun dadurch erschwert, daß sie nicht beieinanderstehen, sondern vom Verfasser erst zusammengetragen werden mußten. Dabei ergibt sich, daß Alberti zunächst negativ den Nutzen, Schmuck, das Gefallen, die Naturerscheinung als Zweck der Kunst ablehnt und positiv ihre Autonomie beweist, die allein möglich ist in der Gesetzlichkeit der Kunst; ihr Wesen ist die Schönheit, die besteht in der Harmonie, in Übereinstimmung und Zusammenklang der Teile zum Ganzen. Es wird also (ganz im Sinne Natorps!) alles in das menschliche Bewußtsein hineinverlegt, es muß deshalb Alberti, — was aber in seinen Schriften nicht zu beweisen ist, wie Flemming selbst

Digitized by Google

vorsichtigerweise betont — auch im Bewußtsein die Vereinheitlichungsweisen gefunden haben, die das ästhetische Urteil ermöglichen. So kommt Alberti zur Aufstellung ästhetischer Kategorien (gleich den drei logischen der Quantitat, Qualität und Relation), die freilich nicht absolut notwendig, aber doch wertvoll sind für die Konkretisierung des reinen Begriffs der Schönheit. Vom reinphilosophischen Standpunkt der Ästhetik schreitet Alberti dann fort zum spezialwissenschaftlichen der Kunstgeschichte. Seine Anschauungen über Architektur, Malerei und Plastik werden ausführlich dargelegt, wobei für die Malerei als wesentlich der eindeutige Standpunkt des Beschauers erscheint, der die Perspektive ermöglicht; die Farben werden bereits als Funktion des Lichts aufgefaßt. Auch bei der Skulptur wird das Malerische betont (daher die Vorliebe für das Relief) und auch die Architektur wird durch Einbeziehung des Baus in die Umgebung, was nur von einem festen Standpunkt aus geschehen kann, malerisch gemacht, so daß hier bereits ein Zusammenhang mit dem Barock sich aufdecken läßt.

Der dritte Teil untersucht Albertis historische Grundlagen: Vitruv, Plato und Plotin. Über Vitruv erhebt ihn die größere Geistesfreiheit, die ihn nicht einzelne Gesetze aufstellen, sondern die Gesetzmäßigkeit der Kunst postulieren läßt. Diese geistige Freiheit hat er sich selbst errungen indem er in der Schule Platos die Idee als erzeugende Kraft begreifen lernte. Auch die Kenntnis Plotins läßt sich nicht abstreiten, wenn auch die erste lateinische Veröffentlichung seiner Schriften erst 20 Jahre nach Albertis Tod erschien. Aristoteles dagegen ist nicht von ihm benutzt worden, den zeitgenössischen Spekulationen steht er kritisch gegenüber. Der vierte Teil endlich bestimmt Albertis Bedeutung: historisch betrachtet rückt er in die Nähe Lionardos und Michelangelos, der erstere steht ihm nahe als Theoretiker, der letztere als Praktiker. Seine Verdienste um die Methodik bestehen darin, daß er 'an der Hand der streng angewandten transzendentalen Methode' die Frage, wie ist Kunstwissenschaft möglich, beantwortet hat durch Entdeckung des ästhetischen Könnens wenigstens für die Wissenschaft von den bildenden Künsten, seine große bleibende Tat ist die Schöpfung der Autonomie der Kunst. Mit dieser Feststellung lenkt die schöne Arbeit Flemmings wieder in das große Problem der allgemeinen Kultur ein, von dem sie ausgegangen ist.

Bremerhaven. W. Ganzenmüller.

Wehnert, Jesu Bergpredigt. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1914. 184 S. 2,80 ℳ.

An die Anzeige dieses Buches trete ich nur sehr zögernd heran und erst, nachdem ich wiederholt zu ihm zurückgekehrt bin in der bestimmten Absicht, ein positiveres Verhältnis dazu zu gewinnen, als es mir möglich geworden ist.

Vorausgeschickt sei, daß es eine sehr geistreiche Arbeit ist, die gerade durch den Widerspruch, den sie herausfordert, anregt und beschäftigt. Aber aus dem Widerspruch komme ich nicht heraus.

Ablehnen muß ich die ganze Methode: diese ist nicht historisch-exegetisch, sondern eine Verquickung von Exegese und Systematik, d. h. der Verfasser baut das, was er als die Gedankenwelt des Evangeliums

Digitized by Google

ansieht, mit ebenso viel Kühnheit als Gewandtheit auf Sätzen der Bergpredigt auf, in die er seine Gedanken zur Sache hineinlegt, die aber meines Erachtens in ihrem ursprünglichen Sinn die ihnen zugemutete Last nicht tragen. Daß die Armen der Seligpreisungen keine soziale Schicht sind, ist klar; Wehnert holt aus dem Ausdruck eine ganze Philosophie der Sünde heraus, Gedanken über das Verhältnis von Schuld und Leid, Sozialschuld und Individualschuld, die darauf hinauslaufen: es gibt keine Schuld einzelner Menschen, Schuld gibt es nur im sozialen Sinn; Leid ist die soziale Verteilung der Schuld und Schuld die individuelle Zusammenfassung des Leides; die Schuld ist die soziale, das Leid die individuelle Erscheinung. Mir erschiene eine Untersuchung darüber, was der Sprachgebrauch der Zeit unter 'Armen' verstand und ob Jesus einen gegebenen Sprachgebrauch übernommen oder umgebildet hat, wertvoller.

Die Aussprüche Jesu hält W. in der Hauptsache für Paradoxien. Sie darauf hin anzusehen, ist gewiß ein fruchtbarer Gesichtspunkt. Worte wie das von der reichen Gabe der armen Witwe sind gewiß Paradoxien. Deutlich ist, daß er geläufige Ausdrücke in kühner, wenn man will paradoxer Umwertung braucht; gleich 'die Königsherrschaft Gottes' ist hier zu nennen: Gottesherrschaft ja, aber ganz anders als die Zeit sonst es wußte. Vielleicht ist auch dem Menschensohnproblem von dieser Seite her beizukommen. Aber nun Jesus grundsätzlich in zugespitzten Paradoxien redend? Was für Zuhörer setzt das voraus? Die Bauern und Fischer, kurz die kleinen Leute von Galiläa oder nicht vielmehr in Spitzfindigkeiten geübte Rabbinenschüler? Und er selbst? Ihn unter die großen Denker der Menschheit zu reihen, ist ohne Zweifel richtig. Aber aus Jesus einen Philosophen im Sinn einer religiösen Erkenntnistheoretikers oder besser Methodikers zu machen, ist meines Erachtens schief. Er ist auch nicht pädagogisch interessiert. Wenn man für diese geistig schöpferische Natur einen Allgemeinbegriff sucht, so gehört er zu den großen geistigen Künstlern, die ohne umständliche Reflexion, mit sicherer Intuition Gedanken zusammenschauen und ihrer Zusammengehörigkeit gewiß sind, ohne sich schulmäßig Rechenschaft darüber zu geben und geben zu müssen. W. nennt gelegentlich Schiller als analoge Erscheinung. Ich gestehe, daß mir mehr und mehr Goethe der Schlüssel für das Verständnis der schöpferischen Geister, auch der religiösen geworden ist.

Einige Einzelheiten: Die Anwendung moderner Schematismen auf Erscheinungen der Vergangenheit, ist stets etwas gewagtes. Was soll z. B. damit gesagt sein, Jesus sei Romantiker und Pessimist, Idealist darin, daß er für das Sittliche nicht konkrete Ziele nennt, sondern es als selbständigen Prozeß ansieht! Das Letztere ist einfach unrichtig: wer als Ziel des Sittlichen nennt, vollkommen zu sein wie der Vater im Himmel, der weist auf eine ideale Norm. Oder das Vaterunser eine pantheistische Meditation? Oder der persönliche Gott eine Paradoxie gleicher Art wie der persönliche Teufel? Ich kann damit exegetisch nichts anfangen.

Stuttgart. H. Holzinger.

Digitized by Google

Festschrift des Vereins akademisch gebildeter Lehrer, der Universität Frankfurt a. M. zu ihrer Eröffnung gewidmet. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1916. 120 S. Geh. 6 *M*.

Die Oberlehrerschaft Frankfurts a. M., stets ausgezeichnet durch regen wissenschaftlichen Sinn und tätige Mitarbeit an der Lösung der mannigfachsten Probleme des geistigen Lebens, wollte der neuen Universität ihrer Heimatsstadt bei deren — inzwischen auf die Zeit des Friedens vertagten — feierlichen Eröffnung eine Festgabe widmen, die je einen Beitrag aus jedem Einzelgebiete der von den Oberlehrern an Frankfurts höheren Schulen vertretenen Wissenschaften bieten sollte. Der Weltkrieg, der die gewonnenen Mitarbeiter teils zu den Waffen rief, teils durch berufliche Überlastung der Zeit für wissenschaftliche Arbeit beraubte, ließ von dem so groß geplanten Werke nur einen Torso zustande kommen, freilich einen recht stattlichen von 120 Seiten größten Formates. Einem schwungvollen und formvollendeten lateinischen *carmen votivum* von Richard Preiser folgen je zwei Abhandlungen aus dem philologisch-historischen und dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiete. Nur von den beiden ersten soll hier die Rede sein.

Das Ganze eröffnet, wie billig, das Deutsche, und der *χορυφαῖος* ist Klaudius Bojunga, der Wortführer des Germanistenbundes. Als er auf der Marburger Philologenversammlung dessen Programm verkündete, das recht tief nach Utopien führte, jedenfalls weit über die Grenzen dessen hinaus, was 16–18jährige Gehirne fassen und pädagogische Thyrsosträger leisten können, da hatte er ein groß Publikum. Inzwischen haben sich in Rede und Gegenrede — nicht zum mindesten in Frankfurt selbst — die Meinungen geklärt, und es ist anzuerkennen, daß sich Bojunga von der Marburger Verstiegenheit ganz fernhält und allseitigen Beifall verdient. Er bietet 'Gedanken über die Grundlegung des deutschen Sprachunterrichtes auf höheren Schulen.' Jeder wird ihm zugeben, daß aller Unterricht nicht die Aufgabe hat, möglichst viel Einzelkenntnisse in 'geistigen Schnellbesohlanstalten' einzuhämmern, sondern die Schüler zur Fähigkeit selbständigen wissenschaftlichen Arbeitens heranbilden, sie 'in die Tiefen der Gründe führen und in möglichst selbständigem Schaffen auf der als zuverlässig erkannten Grundlage ein festes Gebäude errichten lassen solle, dessen Bestehen nicht von den Zufällen eines mehr oder minder guten Gedächtnisses abhängt.'

Auch darin hat Bojunga recht, daß der Schüler 'für keinen Stoff, dessen Zergliederung, Verknüpfung und Ordnung die Schule als Vorübung zu wissenschaftlicher Arbeit vorzunehmen hat, eine so reiche Fülle so zuverlässiger Einzeltatsachen mitbringt wie für die deutsche Sprache.' Dafür, daß die Auswertung dieses prächtigen und so leicht zu nutzenden Materiales nur zu oft gar so dürftig und unbefriedigend ist, macht Bojunga die Auslieferung des deutschen Unterrichtes an 'das Laientum', an nicht fachwissenschaftlich geschulte Lehrer verantwortlich. Daß hier viel gesündigt wird, ist bittere Wahrheit. Nur zu oft dient das Deutsche als Flickfach — der Erdkunde geht es nicht anders —, das ziemlich wahllos dem Lehrer gegeben wird, dem noch etliche Stunden an der vorgesehenen Zahl fehlen, und der sich dann recht und öfters

Digitized by Google

noch schlecht und nicht selten mit großem Widerwillen mit der ungewohnten, wegen der Korrektur doppelt peinlichen Aufgabe abfindet. Jeder sorgfältige Beobachter weiß, wie kläglich es häufig mit dem deutschen Unterrichte besonders der unteren und mittleren Klassen bestellt ist, wie da die Zeit totgeschlagen und namentlich die sprachliche Ausbildung in kümmerlichster und oberflächlichster Weise übers Knie gebrochen wird. Daß z. B. ein Lehrer, dem ein so grundlegendes Buch wie Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte unbekannt ist, nur ein schlechter Lehrer des Deutschen sein kann, gebe ich Bojunga ohne weiteres zu; es gibt nur zu viele, die mit Lesen und Wiederlesenlassen, mit Deklamieren und flüchtigen Aufsatzbesprechungen die kostbare Zeit vergeuden. Das sei in einer Zeit, wo gerade das Deutsche seinen Platz an der Sonne so machtvoll fordert und fordern darf wie nie zuvor, auch hier ganz deutlich ausgesprochen; Hilfe tut not.

Die Unfähigkeit des deutschen Sprachunterrichtes, namentlich der Unterklassen, wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen, sein sich Verlieren in zusammenhangslosen und verwirrenden Einzelheiten, während es doch die Schüler zur Klarheit über die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit ihres Sprachbesitzes zu führen gilt, sucht Bojunga in drei Gründen und stützt seine Ausführungen durch eine Fülle interessanter und lehrreicher Beispiele, die hier fast alle übergangen werden müssen.

Der unzureichend vorgebildete Laie meine erstens, der Bau einer Sprache müsse den Gesetzen der Denklehre folgen, und zwänge die Fülle der Gesichte in das Joch logischer Kategorien; so weiß er mit einem Satze wie 'Viel Feind, viel Ehr' nichts Besseres anzufangen, als ihn für einen 'verstümmelten Satz' zu erklären, weil nach dem herkömmlichen Schema Subjekt und Prädikat zu fehlen scheinen. Ich glaube allerdings, daß die Erkenntnis der psychologischen Faktoren im Leben der Sprache weit genug verbreitet ist, um auch die Schule mehr zu beherrschen als Bojunga meint. Im grammatischen Unterricht der fremden Sprachen wenigstens hat jeder verständige Lehrer das veraltete Gerüst der 'Regeln' und 'Ausnahmen' längst abgebrochen; im Deutschen freilich liegt da noch viel im Argen.

Zweitens sei der Laie bemüht, in jüngeren Sprachstufen vor allem das Nachleben älterer, längst erstorbener Erscheinungen wiederzufinden, ohne der selbständigen Weiterentwicklung ihr Recht zu gönnen. Gewiß darf die geschichtliche Entwicklung der Sprache nicht unbeachtet bleiben, und auch Bojunga beklagt die hier noch immer üblichen Unterlassungssünden mit Recht; gerade das Mittelhochdeutsche ist nur zu oft das Stiefkind des deutschen Unterrichtes und wird wenigstens nach meinen Erfahrungen nur zu gerne Lehrern anvertraut, die ohne sprachliche Durchbildung auf Grund einer mißverstandenen und mißverständlichen Bestimmung wegen ihrer Lehrbefähigung in philosophischer Propädeutik — des Faches für Faulpelze, wie es ein hervorragender Schulmann allzuscharf, aber doch nicht für alle Fälle und für alle Universitäten ganz unzutreffend genannt hat — ihr Recht auf das Deutsche in den obersten Klassen anmelden: es gelang ihnen nicht, auch nur die bescheidenste Fakultas für die Mittelklassen zu erwerben; aber Hildebrandslied und

Digitized by Google

Niebelungenlied, Walther und Wolfram fühlen sie sich gewachsen; dafür gibt es ja Übersetzungen. Ganz verkehrt indessen sei es, an falscher Stelle heutige Sprachverhältnisse aus älteren Sprachzuständen erhellen zu wollen, die der Schüler noch gar nicht kennt. Diese falsche Methode erläutert Bojunga durch besonders fesselnde und anregende Beispiele. So lehnt er für die Unter- und Mittelstufe die 'Willmannschen' Ablautsreihen ab, weil sie auf althochdeutschen, vielmehr auf indogermanischen Verhältnissen aufgebaut sind, so die herkömmliche Darstellung der Personenformen u. a. m.

Der dritte und schlimmste Fehler scheint Bojunga, daß der Laie, gewöhnlich in fremden Sprachen besser vorgebildet, sich von dem ihm altvertrauten Vorbild der lateinischen Sprachlehre nicht losmachen könne. Hier geht er freilich zu weit. Die 'Parallelgrammatiken' der Reformschulen werden mit Fug und Recht verworfen; aber ein verständiger, auch germanistisch nicht im Finstern tappender Lehrer wird doch gerade dann den größten Erfolg und die klarste Einsicht in die Eigenart der deutschen Sprache erzielen können, wenn er mit dem Lateinischen und Griechischen — oder dem Französischen und Englischen — daneben zu arbeiten und die fremde Art mit der Muttersprache in lebendige Verbindung zu setzen vermag. Natürlich darf er nicht Sklave der überkommenen Kategorien bleiben, die deutschen Tempora nicht über den lateinischen Leisten schlagen, die Eigenart der deutschen Hilfszeitwörter nicht unter lateinischem Gesichtswinkel verdunkeln und was sonst Bojunga von ähnlichen Verirrungen anführt.

Es wäre eine dankbare Aufgabe, wenn Bojunga über seine vielseitigen wertvollen Andeutungen hinaus in einem besonderen Büchlein zeigen wollte, wie auf der Grundlage der lebendigen, dem Kinde vertrauten und ihm doch zunächst in zahllose Einzelheiten zerfallenden Muttersprache ihm ein klares und reines Bild gezeichnet, richtiger von ihm und mit ihm geschaffen werden kann; damit würde er der Schule und der deutschen Sprache, deren Herrlichkeit er in so schönen und begeisternden Worten preist, einen noch unschätzbareren Dienst leisten als mit bloßer Polemik und der Muttersprache zu dem Rechte verhelfen, nach dem sie vielfach noch vergebens ruft. Er klagt, der deutsche Unterricht liege meist in Laienhänden; aber zu dem reinen Fachlehrertum der Franzosen und damit zur Sprengung des lebenzeugenden Zusammenhanges der einzelnen Fächer, des von einer Szienz in die andere Sehens, wie Lessing sagt, werden wir — hoffentlich! — niemals kommen; Berufsgermanisten seiner Art werden nie genügend für alle Klassen zur Verfügung stehen. Um so notwendiger sind gute Hilfsmittel, und daran fehlt es. Wir sahen schon, daß in der nicht besten aller Welten immer mit der Masse der Thyssosträger zu rechnen ist; zu gutem Willen, zu begeisterter Hingabe an ihren Beruf können auch sie erzogen werden; aber ihnen den rechten Weg zu weisen, das ist des Bakchen Pflicht.

Frankfurt a. M. war schon vor dem Kriege zum Mittelpunkte der Erforschung des Limesgebietes geworden, richtiger der Erforschung des gesamten links- und rechtsrheinischen Germanien, soweit es die Römer

Digitized by Google

besetzt hatten, einer Forschung, die auch über die Reichsgrenze nach Westen hinausgriff und ebenso über das Okkupationsgebiet nach Osten, soweit er unter römischem Einflusse stand. Gewiß wird die neue Universität an diesen auch für unsere deutsche Urgeschichte so wichtigen Arbeiten tätigen Anteil nehmen, und so ist es mit Dank zu begrüßen, daß Professor Georg Wolff, der berufensten einer, in einer sehr lehr- und inhaltsreichen Abhandlung die Entwicklung der römisch-germanischen Altertumsforschung, ihre Aufgaben und Hilfsmittel schildert.

In einer übersichtlichen geschichtlichen Einleitung zeigt Wolff, wie in wenigen Jahrzehnten die Erschließung des altgermanischen Römergebietes aus den Händen oft zu Unrecht verspotteter Dilettanten und unabhängiger, nicht selten planlos arbeitender Vereine zur Zentralisation unter Reichsleitung und aus Reichsmitteln kam, wie nach langem Widerstreben der zünftigen Archäologen und Philologen durch Männer wie Hübner, Mommsen, Conze, Fabricius, Zangemeister, Hettner bis auf Loeschke, Koepp und Dragendorff das Interesse der berufenen Wissenschaft dafür geweckt, aber auch die Mitarbeit tüchtiger Offiziere und Architekten, wie des Generals v. Sarvey und der beiden Jacobi, gewonnen wurde, wie die Methode der Ausgrabungen, vorher nur auf Fundstücke und die Füllung der örtlichen Museen gerichtet, sich immer mehr verfeinerte und zielbewußter wurde. Wir erfahren, wie alte, für unsere Vorgeschichte höchst bedeutsame Straßen nachgewiesen, wie aus unscheinbarsten Spuren verschollene Kastelle und ländliche Ansiedelungen erschlossen werden konnten, wie sich so ein viel klareres und umfassenderes Bild der germanisch-römischen Welt ergab, als Tacitus und die anderen antiken Berichte ahnen lassen, so wertvoll sie auch zur Ergänzung und Bestätigung der Bodenfunde sind. Von der neolithischen bis in die nachrömische, die fränkische Zeit wurden die Reste alter Kultur planmäßig freigelegt und zeigen eine vielfach lückenlose Entwicklung.

Sachverständig, Erfahrungen aus eigener Mitarbeit wirksam einflechtend, beleuchtet Wolff die Methodik der Ausgrabungen; knapp und doch erschöpfend behandelt er die mannigfachen wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel und lehrt uns die unendlichen Schwierigkeiten anschaulich kennen, mit denen der Ausgräber zu ringen hat, die vielseitigen Kenntnisse, deren er bedarf, wenn er nicht stümperhafte Ergebnisse erzielen will. Er muß ein guter Archäologe und ein guter Epigraphiker sein, aber auch ein Stück Landmesser; er muß Urkunden und Flurkarten zu deuten wissen und mit kundigen Dorfbewohnern geschickt umgehen können; er muß über ein scharfes Auge und so vorsichtige wie kühne Kombinationsgabe verfügen und gar manches sonst

Des weiteren unterrichtet uns Wolff über die Ergebnisse der Ausgrabungen und ihre Verwertung für die Probleme der germanischen Altertumskunde. Sie zeigen, daß das durch den Limes geschützte Dekumatenland nicht nur militärisch besetzt war, sondern auf zahlreichen Landgütern und in volkreichen Städten, wie Nida-Heddersheim, eine

Digitized by Google

dichte Provinzialbevölkerung barg, von der kein antiker Schriftsteller zu berichten weiß. Die mannigfachen Fragen, die die Häuser- und Grabanlagen aufwerfen, werden eingehend behandelt. Immer ist Wolff bestimmt und maßvoll; die verstiegene Selbstsicherheit einzelner Prähistoriker wird abgelehnt, die mit gottähnlicher Unfehlbarkeit für die jüngere Steinzeit wie für die Bronzezeit aus den Haus- und Gräberformen und aus den Funden die weittragendsten Schlüsse auf Rasse und Kultur der Träger dieser nach der großen Katastrophe der paläolithischen Zeit ältesten Perioden der Menschengeschichte ziehen; es wird aber auch der billige Spott abgewiesen, mit dem namentlich die klassischen Archäologen zum Teil noch heute den jüngsten, bei allen Keckheiten und Übertreibungen doch so machtvoll nach der Sonne strebenden Zweig der Altertumswissenschaft abtun möchten.

Weiter werden die Inschriften, Skulpturen, Münzen, die Erzeugnisse des Handwerkes und Kunstgewerbes besprochen und ihre Bedeutung für die germanisch-römische Altertumsforschung erörtert. Wir erfahren, wie voreilige Schlüsse zu meiden sind — z. B. dürfen Münzfunde nicht ohne weiteres für die Zeit der Prägung verwendet werden —, wie aber doch bei vorsichtiger Prüfung vielfach weittragende geschichtliche und kulturgeschichtliche Folgerungen möglich sind.

Die allergrößte Beachtung verlangt und findet so auch bei Wolff die Keramik. Einst gering, neuerdings für die Klärung der chronologischen und ethnographischen Probleme besonders der neolithischen Zeit vielfach überschätzt, steht sie im Vordergrunde des Interesses. Wolff zeigt sehr instruktiv, welche hervorragende Bedeutung die keramischen Funde für die vorrömische Metallzeit, vor allem aber für die Zeit der Römerherrschaft in Germanien gewonnen haben, wie namentlich die Bauziegel mit Legionen- und Kohortenstempeln die Datierung der Fundstücke bis aufs Jahrzehnt ermöglichen. Auch die erst neuerdings mehr gewürdigten Tonlampen und Sigillatagefäße, um die sich Siegfried Loeschke und Dragendorff sehr verdient gemacht haben, werden besprochen.

So bietet Wolff eine ausgezeichnete Übersicht über die noch so junge Limesforschung, die, einst verspottet und abgelehnt, in wenig Jahrzehnten Ergebnisse gebracht hat, die mit den Grabungen auf klassischem Boden kühnlich wetteifern können und Hübners Wort rechtfertigen, daß die Reste des Altertums in Westeuropa an malerischem Reiz wie an geschichtlicher Bedeutung den alten Denkmälern des Ostens, in Ägypten, Griechenland und Italien, keineswegs nachstehen. Das war noch 1889 ein Wort der Klage und der Sehnsucht; heute ist es erfüllt.

Koepps und Dragendorffs populäre Bücher über die Römer in Germanien bringen die Resultate der römisch-germanischen Altertumsforschung; die Wege, die zu solchen Zielen führten, werden nirgends klarer und reizvoller beschrieben als von Wolff.

Rudolstadt. Georg Siefert.

Digitized by Google

Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte. Franz Muncker zum 60. Geburtstag dargebracht von der Gesellschaft Münchener Germanisten. München 1916. 264 Seiten.

Die wechselseitige Erhellung der Künste, der Oskar Walzel im Januar 1917 in der Kantgesellschaft einen bedeutenden Vortrag gewidmet hat, scheint auch ein Lieblingsthema der Münchener Germanisten zu sein. Seit den großen Tagen der deutschen Klassiker, die durch ihre Erörterungen Dichtkunst und bildende Künste zu fördern suchten, ist diese Frage nicht zum Stillstand gekommen, ja, sie nimmt, sich ihrer Wichtigkeit und Erfolge bewußt, je länger je mehr eine bevorzugte Stellung bei literarhistorischen Untersuchungen ein. Fr. von der Leyen behandelt, freilich nur auf Möglichkeiten hinweisend, nirgends abschließend, die Beziehungen der bildenden Kunst zur Dichtung im Mittelalter.. Boriuskis Studie über Mignons Eiertanz findet als Quelle zu jener Szene ein Bild des Pieter Aertsen im Amsterdamer Ryksmuseum. Erich Petzets Aufsatz über Paul Heyse und Jakob Burkhardt und Emil Sulgar-Gabings Abhandlung über C. F. Meyers Michelangelo-Gedichte decken feine Beziehungen zwischen der Kunst des Dichters und Malers auf, — freilich mehr in dem Sinne, daß die Vorlage des Bildes den gestaltenden Dichter geradezu geführt hat. Anders steht es mit Fritz Strichs Aufsatz: der lyrische Stil des 17. Jahrhunderts. Hier zeigt es sich, daß der Geist des 17. Jahrhunderts es selber war, der die Schöpfungen beider Künstler gefärbt hat. Strich spricht zwar nur davon (S. 45), wie man damals versucht habe, Dichtung in Malerei zu verwandeln unter Aufhebung der Grenzen zwischen den Gattungen der Künste. Wichtiger dagegen erscheint mir, daß das gesamte Empfinden der Zeit einen Stil forderte, den wir malerisch nennen. Ohne von Literatur zu sprechen, ist Heinrich Wölfflins Buch: Kunstgeschichtliche Grundprobleme (das Problem der Stilentwicklung in der neuen Kunst, München 1915) auch ein Führer bei der Behandlung solcher Probleme, wie sie sich Strich vorgenommen hat. Wie sich in der Malerei von Dürer bis Rembrandt ein Unterschied vom Zeichnerischen zum Malerischen herausbildet, so läuft eine parallele Entwicklung vom Linearen zum Malerischen in der gleichzeitigen Dichtung. ‚Das Malerische ist nicht eine höhere Stufe in der Lösung der einen Aufgabe der Naturnachahmung, sondern eine generell andere Lösung.' Unter Hinzuziehung der Wölfflinschen Gedanken, aber auch nur dann, gewinnt die Strichsche Arbeit eine tiefere, man möchte sagen philosophischere Bedeutung.

Sonst sei noch hingewiesen auf Janentzkys Aufsatz: Lavaters magischer Glaube, der, ohne es auszusprechen, Beiträge zu liefern vermag zu Fausts Magie. Ganz anders als aus Swedenborgs Schriften, auf welche sonst die Faustkommentare gewöhnlich aufmerksam machen, kann gerade aus Lavaters 'Glaubensbekenntnis' Fausts neues Menschheitsideal, das er sich erträumt, freilich ohne es vorläufig erreichen zu können, begriffen werden. 'Magie oder Religion ist die Kraft des Menschen, sich die Geisterwelt so existent zu machen, wie die Körperwelt.' Auf Faust führt auch Boriuskis Untersuchung über Homunkulus. Doch, wenn auch Boriuski eine neue Quelle zu dem chemischen Menschlein in Rousseau

Digitized by Google

findet, so bekennt er doch: 'Ein einwandfreier Nachweis des Anlasses für seine Einführung in den Faust steht nach wie vor aus.' Das stimmt zur Resignation E. Schmidts: 'Eine erschöpfende Formel für Homunkulus gibt es nicht.' In einem besonderen, demnächst erscheinenden Aufsatz [1]) vermag ich den Nachweis zu liefern, daß Homunkulus der am Ende des 1. Aktes des zweiten Teils in seiner bisherigen Existenz vernichtete und nun den Prozeß der Wiedergeburt durchmachende Faust selber ist. Natürlich war es mir besonders interessant, nach Fertigstellung meiner Arbeit Boriuskis Studie zu lesen.

Tieferes Interesse weckt noch in der Festschrift die Charakteristik der Lebensarbeit Alexander Fischers (von Robert Hallgarten), der eine bedeutende Rolle unter den Masaniello- und Nausikaadichtern spielt.

Auch die Festschrift steht unter dem Zeichen des Krieges und hat somit manches Geplante nur angedeutet oder vorläufig verschoben.

Lübeck. Georg Rosenthal.

1) Albert Leitzmann, Die Quellen von Schillers Wilhelm Tell. Preis brosch. 1,20 ℳ., geb. 1,50 ℳ. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. 1912. Bd. 30 der 'Kleinen Texte für Vorlesungen und Übungen', herausgegeben von Hans Lietzmann.

2) Der selbe: Die Quellen von Schillers u. Goethes Balladen. Preis brosch. 1,20 ℳ., geb. 1,50 ℳ. 1911 im gleichen Verlag. Bd. 73 der genannten Sammlung.

3) Wolfgang Stammler: Anti-Xenien, in Auswahl herausgegeben. Preis 1,40 ℳ., geb. 1,80 ℳ. 1911 im gleichen Verlag. Bd. 81 der genannten Sammlung.

Die Lietzmannische Quellenedition schlägt alle ähnlichen Unternehmungen aus dem Felde durch die Sicherheit der Auswahl, die Gediegenheit der Stoffe, die Zuverlässigkeit der Bearbeiter und die Billigkeit des Preises. Längst sind die hechtgrauen Bändchen eine vertraute Erscheinung im Hörsaal der Universität, auch in der Schule haben sie, an passender Stelle von geschickter Hand verwertet, ihren berechtigten Platz. Nur dürfen sie im Schulzimmer nicht aus Verlegenheit herangezogen werden, sondern müssen, der Ernüchterung entgegenarbeitend, den Blick für die Flugkraft der Dichterphantasie frei machen.

Die Quellenstücke zum Tell berücksichtigen in erster Linie Tschudis Chronik. Leitzmanns Fußnoten helfen über mögliche Verständnisschwierigkeiten des Textes hinweg. Die Probe aus Ambühls Nationalschauspiel gibt einen Anhalt für den Streit zwischen Roethe und Kettner über Schillers Beeinflussung durch die älteren Schweizer Dramen. Lohnend sind im dritten Teil die Parallelen zwischen Schiller auf der einen Seite, Müller, Tschudi, Etterlyn, Scheuchzer, Stumpf und Fäsi auf der anderen. Zum Überfluß ist noch ein älteres Fragment und ein Szenerieentwurf beigefügt.

[1]) Der Aufsatz ist inzwischen erschienen in den Monatsheften der Komeniusgesellschaft XXVI Band. Heft 3 März 1917. Im letzten Goethejahrbuch 1918 behandelt das gleiche Thema mit einer der meinen durchaus verwandten Lösung Dr. Paul Alsberg.

Digitized by Google

Die zweite Schrift Leitzmanns bietet die Belege für die gelesensten Balladen Schillers, läßt nur nach Kösters Quellenanalyse den Ritter Toggenburg beiseite. Bei Goethe befriedigt keine einzige Auswahl, darum auch die Leitzmannische nicht. Anzuerkennen ist dagegen die Beseitigung alles unergiebigen Gelehrtenkrams und die Berücksichtigung der so seltenen Parialegende. So wird man auch hier wie durch jede richtig erschlossene Quelle zum Dichter zurückgeführt, statt ihm entfremdet zu werden.

Verdienstlich ist das Sammelwerk Stammlers von den Anti-Xenien, die im Titel sofort an den Anti-Göze erinnern und die wütige Streitlust des 18. Jahrhunderts grell offenbaren. Vollständig mitgeteilt sind darin die Schriftchen von Manso-Dyck u. Voigt, auch die Rezension von Ebeling. Wie der tief eindringende Verfasser selbst bedauert, hat der 'Mücken-Almanach für das Jahr 1797' keine Aufnahme finden können. Der handschriftliche Apparat bezeugt die unübertroffene Sorgfalt des Herausgebers. Die knappen Erklärungen sind jedem Leser willkommen. Der Geist des Zeitalters wird dadurch in keiner Weise unterdrückt. Man staunt von neuem, auf welche Welt Schiller und Goethe stießen.

Frankfurt a. O. Richard Groeper.

Heinrich Gerstenberg, Deutschland, Deutschland über alles! Ein Lebensbild des Dichters Hoffmann von Fallersleben. München, C. H. Beck. 100 S. Geb. 2 ℳ.

Zum 75. Gedenktage der Entstehung unseres Nationalliedes ha der Herausgeber der gesammelten Werke Hoffmanns von Fallersleben ein Lebensbild des Dichters erscheinen lassen, um seine Bedeutung für unser neues Deutschtum zu erweisen (S. VI des Vorworts): der heutigen Zeit stehe er durch sein Lied der Deutschen näher als vergangenen Geschlechtern (S. 3 der Einleitung). Dieser Behauptung ist zuzustimmen, denn das Wesen und der Wert deutschen Denkens und deutscher Gesinnung ist in ihm aufs tiefste erfaßt und einfach, doch auch selbstbewußt echt volkstümlich zum schönsten dichterischen Ausdruck gebracht, so daß wir eine Umarbeitung, wie sie Franz Dülberg gerade am 26. August in der Voss. Zeitung darbietet, gewiß allgemein ablehnen werden. Die Richtigkeit des obigen Satzes beweist der Verfasser mehrfach in seinen Darlegungen, so sagt er S. 5, daß Hoffmann, der in den Literaturgeschichten der politische Sänger und Kämpfer der vormärzlichen Zeit war und blieb, erst in unserer Zeit in Erkenntnis seines innersten Wesens in sein Ehrenrecht eingesetzt wurde.

Das Buch schildert den Dichter zunächst in seiner Jugend, dann nach seinem dreifachen Wirken als deutschen Gelehrten, deutschen Dichter, politischen Sänger und deutschen Kämpfer, um zuletzt von seinem Lobgesang auf Deutschland näher zu handeln. Überall tritt uns Hoffmann daraus als der echte treue deutsche Mann entgegen, ohne daß seine Schwächen verkannt würden.

Zu Beginn seiner Lebensbeschreibung wird seine vaterländische Bedeutung treffend in dem Satze zusammengefaßt: er war von Geburt Hannoveraner — nicht etwa Braunschweiger, wie es in dem Aufsatz

Digitized by Google

Sokrates IV 1916 S. 53 heißt — ging nach Preußen über und ward ein Deutscher. Der Grund für seine spätere nervöse Reizbarkeit und Eigenwilligkeit wird wohl nicht mit Unrecht in seiner Verziehung infolge Kränklichkeit während seiner ersten Lebensjahre gesucht. Anschaulich führt der Verfasser dann aus, wie schon den Braunschweiger Primaner die deutschen Dichter fesselten und die vaterländische Begeisterung der Freiheitskämpfe zum Dichten 'deutscher Lieder' antrieb, wie dem Göttinger Studenten, der noch kein bestimmtes Ziel für seine Studien hatte, ein Besuch bei Jakob Grimm für seine Beschäftigung mit der deutschen Sprache und Literatur entscheidend beeinflußte, und wie er von der engeren Heimat, die ihm durch den kalten und vornehmen Ton Göttingens verleidet wurde, sich nach Bonn wandte, in die freiheitliche Bewegung hineingeriet und Deutschlands Einigkeit, Freiheit und Größe von neuem zum Ziel seines Strebens machte. Der Verfasser hebt aber auch hervor, daß das Aufgeben seines hannöverschen Vaterlandes, seine Heimatlosigkeit ihn zur Unruhe führte und schließlich auch zur Unzufriedenheit, wenn er sich auch desto bestimmter an den Gedanken des Deutschtums hielt.

Im nächsten Abschnitt wird seine erhebliche mühevolle Tätigkeit als Gelehrter, sein unermüdlicher Sammeleifer im Nachforschen nach altdeutschen Sprach- und Literaturdenkmälern auf Wanderungen und Reisen und in den Archiven der Bibliotheken gewürdigt. Eine seiner verdienstvollsten Handlungen auf diesem Gebiet, die Wiederentdeckung der verloren gegangenen Urhandschrift des althochdeutschen Ludwigsleichs in Valenciennes während der Universitätsferien 1837 zugleich mit dem romanischen Lobgesang auf die heilige Eulalia, wird mit des Dichters eigenem Bericht erzählt und seine zahllosen Veröffentlichungen, auch im Bereich des Niederdeutschen, wie Reineeke de Vos, ein niederdeutscher Äsop, die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung, und des Flämischen erwähnt, desgleichen seine Forschungen über das deutsche Kirchenlied, die schlesischen Volkslieder u. a. Am Schluß dieses Teils spricht der Verfasser von den Berührungen des Dichters, mit manchen Bestrebungen der Gegenwart in seinem Unwillen über die Vorherrschaft der altklassischen Sprachen besonders im Unterrichtswesen, sowie von seiner Bekämpfung der Fremdwörtersucht und der Verwelschung unserer Sprache, entsprechend der jetzigen Zeitströmung. Es folgt eine Übersicht seiner lyrischen Dichtung, insbesondere auch der vaterländischen in reicher Auswahl von Proben.

Im IV. sehr lesenswerten Abschnitt wird auseinandergesetzt, welche Umstände Hoffmann zum politischen Sänger werden ließen, und über ihn geurteilt, daß er eine Rolle spielte, die seinem inneren, im Grunde weichen Wesen nicht entsprach: gerade in der Zeit, in der er schon seine Kampflieder dichtete, entstanden zugleich seine schönsten Vaterlandslieder, ein Zeichen für die Zwiespältigkeit seines Wesens, den Widerstreit seines kindlich-schlichten, weichen und warmen Gefühlslebens und seiner kritisch-satirischen Anlage (S. 52). Auch weist der Verfasser darauf hin, daß er die Abneigung gegen französischen Einfluß, den Haß gegen die russische Knute und die Erkenntnis von Englands Neide mit der Gegen-

Digitized by Google

wart teilt (S. 84). Das Ende dieses Teiles bilden Lieder, die von der Freude Zeugnis geben, mit der er die Gründung des Reiches begrüßte, und von der Innigkeit und Treue, mit der er bis zu seinem Lebensabend an seinem Glauben an Deutschlands Zukunft festhielt.

Abschnitt V ist dem Liede der Deutschen gewidmet, ausgestattet mit einem Abdruck seiner Urschrift in der Königl. Bibliothek in Berlin. Der Erzählung von der Entstehung des Liedes und seiner Verbreitung folgt eine Abwehr der feindlichen Vorwürfe, als läge in ihm Selbstüberschätzung und Begierde nach Weltherrschaft (vgl. auch dazu meinen Aufsatz Sokrates IV 1916 S. 196—98).

Demnach bietet Gerstenbergs Buch ein treffliches, unparteiisches Lebensbild des Dichters und eine allseitige, gründliche Würdigung seiner Schöpfungen, dem, in Übereinstimmung mit der Anzeige in Hinnebergs Deutscher Literaturzeitung 1916 S. 1248, weite Verbreitung zu wünschen ist.

Dem Buche sind als Abbildungen beigegeben: eine sehr ansprechende photographische Aufnahme des Dichters aus den letzten Lebensjahren, eine Handzeichnung des Schlosses Corvey an der Weser von dem Sohne, sowie eine Radierung seines Arbeitszimmers in diesem Ruhesitz seines Alters von dem Enkel Hoffmanns, hocherfreuliche Gaben gleich der schon erwähnten Urschrift des Liedes.

Am 26. August 1916 fand eine Gedenkfeier am Grabe des Dichters in Corvey statt, und eine Gedächtniseiche ward von der nahe gelegenen westfälischen Stadt Höxter gepflanzt, in den unruhevollen Tagen schmählichen Vertragsbruchs bisheriger Verbündeter und Erstehens neuer Feinde Deutschlands eine ernste Mahnung zu unerschütterlicher Einigkeit, wie sie dem prophetischen Geist unseres Dichters vorschwebte.

Berlin-Friedenau. Reinhold Gottschick †.

Albert Kiekebusch, Die heimische Altertumskunde in der Schule. Ein Beitrag zur Um- und Ausgestaltung des heimatkundlichen Unterrichts. Berlin, Karl Siegismund, 1915. 80 S. 1,20 ℳ.

In dieser Schrift spricht ein früherer Schulmann, der sich nunmehr ganz der Erforschung der Vorgeschichte unserer engeren Heimat, der Mark Brandenburg, widmet, zu Lehrern und Oberlehrern. Er will die Ergebnisse seiner Spezialwissenschaft für den Schulunterricht fruchtbarer gemacht wissen und gibt zu diesem Zweck in zehn Abschnitten: 1. Die Vernachlässigung der Heimatkunde im Schulunterricht, 2. Bestrebungen zur Umgestaltung des heimatkundlichen Unterrichts, 3. Ist die heimische Altertumskunde, soweit sie sich mit vorgeschichtlichen Altertümern beschäftigt, für die Schule reif?, 4. Erdgeschichtliche Spuren und ihre Deutung, 5. Der Lehrstoff, 6. Stoffverteilung und Methode, 7. Ausflüge in die Umgebung von Berlin, 8. Lehrerkurse zur Einführung in das Verständnis der heimischen Altertümer, 9. Wahre und falsche Heimatliebe und Heimatpflege, 10. Die Heimatkunde und Deutschlands Zukunft — Winke und Stoffe, durch die dieses Ziel erreicht werden soll. Zweifelsohne ist die Mark mit ihren vielen landschaftlich und erdgeschichtlich reizvollen Gegenden für den heimatkundlichen Unterricht ein besonders dankbares Objekt. Die Eiszeit hat hier für jedermann deutlich

Digitized by Google

sichtbare Spuren hinterlassen und die nach ihrem Ablauf folgende menschliche Besiedlung ist in mannigfachen Resten und Spuren nachweisbar. Der Verfasser der Schrift selbst hat sich in der Bodenforschung spezialisiert, die Formen des bronzezeitlichen, frühgermanischen und slawischen Hausbaus in der Mark ermittelt und die Ergebnisse seiner Grabungen einem größeren Publikum im Jahre 1914 in einer Sonderausstellung des Märkischen Museums zugänglich gemacht. In der vorliegenden Schrift gibt er auch eine Anweisung für die Stoff-Verteilung bei der Berücksichtigung der Vorgeschichte im Unterricht. Seiner pädagogischen Vorbildung entsprechend hat er vornehmlich die Oberstufe von Volksschulen im Auge. Aber es versteht sich von selbst, daß auch höhere Schulen von den in der Schrift gegebenen Anregungen mit Nutzen Gebrauch machen können. Das Interesse der Schüler für die Vorgeschichte ihrer Heimat ist leicht zu erwecken, wie ich mich im Unterricht verschiedentlich zu überzeugen Gelegenheit hatte. Kiekebusch gibt auch eine Aufstellung von Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung von Berlin mit besonderer Betonung der geologischen und vorgeschichtlichen Belehrung. Das Büchlein ist zweifellos geeignet, wertvolle Anregungen in pädagogischen Kreisen auszustreuen.

Berlin. Sigmund Feist.

M. Schuster, Eduard Mörike und Catullus. Sonderabdruck aus der 'Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien' LXVII (1916, 6. Heft).

Mörikes Verhältnis zur Antike im allgemeinen hatte E. Stemplinger in den 'Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum usw.' (10. Jahrg., 1907, S. 659—668) untersucht. Es war daher ein glücklicher Gedanke, nun einmal den Spuren des Catull in Mörikes Dichtung nachzugehen, des Catull, der ihm mehr war als irgend ein anderer Römer. Hat er doch in der 'Klassischen Blumenlese' (I. Bändchen, Stuttgart 1840) neunzehn Catullische Lieder bearbeitet und die musterhaften Übersetzungen von c. 45, c. 84 und c. 85 unter seine eigenen Dichtungen aufgenommen. Wie eifrig er den Veroneser in den Jahren 1838 - 40 las, zeigt ferner das schalkhafte Begleitgedicht 'An den Bibliothekar Adalbert von Keller, bei verspäteter Zurücksendung einer Ausgabe des Catullus'. Kein Zweifel also, daß Mörike den großen römischen Lyriker gekannt, ja daß er ihn sehr gut gekannt hat. Direkte Erinnerungen an Catull sind nun freilich, wie auch Schuster zugibt, äußerst selten. Sie finden sich in dem poetischen Dank 'An den Herrn Prior der Kartause I.' und dem oben erwähnten Propemptikon. Wichtiger erscheinen daher dem Verfasser die leise fortklingenden, fast unbewußten Reminiszensen. So könnte die Idee des Distichons 'Auf einen Redner' angeregt oder beeinflußt sein durch c. 53. Im Aufsuchen solcher Parallelen geht jedoch Schuster sehr weit; so daß er oft mehr einen interessanten Vergleich als den glaubhaften Nachweis wirklicher Abhängigkeit bietet. Aus der Fülle läßt sich nur einiges herausgreifen. So nimmt er z. B. einen Einfluß von c. VII und c. V auf 'Frage und Antwort' und 'Nimmersatte Liebe' an. Aber in 'Frage und Antwort' wird Ursprung und Macht der Liebe mit dem unerklärbaren Wehen des Windes und den verborgenen Fluten verglichen,

Digitized by Google

die aus der Tiefe dem frischen Quelle ihr Wasser senden; Liebe und Natur, meint der Dichter, kann der Mensch eben nur hinnehmen, wie sie sind und soll sich nicht vermessen, sie deuten oder vernunftgemäß ergründen zu wollen. Was steht davon bei dem Römer? Da bleibt denn wirklich nur das Äußerlichste der Form übrig, die Frage und die Tatsache, daß in beiden Gedichten zwei Vergleiche stehen, die aber nichts Gemeinsames haben. Das ist denn doch zu wenig und ich kann hier keine Beziehung entdecken, auf die Gefahr hin, daß mich der Verfasser für einen 'Zweifler' hält. Die sind aber nach seiner Anmerkung S. 13 'oberflächliche Kenner der Literatur oder Leute von geringem literarischen Empfinden'. Sei's drum. Eher kann man den Grundgedanken von 'Nimmersatte Liebe' in Catulls c. 7 wiederfinden, da sich denn freilich die Kußfreudigkeit des Veronesers überlegen zeigt. Mag man ferner zugeben, daß das Sonett 'An die Geliebte' katullischen Geist atmet, so erscheint es doch wenig glücklich 'quod omnes eripit sensus mihi' zu vergleichen mit 'von Tiefe dann zu Tiefen eilt mein Sinn' oder 'par esse deo videtur' mit 'mich stumm an deinem heil'gen Wert vergnüge. Dagegen lassen sich wohl verwandte Züge in den Peregrina- und Lesbia-'iedern finden. So klingt die erste Strophe von 'Trost' fast auffällig an Imiser Catulle, desinas ineptire' an. Auch aus den Gedichten an Freunde bringt Schuster manche hübsche Parallele, weist auch auf die Vorliebe beider Dichter für das epigrammatische Einzeldistichon hin. Mit Recht betont er aber immer mehr die 'seelischen und künstlerischen Konsonanzen' beider Dichter als einzelne Übereinstimmungen und die seltenen Nachahmungen. Darin liegt der Wert der Schusterschen Arbeit, der man in Einzelheiten widersprechen, die man aber als Ganzes nicht ablehnen kann.

Potsdam. Kappus.

Die Satiren und Episteln des Horaz. In deutscher Prosa von Hermann Röhl. Berlin, G. Grote Verlag, 1917. II. 280 S. 8. Geb. 5 ℳ.

Ein genauer Kenner des Dichters hat hier die Sorgfalt und Umsicht, mit der er in seinen Jahresberichten den Fachgenossen einen Überblick über die vielfach unerfreulichen Massen der Horazliteratur bietet, an eine für 'weitere Kreise von Gebildeten' bestimmte Übersetzung der Sermonen gewandt. Die Gediegenheit der Arbeit ist unverkennbar, überall liegt scharfe Interpretation zugrunde, den vielen Schwierigkeiten der Einzelerklärung und der Fragen des Zusammenhangs wird nirgends ausgewichen, die antiken Kommentare und die moderne Forschung sind durchweg berücksichtigt. Dabei hat die Scheu nicht völlig Gesichertes zu geben den Übersetzer bisweilen vielleicht allzu vorsichtig gemacht; so teilt er Sat. II 6, 108, wo es von der Stadtmaus heißt *nec non verniliter ipsis fungitur officiis, praelambens omne quod adfert,* offenbar das Bedenken von Kießling-Heinze hinsichtlich der Sitte des Vorkostens und des Tafelamts der *praegustatores.* In der Tat ist in Rom zufällig der erste *praegustator divi Augusti,* von dem wir wissen, ein im Jahre 22 n. Ch. gestorbener Mann, vorher wird die Sitte nur für Antonius bezeugt (die Stellen bei Lejay im Kommentar); folgt daraus wirklich

Digitized by Google

daß die Einrichtung im Jahre 31 v. Ch. in Rom noch nicht bestand und soll sie gerade Augustus eingeführt haben? An Naschen zu denken verbietet das urbane Gebahren der Stadtmaus; war die Sitte damals neu, so erhöht das nur die Eleganz dieses Dieners. Gelegentlich gibt R. auch, um den Resultaten der Forschung gerecht zu werden, zu viel: es mag ja sein, daß in der Ars poetica 393 der Ausdruck *dictus ob hoc lenire tigris rabidosque leones* die stoische Mythendeutung berücksichtigt; übersetzt man aber 'weshalb man allegorisch von ihm sagte', so wird das viel zu grell und zu technisch. Unrichtig, wenn auch sprachlich denkbar, scheint mir die Auffassung von epist. I 20, 5 *fuge quo descendere gestis* 'geh nicht dahin, wohin es dich jetzt gelüstet'; vgl. Martial I 3, 12. In dankenswerter Weise hat sich R. darum bemüht, den Gedankenfortschritt, die Gliederung und den Zusammenhang der einzelnen Teile klar hervortreten zu lassen; auch die Absätze des Drucks dienen wirksam diesem Bestreben. Man weiß, daß, nachdem für die Einzelerklärung so viel getan ist, gerade hier noch manche Schwierigkeiten dem Verständnis der Sermonen entgegenstehen. Gewaltsam und unnötig scheint mir die Ansetzung einer Parenthese Sat. I 8, 8—16; ich sehe nicht, was gegen die übliche Auffassung spricht, die in V. 17ff. eine Antithese zu 14ff. erblickt. Doch darauf, daß jede Einzelheit überzeuge, kommt es gar nicht an; im Ganzen wird Röhls Buch dem Interpreten der Sermonen eine wertvolle Hilfe sein und ihn, sofern er aufmerksam liest, oft zwingen, seine Auffassung des Einzelnen und des Ganzen aufs neue scharf zu prüfen.

Aber diese dem ehemaligen Reichskanzler von Bethmann Hollweg gewidmete Übersetzung ist ja gar nicht in erster Reihe für Philologen geschrieben, sondern für diejenigen unter den Gebildeten, 'die sich an dem Gedankenreichtum des liebenswürdigen, lebensklugen, geistvollen, noch immer nicht ganz gestorbenen Venusiners erfreuen wollen'. Den Weg zu dieser Freude macht der Übersetzer seinen Lesern herzlich sauer. Er erstrebt vor allem die 'Wiedergabe des Gedankeninhalts'. Ist denn Horaz ein Denker von eigenen Gnaden oder auch nur einer, der fremdes Denken mit eigenem neuen Pathos nacherlebt wie so mancher Römer? Ein Poet ist er, in den Sermonen so gut und mehr als in vielen seiner Oden. Röhl behandelt ihn, als hätte er etwa das Buch des Kaisers Marcus vor sich; das Kunstwerk wird überall erbarmungslos zerschlagen. Das folgt an sich nicht daraus, daß zur Wiedergabe die Prosa gewählt wird; freilich ist das ein gefährlicher Weg, der Vers hilft bis zu einem gewissen Grade der Rede jenen Fluß bewahren, den Horaz für den Stil des sermo vor allem fordert. Doch es ließe sich wohl eine Prosa, genährt an Lessingschem Geiste, denken, die vieles von den Köstlichkeiten horazischer Diktion in unsere Sprache herüberrettete. Was Röhl gibt, verdient wahrlich nicht den Namen deutsche Prosa. Es ist das Übersetzungsdeutsch der lateinischen Übungsbücher alten Stils. 'Ich würde wünschen (!), daß wir den selben Irrtum auch unsern Freunden gegenüber begingen und daß der Sprachgebrauch diesem Irrtume um der zugrunde liegenden guten Gesinnung willen einen schönen Namen beigelegt hätte' (S. 21). 'Zwischen dem Priamiden Hektor und dem mutigen

Digitized by Google

Achilles war die Feindschaft nur deshalb eine unversöhnliche (!) und tödliche, weil jeder von beiden eine ganz außerordentliche Tapferkeit besaß' (S. 53). 'Der alte, ehrwürdige Ennius verfehlte nicht, jedesmal erst tüchtig zu zechen, um dann aufzuspringen usw.' (S. 211). Perioden wie in Reichsgerichtsentscheidungen lassen den Leser erleichtert aufatmen, wenn er schließlich nach einem halben Dutzend eingeschachtelter Nebensätze des Verbum finitum entdeckt hat. Bisweilen ist der Ausdruck nur mit Hilfe des Originals überhaupt verständlich. 'Jeder von uns beiden fragte den andern nach dem Woher und Wohin und gab diesem Auskunft' (S. 62). Genug davon. Das Unvermögen unsere Sprache zu gestalten ist nicht allein Schuld an der Dürre dieser Übertragung. An den wundervollen Axiomen, in denen Horaz, freilich anspruchsvoll genug, das Wesen des idealen Sermonenstils festlegt (sat. I 10, 9—14), geht Röhl bewußt vorüber. Vor der hier geforderten und von dem Dichter, sobald er seine volle Kraft erlangt hat, überall verwirklichten Buntheit der Rede verschließt dieser Übersetzer die Augen, er mißachtet die italische Kürze, das Drängen und Stoßen kampfesfroher kurzer Sätze Hieb auf Hieb, das plötzliche Ansteigen zu den Höhen tragischer und epischer Sprache, das sanfte Dahingleiten im Unterhaltungston einer verfeinerten Gesellschaft. Grau in grau zieht sich die Wiedergabe in die Länge. Nur der Gedanke soll nackt herauspräpariert werden. Man vergleiche die horazische *brevitas* am Schluß von sat. II 6 (die Landmaus hat wirklich keine Zeit zu verlieren) mit der Behaglichkeit der Übertragung (S. 127), in dem selben Gedicht V. 98 *domo levis exsilit* 'sie sprang aus ihrer bisherigen (!) Wohnung hinaus', dafür aber kurz darauf an Stelle des herrlichen hochepischen *iamque tenebat nox medium caeli spatium* nur 'und es war schon Mitternacht', also Pedanterei für beschwingte Kürze, trockene Sachlichkeit statt des vollen Klangs. Epist. I 19, 41 das sprichwörtlich gewordene terenzische *hinc illae lacrimae* 'daher der Groll gegen mich'. In der Besorgnis, es möchte ein ordnungliebender Leser den Gedankengang nicht verfolgen können, werden beliebig breite Verbindungsglieder eingeschoben; das den Sermonen eigentümliche immer Neueinsetzen, das dem einen Gedanken, den man leise dahinter spürt, von immer neuen Seiten zu Leibe geht, wird mutwillig zerstört. So steht vor epist. I 19, 3 *at male sanos* der Einschub 'Und wirklich scheint manches darauf hinzuweisen, daß Dichten und Weintrinken miteinander in Verbindung stehen'. Horaz ist doch kein Sekundaner, von dem man einen Übergang von der 'Einleitung' (dies ist keine) zu den Beispielen des Hauptteils verlangt. In dem gleichen Gedicht gibt R. entsprechende Zusätze nach V. 11 und V. 27, ebenso zu sat. I 5, 54 und sonst. Nivellierend verfährt Röhl auch mit den Bildern, er fühlt ihre Farbe weder im Deutschen noch im Lateinischen, so spricht er bei *libera per vacuum posui vestigia princeps* von 'jungfräulichem Boden' und tilgt dann gleich darauf (S. 213) das Bild in *laqueum famoso carmine nectit* gänzlich.

Gern hätte die Besprechung den Schein vermieden, am Einzelnen einer tüchtigen Leistung herumkritteln zu wollen. Aber nur durch Beispiele ließ sich deutlich machen, worauf es hier ankommt. Und das

Digitized by Google

ist wichtig und betrübend zugleich. Es zeigt sich, daß ein verdienter Gelehrter, der vielen Erfordernissen schwieriger Interpretation gerecht wird, von dem Stile, d. h. in diesem Falle von der eigentümlichen unvergleichlichen Kunst seines Autors, der leider zufällig ein Dichter ist, keinerlei lebendige Anschauung in sich trägt, denn trüge er sie im Sinne, er könnte nicht die Form wie ein beliebiges Gewand beiseite werfen. Carl Bardt hat die Sermonen bewußt in einen ganz andern einheitlichen Stil umgesetzt; da ist etwas vielfach Erfreuliches entstanden, den echten Horaz bringt uns das im Ganzen auch nicht nahe, dazu drängt uns diese Form zu stark ab zu Hans Sachs oder dem jungen Goethe hin, zwingt auch den Übersetzer zu allzu großen Freiheiten. Aber wenn man heute denen, die dies Latein nicht mehr zu lesen vermögen (und deren werden täglich mehr), Freude, wenn auch nicht am ganzen Horaz der Sermonen, so doch an vielem darin, schaffen wollte, gäbe man ihnen wohl eher die Bardtsche Übersetzung in die Hand (am liebsten freilich die des alten Wieland, die schönste, die ich kenne). Man vergleiche einmal die ganz meisterhafte Wiedergabe des Rüpelduells aus dem iter Brundisinum (sat. I 5, 51 ff.) bei Bardt mit der neuen Übertragung. In der Gewissenhaftigkeit der Einzeldeutung aber ist Röhl seinem Vorgänger, und nicht nur ihm, überlegen; als ein zuverlässiger Führer auf einem schwierigen Gebiet wird er hoffentlich die Würdigung finden, die er verdient.

Berlin. Eduard Fraenkel.

R. Rauchenstein, Ausgewählte Reden des Lysias. I. Bdch. 12. Aufl. besorgt von K. Fuhr. Berlin, Weidmann, 1917. VIII u. 172 S. 2,40 M.

Dem langjährigen, hochverdienten Fortsetzer und Bearbeiter dieser altbewährten Ausgabe des Lysias ist es vergönnt gewesen, nach siebzehnjähriger Pause die zwölfte Auflage zu veröffentlichen und somit auf einen wirklich 'seltenen' Erfolg zurückzublicken. Dann ist er — leider allzufrüh — der Wissenschaft und der höheren Schule entrissen und dahin gerufen, '*unde negant redire quemquam*'. Danach hat eine Anzeige dieser neuen Auflage sich wohl im wesentlichen auf einen Bericht über das zu beschränken, worin sie sich von der vorhergehenden unterscheidet.

Zunächst ist der äußere Unterschied hervorzuheben, daß die Rede gegen Agoratos (XIII) aus diesem ersten Bändchen in das gleichzeitig vergriffene und einer neuen Auflage harrende zweite, dagegen die für das Vermögen des Aristophanes (XIX) aus dem zweiten ins erste versetzt worden ist: 'Denn da in der Schule gewöhnlich nur eine der beiden großen Reden ("gegen Eratosthenes" — XII — und "gegen Agoratos" — XIII) gelesen wird, so schien es besser, sie auf die beiden Hefte zu verteilen'. Diese Änderung wird sich gewiß als richtig und zweckmäßig erweisen.

Auf die Gestaltung des Textes sind die neuen Ausgaben des Lysias von van Herwerden, Thalheim, Zakas und Hude von Einfluß gewesen, doch hat der Verfasser bei gewissenhafter Prüfung sich nicht zu vielen Änderungen veranlaßt gesehen, hat zwar einige Verbesserungsvorschläge angenommen, hie und da aber auch die alte Überlieferung

Digitized by Google

wieder hergestellt und so einen in jeder Hinsicht gut lesbaren Text geboten.

Die Einleitungen sind durch Vereinfachung mancher Sätze und andere leichte Änderungen lesbarer gemacht, in den Anmerkungen 'vielfach kleine Veränderungen vorgenommen', der Anhang 'mannigfach ergänzt'; doch hat der Verfasser mit vollem Recht es nicht für nötig erachtet, 'alle Vorschläge der Holländer zu verzeichnen', er hätte meines Erachtens noch manchen ganz unerwähnt lassen können.

Somit hat der Verfasser seine Ausgabe durchaus auf der Höhe erhalten, auf der sie immer stand, und sie wird sich gewiß auch ferner als sehr brauchbar erweisen, wenn auch nicht für die Schüler, so doch für Studierende und Lehrer. Was künftig die in Frage kommenden Schüler — Sekundaner oder Primaner — werden leisten können und sollen, läßt sich jetzt während des Weltkrieges, der uns nötigt, recht wenig zu verlangen, schwer oder gar nicht beurteilen, jedenfalls werden sie mit manchen der hier gegebenen Anmerkungen schon deshalb nichts anfangen können, weil viele Angaben älterer und neuerer Literatur, z. B. die Hinweise auf das C. J., für sie unverständlich sind; auch Hinweise auf andere griechische Autoren können von ihnen nur dann benutzt werden, wenn der betreffende griechische Text ganz mitgeteilt wird; was hier oft nicht geschieht, z. B. XII 6; 8; 42 usw. das selbe gilt von anderen Stellen des Lysias, die nicht in diesem Bändchen stehen, siehe z. B. XII 16; 18; 19. Für Schüler ziemlich wertlos werden auch Hinweise auf das zweite Bändchen sein, die anstatt einer Erklärung stehen, z. B. XII 40; 92; 95. XVI 2; 6; 15. 16 u. ö. — Einzelne weiter fortgeschrittene Schüler mögen bei etwaiger Privatlektüre indes schon Nutzen in reichem Maße aus dieser Ausgabe ziehen, vollends Studierende und Lehrer reiche Belehrung und Anregung durch sie erhalten sowohl in sprachlicher wie in sachlicher Hinsicht, denn nach beiden Richtungen werden sie sich wohl nur selten im Stich gelassen sehen.

Allerdings erscheint mir XII 88 zu *συναπώλλυντο* und 93 zu *ἐκτῶντο* der Hinweis auf § 27 (*ἐλάμβανον = λαμβάνειν ἔμελλον*) nicht recht deutlich; und XIX 53 halte ich die Bemerkung '*ἐδόκει* ist wegen *μηδενί* (nicht *οὐδενί*) kondizional zu fassen' für unrichtig, fasse vielmehr den Gen. absol. *ὑμῶν μηδενὶ τρόπῳ ἐθελησάντων πεισθῆναι* kondizional, d. h. als Vertreter eines Bedingungssatzes. Die Anmerkung zu *τὰ μέλλοντα* (XII 99) gehört richtiger in den kritischen Anhang, und wegen des Hinweises auf § 32 wäre statt *εἰκὸς ἦν* besser zu schreiben: *χρῆν*; XXXI 5 wird über *τε .. καί* zweimal das selbe gesagt; und warum soll daselbst und § 27 *καί* 'nicht übersetzt' werden können? Ist es nicht so, daß der Grieche oft in beide Glieder eines Vergleiches *καί* setzt, wir Deutsche nur einmal 'auch' (vgl. Xenoph. Anab. III 1, 34)? Der Hinweis XVI 3 'zu 19, 45' ist ganz überflüssig, denn dort wird keine weitere Erklärung gegeben. Die Bemerkung XXI 16 '*ὥστε* bezeichnet die beabsichtigte Folge' ist ohne den Zusatz 'c. Infin.', die XIX 26 *ἥδιστ' ἂν ἀνθρώπων* 'am liebsten in der Welt' wegen des nicht erklärten *ἄν* ungenau: Doch solche Stellen, an denen man etwas geändert sehen möchte, findet man sehr selten. Etwa könnte man zuweilen die Interpunktion im Texte anfechten,

Digitized by Google

z. B. in XXXI 13 *ὅστις οὖν ὅσον δυνατὸς ἦν ὠφελεῖν, τοσοῦτον κακὸς ἦν*, möchte ich zwischen *οὖν* und *ὅσον* ein Komma haben, dagegen XIX 33 *τὴν ἀδελφὴν ὑποδέξασθαι παιδία ἔχουσαν πολλά, καὶ ταῦτα τρέφειν* das Komma streichen. Auch Druckfehler habe ich nur sehr selten gefunden, und kaum erhebliche, etwa XXXI 1 Anm. *βακευσῶ*; 31 Text *ἀπόρρητα*, Anm. *τὰ ἀπ.*; daselbst Anm. *ἐχφερομυθησῶ*; 33 Anm. muß zu *καὶ* verwiesen werden auf § 5, nicht § 6.

Möge diese vortreffliche Ausgabe auch weiterhin vielen Nutzen stiften und, wenn es einmal wieder nötig wird, einen dem bisherigen Herausgeber gleichwertigen Nachfolger finden!

Altona. W. Vollbrecht †.

Aristoteles, der Staat der Athener. Für den Schulgebrauch erklärt von Karl Hude. Leipzig, B. G. Teubner 1916. 85 S. 1,60 ℳ.

Die zweite Auflage weist gegenüber der 1892 erschienenen ersten nur eine tiefer einschneidende Veränderung auf, die Aufnahme des systematischen Teiles der aristotelischen Schrift in § 42—69. Diese Erweiterung verdient volle Zustimmung; denn der zweite Teil enthält viele Abschnitte, die mit Nutzen in der Schule gelesen werden können, ich erwähne nur die Bemerkungen über die Ephebie, über die Befugnisse des Rats, über das Archontat und das Gerichtswesen. Aber diese Vermehrung genügt längst nicht, um die Ausgabe auf die Höhe eines guten oder auch nur brauchbaren Schulbuches zu erheben. Die Einleitung ist wieder inhaltlich sehr dürftig und im Ausdruck nicht immer einwandfrei ausgefallen.

Wichtiger als die Form ist uns der Inhalt. Aristoteles tritt hier dem Schüler zum ersten Mal entgegen. Wäre es da nicht notwendig, ihm etwas von seinem Leben, seinem Verhältnis zum makedonischen Herrscherhause, zu Platon, zu Athen, ferner von seiner Philosophie und den mannigfaltigen wissenschaftlichen Bestrebungen in seiner Schule mitzuteilen? Wäre es nicht unbedingt erforderlich, ihn vor der Lektüre über die vom Schriftsteller benutzten Quellen, ihre politische Tendenz und die daraus quellende Unzuverlässigkeit, aufzuklären? Was soll der Schüler, der noch nie etwas von den Atthiden gehört hat, sich denken, wenn er in der Anmerkung zu VI, 1 den Atthidographen Androtion und zu XXIII, 1 den Atthidographen Kleidemos (besser Kleitodemos) erwähnt findet? Was soll er sich denken, wenn er hier Themistokles und Perikles in einem ganz andern Licht dargestellt sieht, als in der Geschichtsstunde? Aber Hude huldigt, wie die Anmerkungen zu XXVIII beweisen, in dieser Beziehung ganz naiven Anschauungen und setzt auf Rechnung des Aristoteles jene mit Herodot, Thukydides, Xenophon, Lysias in schroffem Widerspruch stehenden Urteile über führende Persönlichkeiten, die sich lediglich aus der Tendenz der etwas unkritisch benutzten Quellenschriften erklären. Warum sollen denn nicht auch unserer Schule Wilamowitzens scharfsinnige Untersuchungen zugute kommen? Dürfen wir die günstige Gelegenheit, unsere Schüler in die allerersten Elemente der Quellenkritik einzuführen, ungenutzt vorübergehen lassen? In diesem Fall liegen die Verhältnisse so durchsichtig klar, tritt die politische Tendenz so deutlich

Digitized by Google

hervor, daß die Lektüre der Schrift uns ein wunderbares Mittel der Erziehung zu historischer Kritik und mißtrauischer Beurteilung der politischen Schriftstellerei, zur Einprägung des *νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν* an die Hand gibt. Dazu gehört freilich eine kurze Aufführung und Schilderung der benutzten Quellen, die der Lektüre vorangehen und in der Einleitung gegeben werden muß. Und hier wäre auch der rechte Platz für die Mitteilung, wie und wann diese Schrift wieder an das Tageslicht gekommen ist; daran wird sich von selbst ein Hinweis auf andere Papyrusfunde knüpfen. Wenn dann ein Lehrer sich dadurch anregen läßt, etwa an der Hand des kleinen Göschenbandes von Robert Helbing eine halbe Stunde der Papyruskunde zu widmen und vielleicht ein paar Briefe, wie den des Flottensoldaten Apion an seinen Vater oder den des verlorenen Sohnes an seine Mutter, vorzulesen, so wird er gewiß die Unterrichtsstunde seinen Schülern zu einem inneren Erlebnis machen.

Soviel über die Einleitung. Was die Textgestaltung anbetrifft, so hat sich Hude mit Erfolg bemüht, einen lesbaren Text herzustellen und deshalb den vorgeschlagenen Verbesserungen in weitem Maße Eingang gestattet. Vielleicht hätte er in dieser Hinsicht mit Rücksicht darauf, daß es sich um eine Schulausgabe handelt, noch einen Schritt weitergehen können. In den Anmerkungen sind textkritische Noten ferngehalten mit alleiniger Ausnahme von III,3 zu *τὰ ὅρκια ποιήσειν*. Warum er hier seinen Grundsatz aufgegeben hat, ist nicht ersichtlich; wenn die überlieferte Lesart tatsächlich unsicher und unverständlich ist, so hätte eine Konjektur aufgenommen werden müssen. Die erklärenden Anmerkungen verlangen eine gründliche Durchsicht. Zunächst muß der deutsche Ausdruck auf seine sprachliche Richtigkeit und Klarheit geprüft werden. Es würde den Rahmen dieser Anzeige weit überschreiten, wenn ich alle undeutschen und undeutlichen Ausdrucksweisen anführen wollte. Sodann können viele Erklärungen ausgemerzt werden, Übersetzungen, die jede Elementargrammatik enthält, historische Ausführungen, die zum Verständnis des Textes unnötig sind, wie über die Verbannung des Aristides (XXII, 7), nackte Hinweise auf griechische Schriftsteller, die der Schüler dieser Klassenstufe noch nicht kennt. Hier könnte Raum erspart werden, mit dem an andern Stellen zu sehr gegeizt worden ist. So wird XVIII, 5 das sog. Kallistratosskolion zitiert ohne Angabe, was ein Skolion überhaupt und dies insbesondere ist. Es fehlt die Erklärung der Ausdrücke *παράλιοι, πεδιακοί, διάκριοι*, ferner *θής, θητικόν, ἱππάδα, ζευγίσιον τελεῖν, κληροῦσθαι ἀρχήν* und vieler anderer. Noch notwendiger wäre eine gründlichere Aufklärung über die attische Zeitrechnung, ohne welche viele Angaben nicht zu verstehen sind. Was XLIII,2 gesagt ist, genügt längst nicht. Auch bleiben die zahlreichen Ortsangaben trotz der Bezeichnung der Lage unverständlich, wenn nicht ein Plan von Athen beigegeben wird. Und schließlich wäre auch ein Namensverzeichnis sehr erwünscht. Noch ein paar Einzelheiten. In III,4 kann *τὰ θέσμια φυλάττειν* unmöglich die Gesetze 'handhaben d. h. vollziehen' heißen, sondern muß aufgefaßt werden als 'bewahren, vor Fälschung und Verdrehung behüten'. Der letzte Satz dieses Kapitels

Digitized by Google

ἡ γὰρ αἵρεσις κτλ. ist, wie die Aufnahme der Konjektur δέ für γάρ und die wunderliche Anmerkung zu διὸ καὶ μόνη τῶν ἀρχῶν αὕτη μεμένηκε beweist, völlig mißverstanden, obgleich Kaibel S. 125 schon eine befriedigende Erklärung gegeben hat. Zu XI,2: σώσας kann nie gleich ὥστε σῶσαι sein, und es liegt auch für eine konsekutive Auffassung gar kein Grund vor. In XIX, 4 verlangt die wohl mit Recht aufgenommene Lesart ὅθεν εὐπόρησαν χρημάτων πρὸς τὴν τῶν Λ. βοήθειαν (infolge dessen gelangten sie in Besitz von Geldmitteln, um dadurch die Spartaner zur Hilfeleistung zu drängen) eine sprachliche und sachliche Erklärung. Die Übersetzung von XX, 4 στασιάζοντες τὰ πολλὰ διετέλεσαν (sie hatten meistenteils den Parteikampf wachgehalten) ist ungelenk und irreführend. Es muß heißen: sie hatten fast fortwährend die Auflehnung (gegen die Tyrannen) geschürt.

Adolf Busse.

---

1) Heitmann, Maximilianus, De clausulis Libanianis. Diss. Münster 1912. 97 S.

Eine fleißige und sorgfältige Arbeit über die Satzschlüsse bei Libanius und andere damit zusammenhängende Fragen der Satzgliederung und des Rhythmus. Doch scheint mir, wie überhaupt auf diesem Gebiete, so auch in dieser Arbeit die Sicherheit der statistischen Methode überschätzt. Je nachdem man die Tatsachen ordnet, wird man bei dem gleichen Stoff und der gleichen Methode zu recht verschiedenen Ergebnissen kommen. Das gilt schon für die Unterscheidung der Klauseln. Lassen sich z. B. A 5 und B 8, B 9 und C 16, C und G, D und F, D 3 und E 2 immer mit Sicherheit unterscheiden? Ist das aber nicht der Fall, so ist alle Prozentberechnung recht wenig wert. Das Gleiche gilt für die Unterscheidung zwischen Perioden und Kola. Wer je einen antiken Text interpungiert und dabei auf die Interpunktion der Handschriften geachtet hat, der weiß, daß man sehr verschiedener Ansicht darüber sein kann, ob etwas als Satzteil oder als selbständiger Satz anzusehen ist. Darum würde die Statistik von S. 10 bis S. 14 gewiß anders ausfallen, wenn man ihr z. B. die Editio princeps des Libanius statt der Foersterschen zugrunde gelegt hätte.

Trotz dieser Bedenken kann aus der Arbeit manche lehrreiche Beobachtung über die Sprachkunst des Libanius entnommen werden.

2) Lucian aus Samosata. Timon. Ausgabe für den Schulgebrauch von Franz Pichlmayer. München, Max Kellerers Verlag, 1913. 51 S. 80 ℳ.

Über die Frage, ob Lucians Schriften in den Schulen gelesen werden sollen, sind die Anschauungen geteilt. Wer die Frage bejaht und den Dialog Timon wählt, wird seinen Schülern gern die schön und sorgfältig gedruckte und mit ausreichenden Anmerkungen (hinter dem Text) versehene Ausgabe Pichlmayers in die Hand geben: Für eine neue Auflage einige Bemerkungen: Die vielen Zahlen im Text, die auf die Anmerkungen verweisen, stören das Lesen; zweckmäßiger wäre es die Zeilen zu zählen und bei den Anmerkungen sowohl Vokabelangaben als

Digitized by Google

Erläuterungen einfach nach den Seiten und Zeilen des Textes aufzuführen. Kap. 18 heißt *παρὰ πολὺ* nicht: 'bei weitem, weitaus' (Anm. S. 40), sondern 'um vieles'. Kap. 26 *οὐδὲ τὴν ἀρχὴν* besser 'überhaupt nicht' als 'durchaus nicht'. Die Anmerkung 4 zu Kap. 26 'da oben' ist mir nicht verständlich. Druckversehen im Text finden sich S. 11 Z. 5; S. 12 Z. 1; S. 13 Z. 14; S. 16 Z. 23; S. 21 Z. 22; S. 23 Z. 14. 16; S. 25 Z. 12. 25; S. 28 Z. 17.

3) Theodor Schwab, Alexander Numeniu *Περὶ σχημάτων* in seinem Verhältnis zu Kaikilios, Tiberios und seinen späteren Benutzern (= Rhetorische Studien, herausgegeben von E. Drerup 5. Heft), Paderborn 1916. F. Schöningh, IV u. 119 S. ℳ 4,20.

In einer Breslauer Dissertation von 1861 hatte B. Steusloff zu beweisen gesucht, daß die vielbenützte Schrift Alexanders *Περὶ σχημάτων* (Chr. Walz, Rhet. gr. VIII S. 421—486; L. Spengel, Rhet. gr. III S. 9—40) nicht echt, sondern nur ein Auszug aus einem verlorenen Buche Alexanders sei. Er stützte seine Behauptung auf die Tatsache, daß eine Pariser Handschrift, die nach seiner Meinung ein Auszug aus dem echten Alexander ist, manche Bemerkungen, Beispiele, Namen enthält, die sich in der Schrift *Περὶ σχημάτων* nicht finden. Das Ergebnis seiner Untersuchung war auch allgemein als richtig anerkannt worden. Schwab sucht in der vorliegenden Arbeit, zu der er von E. Drerup angeregt wurde, die Behauptung Steusloffs zu widerlegen, in dem er zeigt, daß die Pariser Handschrift nicht eine einfache Epitome aus Alexander, sondern daß in ihr Material von verschiedenen Seiten zusammengeflossen ist; sonach könne daraus, daß diese Schrift viele Einzelheiten bietet, die bei Alexander fehlen, gar nichts auf den ursprünglichen Zustand der Schrift *Περὶ σχημάτων* geschlossen werden. Die Untersuchung Schwabs ist mit großer Sorgfalt geführt und erbringt meines Erachtens durch die Vergleichung der verschiedenen Texte unzweifelhaft den Beweis, daß die Pariser Schrift noch andere Quellen als Alexander gehabt hat. Damit fällt aber Steusloffs Hauptgrund hin und es bleibt die Möglichkeit, daß wir in *Περὶ σχημάτων* den echten, ungekürzten, vollständigen Text des Rhetors haben, allerdings in schlechter Überlieferung. Diese Möglichkeit scheint mir Schwab erwiesen zu haben, aber bei dem Zustand unseres Textes wird man zu keiner Gewißheit kommen. Denn was Schwab als 'Interpolationen, Verschiebungen von Zitaten, kleinere und größere Korruptelen und mehrere offensichtige Lücken' bezeichnet, kann ebenso gut auf die Redaktionsarbeit eines Bearbeiters als auf die Nachlässigkeit eines Abschreibers zurückgeführt werden. Bei allen jenen Schriften, die dem Schulunterricht dienen, stellt ja fast jede neue Abschrift eine Bearbeitung dar, in der der Schreiber willkürlich änderte, hinzufügte und ausließ. Für die Erklärung und die Textgestaltung der Schrift ist Schwabs Schrift jedenfals sehr ertragreich.

Erlangen. Otto Stählin.

Digitized by Google

O. Behrendsen und E. Götting, Lehrbuch der Mathematik nach modernen Grundsätzen. Ausgabe B. Für Schulen mit realistischem Lehrplan. Unterstufe. 3. Aufl. 8. 1915. VIII u. 350 Seiten. Geb. 2,80 ℳ. Oberstufe. 2. Aufl. 8. 1915. VII u. 404 S. Geb. 4 ℳ. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Das vorliegende Buch, von dem es auch eine Ausgabe für Gymnasien gibt, ist für jeden Lehrer der Mathematik dadurch interessant, daß es den Versuch macht, den Forderungen der mathematischen Reformbewegungen im Unterricht gerecht zu werden. Diese Forderungen bestehen in der Benutzung des Funktionsbegriffes möglichst von Anfang an, in der Anwendung der graphischen Darstellung, als des wirksamsten Mittels zur Veranschaulichung der Funktion und in der propädeutischen Einführung in die Differential- und Integralrechnung. Das Lehrbuch verspricht, diese neuen Ideen nicht einfach äußerlich zur alten Methode zu addieren, sondern sie mit dem übrigen Lehrstoff von Anfang an zu verschmelzen. Es ist lehrreich zu beobachten, inwieweit dies den Verfassern geglückt ist. Wenn eine solche Verschmelzung nicht in ausreichendem Maße gelungen ist, so dürfte dies an Hindernissen liegen, die einmal ernstlich aufgedeckt werden sollten. Es ist eine sehr interessante, bisher nicht genügend erörterte Prinzipienfrage, ob und inwieweit die Durchdringung der Euklidischen Geometrie mit dem Funktionsbegriff möglich ist. Es wäre ferner notwendig, zu ermitteln, warum der Funktionsbegriff historisch so spät einsetzt. Endlich bedürfte es einer psychologisch-pädagogischen Untersuchung, an welcher Stelle im Lehrplan mit der Einführung des Funktionsbegriffes zu beginnen ist. Es würde sich auch eine Scheidung zwischen anschaulich und begrifflich funktionalem Denken empfehlen. Fraglich ist, ob nicht doch die graphischen Darstellungen einen zu breiten Raum einnehmen. Graphische Darstellungen bleiben immer in gewisser Weise mechanisch und werden daher gerade von den denkenden Köpfen nicht selten abgelehnt.

Man merkt dem Buch überall an, daß es dem lebendigen Unterricht entsprungen ist. In vielen Einzelheiten bringt es Anregung und Belehrung. Die vorgelegten Aufgaben wollen keine Aufgabensammlung ersetzen, sind aber durchweg mit feinem Verständnis ausgesucht. Von allem scholastischen Ballast ist das Werk frei.

Berlin. Ernst Goldbeck.

---

1) H. E. Timerding, Handbuch der angewandten Mathematik. Erster Teil: Praktische Analysis von H. v. Sanden. 185 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. 3,60 ℳ, geb. 4,20 ℳ.

Die stetig wachsende Bedeutung der angewandten Mathematik hat Herrn Professor Timerding zur Herausgabe des vorliegenden Handbuches veranlaßt. In der Auffassung der 'Angewandten' bewegt sich der Herausgeber auf einer mittleren Linie, indem er sich auf die darstellende Geometrie, die Geodäsie, die Astronomie, die Versicherungsmathematik und die technische Mathematik beschränkt und die technische Physik außerhalb seiner Erörterungen stellt.

Bei der Verschiedenartigkeit und Weitschweifigkeit der mathe-

Digitized by Google

matischen Anwendungsgebiete lag es in der Natur der Sache, daß eine konzentrierte Dosis, wie sie hier verabfolgt werden soll, nicht die Arbeit eines Einzelnen sein konnte. Der Herausgeber hat sich infolgedessen für die einzelnen Gebiete Bearbeiter suchen müssen und ist, was den ersten Band angeht, in der Wahl recht glücklich gewesen.

Dieser erste Band ist insofern als Einleitung zu dem Gesamtwerk zu betrachten, als er einen Überblick über die in der Technik üblichen Rechenmittel geben soll, denn ebenso wie die angewandte Mathematik an sich von den geraden Pfaden strenger Gesetzlichkeit hat abweichen müssen, so sind auch ihre Methoden von technischem Einfluß nicht frei geblieben. Und diese Methoden, die einschneidend in das Getriebe der ganzen Anwendungen der Mathematik greifen, werden hier in der praktischen oder auch technischen Analysis, im Gegensatz zur reinen Analysis, vorgeführt.

Wer in dem Institut der angewandten Mathematik in Göttingen gearbeitet hat, der wird aus der Darstellung, in deren Mittelpunkt das graphische Rechnen und das 'Rechenschiebern' steht, einerseits den Einfluß Runges, anderseits den von d'Ocagne nicht verkennen können. Gleichzeitig aber tritt in der anschaulichen, praktischen Form der Darstellungsweise nicht nur die Vielseitigkeit der analytisch-geometrischen Hilfsmitel, sondern auch ihre nicht zu unterschätzende Klarheit und Übersichtlichkeit in vollem Umfang zutage.

Der Verfasser geht methodisch und didaktisch mit gutem pädagogischem Geschick vor, wofür kennzeichnend ist die scharfe Sonderung zwischen Theorie und Praxis, die Erläuterung theoretischer Exkurse durch markante, instruktive Beispiele, die bis ins Kleinste durchgearbeitet wurden und so ein tieferes Eindringen ermöglichen. Klarheit in der Sache und Anschaulichkeit in der Form, das sind die großen Vorzüge dieses Buches, das weit mehr in sich birgt, als man nach dem Umfange vermuten sollte.

2) P. Maennchen, Geheimnisse der Rechenkünstler. (Mathematische Bibliothek von W. Lietzmann und A. Witting: Band 13.) Leipzig 1913, B. G. Teubner. 48 S. 80 ℳ.

Die verblüffenden Leistungen der Rechenkünstler haben zu allen Zeiten das Erstaunen der Mitwelt erregt, sie haben leider jedoch auch sehr häufig dazu beigetragen, das Märchen, daß nur mathematische Begabung zum Verstehen und Begreifen der Mathematik führe, tiefer Wurzel fassen zu lassen. Wer sich mit diesem interessanten Büchlein, das anregend und frisch geschrieben ist, etwas genauer beschäftigt, der wird bald von dem Gegenteil überzeugt sein müssen. Denn der Verfasser legt dar, daß jeder Erdenbürger, wenn er nur ein wenig Potenzieren, Radizieren und Logarithmieren gelernt hat, und wenn er weiß, was der binomische Lehrsatz sagt und will, zu einem Rechenkünstler werden kann. Wie die verschiedenen bekannteren Rechenkünstler bei ihren Rechenoperationen vorgehen, wird in großen Zügen besprochen, wobei auch die denkenden Rosse von Elberfeld nicht vergessen worden sind.

Digitized by Google

3) L. Holborn und K. Scheel, Vier und fünfstellige Logarithmentafeln nebst einigen physikalischen Konstanten. 2. Aufl. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1914. 24 S. 80 ℳ.

Diese Tafel enthält die Logarithmen der Zahlenreihe 1—1000 und soll in ihrem Zweck wohl in Sonderheit dem Techniker, dem Chemiker und praktischen Physiker dienen.

4) A. M. Nell, Fünfstellige Logarithmen der Zahlen und der trigonometrischen Funktionen. Neue Bearbeitung von L. Balser. 14. Auflage. Gießen, E. Roth, 1913. 86 S. Geb. 2 ℳ.

In übersichtlicher Anordnung werden in diesem Buch die Logarithmen der Zahlen und der trigonometrischen Funktionen zusammengestellt. Der Anhang bringt Zusammenstellungen aus der Lehre von den Reihen, der ebenen und der sphärischen Trigonometrie. In den Figuren über das nautische und astronomische Dreieck auf der Kugel, sind die Schnittebenen richtig gezeichnet, hingegen ist der Umriß, der doch eine Ellipse ist, weggelassen, wodurch sich in die gefühlsmäßige Betrachtung eine Disharmonie einschleicht.

Betzdorf a. d. Sieg. Wolff.

Felix Lampe, Große Geographen. Bilder aus der Geschichte der Erdkunde (= Bastian Schmids naturwissenschaftlicher Bibliothek Serie A No. 28). Leipzig, B. G. Teubner, 1915. Geb. 4 ℳ.

Keine Geschichte der Erdkunde will das Buch uns lehren, es gibt uns Männer und Taten. Vom grauen Altertum bis in unsere Tage reicht die Reihe dieser Männer: Männer der stillen Gelehrtenstube wechseln mit verwegenen Abenteurern, uneigennützige Förderer der Wissenschaft mit goldgierigen Eroberern und rohen Gewaltsmenschen — und doch ist in ihren bunten Lebensschicksalen eine Einheit — ihr Anteil an dem Werk der Erschließung der Erde.

Ein solches Werk ist des Interesses der reiferen Jugend sicher — an diese wendet sich Lampes Buch neben Studierenden und Freunden der Erdkunde — aber darüber hinaus ist es geeignet, in der Jugend auch das Interesse für die Wissenschaft der Erdkunde zu entzünden, die an den höheren Schulen noch etwas stiefmütterlich behandelt wird, und so unsere Jugend zur Selbstarbeit in einem Fache anzuregen, das eine Ergänzung ihrer Allgemeinbildung darstellt.

Über Einzelheiten des Lampischen Buches zu sprechen, erübrigt sich; es ist mit der Sorgfalt und der Sachkenntnis geschrieben, die auch Lampes übrige Bücher auszeichnet.

Berlin-Karlshorst. Dietr. Goslich.

Herm. Reich, Die Flotte. Tragödie. München, Beck, 1918. 4,50 ℳ, geb. 6,50 ℳ.

Themistokles, der Held, sein Gegenspieler, Krokodeilos, Milto, sein Weib, eine menschliche Seele. Nicht unwirksam ist diese Vergegenwärtigung des Themistokles; doch überzeugt die Führung mehr in den Krokodeilos- und Xerxesszenen. Auch wenn die Erlebnisse des Krieges sich vordrängen, — 'mahne mein Volk, es soll bedenken, daß in dieser harten Welt nur harter Wille sich behauptet, das Schwert des Geistes und der Macht!' —, wird man der Sprache unsrer Jüngsten, Werfels Troerinnen, Hasenclevers Antigone usw., größere Tiefe zugestehn müssen. Für die Schule wird sich 'die Flotte' gewiß mehrfach anregend verwenden lassen.

M. Th. B.

Digitized by Google

JAHRESBERICHTE

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN

VIERUNDVIERZIGSTER JAHRGANG

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1918

Digitized by Google

INHALT

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

		Seite
Caesar, von P. Menge	122 u.	129
Ciceros Briefe, von A. Kurfeß	158 u.	161
Das Rauchen im Altertume, von H. Lamer		47
Der gegenwärtige Stand der griechischen Sprachwissenschaft, von R. Helbing	30 u.	33
Horatius, von H. Röhl		1
Lateinische Syntax und Stilistik, von C. Stegmann	61 u.	65
Proben einer Pindarinterpretation, von O. Schroeder		186
Tacitus, von G. Andresen	95 u.	97
Druckfehlerberichtigung		121

Druck von C. Schulze & Co. G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Digitized by Google

Horatius

1. Ausgaben und Kommentare

1) Präparation zu Q. Horatius Flaccus' Oden von † H. Ludwig. 1. Heft: Buch I und II. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Schall. (Aus den Schülerpräparationen zu lateinischen und griechischen Schriftstellern.) Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1914. IV u. 43 S. 8. 60 ₰.

Nachdem Schall im Jahre 1913 das dritte und vierte Odenbuch der Ludwigschen Präparation neu herausgegeben hat (vgl. JB. XXXXI S. 2 f.), sind bald darauf auch das erste und zweite Buch an die Reihe gekommen.

Die metrische Einleitung ist unverändert geblieben. Das Gleiche gilt von der Auswahl der Oden, der ich schon bei der ersten Auflage leider keinen Beifall spenden konnte (vgl. JB. XXX S. 32); bedauerlich erscheint besonders das Fehlen von I 16 *O matre pulchra filia pulchrior*, I 17 *Velox amoenum saepe Lucretilem*, I 27 *Natis in usum laetitiae scyphis* und I 36 *Et ture et fidibus iuvat*.

Im übrigen aber ist das Büchlein, ebenso wie seinerzeit Buch III und IV (vgl. JB. XXXXI S. 2 f.), vollständig umgearbeitet, dermaßen, daß es fast als eine neue Ausgabe zu betrachten ist. Manche Änderung wäre vielleicht nicht nötig gewesen; aber die meisten stellen wirkliche Verbesserungen dar, und es muß anerkannt werden, daß diese Präparation durch den neuen Bearbeiter erheblich gewonnen hat. Das zeigt sich gleich bei den Überschriften der Oden, indem die früheren Wunderlichkeiten beseitigt sind; z. B. I 9 früher: 'Was kümmert mich draußen der Regen, Wenn im Herzen die Sonne scheint?' jetzt: 'Wintertag'; II 2 früher: 'Das Gold ist nur Chimäre. Versteht's zu brauchen fein', jetzt: 'Der wahre König'; II 13 früher: 'Aber diesmal!' jetzt: 'An Grabes Rand'.

Auch an den Etymologien ist viel geändert; aber diejenige Änderung, die ich für die zweckmäßigste halten würde, nämlich eine Ausmerzung dieser Bestandteile, die die Aufmerksamkeit vom Inhalte des Textes ablenken, hat nicht stattgefunden. Nur wenige Beispiele: zu I 1, 7 *'turba* (vgl. Dorf) Schwarm'; zu I 1, 21 *'spernere* (vgl. Sporn) wegstoßen, verschmähen'; zu I 2, 16 'Vesta (*Ἑστία*, vgl. Wesen, Anwesen)'.

Es mögen noch einige Stellen verzeichnet werden, die der Berichtigung bedürfen. Zu II 18, 14 ist zwar 'das Sabinum' in *fundus Sabinus* geändert, zu I 1, 1 aber und zu I 22, 11 nicht. In der Inhaltsangabe von I 7 heißt es: 'Nirgends in der Welt hat mir's so wohl gefallen wie in Tibur. Darum' (? Ref.) 'laß auch du, Plankus, vom Trübsinn dich nicht dauernd übermannen, folge vielmehr dem Beispiele des

Digitized by Google

vom Schicksale umgetriebenen Teucer, der beim Weine neuen Lebensmut gewann.' Zu I 7, 13 ist in beiden Auflagen von einer Besitzung des Horaz bei Tibur die Rede; die Sache ist doch sehr zweifelhaft, vgl. JB. XXXXIII S. 22 f. Zu I 7, 32 in beiden Auflagen: *'ūterare* . . . wieder befahren (ähnlich *doubler un cap*)'; aber die Bedeutungen sind ja ganz verschieden. Zu I 12, 56 in beiden Auflagen: *'Serae'*. Zu I 18, 9 in beiden Auflagen: 'von dem Jubelruf *εὐοῖ, ehoë, evoë*', statt *euhoe, evoe*. Zu I 29, 6: *'sponsus . . . il sposo'*, statt *lo sposo*. Zu II 3, 21 'Thetys', statt Tethys. Zu II 18, 3: 'aus dem weißlichen Marmor des Hymettos'; der hymettische Marmor ist bläulich. Zahlreiche Fehler stecken in den Zitaten aus dem Griechischen.

Hervorgehoben zu werden verdient die Bemerkung zu I 4, 16: *'fabulae Manes* die Manen, die Fabelwesen sind; wahrscheinlicher: *Fabulae Manes* die Manen der *Fabula* = *Acca*, einer altrömischen Unterweltsgöttin, welche die bezeichnenden Beinamen *Larentia* (Mutter der *Lares* = Ahnengeister) und *Mania* führt (nach Crusius)'.

2) Horaz für den Schulgebrauch. Erklärung der in demselben Verlag erschienenen 'ausgewählten Gedichte' von Prof. Dr. N. Fritsch. Dritte Auflage, besorgt von Prof. Dr. Schurz, Gymn.-Dir. in M.-Gladbach. Münster i.W., Aschendorff, 1916. 185 S. 8. Mit einem Kärtchen. 1,80 *M*.

Der im JB. XXXIX S. 67 f. angezeigten dritten Auflage (1912) des Textheftes dieser Ausgabe tritt jetzt die dritte Auflage des Kommentars zur Seite; die erste Auflage des Kommentars (1898) ist im JB. XXV S. 40 ff. angezeigt worden; die zweite Auflage des Kommentars (1904) hat keine Besprechung gefunden. Mit der nun vorliegenden dritten Auflage des Kommentars ist die Ausgabe in andere Hände übergegangen.

Bei einer recht eingehenden Vergleichung des Kommentars [3] mit dem mir jetzt gleichfalls vorliegenden Kommentar [2] habe ich nur ganz geringfügige Änderungen gefunden: zu Od. III 14, 27 und Epod. 9, 7. Dagegen sind selbst offenbare Fehler von Kommentar [2] konserviert und nicht einmal die Nachträge in die zusammenhängende Darstellung eingefügt; es liegt eigentlich nur ein Neudruck vor. Vermutlich hat irgendein äußerer Grund den neuen Herausgeber gehindert, den Kommentar wenigstens soweit umzuarbeiten, als es mit Rücksicht auf die Wunderlichkeiten des Textheftes möglich war; hoffen wir, daß Schurz in nicht allzu ferner Zeit und dann gleichzeitig Textheft und Kommentarheft in neuer, verbesserter Gestalt herausbringen wird.

Im folgenden hebe ich einige Stellen aus dem Kommentar zu solchen Gedichten heraus, die bei der zweiten Auflage hinzugekommen sind. Diese Teile des Kommentars haben im Jahresbericht noch keine Berücksichtigung gefunden (bis auf eine gelegentliche Bemerkung anläßlich der Anzeige von Text [3]); auch sie stimmen in Kommentar [2] und Kommentar [3] überein.

Zu Od. I 6, 18: *'in iuvenes* hängt von *acrium* ab, wenn man *sectis* liest; wenn aber *rectis* = *directis* (Verg. Än. 9, 409 *rege tela* und Stat. Theb. 5, 664 *recto ense* d. h. *in hostem*), so hängt es natürlich zugleich von diesem ab (was noch immer Ungefährlichkeit besagt, zumal auch

Digitized by Google

gezückte Nägel geschnitten sein können), und ist *unguibus* witziger Gegensatz zu dem gedachten *ensibus* der eigentlichen *proelia*.' Die unnötige Konjektur *rectis* stammt von Hamacher. — Zu Od. I 38, 6, wo das Textheft *sedulum cura* ('von Sorge emsig' oder 'emsig besorgt') bietet: 'Die herkömmliche Lesart *sedulus curo* (mit Komma davor oder dazwischen) paßt nicht auf den sorglos Ruhenden und schädigt die Strophe auch stilistisch und rhythmisch' (? Ref.). Vgl. dagegen Kießling-Heinze[6]: '. . . so ist aus *nihil* die Negation zu *curo* zu entnehmen "es liegt mir nichts daran": das kommt hier einem Verbot gleich.' — Zu Od. III 9, 7: '7 gehört noch zum Vordersatze, weil 4 und 8 einander entsprechen, also *sed erat multi nominis*, vielnamig (wie eine Göttin) im Liede des Dichters (außer Lydia z. B. Tyndaris I 17), überhaupt "vielbesungen", Grund zu 8.' Die Auffassung, daß V. 7 zum Nebensatze gehöre, ist schon älter; über *multi nominis* siehe andere Kommentare.

3) Q. Horatius Flaccus, erklärt von Adolf Kießling. Erster Teil: Oden und Epoden. Sechste Auflage, erneuert von Richard Heinze. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1917. VI und 582 S. 8. 6,40 M.

Der Kommentar, der in den bisherigen Auflagen dieses Teiles im wesentlichen der Kießlingsche geblieben war, ist in dieser neuen Auflage einer tiefgreifenden Umgestaltung unterzogen, wodurch der Umfang des Buches um 84 Seiten zugenommen hat; auch der Text ist mehrfach geändert. Eine solche Arbeit aus der Feder des unbestritten besten Horazkenners der Gegenwart bildet in der Geschichte der Horazerklärung ein hochwichtiges Ereignis. Der Wert der Ausgabe ist durch diese Neubearbeitung ganz außerordentlich erhöht worden.

Dem Vorwort entnehmen wir die folgenden beiden Sätze: 'Die metrische Einleitung ist (abgesehen von den neuen Ausführungen über das Verhältnis zwischen Satz- und Versperiode S. 9 fg.) so gut wie ganz unverändert geblieben,' und: 'Der Kommentar zu den beiden ersten Odenbüchern war bereits im Frühjahr 1913 gedruckt.'

Wir verzeichnen aus den zahllosen Änderungen und Besserungen, allerdings nur in knappster Form, einige, die besonders bemerkenswert scheinen, und fügen auch über Konserviertes gelegentlich eine Bemerkung ein. Freilich kann der Leser dieser Jahresberichte aus solchen herausgegriffenen Beispielen noch kein Bild gewinnen von der gewaltigen, auf jeder Seite ersichtlichen Arbeit, die in dieser Auflage steckt und, weil auf vollster Beherrschung aller einschlägigen Gebiete beruhend, reichsten Gewinn erzielt hat.

Zu Od. I 1, 3. In der 5. Aufl.: '*curriculus deminutivum est a curru* Paulus p. 149'; in der 6.: '*curriculum* "Rennwagen"', in Übereinstimmung mit dem Thesaurus. — Zu Od. I 1, 19. Früher wurde zu *pocula spernit* ein *sumere* hinzugedacht; jetzt heißt es: '*pocula spernit* ist unmittelbar zu verbinden.' — Od. I 1, 35. Früher *inseris*, jetzt *inseres*. Eine entschiedene Verbesserung; vgl. JB. XXXIX S. 85. — Zu Od. I 2, 6—12. 'Archilochos' zu Ep. 16, 34 zitierte Worte' (das stimmt nicht) 'hatten keine Beziehung zur Sintflut und sind daher schwerlich der Ausgangspunkt dieser Schilderungen'; vgl. Boll, Philol. LXIX S. 161 ff., JB. XXXVII

Digitized by Google

S. 136 f. — Zu Od. I 3, 17 ff. 'Vielleicht sind die Perfekta gnomisch zu fassen.' — Die Ode I 4 wird in frühe Zeit zurückgeschoben. — Zu Od. I 4, 5. In der 5. Aufl. betrachtet Luna das frohe Treiben. Dagegen in der 6.: 'Horaz hätte sicher ein anderes Verbum gewählt, wenn er Luna als Zuschauerin gedacht hätte.' — Zu Od. I 4, 15. 'Nur durch den Zusatz *brevis* erhält *summa* hier zeitliche Bedeutung, = *brevitas*.' Vgl. zu dieser Stelle JB. XXVII S. 57, Friedrich S. 167. — Zu Od. I 5, 1. Früher: 'Mit dichtem Rosenkranz geschmückt'; jetzt: 'Wobei nicht an den Kranz allein zu denken ist . . . sondern . . . zu verstehen ist *rosis circumfusus*.' Heinze sucht also jetzt die beiden an dieser Stelle streitenden Auffassungen zu vereinigen. So schon Plessis in den Mélanges offerts à M. Émile Chatelain S. 285, vgl. JB. XXXVIII S. 130. — Zu Od. I 6, 1. Früher: '*Vario* ist Dativ und demnach V. 2 *aliti* für das überlieferte *alite* zu bessern.' Jetzt: '*Vario* . . . *alite*: auffällig der bloße Ablativ . . . Sonach wird man hier einen kühnen Gebrauch des abl. instr. anerkennen müssen.' — Zu Od. I 6, 13. 'Als Antwort auf die Frage *quis scripserit* ist nicht gedacht "niemand" . . . sondern "ich nicht", oder "niemand von uns, *nos*".' — Zu Od. I 6, 20. *Non praeter solitum* wurde früher aufgefaßt = *ut consuevi*, jetzt = *non ultra modum*; vgl. u. a. L. Müller. — Zu Od. I 7, 8. '*Plurimus* ist noch nicht befriedigend erklärt' usw. Ein interessanter Verzicht, wie dergleichen die neue Auflage auch sonst bietet. — Zu Od. I 7, 17. Die bisherige Anmerkung: '*finire* "eingrenzen, beschränken", nicht "beendigen"' ist gestrichen; mit Recht, vgl. JB. XXVIII S. 34. — Zu Od. I 8, 10. Die frühere Deutung auf Fechtübungen lehnt Heinze jetzt ab und bemerkt: 'Inwiefern der Gebrauch der *arma campestria*, von denen Diskus und Wurfspeer genannt werden, "blaue Flecke" an den Armen hinterlassen konnte, ist nicht klar ersichtlich.' — Zu Od. I 9. 'Schwerlich ist also das Gedicht in die ersten Jahre der Odendichtung zu setzen', im Gegensatze zur 5. Aufl. — Zu Od. I 9, 6. *Reponens* wird vom Nachlegen erklärt; vgl. Thompson, Classical Review XVI (1902) S. 282 (JB. XXX S. 41). — Od. I 12, 19. *Occupavit* ist wiederhergestellt und wird gerechtfertigt. — Od. I 12, 46. In der 5. Aufl. mit Peerlkamp *Marcellis*, in der 6. *Marcelli*, womit der Eroberer von Syrakus gemeint sei; jedoch liege darin durch *crescit fama* auch eine Hindeutung auf den jungen Marcellus. — Od. I 13, 2. Früher *lactea*, jetzt *cerea*. Also auch hier, wie oft, Rückkehr zur Überlieferung. — Zu Od. I 14, 14. In der 5. Aufl.: '*pictis* . . . steht . . . als epitheton ornans', in der 6.: 'mögen sie auch noch so schön bemalt sein'; gewiß richtig. — Od. I 15, 5. Früher *Proteus*, jetzt mit den Handschriften *Nereus*. — Od. I 16, 8. Früher *si*, jetzt *sic*. — Zu Od. I 17, 22 f. Früher: 'Wenn aber Liber und Mars aneinander geraten' usw.; jetzt: 'Liber kämpft nicht gegen Mars . . . sondern beide zusammen erregen das Kampfgemenge'. Diese Auffassung ist nicht neu; ich habe gegen sie im JB. XXXVII S. 160 eingewandt: 'Einen korrekten Gedanken ergibt auch diese unlogische Koordinierung von Ursache und Wirkung nicht: Weingenuß und Streit führen zu Streit?' — Zu Od. I 20. Heinze neigt jetzt dazu, diese Ode als Anrede an Mäcenas aufzufassen, der den Dichter durch seinen Besuch überrascht habe. Aber konnte Horaz den überraschend eintretenden Mäcenas

Digitized by Google

mit den Worten *Vile potabis* usw. empfangen? Nehmen wir dagegen die Ode als Antwort auf die Ankündigung eines Besuches, so können wir uns diese Ankündigung so konstruieren, daß die Ode so, wie sie ist, als Antwort darauf paßt. — Od. I 23, 5 f. Jetzt mit den Handschriften *veris . . . adventus,* während früher die Konjektur *vepris . . . ad ventum* im Texte stand; die Überlieferung wird als ein vielfaches Wagnis in einem frühen Gedichte verteidigt. — Zu Od. I 24, 11. Früher: *'frustra* ist mit *poscis* zu verbinden' usw.; jetzt: 'daß *frustra pius* zusammengehört, lehrt die Wortstellung; aber beides ist eng mit *poscis* zu verbinden' usw. Vgl. JB. XXXV S. 63 und XXXVII S. 141. — Zu Od. I 24, 11. *'non ita creditum* sc. *a te;* so in beiden Auflagen. Aber vgl. für *creditum tibi a dis* Lillge, De elegiis in Maecenatem quaestiones, Diss. Breslau 1901 S. 69 f., Siebourg in den Neuen Jahrbüchern f. d. kl. Alt. XIII (1910) S. 680 (JB. XXXVII S. 140 f.). Wenn Heinze einwendet, daß der Natur der Sache nach derjenige *poscit, qui credidit,* so läßt sich darauf antworten: Vergil hat geglaubt, Quintilius sei ihm zu langem Besitze anvertraut worden; nun dieser ihm unerwartet früh entrissen ist, fordert er ihn zurück. — Zu Od. I 27, 10 f. Neu ist der Satz: 'natürlich ist die schöne Megilla anwesend.' Damit hängt zusammen, daß Heinze jetzt den *Opuntiae frater Megillae* für einen Griechen erklärt (? Ref.). — Od. I 27, 13. Das bisherige *voluptas* bezeichnet Heinze jetzt mit Recht als unmöglich und ist zu *voluntas* übergegangen. — Zu Od. I 27, 18. Das früher in der Einleitung stehende 'ins Ohr' ist in Wegfall gekommen, und da Heinze *dicat* V. 10 auf einen auszubringenden Toast deutet, so denkt er bei *aures* offenbar an die Ohren aller Anwesenden. Dies habe auch ich des öfteren als notwendig bezeichnet, so JB. XXXVII S. 124. — Zu Od. I 28, 23. *'nauta,* der eben im Begriff ist die Anker zu lichten . . . Davon, daß der *nauta* am Ufer vorüberfährt, wie man zu erklären pflegt, ist nichts angedeutet.' Aber in der Einleitung heißt es auch in der 6. Aufl. noch: 'vorübersegelnder Schiffer'. — Zu Od. I 28, 31. In der 5. Aufl.: 'da das natürliche Sprachgefühl *te natis* . . . zu verbinden gebietet'; in der 6. Aufl.: *'te natis* zusammenzunehmen wird der Leser nicht versucht sein: es müßte *ex te natis* heißen.' — Zu Od. I 28, 32. 'Daneben kann *debita iura* . . . nur bedeuten *tibi iura quae tibi debentur dabuntur* 'du wirst dein gebührendes Recht empfangen'. So auch in anderen Ausgaben: *δίκην ἣν ὀφείλεις, due punishment*; aber gern sähe man dafür Belege beigebracht. — Zu Od. I 28, 33. *'precibus* Dativ' (? Ref.). — Od. I 31, 10. Früher *ut,* jetzt *et* mit ausführlicher Begründung. Eine entschiedene Besserung. — Od. I 34, 5. Früher *relectos,* jetzt mit den Handschriften *relictos.* — Zu Od. II 1, 6 ff. Bei seiner früheren Auffassung dieser Stelle ist Heinze verblieben: 'Die damals entfachten Leidenschaften glimmen noch fort und es ist daher ein gefährliches Risiko . . . jene Zeiten zu schildern.' Mir scheint u. a. Hoppe das richtige gesehen zu haben: 'Du gehst an ein Werk, das viele gefährliche Wagestücke enthält; ein solches war der Übergang Cäsars über den Rubicon . . . Der Brand (der Kriege, die du schilderst) ruhte unter trügerischer Asche'; vgl. auch JB. XXXVIII S. 106. — Zu Od. II 2. Die Bemerkung, daß die Identifizierung des Proculeius

Digitized by Google

mit Telephus eine Spielerei sei, ist gestrichen. Mit Recht; vgl. Philippsons Abhandlung in der Woch. f. klass. Philol. 1916 S. 957 f., die Heinze noch nicht kannte. — Zu Od. II 2, 7. In Od. II 20, 13 sei mit *Daedaleo tutior Icaro* das Gleiche gemeint wie hier mit *metuente solvi*; aber Heinze liest ja jetzt *notior Icaro*. — Zu Od. II 5, 22. In der 5. Aufl.: *'mire sagaces'*, in der 6. Aufl.: *'mire* besser mit *falleret* als mit *sagacis* zu verbinden.' So auch andere, und das fordert der Zusammenhang, wie Heinze hervorhebt. — Die Ode II 6 wird jetzt mit Epist. I 7 in Zusammenhang gebracht; mit Recht, vgl. JB. XXXX S. 22, XXXXI S. 20 f. — Zu Od. II 7, 19. Ähnlich wie in der 5. Aufl. heißt es jetzt: 'Noch weniger kann an H.' Dichterlorbeer gedacht sein . . .; aber Lorbeer ist der Festschmuck des römischen Hauses.' Vgl. dagegen JB. XXXV S. 56. — Zu Od. II 8, 23 f. 'Die Brise, die von dir her' (? Ref.) 'weht'. — Ebendort: 'wie *tuis ignibus* III 7, 10 "das Feuer, das du entzündet hast".' Das Asterie entzündet hat? — Zu Od. II 10. Früher: 'Gerichtet ist die Ode an L. Licinius Murena'; jetzt: 'Der angeredete Licinius ist für uns nicht näher bestimmbar.' So namentlich auch L. Müller. Ich sehe keinen zwingenden Grund, von der Überlieferung abzuweichen; natürlich darf man die Abfassung der Ode nicht ins Jahr 23 setzen. — Zu Od. II 10, 6. Früher: *'tutus* ist wohl . . . am besten mit *diligit* zu verbinden'; jetzt: *'tutus* . . . gehört zu *caret'*, mit überzeugender Begründung. — Od. II 10, 18. Früher *citharae*, jetzt mit der besseren Überlieferung wohl richtig *cithara*. — Zu Od. II 12, 15. Früher: *'bene* dient nur zur Verstärkung von *mutuis* oder vielleicht besser von fidum'; jetzt: *'bene* "in guter, glücklicher Weise", kühn mit dem Adj. *mutuis* verbunden.' — Zu Od. II 12, 27. Früher: *'poscente*: Abl. abs.'; jetzt: *'poscente* mußte jeder römische Leser als abl. comparat. mit *magis* verbinden. Letzteres ist die natürlichste und verbreitetste Auffassung; vgl. JB. XXXV S. 63, XXXVII S. 124. — Od. II 13, 16. Früher *timetve*, jetzt mit den Handschriften *timet*. — Zu Od. II 13, 26 f. Früher: *'aureo* . . . plectro: Abl. der Eigenschaft,' jetzt besser *'aureo* . . . *plectro* wird man . . . lieber zu *sonantem* ziehen.' — Zu Od. II 14. Früher: 'Wie schon die Anadiplosis V. 1 zeigt, bezeichnet der Name Postumus keine wirkliche Persönlichkeit'; jetzt: 'Wer der Postumus war . . . wissen wir nicht . . . Ebensowenig überzeugt die Vermutung, daß der Name keine bestimmte Person, sondern einen Typus bezeichne.' Vgl. über diese Frage u. a. L. Müller, 1. Teil S. 200, und Belling, Studien über die Liederbücher des Horatius, S. 38. — Zu Od. II 16, 7. Früher: *'purpura*, der Purpursaum der Prätexta', jetzt richtig: *'purpura* kann zwischen Edelsteinen und Gold nur . . . Symbol größten Reichtums sein, nicht die purpurverbrämte Toga des Konsuls bezeichnen.' — Od. II 17, 14. Früher *Gyas*, jetzt *Gyges*, was begründet wird. Desgleichen Od. III 4, 69. — Zu Od. II 19, 24. Der Vermutung *horribilemque* wurde in der 5. Aufl. 'große Wahrscheinlichkeit' zugesprochen; jetzt heißt es, sie sei 'nicht völlig abzuweisen. Aber' usw. Für die handschriftliche Überlieferung bin ich eingetreten in der Berl. Philol. Wochenschrift 1915 S. 1499 f. — Zu Od. II 19, 29 f. Früher: *'aureo cornu decorum* . . . geht auf das goldene Trinkhorn . . . Die gewöhnliche Deutung auf die Stierhörner,

Digitized by Google

welche der Gott als ταυρόμορφος öfter . . . führt, ist sprachlich wie sachlich gleich verkehrt: ihr vorzubeugen hat H. *aureo* angefügt.' Jetzt: 'χρυσόκερως . . . An ein Trinkhorn . . . ist schon deshalb nicht zu denken, weil die römische Poesie *cornu* in dieser Bedeutung nicht kennt,' usw. Damit ist die Frage entschieden; die Horazstelle ist eben eine der zahlreichen, im Thesaurus übersichtlich zusammengestellten augusteischen Dichterstellen, wo von dem Stirnschmuck des Bacchus die Rede ist. — Zu Od. II 20, 6. *Vocas* wurde in der 5. Aufl. gedeutet als 'deiner Einladungen würdigst'; in der 6. wird es erklärt durch Verg. Aen. IV 674 *morientem nomine clamat.* Letztere schon ältere Auffassung halte ich für unmöglich, da nach dem Zusammenhange der Satz konzessiven Sinn haben muß. Dieser Anforderung wird entsprochen, wenn es möglich ist, ihn mit Bücheler so zu verstehen: 'der ich nur Klient eines reichen Mannes, dein Klient bin.' — Od. II 20, 13. Früher *tutior,* jetzt *notior.* Über diese Stelle will sich absolut keine Einigung anbahnen. — Od. III 2, 28. Früher *fragilemve,* jetzt *fragilemque.* — Zu Od. III 4, 1. Früher: 'Die Aufforderung *Descende caelo* enthält kein Gebet an die himmlische Chorführerin . . . herniederzusteigen zu dem ihrer bedürftigen Sterblichen . . . sie ist symbolisch zu verstehen, *quod velit iam transire a Junonis sermonibus* Porph.' Jetzt umgekehrt: 'Gebet an' usw. . . . 'Abzulehnen ist Porphyrios Einfall' usw. — Zu Od. III 4, 3. Bei *voce . . . acuta* wird jetzt zweifelnd gefragt: 'Ob damit Gesang ohne Begleitung, assa voce, gemeint ist?' Das Befremden ist begründet; aber auch, wie die eine Klio *tibia aliquem celebrat* oder die eine Kalliope *tibia longum melos dicit,* ist nicht so klar, wie man wünschen möchte. — Zu Od. III 4, 60. Früher: '*umeris* nicht "von der Schulter", sondern "auf die Schulter", um die Waffe ruhen zu lassen.' Jetzt: *numquam positurus arcum* schildert, ebenso wie der Zusatz *matrona* bei Juno, die Erscheinung des Gottes ohne besondere Rücksicht auf den Augenblick des Kampfes . . . *umeris* also "von der Schulter", nicht "auf die Schulter", um die Waffe dort ruhen zu lassen.' Aber warum soll nicht die Partizipialkonstruktion in V. 60 den Gott schildern, wie er sich im Augenblicke des Kampfes präsentiert, und erst der Relativsatz V. 61 ff. eine Charakteristik seines dauernden Wesens geben? Bei Heinzes jetziger Auffassung sollte man *qui ponit* erwarten; auch wäre es von Horaz wenig geschickt, wenn er gleich an erster Stelle einen auf alle Zeit bezüglichen charakterisierenden Zug gerade in solche Worte gekleidet hätte, daß zur augenblicklichen Situation ein Widerspruch herauskommt. — Zu Od. III 5, 19 ff. Früher: '*adfixa* geht auch auf *arma*'; jetzt: 'doch gewinnt die Konzinnität der Periode, wenn man *arma . . . derepta* nicht auch mit *adfixa* verbindet, sondern selbständiges Objekt zu *vidi* sein läßt.' Wohl richtig; ebenso konstruiert L. Müller. — Zu Od. III 5, 36. Früher: '*iners . . . timuitque mortem*'; jetzt: '*iners . . .* gehört zu *sensit.*' Also Rückkehr zur natürlichen Auffassung. — Zu Od. III 6, 24. Früher: '*de tenero ungui . . .* bis in die Fingerspitzen'; jetzt: 'von Kindheit an'. Vgl. über diesen Ausdruck Rolfe in den Proceedings of the American Philological Association XXXIII (1902) S. LXII ff. und XXXIV (1903) S. LV ff. (JB. XXXVI S. 98 und 106). — Zu Od. III 6, 30. Der *institor* hatte in der 4. Aufl. das erklärende

Digitized by Google

Beiwort 'der schmucke', in der 5. Aufl. 'der reich gewordene'; jetzt ist dieser Ausdruck wieder gestrichen. Und mit Grund, vgl. JB. XXXV S. 57. — Zu Od. III 6, 42. Früher: 'Der Konjunktiv ist durch die in *arbitrium* enthaltene Vorstellung einer Willensäußerung bedingt'; jetzt: 'Konjunktiv der wiederholten Handlung'. Letztere Auffassung verdient den Vorzug; so auch Schütz, Röhl, Schulze, Hoppe u. a. — Zu Od. III 7, 10f. Früher: '*tuis ignibus* kann ... nicht noch einmal besagen, daß Chloe in Gyges verliebt sei, sondern nur, wie sehr sie dieses sei, mit derselben Glut wie Asterie.' Jetzt: 'nicht, daß Chloe mit derselben Glut liebe wie Asterie, meldet der Bote ... sondern elend *misera* ist sie, weil sie nicht den eigenen Mann, sondern den Gatten der anderen liebt, also eine glückliche Rivalin hat'. Mir scheint für *tuis* nötig *intumis*, das ich im Jahre 1897 vermutet habe. — Zu Od. III 7, 28. Bei der Deutung von *denatare* als 'stromabwärts schwimmen' ist Heinze leider verblieben; vgl. JB. XXXV S. 58. — Zu Od. III 8. Früher: 'Alles dies paßt auf den 1. März 29'; jetzt: 'Beides paßt auf den 1. März 28.' — Zu Od. III 8, 5. Die Interpretation von *sermones* als *litterae* wird jetzt verworfen: 'Liegt vielleicht eine Anspielung auf Mäcenas' *Dialogi* vor, die sich in der Behandlung mannigfacher ἀπορίαι an griechische *sermones* anlehnen mochten?' — Zu Od. III 8, 12. Unter Tullus wird jetzt nicht mehr der Konsul des Jahres 33, sondern der des Jahres 66 verstanden. Aber am natürlichsten scheint es doch, an den zeitlich nächsten zu denken. — Zu Od. III 11, 40. Früher: '*sorores*, weder *meas* noch *tuas*, sondern eben "die Schwestern"'; jetzt: 'sowohl *meas* als, dem *socerum* entsprechend, *tuas*, da er ja ihr Vetter ist.' Jedenfalls besser als in der 5. Aufl.; aber die Konzinnität mit *socerum* verlangt einfach die Ergänzung *tuas*. — Od. III 14, 11. Zu diesem Verse ist jetzt ein Kreuz gesetzt: 'allerdings liegen hier noch ungelöste Schwierigkeiten vor.' — Zu Od. III 18, 6f. Früher: '*Veneris sodali* ... meint Faunus selbst'; jetzt: 'Die Beziehung von *Veneris sodalis* auf Faunus, sachlich wenig gerechtfertigt, wäre auch formal, durch Einführung des doppelten Dativs' (wieso? *craterae* wäre dann als Genetiv aufzufassen; Ref.) 'sehr anstößig. Vielmehr verlangt schon die Konzinnität der Rede, *Veneris sodali* mit *craterae* ... zu verbinden.' Das tun viele, und es ist nichts dagegen einzuwenden. — Od. III 21, 10. Früher *negleget*, jetzt *neglegit*. Aber da *te* nicht den Wein im allgemeinen, sondern diesen bestimmten Krug mit Wein meint, ist meines Erachtens das Futurum erforderlich. — Zu Od. III 21, 15f. Früher: '*iocoso* ... *Lyaeo* ganz persönlich, als Dativ'; jetzt: 'das Mißverständnis, als sei dies Dativ, hat H. offenbar nicht befürchtet, da' usw. Zweifellos ist *Lyaeo* Ablativ. — Zu Od. III 24, 18. Früher: '*Temperat* mit dem Dativ in der Bedeutung "gebieten" wagt H. hier der Etymologie gemäß'; jetzt: 'sie "schont" die Stiefkinder, statt sie zu mißhandeln oder gar zu töten.' Eine dringend notwendige Verbesserung. — Zu Od. III 25, 3f. Früher: '*quibus antris*, Dativ'; jetzt: '*antris* ist nicht Dativ ... sondern Lokativ'. — Od. III 25, 9. Früher im Text *Edonis*: 'Das überlieferte *exsomnis* kann nur heißen "schlaflos", welches Beiwort völlig verkehrt sein würde'; jetzt im Texte *exsomnis*: '*exsomnis* ... bereichert das Bild um einen für die bacchische Feier sehr bezeichnenden Zug.' Eine sehr

Digitized by Google

strittige Stelle. — Zu Od. III 26, 7. Über *arcus* hieß es früher: 'natürlich nicht um einen *ianitor invisus* zu töten, sondern als Symbol: die Waffe des Liebesgottes und des Jägers in der Hand des Liebhabers.' Jetzt: 'Neben den ... Fackeln ... und den Brechstangen ... müssen auch die *arcus* wirkliche Bogen sein, können nicht symbolisch die Waffe des Liebesgottes meinen.' Diese Ansicht habe ich in den Jahresberichten von jeher vertreten, so XXIX S. 63, XXXV S. 75f. — Zu Od. III 30, 2. Früher: '*situs εὖρως*'. Jetzt: 'H. hat in Anlehnung an die stereotype Formel der Grabschriften *hic situs est*, das Substantiv in der Bedeutung "Grab" zu verwenden gewagt.' Daß die gewöhnliche Bedeutung 'Verwitterung' hier nicht paßt, muß wohl zugegeben werden; so konkurrieren nun zwei Annahmen singulärer Bedeutungen: 'Grab' und 'Bau'. — Zu Od. III 30, 7. Früher: '*usque* ... mit *crescam* zu verbinden'; jetzt: *usque* gehört zu *crescam*, aber auch zu *recens*.' — Zu Od. IV 1. Früher: 'Natürlich ist Ligurinus ein reines Phantasiegeschöpf'; jetzt: 'Ob Ligurinus ... reines Phantasiegeschöpf oder, was immerhin wahrscheinlicher, der Name Pseudonym ist, läßt sich nicht mit Sicherheit ausmachen.' — Od. IV 2, 33. Früher: *concinet*; jetzt: *concines*; es sei ein *Triumphus* in epischem Maß und Stil gemeint. Also auch hier ein Fall billigenswerter Rückkehr zur Überlieferung. — Zu Od. IV 2, 35f. Früher: '*merita fronde*: nicht der Lorbeerkranz ... sondern die Palmblätter der tunica'; jetzt umgekehrt. Desgl. Od. IV 3, 6. — Zu Od. IV 2, 42. Früher: '*ludum* ... Spiele'; jetzt: '*ludus* ... das ausgelassene festliche Treiben auf Straßen und Plätzen.' — Od. IV 3, 15. Früher *vatum*, jetzt mit Bücheler *vatem*. Der Raum gestattet dem Ref. hier kein näheres Eingehen. — Od. IV 4, 14f. Früher: 'Sie' (d. i. die *caprea*) 'ist *fulvae matris ab ubere intenta pascuis*'; jetzt vom Löwen: 'Man wird also *fulvae matris ... ab ubere iam lacte depulsum* verbinden ... müssen.' Sehr richtig sagt zur Begründung Heinze unter anderm: 'Auch paßt die Betonung der Jugend des Rehs schlecht in das Bild.' — Zu Od. IV 4, 65. Früher: '*profundo*, Abl. zu *evenit*'; jetzt: '*profundo* ist besser schon mit *merses* zu verbinden.' Gewiß. — Zu Od. IV 6, 16ff. Früher: '*falleret ... ureret* Konjunktive der noch unvollendeten Handlung, vom Standpunkt der ... ratschlagenden Gottheiten aus'; jetzt: 'Die Imperfekta dienen nicht dazu, die Handlung gegenwärtig erscheinen zu lassen, sondern stehen einfach zum Ersatz der schwerfälligen Plusquamperfekta.' So schon manche Herausgeber; mit Recht. Dergleichen ist ja auch in Prosa nicht selten. — Zu Od. IV 7, 13. Früher: '*damna caelestia*, der Tod der Natur ... Auf damna lunae es zu beziehen ist verkehrt.' Jetzt: '*d. l.* kann nicht wohl den Tod der Natur im Winter meinen ... vielmehr sind die *damna* der *luna* selbst gemeint.' Für die erstere Auffassung vgl. Probst, Neue Jahrb. 1885 S. 140f. — Od. IV 8, 41. Früher *utili*, jetzt *utili et*, mit ausführlicher Begründung. — Zu Od. IV 14, 2. Früher: '*plenis* steht absolut'. Jetzt: '*plenus* absolut gebraucht ... wäre hier doppelt mißverständlich ... Solch ein *munus plenum honoris*' usw. Die Herausgeber sind geteilter Meinung. — Od. IV 15, 23. Früher *infidive*, jetzt *infidique*. — Zum Carm. Saec. Das Lied sei kein Prozessionslied, sondern zuerst auf dem Palatin und dann noch einmal auf dem Kapitol gesungen. Über die Verteilung des C. S. an die

Digitized by Google

Chöre spricht jetzt Heinze eine bestimmte Ansicht aus, die zwölfte, die mir bekannt geworden ist. Sie zeichnet sich durch große Einfachheit aus: er gibt V. 1—36 den Mädchen, V. 37—72 den Knaben, V. 73—76 beiden Chören. Dagegen ließe sich manches einwenden; es sei nur darauf hingewiesen, daß Fowler und August (vgl. JB. XXXVIII S. 140f.) es wahrscheinlich gemacht haben, daß hinter *puellas* nur ein Komma, der Punkt erst hinter *relictis* zu setzen sei. — Von den Oden sind folgende nicht in Strophen abgeteilt: I 1. 7. 8 (bei I 11 ist es nicht ersichtlich, da V. 4 der letzte auf der Seite ist). 18. 28. 36. II 18. III 12 (im ganzen vier Zeilen). 15. 24. 25. 30. IV 8. 10. Dabei ist ja nun manches auffallend. Erstens: die Oden IV 7 und I 4 (erstes bzw. zweites archilochisches Maß) sind, im Gegensatze zu anderen Oden in alternierenden Zeilen, abgeteilt. Zweitens: von den Oden des vierten asklepiadeischen Maßes sind einige abgeteilt, andere nicht. Drittens: bei zweien der oben als nicht abgeteilt aufgezählten Oden begegnet doch vereinzelt Abteilung, nämlich in Od. II 18 nach V. 28, in Od. IV 8 nach V. 4 (ob nach V. 8, ist nicht ersichtlich) und nach V. 12. — Epod. 1, 19ff. Jetzt heißt es: '*adsidere* . . . hier von der Wartung der unflüggen Jungen, muß, zwischen *absentis* und *adsit* gestellt, die Gegenwart der Alten meinen, also nicht verallgemeinert die ganze Zeit, wo die Kleinen noch der mütterlichen Pflege bedürfen. Dann ist aber nach *timet* zu interpungieren und *magis relictis* (Dat.) scil. *timet* zu verstehen "mehr aber für die Verlassenen" (Röhl).' Ich freue mich, daß meine Auffassung (JB. XXXIV S. 134) auch Heinzes Zustimmung gefunden hat. — Epod. 1, 29. Früher *superni*, jetzt *superne*. — Epod. 2, 25ff. In beiden Auflagen *ripis* und *frondes* (mit Markland). Schade, daß Heinze nicht zu *rivis* . . . *fontes* übergegangen ist, welches Plüss im Sokrates I (1913) S. 83ff. mit Wahrscheinlichkeit als das Richtige nachgewiesen hat (vgl. JB. XXXIX S. 98). — Zu Epod. 5, 29. *Abacta nulla* . . . *conscientia* wird jetzt erklärt: 'ohne jede Gewissensskrupel, die sie eigentlich hätten vertreiben sollen.' Demgegenüber sei auf die Auffassung von Teichmüller (im JB. XXXII S. 61) und Hardie (in The Classical Review XX 1906 S. 115; vgl. JB. XXXIII S. 81) hingewiesen: 'von keiner Mitwissenschaft ausgeschlossen', '*excluded from no complicity*'. Sie liegt auch wohl schon in den pseudakronischen Scholien vor. — Zu Epod. 5, 49 *aut quid tacuit*. Früher: '. . . vielmehr soll die Antwort lauten: "nichts, obwohl alles, was sie sagte, *tacenda* waren".' Jetzt: 'so arg das war, was sie sagte, Schlimmeres noch dachte sie sich.' Eine dunkle Stelle. — Zu Epod. 5, 69 *indormit*. Früher: 'schläft er?' Jetzt: '*indormit* ist nicht Frage . . . sondern Feststellung.' So auch andere. — Epod. 5, 87. Früher mit Haupt: *maga non*; jetzt mit Bentley: *magica*. — Epod. 6. Cartaults (im Journal des Savants X 1912 Nr. 8 S. 314ff.; vgl. JB. XXXIX S. 93) interessante und recht probable Vermutung, daß diese Epode im Interesse Vergils geschrieben sei, hat leider keine Berücksichtigung gefunden. — Zu Epod. 6, 3. Früher: '*quin* . . . *vertis* reine Frage, nicht Aufforderung'; jetzt: '*quin* leitet nie eine wirkliche Frage, sondern nur eine in Frageform gekleidete Aufforderung ein.' — Epod. 7, 11f. Früher: *leonibus umquam*; jetzt mit anderen *leonibus*.

Digitized by Google

nunquam. — Epod. 8, 17. Früher *magis*; jetzt *minus*, mit der Anmerkung: *'rigere* wie *torpere* die Wirkung der Kälte.' Aber mit Recht sagt Keller: *'Rigere* und *frigere* sind in diesem Zusammenhange das gerade Gegenteil.' — Einleitung zu Epod. 9. Früher: 'Eben ist die erste Kunde von dem ... Siege ... nach Rom gedrungen. Der Stimmung, welche die Nachricht hervorruft, gibt H. Ausdruck in diesem Gedicht, das er sofort Mäcenas zusendet, welcher noch beim Heere abwesend war.' Jetzt: 'Der Sieg bei Aktium ist erfochten; Horaz und Mäcen, die zu Schiff dabei waren, sitzen am Abend des schicksalsvollen 2. September im Freundeskreis beim Wein.' Aber vergleiche über diese Streitfrage, bei welcher ich mehrmals die von Heinze jetzt verlassene Ansicht vertreten habe, Cartault in der Revue de philologie XXIII (1899) S. 249 ff. und JB. XXX S. 46 f. — Epod. 9, 17. Früher *ad hoc*; jetzt *at huc.* Ich halte *ad hunc* für richtig, mit Ussanis Erklärung: *ad solem*; vgl. JB. XXVII S. 49 f. — Zu Epod. 9, 19 f. Jetzt: 'Die Verse sind noch nicht befriedigend erklärt.' Am besten handelt meines Erachtens über sie Cartault a. a. O. (vgl. JB. XXVII S. 84). — Epod. 9, 25. Früher: *'Africani* ist eine wunderschöne Verbesserung Madvigs für die sinnlose Überlieferung *Africanum* oder *Africano*'. Jetzt: *'Africanum,* nicht *Africano,* ist die richtige Überlieferung' (im Text steht *Africani*). — Zu Epod. 13, 13. Für *frigida parvi,* von welchen beiden Worten das letztere viele Konjekturen hat über sich ergehen lassen müssen, gibt Heinze jetzt eine eigenartige Erklärung: 'Jetzt ist der Skamander klein, einst wird er gewaltig anschwellen, nämlich im Zorn über Achill, Φ 234 ff.; jetzt ist sein Wasser kalt, einst wird es in Hephaistos' Gluten sieden (348—382).' Sollte Horaz das wirklich in die beiden Adjektiva hineingeheimnißt haben? — Zu Epod. 14, 12. Auch hier jetzt eine auffällige Interpretation: *'dicunt*: das weiß also H. nicht aus Anakreons Gedichten, sondern aus dem, was die in den Biographien gesammelten Anekdoten erzählten und hellenistische Epigramme verwerteten ... Daß er' (Bathyll) 'in unseren Fragmenten nicht erscheint, ist demnach wohl nicht bloßer Zufall. Diesen Widerspruch zwischen Dichtung und Überlieferung hat, wie aus unserer Stelle zu schließen ist, jemand dadurch erklärt, daß gerade wegen der besonders heißen Liebe zu Bathyll der Dichter nicht dazu gelangt ist, seine improvisierten Liebesklagen für die Herausgabe fertig zu machen, *pedem elaborare.*' — Epod. 15, 10. Früher hinter *mutuum* ein Punkt; jetzt, wie bei Vollmer, ein Komma. — Zu Epod. 16. Hinsichtlich der Ähnlichkeit mit Verg. Ecl. 4 hatte die 5. Aufl. Horaz die Priorität zugesprochen; jetzt meint Heinze, die Frage sei nicht mit voller Sicherheit zu entscheiden. Vgl. über diesen Gegenstand Südhaus, Rhein. Mus. LVI S. 37 ff. (JB. XXVIII S. 59), Skutsch, Neue Jahrb. XII S. 23 ff. (JB. XXXVI S. 124), Miller, Philologus LXXII S. 312 ff. (JB. XXXX S. 15). — Zu Epod. 16, 15 f. Jetzt: 'Die schwierigen Verse sind noch nicht ganz befriedigend erklärt.' — Epod. 16, 41 f. Früher: *circum vagus arva beata: petamus arva divites* etc.; jetzt: *circumvagus: arva beata petamus, arva divites* etc. — Die Verse 61, 62 standen früher hinter V. 56, jetzt stehen sie hinter V. 52. — Epod. 16, 64. Früher: *aureum; aerea dehinc;* jetzt: *aureum, aere, dehinc.* — Zu Epod. 16, 65. Früher: *'quorum piis* zu verbinden':

Digitized by Google

jetzt: *'quorum fuga* gehört zusammen.' So schon viele, mit Recht. — Epod. 17, 60. Früher *proderit*, jetzt *proderat*.

Unter den Druckfehlern bzw. kleinen Versehen der 5. Auflage ist tüchtig aufgeräumt; von denen, die sich trotzdem behauptet haben, seien folgende als störend angemerkt: zu Od. I 1, 15 *ut uvam* statt *et uvam*; zu Od. I 8, 1 *properant* statt *properent*; zu Od. II 18, 10 *urbis placuisse* statt *urbis belli placuisse*; zu Od. III 3, 1 *iustitiae clementiae* statt *clementiae iustitiae*; zu Od. III 9, 5 εἰμὶ ὁ' Ἀντίμαχον statt εἰμι δι' Ἀντίμαχον; zu Od. III 11, 9—12 *acceperit* statt *accesserit*; zu Od. III 23, 1 *rustica porcus* statt *hostia rustica porcus*; in der Einleitung zu Epod. 2 πολυζήλου statt πολυχρύσου; Epod. 3, 11 *innota* statt *ignota*; Epod. 16, 23 *secundo* statt *secunda*; zu Epod. 17, 11 δώσομεν statt δώσω; zu Epod. 17, 13: der Genetiv Ἕκτορος ἀνδροφόνοιο *(homicidae)* entbehrt des ihn regierenden Verbums. Neu hinzugekommen ist: zu Od. I 13, 5—9 'das von fast allen Handschriften gebotene *manet'*, statt 'd. v. f. a. H. g. *manent'*.

2. Übersetzungen

4) W. P. Trent, Renderings of some Odes of Horace. In den Studies in Philology (University of North Carolina), vol. XIII Number 1, January 1916. Bain Memorial Number. Edited by George Howe. Chapel Hill. 91 S. 8.

Trent hat auf S. 31—39 folgende Oden ins Englische übersetzt: I 1—3. 6. 11. 24. 30. II 6. 9. Vorstehende Notiz entnehme ich, da mir diese Druckschrift nicht zugänglich ist, der Anzeige von Tolkiehn in der Berl. Philol. Woch. 1917 S. 681.

5) Die Satiren und Episteln des Horaz, in deutscher Prosa von Hermann Röhl. Berlin, G. Grote, 1917. 280 S. 8. Geb. 5 ℳ.

Aus der Vorrede: 'Eine Übersetzung der Horazischen Satiren und Episteln wird den wünschenswerten Grad von Treue und Verständlichkeit in der Wiedergabe des Gedankeninhalts meines Erachtens am ehesten erreichen, wenn sie sowohl auf poetische Kunstform als auch auf Wörtlichkeit verzichtet. Der erstere Verzicht bringt die Nötigung zu Kompromissen bei den konkurrierenden Ansprüchen von Form und Inhalt in Wegfall und bedeutet dabei nicht einmal eine sonderliche Einbuße, da ja Horaz selbst (allerdings in absichtlicher Unterschätzung) jene Dichtungen nicht als wirkliche Poesie bewertete; der letztere aber ist insofern von nicht geringem Nutzen, als er die Möglichkeit gibt, die zahlreichen Schwierigkeiten, namentlich sachlicher Art, zu beseitigen, die dem modernen Leser der Text naturgemäß bietet.'

Nun einige signifikante Proben. Sat. I 1, 88—91 'Gegeben hat dir die Natur deine Angehörigen ohne deine Mitwirkung; damit jedoch ihre freundliche Gesinnung dir erhalten bleibe, dazu bedarf es einiger Bemühung deinerseits. Aber solcher Bemühung ist dann auch der Erfolg sicher; das ist ja doch nicht, als wenn jemand einen Esel soweit zu dressieren suchte, daß er auf ihm die hohe Schule reiten könne.' Epist. I 19, 23—31 'Ich bin der erste gewesen, der die Jambenpoesie des Pariers Archilochus auf römischen Boden verpflanzt hat; dabei habe

Digitized by Google

ich die Versmaße und die Lebhaftigkeit des Tones herübergenommen, aber nicht die Stoffe, nicht die scharfen Angriffe, die den Lycambes in den Tod trieben. Und damit nicht etwa jemand glaubt, mir um deswillen nur ein geringeres Verdienst zuerkennen zu sollen, weil ich es vermieden habe, den Versbau und die gesamte Kunstform dieser Poesie zu ändern, so möchte ich darauf hinweisen, daß anerkannt große Dichter das gleiche Verfahren befolgt haben. So fußt Sappho (und ob auch ein Weib, ist sie doch den besten ihrer männlichen Kunstgenossen gleichwertig) auf den Versmaßen des Archilochus, und ebenso Alcäus, der sich aber in der Anordnung der Verse und im Inhalte seiner Poesie von seinem Vorgänger unterscheidet und keinen Schwiegervater und keine Braut mit giftigen Schmähgedichten überschüttet und zum Strick zu greifen treibt.' Epist. II 1, 50—52 'Da ist zuerst Ennius, den die Kritiker als "einen tiefen Geist, einen heldenhaften Heldensänger, einen zweiten Homer" zu preisen pflegen. Trifft aber dieses Lob zu? Obwohl er auf Grund der Lehre des Pythagoras behauptete, in seinen Körper sei durch Seelenwanderung die Seele Homers eingezogen, hat er, wie es scheint, doch keinen großen Wert darauf gelegt, den in jener Behauptung liegenden Verheißungen nun auch gerecht zu werden.' Epist. II 3, 45—48 'Auch hinsichtlich der zu verwendenden Worte muß sich großer Achtsamkeit befleißigen, wer es unternimmt, ein Dichtwerk zu schaffen. Von den Worten, die ihm die lebende Sprache darbietet, möge er die einen mit feinem Takte benutzen, anderer mit behutsamer Vorsicht sich enthalten. Nicht mindere Sorgfalt erfordern Neuerungen. Einen eigenartigen Reiz erhält der Stil, wenn man ein allgemein gebräuchliches Wort mit anderen in geschickter Weise so verbindet, daß es wie ein neues wirkt.'

Auf S. 9 (Sat. I 1, 105) ist *Vitellius* Druckfehler für *Visellius*.

3. Abhandlungen

6) Fr. Vollmer, Über die Erwähnung von Augsburg (Augusta Vindelicum) in den Ps.-Akronischen Scholien zu Horaz. In den Sitzungsberichten der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, philos.-philol. und historische Klasse. Sitzung vom 2. Dezember 1911, S. 50 f.

Auf Grund des ps.-akronischen Scholions zu Od. IV 4, 17 *his devictis facta est civitas Augusta Vindelica apud Raetos* sieht Vollmer die Gründung von Augsburg durch Augustus als historisch beglaubigt an.

7) F. Heerdegen, Das Wort *vivere* in phraseologischem Gebrauch bei Horaz und im ältern Latein. Universitätsschrift. Erlangen 1913. 25 S. 4.

Wir geben das Resultat dieser feinfühligen Untersuchung mit den eigenen Worten des Verfassers an: 'Erstens hat sich herausgestellt, daß der phraseologische Gebrauch von *vivere* mit prädikativem Adjektiv dem alten Latein sehr geläufig war, daß er aber in der klassischen Zeit als ein Archaismus empfunden wurde, den der allgemeine prosaische Stil im Prinzip fallen ließ, während ihn die Dichtersprache und teilweise auch der historische und briefliche Stil festhielt. Zweitens hat sich gezeigt, daß unter den altlateinischen Dichtern Plautus, unter den späteren aber Horaz derjenige Dichter war, welcher diesen Archaismus mit Vorliebe

Digitized by Google

handhabte, und da der Stil des Horaz, zumal in den Satiren, auch sonst nicht arm an Archaismen und archaischen Vulgarismen ist, so reiht sich auch diese stilistische Tatsache unter die übrigen Berührungen, welche zwischen der Sprache des Plautus und der des Horaz nachweisbar sind, folgerichtig ein.'

8) F. Heerdegen, Über Bedeutung und Gebrauch der Wörter *sponte* und *ultro* im älteren Latein. Erster Teil. Universitätsschrift. Erlangen 1914. 42 S. 4.

Dieser erste Teil handelt über *sponte*, das bei Horaz nur einmal, Epist. I 12, 17, vorkommt. S. 22 '. . . So erinnert die ganze Stelle (einschließlich des vorhergehenden und des nachfolgenden Verses) ihrem Inhalte nach an Lucrez, ja es darf vielleicht ganz speziell an die Lucrezstelle V 79 *(Libera sponte sua cursus lustrare perennis)* gedacht werden, worin in ähnlicher Weise von der Bewegung der Himmelskörper die Rede ist und die unserem mit Lucrez so vertrauten Dichter vorgeschwebt haben mag.'

9) Karlmann Kada, Qua arte Horatius carmina primi libri composuerit, investigat atque exemplis illustrat Carolomannus Kada. Programm des k. k. Stiftsgymnasiums der Benediktiner in St. Paul. 1914. 51 S. gr. 8.

S. 4 . . . *hanc viam atque rationem secuti sumus, ut argumentis singulorum carminum diligenter expositis eorumque partitione demonstrata, si quae esset partium convenientia, accurate inquireremus.* Sein Hauptaugenmerk richtet der Verfasser dabei auf die Rolle, die bei der Disposition der Oden und bei der Zusammenstellung paralleler Glieder die Dreizahl und die Zweizahl spielen. Gelegentlich werden auch andere Fragen behandelt, so die Abfassungszeit (S. 7 f., Kada setzt Od. I 2 ins Jahr 27), die Echtheit oder Unechtheit (S. 15 f., der Verfasser hält Od. I 6, 13—16 für unecht), die Lesung (S. 33 zu Od. I 21, 13, S. 35 zu Od. I 23, 5 f.; Kada bleibt beidemal bei der Überlieferung).

Daß Horaz eine gewisse Vorliebe für den Parallelismus und speziell für die Dreizahl hat, ist zweifellos, und Kada ist mit seinem Bemühen, dies im einzelnen nachzuweisen, durchaus auf dem richtigen Wege. Aber der naheliegenden Gefahr, beim Suchen zu viel zu finden, ist er nicht immer entgangen; dahin rechne ich z. B. folgende Bemerkung, S. 32 zu Od. I 21, 6 ff.: *loca vero, quibus Diana delectatur: Algidus, Erymanthus, Cragus; loca vero Apollinis insignia: Tempe, Delos, humerus* etc.

Als zweiteilig betrachtet er folgende Oden: 1; 7; 9; 11; 17; 20; 24; 25; 26; 30; 36; 38; die übrigen als dreiteilig. Hierüber sind natürlich erhebliche Meinungsverschiedenheiten möglich.

10) Alfred Holder, Die Reichenauer Handschriften, beschrieben und erläutert von A. H. Zweiter Band: Die Papierhandschriften, Fragmenta, Nachträge. (Aus: Die Handschriften der Großherzoglich Badischen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe.) Leipzig, B. G. Teubner, 1914. 684 S. 4. 24 M.

S. 550 f. Holder notiert winzige Fragmente aus den Oden und längere aus dem ersten Buche der Episteln. Zu den letzteren bemerkt

Digitized by Google

er: 'Aus einem Kodex I. Klasse, *a* bei O. Keller et A. Holder, Q. Horati Flacci opera. Vol. I, ed. 2 (Lips. 1899) p. XIII.'

11) Walther Schwering, *Deus* und *divus*. In den Indogermanischen Forschungen Bd. 34 (1914/15) S. 1—44.

S. 36 'Nicht uninteressant ist eine andere Beobachtung: "welcher Gott?" kann heißen: *quis deum? deorum?* oder *qui deus?* und dieses ist sogar das häufigere. Dagegen kommt nur *quis divum?* vor, das bei Plaut. Asin. 716, bei Claudian und Dracontius belegt ist, und wonach Horaz carm. I 2, 25 *quem vocet divum populus?* zu beurteilen ist' usw.

12) Arthur Kusch, De saturae romanae hexametro quaestiones historicae. Greifswalder Doktordissertation. 1915. 27 S. 8.

Eine sorgsame Zusammenstellung über Eigenheiten des Versbaues, namentlich die Verwendung der Cäsuren und Elisionen bei den römischen Satirikern; zur Vergleichung werden auch einige andere Dichter (leider nicht auch Ovid) herangezogen; die Resultate werden durch Zahlentabellen und graphische Darstellungen veranschaulicht. Daß sich, den Horaz betreffend, nicht eigentlich Überraschendes ergibt, liegt in der Natur der Sache. Im folgenden einige Einzelheiten.

Cäsur in Kompositis stellt Kusch, im Gegensatz zu andern Metrikern, wohl mit Recht in Abrede: S. 6 *nullo modo inter praepositionem vel 'in' negativum atque verbum caesuram exstare posse iudico;* S. 5 *non ut caesura fieret, poetae composita inseruerunt, sed, quod inserenda erant, caesura prohibebatur.* S. 4 f., S. 8, die beiden Horazverse Sat. II 3, 134 *an tu reris eum occisa insanisse parente* und ebendort V. 181 *vestrum praetor, is intestabilis et sacer esto* seien als cäsurlos zu betrachten.

S. 15. *Semiquinariam, cui subsidiaria non adstat, apud Horatium in primo libro 21ies, in altero 32ies inveni, in summa igitur 53ies, h. e. in 5, 146 centenum versibus, eandem apud Vergilium in 1, 326 centenum . . . Tertia trochaica principalis ab Horatio in 10, 097 centenum versibus usurpata est, a Vergilio in 2, 653 centenum.* — S. 22. *Igitur, ut iam omnia comprehendam, videmus satiricos in hexametro versu et epicos aequales et exempla sui ipsorum generis respicere, illos potissimum in caesuris, hos in elisionibus.*

13) Hermann Diels, Das Aphlaston der antiken Schiffe. In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 25. Jahrg (1915) S. 66 f.

'Beim Schiffbruch wird daher auch gerade dieser Verlust der *dei tutelares*' (die Kultbilder der Prymna, die als Schutzpatrone eine wirkliche Verehrung gefunden haben, zu unterscheiden von den Gallionbildern an der Prora, die dem Schiffe den Namen geben, *insigne*) 'besonders hervorgehoben. Horaz setzt diesen Glauben' (nämlich daß hier die eigentliche Seele, das Leben des Schiffes ruht und das ganze Schiff verloren ist, wenn dieser letzte und geschützteste Teil fällt) 'voraus in seiner lebendigen Personifikation des sturmgepeitschten Schiffes, Od. I 14 . . . *nil pictis timidus navita puppibus fidit.*'

Digitized by Google

14) Carl Wey, Glossarium Horatianum ex magnis glossariis bilinguibus reconcinnatum. Jenenser Doktordissertation. 1915. 71 S. 8.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser der vorliegenden Dissertation gestellt hat, ist im Wesentlichen diese: aus dem zweiten Bande des Corpus glossariorum latinorum die auf Horaz bezüglichen Glossen herauszusuchen. Deren hat er eine große Menge (es mögen gegen 1400 sein) zusammengebracht und nach der Reihenfolge des Horaztextes geordnet. Bei denjenigen, die er mit zwei Sternchen bezeichnet, hält er die Beziehung auf Horaz für zweifellos, bei den mit einem Stern versehenen für sehr wahrscheinlich, bei den übrigen für minder sicher.

Es sollen hier einige dieser Glossen notiert werden, die (falls sie sich wirklich auf Horaz beziehen, was mir allerdings bei einigen recht zweifelhaft scheint) in der einen oder andern Hinsicht Interesse zu erwecken geeignet sind. Od. II 10, 9: *saepius ventis agitatur ingens] saepius, πλειστάκις, πυκνάτερον* II 177, 15. — *Od. III 4, 38: *cohortes abdidit oppidis] abdidit, ἀπέκρυψεν, ἀπέκλεισεν* II 3, 14. — Od. III 5, 37: *unde vitam sumeret anxius] anxius, ἀνιώμενος, ἀχθόμενος, λεπτομέριμνος* II 21, 36 (? Ref.). — *Od. III 10, 6: *nemus intra pulchra satum (situm* alii codd.) *tecta] satum, σπαρέν* II 179, 15. — Od. IV 10, 2: *tuae cum veniet pluma superbiae] pluma, πτίλον, πλουμίν (πλουμίον* Vulc.), *πτερόν, μινοῦς* II 152, 17 (*πτερῳμένους* cod.). — **Od. IV 14, 39: *laudemque et optatum peractis imperiis decus adrogavit] peractis, ἀπαρτισθέντων* II 145, 44. — Epod. 5, 37: *exesa uti medulla] exesa* (coniec. Bentleius), *ἐκβεβρωμένος* II 64, 31 (ubi *ἐκβεβρωμένης* e) (? Ref.). — **Sat. I 3, 91: *mensave catillum Euandri manibus tritum deiecerit] tritum, perfectum* II 202, 15. — *Sat. I 6, 126: *fugio campum lusumque trigonem] lusum, παίγνιον* II 125, 30 (? Ref.). — **Sat. I 10, 37: *diffingit Rheni luteum caput] diffingit, describit* II 49, 23; vgl. Porph. ad Sat. I 10, 37. — Sat. II 1, 86: *solventur risu tabulae] tabulae, σανίδες καὶ γραμματεῖα* II 194, 37. — Sat. II 2, 30: *hanc magis illa inparibus formis deceptum te patet] patet, ἀναπέτηται (ἀναπέπταται* e), *ἀνέῳγεν, φανερόν ἐστιν* II 143, 8. — **Sat. II 3, 303: *caput abscisum ... portat Agave] abscisum, ἀποκεκομμένον* II 5, 1. — *Sat. II 5, 31: *domi si gnatus erit fecundave coniunx] domi natus, οἰκογενής* II 55, 2; 535, 41. — **Sat. II 5, 95: *aurem substringe loquaci] substringe, praebe* II 191, 9.

15) O. Jiráni, Novèjši vyklady nèkterých ód Horatiových (d. i. Neuere Erklärungen einiger Oden des Horaz). In den Listy filologické XLII (1915) S. 1—8, 96—107, 203—219, 334—343.

Der Liebenswürdigkeit des Verfassers verdanke ich ein Exemplar dieser mir sonst unzugänglichen Abhandlung. Leider vermag ich auch mit Hilfe des Russischen nicht bis zu dem wünschenswerten Grade in den Inhalt einzudringen. Um seinen Arbeiten einen weiteren Leserkreis zu sichern, würde der Verfasser gut tun, sie in lateinischer Sprache abzufassen.

Hier nur folgendes. Der Verfasser beabsichtigt, seine Landsleute mit den neueren Forschungen auf diesem Gebiete bekannt zu machen und diese kritisch zu beurteilen. Er durchmustert zu diesem Zwecke

Digitized by Google

die Horazliteratur der ungefähr zehn letzten Jahre; auch diese Jahresberichte werden häufig berücksichtigt. Behandelt werden folgende Oden: I 2; 3; 7; 10; 12; 14; 20; 22; 24; 28; 32; 34; II 3; 6; 17; 20; III 1—6; 7; 12; 14; 17; 21; 29; IV 8.

16) Alfons Kurfeß, Die Invektivenpoesie der sullanisch-cäsarischen, augusteischen und nachaugusteischen Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Invektive. Programm des Gymnasiums zu Wohlau. 1915. 40 S. 8.

Diese Abhandlung bildet einen hübschen Ausschnitt aus der römischen Literaturgeschichte, und es ist lehrreich, in solchem Zusammenhange auch Horaz (S. 23—30) behandelt zu sehen und zu erkennen, wie er auf seinen Vorgängern fußt.

Wir merken noch zwei Einzelheiten (S. 27) an. Der Verfasser tritt in Epod. 9, 25 für die Schreibung *Africano* ein und findet, daß Horaz in Epod. 10 den Ton seines Originals gemildert und abgeschwächt hat.

17) Paul Geyer, Horaz und Schiller. Zur Einführung in die Philosophie. In der Monatsschrift für höhere Schulen, 15. Jahrg. (1916). S. 83—87.

Die Primaner aller höheren Lehranstalten sollen 'die Weltanschauung des Horaz, sei es auch nur aus einer deutschen Übersetzung seiner Dichtungen (in Betracht kommen Od. II 2. 3. 10. 16. 18. III 1—6. 16. 24. Sat. I 1. 3. 16. Epist. I 1 u. a. m.) oder allerwenigstens aus einem Stücke des deutschen Lesebuches kennen lernen.'

18) F. Heerdegen, Über Bedeutung und Gebrauch der Wörter *sponte* und *ultro* im älteren Latein. Zweiter Teil. Universitätsschrift. Erlangen 1916. 41 S. 4.

Auf S. 22—26 spricht der Verfasser über *ultro* bei Horaz, mit folgendem Ergebnis: 'Blicken wir auf Horaz zurück, so drängen sich bezüglich seines Gebrauches von *ultro* zwei ganz bestimmte allgemeine Wahrnehmungen auf. Die eine ist, daß er — ganz im Gegensatz zu unserer obigen Feststellung bei Vergil! — mit entschiedener Vorliebe *ultro* in einer ausgesprochenen Antithese gebraucht; nur in verhältnismäßig wenigen Fällen fanden wir bei ihm eine solche nicht. Damit hängt es, wie es scheint, zusammen, daß *u.* bei Horaz eine besonders signifikante Stelle im Vers einzunehmen pflegt, nämlich fast regelmäßig am Schlusse des Verses. In 11 Beispielen, wo wir es mit einem Hexameter zu tun gehabt haben, ist dies sogar immer der Fall; die einzige Stelle (Carm. IV 4, 51), wo es nicht der Fall ist, gehört keinem Hexameter, sondern einer alcäischen Strophe an, und somit bestätigt diese Ausnahme eigentlich nur die Regel.'

Auf einige Stellen möge noch in Kürze eingegangen werden. Sat. II 5, 90, wo jetzt so gut wie allgemein Samuelssons glückliche Interpretation *ultra 'non' 'etiam'* akzeptiert ist, will Heerdegen *ultro non etiam sileas* 'in übernormaler (und also auffälliger!) Weise darfst du aber auch nicht den Schweigsamen spielen' lesen, mit der Begründung (S. 23): 'Dem ganzen dortigen Zusammenhange nach wird der Erbschleicher in dem Rezept, welches ihm an die Hand gegeben wird, vor allen Übertreibungen

Digitized by Google

in seinem Verhalten gewarnt, weil dadurch der, auf den er es abgesehen hat, leicht stutzig werden und Verdacht schöpfen kann. Nachdem nun zuerst mit den vorausgehenden Worten *Difficilem et morosum offendet garrulus* vor dem Extrem übergroßer Geschwätzigkeit gewarnt ist, erfordert der Gegensatz, daß in den folgenden Worten das entgegengesetzte Extrem der übergroßen Schweigsamkeit entsprechend formuliert sein muß.' Aber die Verse bis 98 zeigen, daß V. 89 keineswegs ein Thema ist, das Horaz in ihnen auszuführen vorhätte. — Die dunkle Stelle Sat. I 4, 21 f. faßt Heerdegen, im wesentlichen mit Döderlein so auf (S. 24): 'Der fühle sich erst dann wohl (*beatus*), wenn er seine Schriften und zugleich seine Büste unverlangt (*ultro*) an den Mann gebracht hat (*delatis*).' — Zu Epist. I 12, 22 (S. 25). 'Zu den Stellen, in denen eine Antithese hervortritt, gehören auch noch zwei mit der verbalen Verbindung *ultro petere*, nämlich Sat. II 1, 39 f. . . . sowie Epist. I 12, 22 f.: *si quid petet ultro, defer.*' Es fällt auf, daß Heerdegen die letztere Stelle nicht näher erörtert; denn die Herausgeber, soviele ich ihrer nachgeschlagen habe, verbinden sämtlich *ultro* mit *defer*; vgl. darüber namentlich Kießling-Heinze.

19) Theophanis A. Kakridis, *Καιναὶ λέξεις. Καιναὶ καὶ ἀηθεῖς σημασίαι. Ἀπόσπασμα ἐκ τῆς ἐπετηρίδος τοῦ Πανεπιστημίου* 1915—1916. Athen 1916. 28 S. 8.

Da mir das Schriftchen selbst nicht zugänglich geworden ist, möchte ich wenigstens aus der Anzeige von Johannes Tolkiehn in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1917 Nr. 18 S. 557 den auf Horaz Od. I 1, 6 bezüglichen Passus herübernehmen: 'Ebensowenig Beweiskraft wie seinen Ausführungen über die Bedeutung von *πολύτροπος* kommt denen über die Auffassung des Horazischen *terrarum dominos* zu. Er stützt sich dabei auf die von F. Rühl aufgestellten Behauptungen, die ich in dieser Wochenschr. 1915 Sp. 1389 ff., unter Zustimmung von H. Röhl, Jahresber. d. philol. Ver. 1916 S. 9, zurückgewiesen habe, und bedenkt nicht, daß Ovid Ep. ex P. I 9, 36 schwerlich ein bereits von Horaz Sterblichen beigelegtes Epitheton auf die unsterblichen Götter übertragen haben dürfte, daß aber das umgekehrte Verfahren an der späteren Stelle ex P. und bei Statius und Martial als ein Ausfluß höfischer Schmeichelei nicht weiter auffällig erscheint!'

20) Otto Schroeder, Horazische und griechische Verskunst. Im Sokrates IV (1916) S. 618—620.

'Das wesentliche Ergebnis dieser Untersuchung ist für unsere Praxis der Horazerklärung, daß es ein Unfug ist, an Horazens Glykoneern das Wesen der griechischen Glykoneer aufzeigen zu wollen. Die Karikatur dieses Versuches ist die Bezeichnung des kleinen Asklepiadeers als Verdoppelung eines katalaktischen Pherekrateers.'

21) A. Kornitzer, Lesefrüchte. In der Zeitschrift für die österr. Gymnasien, 67. jahrg. (1916) S. 645.

'Der Gedanke' (bei Hor. Sat. I 1, 62 *nil satis est, inquit, quia tanti, quantum̄ habeas, sis* 'geht auf eine sprichwörtliche Redensart im Lateinischen zurück, die bei Petron c. 77, 6 vorliegt. Sie lautet: *assem habeas, assem valeas.*'

Digitized by Google

Ein kurzer Hinweis auf diese Petronstelle, ohne die obige Verwertung, findet sich schon bei Lejay.

22) L. Radermacher, Ein Nachhall des Aristoteles in römischer Kaiserzeit. In den Wiener Studien, 38. Jahrg. (1916) S. 72—80.

Radermacher handelt über den Gedanken von der Vertauschung lobender und tadelnder Bezeichnungen (Aristot. Rhet. I 9, 1367a 32), der sich auch bei Horaz Sat. I 3, 49ff. findet (vgl. Kießling-Heinze). 'Genau genommen tritt der enge Zusammenhang mit griechischer Weisheit in der dritten Horazischen Satire allenthalben deutlich ans Tageslicht, aber gleichzeitig ergibt sich auch, daß diese Weisheit aus sehr verschiedenen Lagern stammt... Er hat viel gelesen und die stärksten Anregungen von Epikur empfangen; nun schafft er aus einem Mosaik von Gedanken, die uns hier und dort wieder begegnen, ein Bild von persönlichem Gepräge... Es ist durchaus denkbar, daß er selbst es war, der die Synthese einer Platonischen' (Rep. p. 474 d, vgl. Kießling-Heinze zu Sat. I 3, 43) 'und Aristotelischen Beobachtung vollzog.' Der Aristotelische Gedanke begegnet aber auch sonst in der lateinischen Literatur, u. a. bei Livius XXII 12, 12 und Quintilian Inst. II 12, 4, III 7, 25, IV 2, 77, und Radermacher hält es für nicht unwahrscheinlich, daß er diesen Schriftstellern durch einen Mittelsmann zugekommen ist, nämlich durch Cäcilius von Kaleakte. 'Wichtiger wäre, wenn sich Gleiches für Horaz begründen ließe; vielleicht läßt sich ein erwünschtes Argument durch eine genaue Vergleichung der von Aristoteles, Horaz und Quintilian genannten Typen gewinnen.' Ein völlig überzeugendes Resultat ergibt nun diese Vergleichung allerdings nicht, und so bemerkt denn auch Radermacher selbst, er wolle das Hypothetische seiner Beweisführung unter keinen Umständen verkennen.

23) Theodorus Le Roux, De Richardo Bentleio atque de ratione eius critica. Amsterdamer Doktordissertation. Swets & Zeitlinger, Amsterdam 1916. 60 S. 8.

Des Verfassers Gesamturteil über Bentleys Kritik lautet (S. 18): *Duabus de rebus bene est meritus: docet et instruit. Nemini ubique adnotationes ad Horatium persuadere possunt, sed semper saltem aliquid docent.* (S. 19) *Ubi textus corruptus est Bentleius eminet; ubi textus est sanus similis est medico illo* (sol), *qui domum non redeat, nisi sanis hominibus medicamentum praescripserit.* Dem wird man (abgesehen von dem spöttisch klingenden Vergleiche) beipflichten können; aber weiterhin verfährt der Verfasser dieser Doktordissertation mit Bentley doch wohl etwas zu scharf und streng.

Eine etwas ausführlichere Anzeige dieser Schrift findet man in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1917 Nr. 29 S. 889 ff.

24) Emil Rosenberg, Nachlese zur Erklärung der Oden des Horaz. Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Gymnasiums zu Hirschberg i. Schl. 1916. 23 S. 4. (Erscheint erst zu Ostern 1918.)

Aus dem mannigfaltigen, interessanten Inhalte sei hier folgendes notiert.

Digitized by Google

S. 3—6. Über den Gebrauch des Futurs bei Horaz (im Anschluß an Rosenbergs Hirschberger Festschrift, 1912, vgl. JB. XXXIX S. 84f.) — S. 5 zu Od. I 37, 4. Für *tempus erat* schlägt Rosenberg vor: *tempus erit.* Aber vgl. Friedrich S. 115, JB. XXX S. 41f., Ov. Am. II 9, 24, III 1, 23. — S. 6. Der Verfasser schlägt vor: Od. I 1, 35 *inseres,* Od. III 3, 46 *extendet,* Od. III 21, 10 *negleget,* Od. IV 4, 73 *perficient,* Od. IV 4, 73ff. Worte Hannibals. Zu diesen Stellen vgl. JB. XXXIX S. 85. — S. 6 zu Od. I 20, 10. *Tu bibes* sei als milde Bitte aufzufassen. — S. 6 zu Od. IV 4, 60 'besser *ducet* als *ducit*'. An der Überlieferung ist wohl kein begründeter Anstoß zu nehmen. — S. 6. 'Vor allen Dingen aber betone ich, was ich in der Festschrift S. 79ff. bewiesen zu haben glaube, daß sich das Verständnis des H. überhaupt und im besonderen an den Stellen, wo er sich zu überheben scheint, durch das Erkennen und richtige Übersetzen des Futurums in seiner potentialen-optativischen Bedeutung nicht unbedeutend heben wird.' — S. 6 zu Od. I 12, 46. Für *Marcelli.* So jetzt auch Heinze[6]. — S. 6f. zu Od. II 6, 7. Für *domus* unter Berufung auf Verg. Aen. VIII 39 und VII 122. — S. 7 zu Od. II 20, 6. *Vocas* 'vom tröstenden Zuruf des Mäcenas an den sterbenden H.' — S. 7 zu Od. III 24, 4. 'Es ist ja kein Römer reicher als die Araber und die Inder; aber wenn er es wäre, könnte er ja das ganze Tyrrhenische Meer, ja auch das Pontische mit seinen Bauten in Anspruch nehmen.' — S. 8 zu Od. IV 2, 30. *Plurimum* zieht Rosenberg zu *nemus,* 'zu dem sonst ein Epitheton fehlen würde'. Der Grund ist nicht stichhaltig, da *nemus* dem nachfolgenden *ripas* parallel ist; vgl. u. a. Schütz. — S. 8—14. Zur Frage der Ordnung der Gedichte des Horaz. Rosenberg mustert, vielfach mit erfreulichem Skeptizismus, was darüber mit Rücksicht auf das Metrum, die Adressaten und die Themen vermutet worden ist. Zu zwei Sätzen möchte ich eine Anmerkung machen: 1. S. 11 'da wir unmöglich glauben können, daß alle Gedichte des Horaz überliefert sind'. Daß wir alle Gedichte haben, die Horaz herausgegeben hat, das zu glauben hindert uns ja nichts. 2. S. 14 'Wenn die Bemerkung Röhls richtig sein sollte, daß, wenn zwei Oden zueinander in Beziehung stehen, wie z. B. II 13 und III 8, die zeitlich frühere in der Sammlung auch räumlich vorangehe' usw. Das bezieht sich auf JB. XXXII S. 63f.; aber diese Beobachtung rührt nicht von mir her ('es ist beobachtet worden' usw.); wo ich sie gelesen habe, ist mir entfallen. — S. 14—23. Parallelstellen und Beiträge zur Erklärung. S. 14 zu Od. I 1, 1. *'edite]* konzessives Verhältnis zu V. 2'. — S. 14 zu Od. I 1, 6 *'dominos]* prädikativ wie bei Verg. Aen. IV 124'. — S. 15 zu Od. I 3 'wenn Horaz gleich am Anfang die Venus! nennt, die Stammutter des Julischen Geschlechts, und V. 16 *tollere seu ponere volt freta,* wie Verg. Aen. I 66 *et mulcere dedit fluctus et tollere vento,* so will er augenscheinlich dadurch, daß er eine seinem Freunde geläufige Gedankenreihe ausspinnt, ihm huldigen'. — S. 16 zu Od. I 6, 20 *'solitum]* hat oft obszöne Bedeutung, vielleicht auch hier' (? Ref.). — S. 18 zu Od. II 1, 21 *'audire]* man hat nicht an die Reden der Führer vor der Schlacht zu denken, sondern an Zurufe in der Schlacht; noch weniger denke man an die Darstellung der Reden in dem Geschichtswerk des Pollio. *audire* ist

Digitized by Google

hier wenig verschieden von *videre*; vgl. Verg. Aen. IV 490 *mugire videbis*. So paßt es auch zu dem folgenden.' Vergleiche dagegen jetzt Heinze[6] — S. 20 zu Od. III 2, 3 'mit Kraft zu ertragen lerne er (mit anderen zusammen *con*)'. Aber L. Müller: '*con* verstärkt nur.' Vgl. *condisce* Od. IV 11, 34, *combiberet* Od. I 37, 28, *concines* Od. IV 2, 33. — S. 21 zu Od. III 9, 19 *'flava]* nicht blond, sondern von der Hautfarbe, ein vornehm gelblich blasser Teint, ähnlich der Farbe des Elfenbeins'. Eine Begründung dieser befremdlichen These wird nicht gegeben. Vgl. Od. I 5, 4 *cui flavam religas comam*, Verg. Aen. IV 559 *crines flavos*, Verg. Aen. IV 698 *nondum illi flavum Proserpina vertice crinem abstulerat*, Ov. Met. VI 118 und IX 307 *flava comas*. — S. 22 zu Od. IV 4, 34 *'recti]* Genetiv von *rectum*, vgl. Ovid. met. I 90 *fidem rectumque colebat*'. Schwerlich; vgl. Kießling-Heinze, auch Epist. II 2, 122 f. *sano . . . cultu*.

25) J. J. Hartman, De Horatii satirae I. II quintae vss. 103 sq. In der Mnemosyne Bd. 44 (1916) S. 428—430.

Den Ausdruck *gaudia prodentem vultum celare* hält Hartmann für absurd und hilft durch Streichung: *Sparge subinde et, si potes, illacrimare. Sepulcrum permissum arbitrio sine sordibus exstrue. Funus egregie factum laudet vicinia.* Enk, dem er davon Kenntnis gegeben, stimmt jener Voraussetzung bei, athetiert aber anders: *Sparge subinde et, si paulum potes, illacrimare. Permissum arbitrio sine sordibus instrue funus: egregie factum laudet vicinia.*

Aber der Anstoß ist unbegründet. Der Erbe muß fürchten, daß es über seine Kraft geht, ununterbrochen mit seiner Miene Trauer zu heucheln, und daß doch einmal seine innerliche Freude zum Durchbruch kommt. Daher soll er womöglich sich ein paar Tränen erpressen, die er die Anwesenden muß sehen lassen; diese Tränen geben ihm dann das Recht, sein Gesicht hinter dem Bausche des Kleides zu verbergen, wo er sich nun von der Verstellung eine Weile erholen kann.

26) W. Kroll, Hellenistisch-römische Gedichtbücher. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Bd. 37 (1916) S. 93—106.

Wir heben einiges, was sich auf Horaz bezieht, hervor. S. 99 'wo der Dichter keine Person hat, da erfindet er sie: Leuconoe, Chloe, Lydia, Galatea, Chloris sind nur dazu da, das Gedicht konkreter und persönlicher zu machen.' S. 102 'die beiden Schönen' (Lyde III 11 und Galatea III 27) 'sind Erfindungen des Horaz, der diesen Gedichten eine individuelle Beziehung geben will'. — S. 101 f. über die 'Balladenstoffe' der Oden I 15, III 11 und III 27. — S. 103 ff. über die philosophischen Gedichte. Die Römeroden anlangend, verhält sich Kroll ablehnend gegen die bekannten Anschauungen von Mommsen, v. Domaszewski und Hiemer, die diese Oden zu Augustus und seinen Reformen in engere Beziehung setzten. — S. 105 'daß Horaz auf das Lob des *fidele silentium* durch sein Vertrauensverhältnis zu Mäcenas geführt worden sei, scheint mir ein schlagend richtiger Gedanke.' — S. 106 über die Anlage der Ode III 4: 'das Gedicht ist sehr schwer und nicht dadurch zu bemeistern, daß man es auf eine einfache Formel bringt' usw.

Digitized by Google

27) E. Schweikert, Zur Überlieferung der Horaz-Scholien. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1917 S. 68—70.

Anläßlich der Anzeige von P. Wessner (Wochenschrift f. kl. Philol. 1916 S. 894—905 und S. 918—923) geht Schweikert hier auf einige Punkte seiner Abhandlung 'Zur Überlieferung der Horaz-Scholien', Paderborn 1915 (vgl. JB. XXXXIII S. 20) nochmals ein.

28) F. Boll, Sternenfreundschaft. Ein Horatianum. Im Sokrates, 5. Jahrgang (1917) S. 1—10.

Nachdem Boll über den astrologischen Inhalt von Od. II 17 bereits im Philologus LXIX (1910) S. 164—167 (vgl. JB. XXXVII S. 137) und in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXV (1911) S. 765—767 (vgl. JB. XXXVIII S. 146) gehandelt hat, kommt er noch einmal auf diesen Gegenstand zurück.

Utrumque nostrum consentit astrum sei eine Übersetzung des griechischen Wortes *συναστρία*. Wegen des Präsens *adspicit* und wegen des Wortes *violentior* sei der Sinn von V. 17ff. so aufzufassen: 'Welches Tierkreisbild in meinem Horoskop auch mein Todesgeschick bestimmen mag, Wage oder Skorpion oder Steinbock, wir sind durch unsere Konstellation verbunden, und darum werden wir zusammen sterben, wie wir zusammen gelebt haben.' Erst mit dieser Erklärung erhalte das Gedicht seine volle Einheit zurück. — Zu Sat. I 9, 69 verweist Boll auf Eusebius Homilie 7 (über Jesaja 30, 15).

Mit Interesse ersieht man aus Bolls gelehrter Abhandlung von neuem, daß das Horazische Gedicht auf dem Grunde realer Kenntnis dieser eigenartigen Materie erwachsen ist.

29) Hans Probst, Flaccus. In den Bayerischen Blättern für das Gymnasial-Schulwesen LIII (1917) S. 34f.

'... Flaccus bedeutet schlaff, schlapp. Sicherlich ist die Gegenüberstellung in Epod. 15, 12 kein Zufall: *si quid in Flacco virist.* — In besonderer Bedeutung heißt *flaccus* auch: mit herabhängenden Ohren, Schlaffohr oder Schlappohr. Auch auf diese Bedeutung wird durch den Gegensatz *auris attenta* (gespitztes Ohr) angespielt in Sat. II 1, 18 *nisi dextro tempore, Flacci Verba per attentam non ibunt Caesaris aurem.* — Hält man sich das vor Augen, so steigert sich die berühmte Stelle in der 9. Satire des 1. Buches zu außerordentlich komischer Wirkung' usw.

Ein ähnliches Spiel mit der Bedeutung eines Kognomens hatte für Od. I 12, 37f. *animae... magnae... Paullum* Bücheler (Bonner Lektionskatalog 1878/79) vermutet, ohne daß es ihm, soweit ich sehe, gelungen wäre, viele von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen. Auch Probsts obige Auffassung scheint mir sehr bedenklich. In die Epode 15 würde dadurch eine Selbstironie hineingetragen, der der Zusammenhang widerstrebt (in der fünften Auflage der Ausgabe von Kießling-Heinze war allerdings ein Spiel mit dem Kontrast der Bedeutung angenommen; aber in der sechsten sagt Heinze: 'ein Spiel mit der ursprünglichen Bedeutung von *flaccus* "schlaff" scheint mir dem Ethos der Stelle nicht

Digitized by Google

angemessen'). In Sat. II 1, 18 ist zwischen den Worten des schlaffohrigen Dichters *(Flacci verba)* und dem aufmerksamen Ohre des Kaisers *(attentam Caesaris aurem)* überhaupt keine Gedankenbrücke zu finden. Und endlich Sat. I 9, 20, wo das Kognomen gar nicht gesetzt ist, heißt es doch wohl den Lesern zu viel zumuten, wenn sie sich von selbst hinzudenken sollen: derjenige, der hier sagt *demitto auriculas,* heißt ja auch *Flaccus,* so daß die momentane Situation zu dem dauernden Namen paßt.

30) J. K. Schönberger, Horaz im Schützengraben. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1917 S. 257.

Od. IV 6, 17. 'Sinon *(ille non inclusus equo)* ist neben Achilles als gefährlichster Repräsentant der griechischen Feindschaft gegen Troja dargestellt . . . Horaz drückt dies auch dadurch aus, daß er Sinon als eigentlichen Täter darstellt *(ureret flammis).* Daher ist zu lesen *factis* gewissermaßen = *patefactis* oder besser = *ex equo emissis.*' Ein arges Mißverständnis!

Od. II 20, 21. Für *peritus* möchte Schönberger *perustus* lesen. Ohne Grund.

31) Fr. Groh, Zu Horaz Carm. IV 6, 13—20. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1917 S. 406f.

Groh korrigiert Schönbergers Irrtum (siehe die vorige Nummer). 'Jede Änderung ist überflüssig.'

32) Adolf Trendelenburg, Zur vierten Römerode des Horaz. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1917 S. 450—455.

Die erste Strophe von Od. III 4 bietet erhebliche Schwierigkeiten, die von vielen Herausgebern nicht hinreichend gewürdigt werden, und denen Trendelenburg in interessanter Weise beizukommen sucht. Er bemerkt u. a.: 'Nur für die Begleitung des Liedes kann Horaz der Muse die Wahl zwischen Flöte und Leier lassen, singen muß sie zu der einen wie zu der andern.' Ähnliches findet man schon in der bisherigen Horazinterpretation; so sagt Wickham: *There are not three choices offered, as might appear, the pipe, or the voice, or the stringed instruments, but (as Ritter points out) two. The voice will be used in any case.* Trendelenburg fährt fort: 'Wo der Fehler in den überlieferten Worten steckt, zeigt *voce acuta.* Man will es zwar als Übersetzung von λιγεῖα fassen, allein dies wäre *clara* oder *liquida* (carm. I 24, 3); *acuta* ist ὀξεῖα, nicht "hell, klar", sondern "scharf, spitz", kein Kompliment für eine sterbliche, geschweige denn für eine unsterbliche Sängerin. Der Ton der Flöte ist scharf' usw. Aber das stimmt doch wohl nicht ganz zum Sprachgebrauche; da man diesen ja in aller Vollständigkeit im Thesaurus überblicken kann, seien hier nur wenige Stellen angeführt: Varro Serv. Aen. 9, 618 *tibiae foraminum unum acutum sonum habet, alterum gravem,* Cic. de orat. I 50, 251 *(Graeci tragoedi vocem) ab acutissimo sono usque ad gravissimum sonum recipiunt,*

Digitized by Google

ebend. III 57, 216 *voces ut chordae sunt intentae, quae ad quemque tactum respondeant, acuta gravis* usw, Hor. Epist. II 3, 348 *nam neque chorda sonum reddit quem volt manus et mens, poscentique gravem persaepe remittit acutum.* Daher wird die Auffassung von *acuta* als λίγεια 'hell' nicht zu beanstanden sein. Durch jene Erwägungen ist Trendelenburg nun zu der Konjektur *tibiae* gelangt. Was an ihr bedenklich ist, hebt er selbst folgendermaßen hervor: 'Am Hyperbaton *tibiae seu voce nunc mavis acuta* nähme niemand Anstoß. Nun tritt aber zwischen *tibiae* und *seu* die Zeile *Regina longum Calliope melos.* Sie scheint die Einbeziehung von *tibiae* in den *seu*-Satz auszuschließen, da ein Wort die Grenze seines Satzes wohl um wenige Stellen, nicht aber über einen neuen Satz hinaus überspringen darf.' Und in der Tat: obwohl an sich die Zweiteilung, in welche durch die Konjektur die überlieferte Dreiteilung verwandelt wird, untadelig ist, wie ein Vergleich mit Od. I 12, 1f. zeigt, so dürfte dennoch an jener Stellung die Konjektur scheitern; die von Trendelenburg zum Schutze angeführten Beispiele für weite Trennung zusammengehöriger Begriffe (I 37, 2, I 20, 6, I 20, 10, I 14, 5, III 5, 7, I 7, 14) sind, wie man leicht sieht, von wesentlich anderer Art. Es sei ferner noch darauf hingewiesen, daß manches für die Echtheit der überlieferten Dreiteilung zu sprechen scheint. Erstens macht der Ausdruck *mavis* es einigermaßen wahrscheinlich, daß bereits eine Eventualität vorangegangen ist; vgl. Od. III 24, 57f. *seu Graeco iubeas trocho seu malis vetita legibus alea,* Od. I 2, 30ff. *venias precamur... Apollo, sive tu mavis, Erycina ridens,* Sat. II 6, 20 *Matutine pater, seu 'Jane' libentius audis.* Zweitens entspricht das allmähliche Anschwellen der koordinierten Glieder dem Horazischen Stile: *tibia,* dann *voce acuta,* dann *fidibus citharaque Phoebi;* vgl. Kießling-Heinze zu Od. I 21, 1—4.

In V. 46 schreibt Trendelenburg *orbem,* das er mit *ventosum* verbindet. Augenscheinlich ist ihm entgangen, daß beides bereits von Klee vorgeschlagen ist; siehe Schütz, Kellers Epilegomena, Orelli-Hirschfelder. Diese Konjektur hat zweifellos manches für sich, wie denn auch Schütz sie über Bentleys *umbras* stellt. Indes sei doch auf die Verteidigung der Überlieferung hingewiesen, wie man sie namentlich bei Keller a. a. O. und bei Kießling-Heinze findet.

Zu V. 53 ff. Als den Gegner dieser Titanen betrachtet Trendelenburg nicht Pallas ('ist somit die Vorstellung einer donnernden Athene selbst bei Homer nicht nachweisbar, so ist sie der nachhomerischen Zeit völlig fremd'), sondern Juppiter: 'Der Genitiv weist nur auf den gewöhnlichen Besitzer, Erfinder, Geber hin. Kalliope begleitet ihren Gesang mit Phöbus' Laute, Phöbus trägt neben dem Köcher Merkurs Leier (I 21, 12), Juppiter donnert mit Pallas' Ägis.' Dagegen ist zu sagen, daß die Gleichung *'sonantem = tonantem',* auf der diese Deduktion beruht, sehr anfechtbar ist. Von Herausgebern verweise ich auf L. Müller: *'sonantem';* wie die folgenden Epitheta zeigen, Epitheton ornans. So oft Pallas zum Kampfe gerüstet einherschreitet, schlägt sie die Ägis gegen den Panzer, was den Feinden nicht schadet, aber doch Schrecken erweckt. Daher *Pallas armisona* bei Verg. Aen. III 544 und anderen Dichtern'. Ferner

Digitized by Google

auf Kießling-Heinze[6]: *'sonantem* von dem dröhnenden Erz der als schreckendes Schild gedachten Ägis.' Die Ägis war nach der Vorstellung der römischen Dichter von Metall (vgl. Verg. Aen. VIII 435 f. *aegidaque horriferam, turbatae Palladis arma, certatim squamis serpentum auroque polibant,* nämlich die Zyklopen) und klirrte oder rasselte daher (vgl. das *aegisonum pectus* der Göttin bei Val. Flacc. III 88). Und wenn Trendelenburg hervorhebt, daß bei seiner Auffassung sich eine gewisse Ähnlichkeit der Horazischen Schilderung mit der Darstellung auf dem Pergamenischen Altar ergebe, so steht wenigstens Ref. der Annahme, Horaz nehme in seinen Gedichten auf dieses Bildwerk Bezug, skeptisch gegenüber; vgl. Berl. Philol. Wochenschrift 1915 S. 1499 f.

33) Josephus Kerkai, Quomodo Horatius Lucili vestigia presserit? Budapestini 1917. Apostol-nyomda részvénytársaság. 95 S. 8.

Man wird aus dieser Abhandlung kaum etwas Neues lernen; nur die auf den Sammlungen Früherer fußende Zusammenstellung von Parallelstellen aus Lucilius und den Satiren und Episteln des Horaz kann Interesse erwecken; leider ist aber dem Verfasser dabei die Abhandlung von George Converse Fiske, Lucilius, the Ars Poetica of Horace, and Persius (in den Harvard Studies in Classical Philology XXIV 1913 S. 1 ff.; vgl. JB. XXXXII S. 1) entgangen, der die gleiche Arbeit mit Beschränkung auf die Ars poetica ausgeführt hat, und zwar mit größerem Erfolge.

34) Eduard Fraenkel, Die Satiren des Horaz. Inhaltsangabe eines im Philologischen Verein zu Berlin am 19. März 1917 gehaltenen Vortrages. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1917 S. 455 ff.

Wir nehmen die Inhaltsangabe mit geringen Kürzungen herüber: 'In I 2 beginnt V. 37 der Hauptteil mit Anspielung auf Ennius; das Vorangehende ist etwas Aktuelles — der Tod des Tigellius —, woran Horaz künstlich anknüpft, indem er darin Lucilius nahahmt . . . I 3: Hauptthema ist die Toleranz; wieder wird an Tigellius angeknüpft. I 4. Ein Rückblick mit Zitat aus I 2 (V. 92). Während Horaz vorher Invektiven verfaßt hatte, beginnt jetzt seine Selbstdarstellung. I 5. *Iter Brundisinum* nach dem *iter Siculum* des Lucilius, mit dem Horaz jetzt konkurriert. I 6. Das Thema beginnt V. 45. Barrus kann nur ein Zeitgenosse des Lucilius gewesen sein. Horaz geht hier von der Invektive zur Selbstäußerung über. I 7 ist Anekdote und nur um der Schlußverse willen gedichtet, wie manche Nugae des Katull. I 8 ist nur die Erweiterung eines Priapeum. I 9 ist ein Schwank aus dem eigenen Leben wie z. B. Cat. 10. Die Satiren 7—9 gehen also über Lucilius hinaus. II 1 ist am spätesten gedichtet und zeigt das steigende Verständnis für Lucilius. Im zweiten Buche haben wir Dialogisierung nach Platons Vorbild und dadurch lebendige Gestaltung und Stimmung. Den Anstoß zu den willkürlich gewählten Betrachtungen hatte aber seine Lebenslage gegeben: *Paupertas impulit*; die Episteln sind anders entstanden, da gab das Erlebnis den Anlaß. Die Satiren des zweiten Buches sind, wie Fr. Boll bereits gesehen hat, symmetrisch geordnet: 1, 2, 3, 4, = 5, 6, 7, 8. Die Symmetrie erstreckt sich sogar auf den Stil. Die epischen Schmuck-

Digitized by Google

mittel des ersten Buches verschwinden, der Stil gewinnt Urbanität. Horaz ist in den zehn Jahren seiner Satirendichtung in die gute Gesellschaft, zu der er herangezogen war, hineingewachsen.'

Dazu nur wenige Bemerkungen. Zu Sat. I 60, 30; für die Behauptung über Barrus fehlt leider der Beweis; natürlicher scheint es doch, mit den meisten neueren Herausgebern diesen Barrus für einen Zeitgenossen des Horaz zu halten. — Zu Sat. II 1; die Sache verhält sich eher so: Horaz bemüht sich klug, seinem früheren scharfen Urteile über Lucilius, durch das er sich geschadet hatte, ein Gegengewicht zu geben. — Schließlich ergreife ich gern die Gelegenheit, von neuem auf Cartaults treffliche Abhandlung über die Satiren im Journal des Savants X 1912 Nr. 7. 8. 11 (vgl. JB. XXXIX S. 93) hinzuweisen.

35) H. Blümner, Zur vierten Römerode des Horaz. Gegenbemerkungen zu dem Artikel von A. Trendelenburg in Nr. 19 der Wochenschrift. In der Wochenschrift für klass. Philologie 1917 S. 665—670.

Manche von Blümners Einwendungen gegen Trendelenburgs Aufstellungen decken sich mehr oder weniger mit den meinigen (siehe oben Nr. 32).

Zu Od. III 4, 1. *Melos* bedeute auch einen Instrumentalvortrag, Von Tönen gebraucht, sei *acutus* nicht bloß 'scharf', sondern auch 'hell. oder 'hoch'. Die Wortfolge widerstreite der Konjektur *tibiae*. Wenn' nach Trendelenburg, die Muse lediglich zum Singen aufgefordert werde, müsse sie sich zum Zwecke der Flötenbegleitung noch eine andere Muse mitbringen; aber so etwas habe sich Horaz kaum vorgestellt. Einigermaßen bedenklich sei bei der Überlieferung der Ausdruck *melos dicere* von einem Instrumentalvortrag; doch werde man ihn zu ertragen und nicht etwa *dic* in *hic* zu ändern haben. Zu V. 4 tritt Blümner für *citharave* ein, in dem Sinne, daß *fidibus* hier speziell die Lyra im Gegensatz zur Kithara bedeute.

Zu Od. III 4, 46. Die Priorität für die Konjektur *ventosum orbem* habe Klee. Blümner gibt nicht zu, daß *ventosus orbis* eine unmißverständliche Bezeichnung für den Himmel wäre; denn die Winde kämen nicht vom Himmel. Bentleys Vorschlag *umbras* erscheine ihm noch immer als der beste.

Zu Od. III 4, 57. Die *sonans aegis* sei nicht die 'donnernde', sondern die von den vergeblichen Angriffen der Giganten 'erdröhnende'.

Zu Od. II 19, 24. '... Konnte nicht Horaz den Bacchus in derselben Schreckgestalt gegen die Giganten kämpfen lassen, in der ihn der Dichter des' (homerischen) 'Hymnus die Seeräuber erschrecken ließ?'

36) E. Schweikert, Zu den Horaz-Scholien. In der Wochenschrift für klass. Philologie 1917 S. 772—774.

1. In seiner Abhandlung 'Zur Überlieferung der Horaz-Scholien', Paderborn 1915, Schöningh, hatte der Verfasser S. 32 eine Reihe von Stellen zusammengestellt, aus denen sich die Zwiespältigkeit der Über-

Digitized by Google

lieferung ergibt. Diese Reihe vermehrt er jetzt durch Bemerkungen über die Scholien zu Sat. I 2, 64 und Epist. II 2, 60.

II. Bei Porphyrion zu Od. IV 7, 13 nimmt Schweikert als Objekt zu *intulit* das Lemma.

37) J. J. Hartman, Hor. Epl. II 1, 161. In der Mnemosyne XXXXV (1917) S. 339.

Hartman teilt zwei Konjekturen B. J. Polenaars mit: es sei Epist. II 1, 161 *servus* (sc. Livius Andronicus) für *serus* und ebendort V. 162 *per* für *post* zu lesen. Man wird wohl an der Überlieferung festzuhalten haben.

38) J. J. Hartman, Ad Horatii C. III 4, 2. In der Mnemosyne XXXXV (1917) S. 447f.

Hartman veröffentlicht noch eine weitere (siehe Nr. 37) Konjektur Polenaars, zu Od. III 4, 2: *ipsam me iudice Horatii manum restituit legendo: 'tibia . . . longā'*. Aber das beseitigte *longum* entsprach der Wahrheit, da diese Ode wirklich die längste ist, und außerdem zerstört diese Konjektur zwei stilistische Besonderheiten, für die der Dichter eine Vorliebe hat: 1. Das allmähliche Anschwellen der koordinierten Glieder (siehe oben Nr. 32), 2. die Einschiebung des Vokativs zwischen Attribut und Substantiv: *longum, Calliope, melos*, vgl. JB. XXXVII S. 156.

39) Oscar Blank, Die erste Satire des Horaz. In den Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum XXXIX (1917) S. 308—319.

Diese interessante Abhandlung enthält eine scharfsinnige Analyse von Sat. I 1, in der namentlich die vom Dichter bei der Komposition dieser Satire angewandten Kunstmittel nachgewiesen werden. Auch was der Verfasser zum Verständnis einzelner Stellen beibringt, verdient Beachtung und Erwägung, wenn sich auch vielleicht nicht alles als stichhaltig erweisen sollte.

Zu V. 43. 'V. 43 zischt nicht der bei seinem Tun überraschte und zur Rede gestellte Geizhals gierig und giftig und zugleich von Sorge um seinen Besitz gefoltert heraus; mit dieser zweiten ironischen Frage . . . sucht Horaz seinem Gegenüber das Unsinnige des übertriebenen Geldanhäufens klar zu machen: Was kannst du für eine Freude daran haben, sozusagen einen Riesenklumpen Gold und Silber heimlich und bänglich in der Erde zu verstecken? Gesetzt, du zerkleinerst ihn, wird er darüber zum wertlosen As?' Zunächst müßte der Nachweis erbracht werden, daß derartige Fragen ohne irgendwelche Andeutung des fragenden Sinnes dem Horazischen Sprachgebrauche entsprechen. — Zu V. 51 *at suave est ex magno tollere acervo*. 'Auch diese angebliche Einrede . . . paßt viel besser für Horaz selbst'. Das macht ja nun keinen großen Unterschied, ob Horaz diese Worte dem Geizigen in den Mund legt oder sie selbst aus dem Sinne des Geizigen spricht. Bleibt man dabei, V. 43 dem Geizigen zuzuteilen, so wird man es auch mit diesem Satze tun. — Zu V. 102f. 'Vielmehr wirft er dem anderen vor, er vereinige aufs neue Dinge, die sich durchaus nicht miteinander vertrügen. Damit will

Digitized by Google

er aber zweifellos sagen, habe jener zuvor das Richtige, nämlich die Sparsamkeit, mit Habsucht und Geiz in eines zusammengefügt, so werfe er jetzt das Richtige, weise Mäßigung in Gebrauch und Genuß, mit Leichtsinn und Verschwendung in einen Topf.' Der Sinn, meine ich, kann doch wohl nur sein: als die Dinge zwischen denen du zu wählen hättest, stellst du fälschlich zwei einander diametral entgegengesetzte Extreme *(pugnantia secum frontibus adversis)* sich gegenüber, anstatt, wie du solltest, dein fehlerhaftes Extrem und den richtigen Mittelweg. — Zu V. 62. 'So verkündigt er seinem Zuhörer die Weisheit der *bona pars hominum: nil satis est!,* läßt sie einen Augenblick wirken und fügt dann mit einer gewissen spöttischen Liebenswürdigkeit hinzu: — weil du nämlich soviel wert seist, als du besitzest. (Dies scheint mir die einfachste Erklärung der Konjunktive *habeas* und *sis* zu sein.)' Das scheint der Kirchnerschen Erklärung am nächsten zu kommen; vgl. aber zu diesen Konjunktiven auch Kießling-Heinze. — Zu V. 46. 'Da macht er sich, so will uns fast bedünken, natürlich nur für seine Freunde bemerkbar, über sich selbst lustig, wenn er den Reichen und sich auf die Fassungskraft des Magens vergleicht (V. 46): leicht möglich, daß der Dichter, der das Behagen und die Bequemlichkeit so liebte, schon damals zur Wohlbeleibtheit neigte' und mehr dergleichen Vermutungen, die dem Ref. einer sicheren Grundlage zu entbehren scheinen. — Zu V. 2. '*sibi dederit* und *obiecerit* erklärt sich doch wohl am einfachsten als innerlich abhängiger Nebensatz.'

40) O. Morgenstern, Horaz und Vergil. In der Wochenschrift für klass. Philologie 1917 S. 966 f.

Der Inhalt eines vom Verfasser im Philologischen Verein zu Berlin gehaltenen Vortrages wird in der Wochenschrift folgendermaßen angegeben: 'Erklärung von IV 12 und Besprechung der Bedenken, die gegen einzelne auf Vergil bezügliche Gedichte des Horaz erhoben worden sind. Die Annahme, daß IV 12 aus chronologischen Gründen mit I 3 vertauscht werden müsse, ist zurückzuweisen, ebenso die Vermutung, daß es unecht sei. Die Gründe, die dagegen angeführt sind, daß der Angeredete der Dichter Vergil sei, sind nicht stichhaltig' (schade, daß die Widerlegung nicht veröffentlicht ist; Ref.), 'auch Porphyrio denkt nur an den Dichter' (der Vortrag wird ja wohl auch die anderweitige Überlieferung berücksichtigt haben; Ref.), 'an den auch die Schilderung des Frühlings erinnert. Das Gedicht kann 40 v. Chr. entstanden sein, dann sind die *iuvenes nobiles* Pollio und Gallus, oder 30, dann würden es Oktavian und Mäcenas sein. In die erste Sammlung (lib. I—III) nahm Horaz das Gedicht nicht auf, weil Vergil bereits zweimal bedacht war' (wohl kein triftiger Grund; Ref.); 'im 4. Buche wollte er das Andenken an den verstorbenen Freund erneuern.'

41) Ernst Maaß, Goethe und Horaz. In den Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum, Bd. 39 (1917) S. 345—373 und 409—446.

Die Reichhaltigkeit des hier verarbeiteten Materials läßt sich schon aus dem Index Horatianus ermessen, den der Verfasser am Schlusse

Digitized by Google

zusammenstellt. Folgendes sind die von Maaß behandelten Dichtungen des Horaz, auf die Goethe Bezug nimmt, oder die auf ihn eine erkennbare Einwirkung ausgeübt haben: Od. I 1. 3. 4. 5. 15. II 8. 10. III 1. 2. 3. 4. 9. 11. 30. IV 1. 2. 3. 8. 9. 10. Epod. 2. 5. 11. C. S. Sat. I 1. 2. 4. 5. 9. II 1. 2. 3. 6. Epist. I 1. 2. 6. 10. 11. 16. 17. 18. II 1. 2 und besonders 3.

Folgende Publikationen haben dem Referenten noch nicht vorgelegen:

Horaz' Episteln hrsg. von R. Pichon Bd. I.

Gow, Zu Sat. I 1, 108, AP 120, Od. I 20, 10, II 20, 6, III 24, 4. In Classical Review XXIX S. 75f.

A. E. Housman, Zu Od. II 17, 22—25. In Classical Quarterly IX S. 35.

John Swinnerton Phillimore. In Classical Review XXIX S. 19.

Zehlendorf bei Berlin. Hermann Röhl.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Stand der griechischen Sprachwissenschaft.

Bericht über die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiet der griechischen Grammatik und Lexikographie.

Teil I.

1910—1912.

Sonst sind vor allem lexikalische Arbeiten zu nennen:

A. Wickenhauser, *Ἐνώπιος-ἐνώπιον-κατενώπιον*. Biblische Zeitschrift VIII (1910), 263ff.

Die kurze, aber fruchtbringende Studie beweist aufs Neue die Übereinstimmung des biblischen Griechisch mit der hellenistischen Volkssprache. Für das Adjektivum *ἐνώπιος* bei den LXX, sowie für *ἐνώπιον* bei den LXX und im Neuen Testament gibt es Beispiele aus Papyri und Inschriften. Ich möchte bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß *ἐνώπιον* schon bei Aeschines III 43 mit allen MS zu lesen ist.

Ebenfalls

A. Wickenhauser, Zum Wörterbuch des Neuen Testaments, Biblische Zeitschrift VIII (1910), 271ff.

belegt einige Wörter, die man bisher als 'voces biblicae' bezeichnete oder außerhalb der Bibel nur sporadisch nachweisen konnte durch Papyri und Inschriften z. B. *ἀπαρτισμός*, *βάϊον* (Zweig der Dattelpalme, Meßstange), *ἐκτινάσσω*, *ἐλλογέω*, *ζευκτηρία*, *ὑπολήνιον*.

Sehr wichtig sind die lexikalischen Notizen, die bereits früher im V., VI. und VII. Band des Expositor begonnen worden waren, von

J. Moulton u. G. Milligan, Lexical Notes from Papyri. The Expositor. Seventh Series IX (1910), 284ff, X (1910), 89ff., 282ff., 477ff. u. 563ff. Eighth Series I (1911), 284ff., 380ff., 475ff., 561ff., II (1911), 275ff., IV (1911/12), 561ff.

Im Hinblick auf das Neue Testament, aber auch auf die LXX werden hier vor allem unter Beiziehung von Papyri und Inschriften eine stattliche Zahl Wörter behandelt, die wiederum schlagend den Zusammenhang des biblischen Griechisch mit der *Κοινή* dartun. In IX sind z. B. behandelt *νόμος* in der Bedeutung von Einzelvorschrift, *νοσφίζω* = sich entfernen, *τὰ νῦννῦν*, *ξύλον* = Baum, X 89ff. *οἰκονομία* = Verwaltung im weitesten Sinn, *ὁλοκληρία* = Unversehrtheit, *ὁμιλεῖν* = *διαλέγεσθαι*, *ὀψάριον* = Fisch, 282ff. *ὀψώνιον* = Kost, Proviant, Sold, *παράδεισος* = Garten im weitesten Sinn, *παράκλητος* = Helfer, 477ff. *παράπτωμα*

Digitized by Google

= Sünde, *παρουσία* = Ankunft, *περιέχω* = lauten (*περιέχει ἡ γραφή*), 563ff. *πληροῦν* = erfüllen von der Zeit, *πολιτάρχης* Bürgervorstand, Eighth Series I 284ff. *ποταμοφόρητος* bisher überhaupt nur aus der Apokalypse bekannt, intransitives *προάγω*, 389ff., *προσευχή*, *προσκυνέω*, 475ff. *προφητεία*, *σπλάγχνον* = Mitleid, *σταυρός*, *στήκω* usw.; II 275ff. z. B. *συκοφαντία*, *συμβούλιον*, *συναγωγή*, *σύνοδος*, *σωτήρ*, *τελώνης*, *τραχηλίξω*, IV 561ff. *τρώγω* = *ἐσθίω*, *ὑπέρ* = zum Gedächtnis usw.

Über die Beziehung der Sprache des Neuen Testaments zu den Inschriften von Priene äußert sich

J. Rouffiac, Recherches sur les caractères du Grec dans le nouveau Testament d'après les inscriptions de Priène. Bibliothèque de l'Ecole des Hautes Etudes. Sciences réligieuses XXIV 2, Paris 1911.

Beziehungen finden sich namentlich auf lexikalischem Gebiet z. B. *ἀναστροφή* und *ἀναστρέφεσθαι* in moralischem Sinn, *κατὰ πρόσωπον*, *κατέναντι*, *διαθήκη* = Testament, besonders auch für die Kultursprache vgl. *εὐχή*, *θυσίαν παρίστάναι*, *ἱερατεύω*, *ἀρχιερεύς*, *κύριος* (Kaiserkult.), ebenso *σωτήρ*.

Als einziges Wörterbuch von Bedeutung innerhalb der Berichtszeit sei genannt

F. Zorell (S. I.), Novi Testamenti Lexicon graecum. Cursus scripturae sacrae, Pars prior VII, Paris 1911.

Durchaus in modernem Geiste stellt Zorell das Neue Testament mitten hinein in die Umwelt und nimmt darum nicht nur Rücksicht auf die LXX und spätere kirchliche Literatur, sondern auch auf die *Κοινή* aller Art. Es sind auch Wörter aufgenommen, die nur durch eine oder wenige Handschriften überliefert sind, wenn auch hierin keine Vollständigkeit erreicht ist, vgl. E. Nestle, Berliner philol. Wochenschr. 1912 Nr. 28, 865ff. und 1913 Nr. 14, 417ff. Manche Parallele kommt jetzt noch durch Moulton und Milligan (s. oben) hinzu.

Dagegen reicht für die Bedürfnisse des Philologen nicht aus das 1910 fertig gestellte Lieferungswerk von

E. Preuschen, Vollständiges Griechisch-Deutsches Handwörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur, Gießen 1910.

Preuschen hätte nicht nur auf Deißmann u. a. verweisen, sondern der neuen Richtung entsprechend direkte Parallelen aus der *Κοινή* einflechten müssen. Auch ist er bei der Angabe hebräischer Äquivalente nicht folgerichtig genug. Ich darf verweisen auf meine Besprechung in der Berl. phil. Woch. 1909 Nr. 45, 1398ff. und 1913 Nr. 20, 612.

In diesen Zusammenhang stelle ich noch

E. Goodspeed, Index Apologeticus sive clavis Justini Martyris operum aliorumque apologetorum pristinorum. Leipzig 1912.

Goodspeed, der schon früher mit einem guten Index patristicus hervorgetreten ist, legt hier einen solchen für die Apologeten vor. Außer

Digitized by Google

Justin sind Tatian, Athenagoras, sowie die Fragmente von Aristides, Melito und Quadratus vertreten. Dagegen sind die libri Theophili ad Autolycum (nach 180 n. Chr.) nicht aufgenommen, weil sie dem Inhalt nach von den älteren Apologeten zu trennen sind. Das Buch ist für das Studium des späteren Griechisch sehr nützlich und führt nach Art von Essens Index Thucydideus die Wörter nach ihren einzelnen Formen auf. Man findet also z. B. nicht nur λόγος, sondern auch λόγου, λόγῳ usw. verzeichnet oder nicht nur ὁρῶ, sondern auch ὁρᾷς, ὁρᾷ, ὄψομαι usw. Ferner werden Wörter, die auf den ersten Blick minder wichtig scheinen, registriert, so μέν und δέ, nur καί nicht.

Papyri

Auf diesem Gebiet haben die Jahre 1910—1912 nur einen namhafteren Beitrag hervorgebracht.

K. Harsing, De Optativi in chartis Aegyptiis usw. Dissert. Bonn 1910.

Harsing bringt aus den bis 1910 veröffentlichten Papyri 300 Optative bei. Formell sind von Belang Bildungen wie διδοῖ, δοῖ, ἀνὀψοῖ, δυκοῖ, ferner die sog. äolischen Optative, die in römischer Zeit in der 3. Singular (ειεν) wieder häufiger werden, endlich εἴησαν, nie εἶεν. In nachchristlicher Zeit verdrängt der Optativ Aorist immer mehr den des Präsens, der seit dem V. n. Chr., wenn man von dem 99mal zu allen Zeiten erscheinenden εἴην absieht, überhaupt nicht mehr vorkommt. Für den Optativ Futuri gibt es nur einen Beleg, für den des Perfektes zwei. Für die Syntax ist bemerkenswert: Der Optativ des Wunsches hat zahlreiche Beispiele oft in bestimmten Formeln vgl. die häufige εὐορκοῦντι μέμι μοι εὖ εἴη, ἐφιορκοῦντι δὲ τὰ ἐναντία und die Testamentsformel εἴη μέμι μοι ὑγιαίνοντι τὰ ἐμαυτοῦ διοικεῖν, ὡς ἐγὼ θέλω. Der Potentialis im Hauptsatz ist nur noch 9mal vertreten, 6mal mit ἄν, 3mal ohne ἄν. Der oblique Optativ in Aussage- und Fragesätzen, ferner der Optativ in Finalsätzen ist nicht mehr sehr gangbar und wird in nachchristlicher Zeit auch nach Haupttempus gesetzt. Der iterative Optativ in Relativ- und Temporalsätzen weist in vorchristlicher Zeit zwei Beispiele auf, findet sich aber in nachchristlicher Zeit auch nach Haupttempus. In Kondizionalsätzen ist der potentiale Optativ immer noch häufig, beschränkt sich aber vielfach auf Formen z. B. εἰ ἔρρωσαι, εὖ ἄν ἔχοι u. ä. In iterativem Sinn steht εἰ c. optativ öfters auch bei Haupttempus im Nachsatz besonders nachchristlich. Dieser lehrreiche Beitrag zur Geschichte des Optativs zeigt, wie man dies auch in der Literatur = Κοινή bereits festgestellt hat, daß dieser Modus zunächst im Schwinden begriffen ist, seit dem II. n. Chr. wieder auflebt, dann aber vielfach von den früheren Normen abweicht, was deutlich beweist, daß er eben der lebenden Sprache fast ganz fremd war. Die Arbeit gewinnt noch dadurch, daß Harsing auch auf andere Erscheinungen z. B. εἰ c. coni. im Zusammenhang mit seinen Darlegungen eingeht. Das Material dürfte. sich jetzt durch die neuen Oxyrhynchosbände wohl etwas vermehren, das Endergebnis würde aber sicher dasselbe sein.

Digitized by Google

Hinweisen will ich weiter auf

St. Witkowski, Epistulae privatae Graecae, quae in Papyris aetatis Lagidarum servantur. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1911. 3 *M*.

Diese Sammlung von Papyrusbriefen der Ptolemäerzeit kommt für uns wegen des grammatischen Index in Betracht, wo auch die sonst noch wenig beachtete Syntax ausführlicher herangezogen wird. Ich erwähne folgende Besonderheiten: *ἐπιλανθάνομαι* bzw. *ἐπιλανθάνω* c. acc., *κακὸν ποιεῖν τινι* für *τινα*, *ἐπιμέλομαί τινι*, *ἑαυτοῦ* für *σεαυτοῦ*, *ἑαυτῶν* für *ἡμῶν αὐτῶν*, Perfekt statt Aorist (*ἀπέσταλται* für *ἀπεστάλη* usw.), *ἐὰν* c. ind., *καλῶς ποιεῖν* c. inf. statt Partizip, Genet. abs. für Part. coni., *ἕως* c. genet., *παρά* c. g. für *ὑπό* beim Passiv, *ἐρωτᾶν* (bitten) mit *ἵνα* statt Infinitiv.

Unerwähnt möchte ich nicht lassen die kurze, aber gute Darstellung der Sprache der Papyri bei Mitteis-Wilcken, Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde I 1, Einleitung S. XLVIII ff., Leipzig-Berlin 1912.

Ein ganz vulgäres Erzeugnis ist bekanntlich

Pseudo-Kallisthenes,

der zum erstenmal seiner Sprache nach untersucht wird von

A. Sepulcri, De sermone Pseudocallistheneo, Rendiconti, Reale Istituto Lombardo di Scienze e lettere, 43 (1910), 504 ff.

Sepulcri fußt auf dem Leidener Kodex, herausgegeben von Meusel, Jahrbücher für klass. Phil. 1871, Supplementband V 701 ff. Ich möchte hier die Haupttatsachen aus der Formenlehre bekannt geben. Numerus und Genus: *δυσί* für *δυοῖν*, *ὁ σίελος* = *τὸ σίαλον*, *τὸν δεῖπνον*, *τὸν ὄστρακον*, *τὸ τάριχον*, *τὸ κνῆμος* = *ἡ κνήμη*, Deklination: *πλευρῆς*, *ὄχθαν*; *ἀργυρέοις*, *χρύσεα*, *χρυσόχροος* neben häufigen kontrahierten Formen; *μῆναν*, *Ὀλυμπτάδαν*, *γυναῖκαν*, *θυγατέραν*; *νῆα*, *ἰχθύας*, *βότρυας*, *βασιλεῖς* = *βασιλέας*, wie *ἱππεῖς*, *βόας*, *κέρα* neben *κέρατα*, *δόρη* für *δόρατα*; *μείζονα*, *πλείονα* neben seltener Kontraktion; *ὀρέων*, *τειχέων*; *ἡμίσους*, *πήχας* = *πήχεις*, *πηχῶν* = *πήχεων* vielleicht von einem Nominativ *πήχα* (vgl. neugr.); metaplastische Formen sind z. B. *πνέλη* = *πνέλῳ*, *αἰχμαλώτας* = *αἰχμαλωτίδας*, *Ἑρμέα*, *Ἀμαζόναις*, *Ἡρακλῆν*, *χώρεσιν* von *χῶρος*, *λίθους* = *λίθου*; aus dem Gebiet der Adjektiva merke noch *βραχέν* = *βραχύ* wohl von einem Maskulinum *βραχείς*, *τάχιον*, *ἀγαθώτατε*, *ἡδυτάτη*, *μονώτατος*, *λίαν* oder *πάνυ* mit Positiv für Superlativ; Zahlwörter: *δεκαδύο*, *ἓξ καὶ δέκα*; Neutrum Singular als Adverb: *αἰφνίδιον*, *φοβερόν*; Adverbia von Komparativen und Superlativen: *μειζόνως*, *ὀξυτάτως*. Aus dem Gebiet der Konjugation möge folgendes Platz finden: Augment fällt fort in *ἐξώθουν*, *ἐβουλήθην* ist geläufiger als *ἠβουλήθην*, Augment verschleppt in *ἀπεσταλέντας*, temporales Augment fehlt z. B. in *ὁδεύσαμεν*, *ἐπείγετο*, *ἐργάσω*, besonders bei Diphthongen, wie *αἰχμαλώτευσεν*, *ἀναίρησε* und in Kompositen, so *κατέσθιεν*, *ἐξέιασα* u. ä., *ἀνοίγω* hat stets *η*, vgl. *ἤνοιξε*, *ἠνοίχθησαν*; doppeltes Augment in Kompositen: *ἀπεκατέστησαν*, *ἐσυνεβούλευον*, *ἐπροσεκύνησαν*. Reduplikation ist beachtenswert in *πεφθακέναι*, *ἀπορε-*

Digitized by Google

ημμένας, fehlt in *γενῆσθαι*. Auffallende Tempusbildungen: *μαχήσομαι*, *συμμαχησαμένων*, *ἐσάλπισαν*, *ἐβάστασαν* neben *βαστάξαι*, *κοιλάνας*, *ἐνέφανε*, *ἵκας* von *ἵκω*, *ἀκούσω*, *παθοῦνται* v. *πάσχω*, *ἦξα*, *αἴρησα*, *ἔλειψα*, *ἔγνωσα*, *ἔπτησαν* und *ἔπτην* von *πέτομαι*, *ἐκαθέσθην*, *ἐκλίνθην*, *ἐσχέσθην*, *ἡρπάγην*, *ἐκάην*, *ἐκρύβην*, *κατενύγην*. Ferner vgl. *εἶπας*, *συνῆλθα*, *ὑπέλαβα*, *γεναμένου*, auch Imperfekt *ἠκούαμεν*; *δέδωκαν*, *διετάξετε*, *χρᾶσθαι*, *ἐπλέετο*, *ἐξέχεεν*, *ἰδέναι* = *ἰδεῖν*; Verba auf *μι*: *ἧμην*, *ἔφητε*, *ἀφήκαμεν*, *δωσας*, *ἐπιθήσας*, *ἀνάστα*, *ἀπόστα*, *οἶδας*, *οἴδαμεν*, *ἐπιδιδοῦντα*, *συνιστῶντες*, *ἐδείκνυεν* usw.

Die Syntax soll später folgen. Dabei wird vielleicht auch zu zeigen sein, ob die LXX von Einfluß gewesen sind.

Neues Licht werfen auf Vulgärgriechisch und Vulgärlatein zugleich zwei Abhandlungen, die sich einander in gewissem Sinne ergänzen:

O. Immisch, Sprach- und stilgeschichtliche Parallelen zwischen Griechisch und Lateinisch. Neue Jahrb. für das klass. Altert. 29 (1912), 27 ff.

In der Entwicklung beider Sprachen kann man ein Streben nach Ausgleichung und Vereinfachung beobachten. Sehr eroberungslustig zeigt sich z. B. im Griechischen der sigmatische Aorist wie im Lateinischen das Perfekt auf si. Adjektiva streben nach der Dreigeschlechtigkeit. Analogiebildungen im Griechischen wie *πατρίδαν*, *θυγατέραν*, *πνευμάτου* haben ihr Gegenbild in alumnibus, generes usw. Pleonastische Gradationsbildungen entsprechen sich, vgl. *ἐσχατώτατος* und postremissimus. *Εἷς* bzw. unus (franz. un) erscheinen in abgeschwächter Bedeutung. 'Wo' und 'Wohin' werden vermischt, vgl. die Verwechslung von *ποῦ* und *ποῖ*, *ἐκεῖ* und *ἐκεῖσε* mit lat. ubi-quo, ibi-eo, desgl. *εἰς* für *ἐν*, lat. in c. acc. für in c. abl. Das Futurum weicht zugunsten des Präsens zurück. Coepit und *ἤρξατο* c. inf. dienen abgeschwächt als Perfekt- bzw. Aoristersatz. Das einfache Verbum wird durch *εἶναι* und esse c. part. umschrieben. Deponentia bzw. Media treten an Stelle der Aktiva, vgl. doleo, doleor, *ἐλπίζω*, *ἐλπίζομαι*. Oft erscheint auf beiden Gebieten in späterer Zeit der sog. absolute Nominativ des Partizips, ebenso werden Genet. bzw. Ablat. absolut. für Part. coni. gesetzt. Spätlateinische quod-Sätze für Accus. c. inf. (vgl. franz. que) entsprechen dem Vordringen von *ὅτι* im Griechischen. Auf dem Gebiet der Wortbildung stößt man ebenfalls auf belangreiche Parallelen. Beide Sprachen zeigen in späterer Zeit eine Vorliebe für Deminutivbildungen ohne deminutiven Sinn, vgl. *ὠτίον* für *οὖς* neugr. *αὐτί*, auricula für auris franz. oreille. Für das Griechische kommt dabei in Betracht, daß solche Bildungen vielfach als Ersatz für die aussterbende, konsonantische Deklination dienen, s. noch *παιδίον* für *παῖς*, *ὑμάτιον* für *ὕμμα*. In beiden Sprachen suchte man ferner nach Ersatzmitteln für gleichsam abgegriffene Ausdrucksweisen, woraus sich die Neigung zu Kompositen und Dekompositen ergibt, vgl. *ἐξαποστέλλω*, percooperire, *ἀπὸ κάτωθεν*, *ἀντέναντι*, abante, depost, s. franz. avant usw. Außerdem mehrt sich später die abstrakte Ausdrucksweise, weshalb die Substantiva auf *μα*, lat. mentum und men, sowie die auf *της* und tas stark überhand nehmen. Im Lateinischen und Griechischen machen sich

Digitized by Google

späterhin in der Prosa eine Menge sog. poetischer Wörter geltend. Im Griechischen kann darunter altes, besonders ionisches Sprachgut sein, das in die *Κοινή* gelangte. Es schließt dies nicht aus, daß sie da und dort dennoch bewußtes stilistisches Schmuckmittel sind. Bei der Entscheidung muß man auf Häufigkeit oder Vereinzelung achten.

In die Fußtapfen Immischs tritt und bringt neue Belege bei

F. Pfister, Vulgärlatein und Vulgärgriechisch. Rhein. Mus. 67 (1912), 195 ff.

Verfasser weist noch hin auf das Schwinden des g zwischen zwei Vokalen, z. B. *ὀλίον*, maistri, auf Verwechslung der Mediae und Tenues, auf Verwendung von *ἀπό* und ab für den Genet. part., Gebrauch von *ἀπό* und ab beim Komparativ, wodurch die Trennung deutlicher wird, auf *ἐν* bzw. in bei Verben des Affekts und in instrumentalem Sinn, auf *τίς*, quis statt *ὅς* und qui, auf finalen Infinitiv bei *ἔχω*, *ποιεῖν*, habere, facere. Für andere Fälle, die Immisch hervorhebt, findet man bei Pfister neue Beispiele. Eine gegenseitige Beeinflussung der Sprachen ist nicht anzunehmen, sondern man wird in den analogen Erscheinungen Bildungen erkennen, die unabhängig voneinander sind und sich aus ähnlichen Verhältnissen heraus entwickelt haben. Anhangsweise will ich erwähnen, daß Pfister in der Wochenschrift für Klass. Philol. 28 (1911), 809 ff. auch auf die parataktische Darstellungsform in der volkstümlichen Erzählung hinweist. Die Beispiele, die u. a. dem Alexanderroman entnommen sind, scheinen im Hinblick auf die Stilistik der LXX und des Neuen Testaments nicht unwichtig.

D Inschriften nebst Dialektforschung

Die Berichtszeit hat uns nach dem Erscheinen von Thumbs Handbuch der griechischen Dialekte, Heidelberg 1909, eine zweite Darstellung der Mundarten beschert von

C. Buck, Introduction to the study of the greek dialects. Grammar, selected inscriptions, glossary. Boston 1910.

Thumb und Buck sind ganz unabhängig von einander; um so reizvoller ist ein Vergleich der beiden Werke. Der Hauptunterschied ist folgender: Thumb behandelt die grammatischen Erscheinungen jedes einzelnen Dialekts für sich, während Buck eine vergleichende Übersicht vorzieht und erst am Schluß eine summarische Zusammenstellung der Charakteristika der verschiedenen Dialektgruppen und Dialekte liefert. Für denjenigen, der sich erst einmal ein klares Bild jeder einzelnen Mundart verschaffen will, dürfte die Thumbsche Anordnung zweifellos die bessere sein. Eine vergleichende Grammatik der Dialekte steht eigentlich schon auf einer höheren Stufe; Bucks Buch ist aber speziell, wie schon der Titel zeigt, zur Einführung in das erste Studium bestimmt. Er bietet ja auch, was Thumb nicht tut, Textproben für die einzelnen Dia-

Digitized by Google

lekte nebst guten sachlichen, wie sprachlichen Erläuterungen und eine sehr brauchbare Glossar. Auf diese Weise hat der Anfänger Beispiele und Grammatik praktisch bei einander. Deshalb mußte aber auch letztere kürzer ausfallen als bei Thumb, so daß, was immerhin zu bedauern ist, sich z. B. die Syntax mit nur fünf Seiten begnügen muß, während auf der andern Seite die Wortbildung etwas mehr als bei Thumb berücksichtigt ist. Schließlich findet man bei Buck am Schlusse der Grammatik eine klare Darstellung der Entwicklung der Gemeinsprachen (der attischen, dorischen und nordwestgriechischen) in ihrem Verhältnis zu den Dialekten. Die literarischen Dialektquellen, bei denen ja allerdings Vorsicht geboten ist, hat Thumb ausgiebiger besprochen und verwertet. Neu ist bei Buck ein am Ende des Buches beigeheftetes Dialektkärtchen in Farben, das einen hübschen, dankenswerten Überblick über die Verbreitung der Mundarten ermöglicht. Jedenfalls ist Bucks Buch, auch wenn man mit der oben erörterten Anordnung nicht einverstanden ist, durchaus beachtenswert und für weitere Forschungen nützlich. Ende 1912 hat er übrigens selbst noch Berichtigungen und Nachträge geliefert.

Aufmerksamkeit verdienen folgende Arbeiten über einzelne Dialekte:

M. Buttenwieser, Zur Geschichte des böotischen Dialekts. Indog. Forsch. 28 (1911), 1 ff.

Stammes- und Siedelungsgeschichte steht auch in Böotien mit der Geschichte des Dialekts in engstem Zusammenhang. Der Südwesten (Plataeae, Thespiae usw.) war durch die Ausläufer des Helikon und Kithäron geographisch vom übrigen Lande (Theben, Orchomenos usw.) getrennt und ethnologisch offenbar weniger gemischt. Er hielt nach Ausweis der Inschriften länger an ε vor Vokalen fest, das in Böotien frühe zu ι wurde, vgl. z. B. den Genetiv auf εος von Eigennamen auf ης stets in Thespiae, aber ιος fast immer in Orchomenos. Ferner sind die Aoriste auf ξα von Verben auf ζω im Südwesten, wo wahrscheinlich auch Beeinflussung durch das benachbarte Phokis vorliegt, zu Hause, während Theben und Orchomenos ττα haben, vgl. ἐκομιξάμεθα in Thespiae mit κομιττάμενοι in Theben. Weiterhin untersucht Buttenwieser das Eindringen der *Κοινή*. Aus dem Könisierungsprozeß hebe ich folgende Erscheinungen hervor: Die Böotier sprechen υ wie u, weshalb seit Annahme des ionischen Alphabets die ου-Schreibung, z. B. τούχα = τύχη um sich greift. Infolge der *Κοινή* erscheint nun wieder seit dem Ende des II. Jahrh. v. Chr. die Schreibung mit υ. Αι wurde wie η gesprochen und z. B. κή geschrieben; wo καί vorkommt, ist das Eindringen der *Κοινή* schuld. Ἰαρός wird durch ἱερός verdrängt, νθο durch ντο, δδ durch ζ. An Stelle des Genetivs auf ω und des Dativs auf οι tritt ου bzw. ῳ; ει ersetzt ι bei den ι-Stämmen im Dativ vgl. πόλει früher πόλι; man kann hier allerdings auch Itazismus annehmen. Für πεδά kommt μετά auf, ἀνά und παρά erleiden keine Apokope mehr, ἄν steht für κά, εἰ für αἰ. Δοῦλος schiebt sich an die Stelle von Fυκέτας = οἰκέτης, μάρτυς vertritt jetzt Fίστωρ, νόμιος θεσμός, ἄρχων ἀρχός, ὁμολογία ὁμολόγιον usw. Seit der 2. Hälfte des II. Jahrh. v. Chr. herrscht allgemein die *Κοινή*. Ihre Annahme vollzog sich in den Kanzleien der einzelnen Städte im

Digitized by Google

wesentlichen gleichmäßig. Der Zeitpunkt, in dem sie sich einstellt, hängt nicht so sehr von der Stadt ab, in der die Inschrift verfaßt ist, als vielmehr von ihrem Zweck. Siegerlisten werden an allen Orten schon in der 2. Hälfte des III. Jahrh. v. Chr. in *Κοινή* abgefaßt, während z. B. eine Weihinschrift von Thespiae noch zur Zeit des Augustus im Dialekt geschrieben ist. Wann der Dialekt ganz erlosch, läßt sich nach dem vorhandenen Material nicht sagen. Das Zunehmen der *Κοινή*-Inschriften beweist nur das Vordringen der Gemeinsprache im Schriftgebrauch. Das Absterben des Dialekts auf den Inschriften geht auf böotischem Gebiet offenbar nicht parallel mit seinem Schwinden im Volksmund. Das Ergebnis stimmt im wesentlichen zu dem, was Paula Wahrmann, Prolegomena zu einer Geschichte der griechischen Dialekte, im Zeitalter des Hellenismus, Wien 1907 von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehend für das Verhältnis von Urkundensprache und Umgangssprache festgestellt hat.

G. Fohlen, Untersuchungen zum thessalischen Dialekt. Dissert. Straßburg 1910.

In Teil I behandelt Fohlen das Eindringen der *Κοινή*. Für Nordthessalien ergibt sich folgendes: Ob eine Inschrift in *Κοινή* oder Dialekt geschrieben wurde, ist vom Inhalt abhängig. Urteile werden schon im III. Jahrh. v. Chr. in *Κοινή* abgefaßt, ebenso Proxeniedekrete. Viele Inschriften zeigen im III. Jahrh. v. Chr. eine Mischung zwischen *Κοινή* und Dialekt, vor allem im Wortschatz. Nach Christi Geburt findet man den Dialekt in öffentlichen, wie privaten Urkunden nicht mehr. Für Südthessalien gilt folgendes: Bis ins I. Jahrh. v. Chr. herrscht die sog. dorisch-achäische *Κοινή*, die die Phthiotis Südthessaliens mit den übrigen nordwestgriechischen Staaten teilt. Ihre Hauptkennzeichen sind: *α* = *η*, *ἐν* = *εἰς* und der sog. ätolische Dativ, z. B. *πάντοις*. Bereits im III. Jahrh. v. Chr. ist jedoch diese *Κοινή* von der allgemeinen *Κοινή* durchsetzt und muß ihr schließlich weichen. In Teil II behandelt Fohlen die Syntax des nordthessalischen Dialekts, aus der ich einige Eigentümlichkeiten nenne: Prädikat im Plural beim Neutrum Plural, *κίς κε* = *τίς ἄν* für *ὅστις ἄν*, wie *ποτός κε* für *ὁποῖος κε*, Artikel für Relativum, *ἐν* c. acc. = *εἰς*, *παρά* c. acc. auf die Frage 'wo', *μέσποδί κε* (s. Brugmann-Thumb 632) = *ἕως ἄν*, *διέκι* = *διότι*, *πόκκι* = *ὅτι*, *οὕς κε* = *ὅπως ἄν* oder *ὡς ἄν* in Finalsätzen; *περί* = *ὑπέρ* im Interesse von, *προσήκειν εἰς* statt Dativ, sowie die Vermischung von Perfekt und Aorist im Gebrauch sind hellenistisch.

E. Kieckers, Das Eindringen der *Κοινή* in Kreta. Indog. Forsch. 27 (1910), 72 ff.

Das Verhältnis der dialektischen Formen zu denen der *Κοινή* auf den Inschriften hellenistischer Zeit wird auf sorgsam ausgearbeiteten statistischen Tabellen, die nach Städten geordnet sind, veranschaulicht. Es kommt vor allem in Betracht das Verhältnis von dorisch *α* zu hellenistisch *η*, von *ω* : *ου*, *η* : *ει*, *ᾱν* : *ων*, *ἱαρο* : *ἱερο*, *αἰεί* : *ἀεί*, *α* : *ου*

Digitized by Google

im Genetiv der Mask. auf ας, ιος : εος : εως und ι : ει bei ι-Stämmen, εος : εως bei Wörtern auf ευς, εα : η : ην bei Namen auf κλῆς, οὐθείς : οὐδείς, ντι : σι in der 3. Pers. Plur., μες : μεν, ξα : σα im Aorist der Verba auf ζω, εν : ειν im Infinitiv, ebenso μεν : ναι, τόν : ὅν usw. Seit dem III. Jahrh. v. Chr. dringt die *Κοινή* allmählich ein und nimmt in nachchristlicher Zeit stark überhand. Einige dorische Eigentümlichkeiten haben sich besonders gut gehalten, z. B. α für η, ω für ου, ᾱν für ῶν, ξα für σα, während u. a. ἱερός, ἀεί, οὐθείς frühe überwiegen. Unter den 34 Städten ist in Lyttos und Itanos die *Κοινή* am stärksten durchgedrungen. Anziehend sind Fälle, wo auf der gleichen Inschrift *Κοινή* und Dialekt konkurrieren, vgl. ψηφίσματος neben ψάφισμα auf einer Inschrift von Allaria des II. Jahrh. v. Chr. oder βουλᾶι (Aptera II. Jahrh. v. Chr.) mit dorischem α und hellenistischem ου statt dorisch ω. Aus dem Wortschatz stellt Kieckers z. B. fest, daß ἔϝαδε = beschloß schließlich ἔδοξε Platz machte und daß die speziell kretischen Finalkonjunktionen ἄι und ὀπᾶι allmählich ἵνα und ὅπως weichen. Er zeigt ferner, daß der attischen *Κοινή* als Zwischenstufe die dorische vorangeht, vgl. kretisch ἦμην = εἶναι, πόλιος, dorische *Κοινή* ἦμεν und εἶμεν, πόλεος, attische εἶναι, πόλεως. Auch Spuren einer kretischen *Κοινή* sind vorhanden; so wird z. B. das ostkretische ποτί auch in andern Gegenden, wo ποτί üblich war, heimisch. Als Eigentümlichkeit der jungkretischen Sprache, die seines Wissens sonst nicht vorkomme, erwähnt Kieckers auch ἀπέσταλκαν = ἀπεστάλκασι in unmittelbarer Nähe von ἀπέδωκαν, das eingewirkt haben kann. Doch ist αν im Perfekt auch sonst z. B. bei den LXX nachgewiesen, vgl. meine Grammatik der LXX 67 ff., so daß ἀπέσταλκαν ein Zeichen der *Κοινή* sein dürfte.

A. Salonius, De dialectis Epirotarum, Acarnanum, Aetolorum, Aenianum, Phthiotarum. Dissert. Helsingfors 1911.

Die Quellen des Verfassers sind die Inschriften, wie sie bei Collitz-Bechtel, Sammlung der griechischen Dialektinschriften, Band II vorliegen. Eine große Ausbeute liefern diese teilweise sehr trümmerhaften Stücke freilich nicht, so daß man von einem eigentlichen Dialekt kaum reden kann. Außerdem reichen die ältesten Inschriften nur bis ins IV. Jahrh. v. Chr. hinauf, die meisten sind jünger und durch die *Κοινή* beeinflußt, die schließlich herrscht. Immerhin konnte Salonius folgendes feststellen: Die Sprache der Epiroten kann man als dorische *Κοινή* bezeichnen, d. h. als eine Mischung altdorischer Elemente und der attischen Gemeinsprache. Dorische Residuen sind z. B. das zäh festgehaltene α für η, γραμματῆ = γραμματέα, die Endungen τι und ντι, Apokope bei ἀνά und παρά, ϝ, ι bei i-Stämmen, z. B. πόλιος, τοί = οἱ, Infinitiv auf μεν; dagegen verraten die *Κοινή* z. B. εἰ = αἰ, πρῶτος = πρᾶτος. Ähnlich ist es bei den Akarnanen, denen παρά c. acc. statt dat. besonders noch eigen ist. Die Sprache der Ätoler, Änianen und Phthioten ist sog. ätolisch-achäische *Κοινή*, die zur Zeit des ätolischen und achäischen Bundes üblich war und eine Mischung alter achäischer Elemente und dorischer *Κοινή* zeigt; alt ist z. B. ἐν c. acc., εἰμενος = ἑόμενος, νικέω = νικάω, νικεόντοις = νικῶσι, Apokope von παρά.

Digitized by Google

Eine besondere Gruppe behandelt auf dem Gebiet der Lautlehre

E. Dienstbach, De titulorum Prienensium sonis. Dissert. Marburg 1910.

In Auswahl nenne ich folgende Erscheinungen: ἕνεκεν für ἕνεκα überwiegend seit dem II. Jahrh. v. Chr., η für α bisweilen (vgl. *Χίη*, *ἱερητεύω*), *τέσσερας*, *τεσσέρων* und *τεσσεράκοντα* ungefähr ebenso häufig wie *τέσσαρας* usw., ἐς ab und zu für εἰς, ει für ε vor Vokalen besonders im Genetiv der Eigennamen auf κλῆς (*Μενεκλείους* usw.), *αἰεί* selten für *ἀεί*, *οὐθείς* und *μηθείς* ungefähr ebenso oft wie *οὐδείς* und *μηδείς*, *ὀλίον* = *ὀλίγον*, stets *γίνομαι* und *γινώσκω*, häufiger σσ als ττ (fast nur in *πράττω*). Dienstbach achtet auch auf den Unterschied zwischen epichorischen Inschriften und denen fremder Herkunft, die in Priene gefunden wurden, ebenso auf die einzelnen Inschriftengattungen. Ein Vergleich mit den Inschriften von Pergamon und Magnesia (vgl. die Grammatiken von Schweizer bzw. Nachmanson) ergibt, daß die kleinasiatische *Κοινή* lautlich weniger differenziert war. Die Formenlehre der Inschriften von Priene ist jetzt von Therese Stein Glotta VI 97 ff. untersucht, worauf wir später zurückkommen.

Über grammatische Einzelfragen geben folgende Arbeiten Auskunft:

E. Nachmanson, Beiträge zur Kenntnis der altgriechischen Volkssprache. Skrifter utgifna af K. Humanistika Ventenskaps-Samfundet i Uppsala XIII 4, 1911.

Angeregt durch das Buch von Meringer und Mayer, Versprechen und Verlesen (Stuttgart 1895) und Meringer, Aus dem Leben der Sprachen (Berlin 1908) sucht Nachmanson aus Inschriften und aus Papyri nachzuweisen, daß vieles, was man bisher als graphische Versehen betrachtete und oft stillschweigend verbesserte, für die Lautlehre in Anspruch genommen werden muß und beachtenswerte sprachliche Vorgänge enthält. Schreibfehler sind vielfach bloß geschriebene Sprechfehler und zeigen dann eine gewisse Gesetzmäßigkeit. Es sind vor allem folgende Erscheinungen hier einschlägig: Dissimilatorischer Schwund von Konsonanten, namentlich von ρ, vgl. *μα(ρ)μαρίνῳ*, *παρεδ(ρ)ον*, auch im Satzzusammenhang, worauf Nachmanson zuerst aufmerksam macht, z. B. *Αἰλία Ζμύ(ρ)να χαῖρε*, für Dentale vgl. die Vereinfachung von *στρατ-* zu *σρατ-* in *σ(τ)ρατός* usw.; dissimilatorische Verdrängung von ρ durch λ und umgekehrt: *Π(ρ)οκλον*, *Ἡρακ(λ)είδης*. Fernassimilation von Konsonanten: *συντελοῦνεν* = *συντελοῦμεν*, *Μημόφιλος* = *Μηνόφιλος*; Verzweifachung von Konsonanten: *χρηστρή*, auch im Satzzusammenhang vgl. *λοιπροῖς προξένοις*; Veränderung von einfachen Vokalen durch benachbarte Diphthonge: *γενοίμενοι* = *γενόμενοι*; Epenthese von ι infolge von benachbartem ι: *εἰπί* = *ἐπί*, *πλοιαιρίου* = *πλοιαρίου*. Nachmanson führt viele neue und lehrreiche Belege an, auf die er sein an sich richtiges Prinzip aufbaut. Jedenfalls erklärt sich dadurch manches ganz ungezwungen. Es fragt sich nur, wie weit man gehen darf. Nachmanson erkennt selbst an, daß die Grenze zwischen lautlichem Vorgang und Schreibfehler oft kaum zu ziehen sei. Trotzdem dürfen die Herausgeber

Digitized by Google

von Inschriften und Papyri an den Ausführungen des Verfassers nie vorübergehen.

Einen speziellen lautlichen Vorgang sucht aufzuklären

A. Thumb, Über die Behandlung der Lautgruppe *σϑ* in den nordwestgriechischen Dialekten. Indog. Forsch. 31 (1912/13), 222 ff.

In nordwestgriechischen Dialekten z. B. in Phokis und Elis geht *σϑ* sehr frühe in *στ* über und zwar meist im Imperativ und Infinitiv des Mediums, z. B. *ἀπολελύστω*, *ἐλέσται*. Dieser Wandel hat nichts mit dem Übergang von *σϑ* in *στ* in der späteren *Κοινή* und im Neugriechischen, wo Entaspirierung des *ϑ* tatsächlich vorliegt, zu tun. Vielmehr handelt es sich um eine Analogiebildung nach den übrigen Medialformen *το* und *ται*. Beim Imperativ kann auch das Aktiv eingewirkt haben. Der umgekehrte Vorgang z. B. *εἴλονϑο* für *εἴλοντο* nach den Endungen *μεϑα* und *σϑε* ist ebenfalls im Nordwestgriechischen nachzuweisen. Einwendungen macht Kretschmer, Glotta VI 295.

Das bedeutendste Buch auf syntaktischem Gebiet ist

E. Hermann, Die Nebensätze in den griechischen Dialektinschriften im Vergleich mit den Nebensätzen in der griechischen Literatur und die Gebildetensprache im Griechischen und Deutschen. Griechische Forschungen I. Leipzig, Teubner, 1912. 10 M.

Abschnitt I untersucht der Verfasser zunächst den Begriff 'Nebensatz'. Wir kommen mit ihm zu dem keineswegs neuen Schluß, daß die landläufige Definition, wonach ein Nebensatz immer der Satz ist, der nur einen Satzteil der Periode enthält, beibehalten werden muß. Abschnitt II enthält die Nebensätze in den griechischen Dialektinschriften nach Collitz-Bechtel. Der attische Dialekt ist, wie dies ja auch die genannte Sammlung tut, ausgeschlossen, da die Zahl der attischen Inschriften zu groß sei und außerdem die Grammatik von Meisterhans über das Gebiet genügend Aufschluß gebe. Die Sätze sind nach den Konjunktionen und den Relativpronomina alphabetisch geordnet. In der Reihenfolge der Mundarten hat sich Hermann an Thumbs Handbuch der griechischen Dialekte angelehnt. Eingehende Tabellen tragen sehr zur Erleichterung des Überblicks bei, besonders auch die beiden Tafeln am Schluß des Buches über Relativpronomina in den griechischen Inschriften und über die hauptsächlichsten Konjunktionen und Pronominaladverbien der Nebensätze in den griechischen Inschriften. In Abschnitt III geht Hermann von dem richtigen Gedanken aus, daß die Kenntnis der Nebensätze bloß auf Grund der Dialektinschriften ein einseitiges Bild liefere, und gibt deshalb auch eine Übersicht über die Nebensätze in der Literatur, zieht also z. B. für das Dorische Epicharm, Theokrit u. a. bei, für das Äolische Sappho, Alkäus, für die Ias Herodot, Hippokrates usw. Abschnitt V und VI bringt den eigentlichen Kommentar zu der Stoffsammlung. Hier legt er die Bedeutung der einzelnen Konjunktionen und ihre Verbreitung in den Mundarten dar, hebt die Eigentümlichkeiten einzelner Dialekte und Gruppen hervor, forscht dem gemein- und urgriechischen Gebrauch nach und stellt schließlich fest, daß das Relativpronomen und einige Konjunktionen von dessen Stamm als vorgriechisch angesprochen werden müssen. Man er-

Digitized by Google

hält ein gutes Bild von der Entwicklung, wobei Hermann vom historischen Griechisch aus nach rückwärts geht. Es ergeben sich verschiedene hübsche und neue Resultate. Ich möchte u. a. hinweisen auf die lehrreichen Darlegungen über die Assimilation des Relativums, die bei Homer noch fehlt, in der Literatur zuerst bei Äschylus auftritt, auf den Inschriften aber fast überall zu Hause ist, besonders im Dorischen. Hermann hält es für möglich, daß sie vom Westen nach dem Osten sich verbreitete, weil im Westen sich die meisten Beispiele finden. Freilich scheint dem die sonstige Kulturentwicklung von Hellas zu widersprechen. Auch mag der Zufall mitspielen, daß wir z. B. auf ionischem Gebiet im Osten weniger Belege finden. Was die Entstehung des Phänomens betrifft, so wurde nach Hermann die Assimilation zuerst da gebraucht, wo die beiden Sätze nur durch das Relativum miteinander verbunden waren, so daß also die enge Zusammengehörigkeit der beiden Sätze mit ausschlaggebend gewesen ist. In dem Sätzchen λέγομεν, ἃ ἴσμεν konnte man den Akkusativ auch vom Verbum des Hauptsatzes abhängig machen, ohne ταῦτα hinzufügen zu müssen; daher gewöhnte man sich auch daran, für τούτων ἃ ἴσμεν kürzer ὧν ἴσμεν zu sagen. Erst später kamen die Fälle hinzu, wo das Relativum auch ein Beziehungsnomen hatte. Ganz besondere Beachtung verdient aber noch Abschnitt IV, der unmittelbar auf die Sammlung des Stoffes folgt und wegen seiner Wichtigkeit im Titel des Buches mit erwähnt ist. Hier spricht sich Hermann auf Grund der Syntax der Nebensätze über das schwierige Problem des Verhältnisses zwischen Schriftsprache, Gebildetensprache und Mundart aus. Seine Anschauungen sind kurz folgende: Die Inschriften der früheren wie der späteren Zeit sind im großen und ganzen in der Sprache der Gebildeten geschrieben, die sich mit der Schriftsprache deckt. Der echte Volksmund mit dem wirklichen Dialekt tritt uns, jedoch auch nicht ohne Einschränkung, allenfalls auf Vaseninschriften und Fluchtafeln entgegen. Urkunden und Gesetze können schon deshalb nicht den echten Dialekt wiederspiegeln, weil sie in einem formelhaften Stil geschrieben sind, der sogar von einer anderen Gegend beeinflußt sein kann. Ferner hält Hermann gegenüber Thumb daran fest, daß das Eindringen der Κοινή noch nicht den Untergang des Volksdialektes beweise. Die Anschauungen sind zum Teil nicht neu, aber noch nirgends so nachdrücklich ausgesprochen worden. Interessant ist, wie Hermann den Begriff der Gebildetensprache durch seine eigene Sprachentwicklung veranschaulicht. Für einige Einwände verweise ich auf Kretschmer, Glotta VI 310 und Schwyzer, Berl. phil. Woch. 1915, Nr. 3, 88 ff.

Dieses Buch von Hermann ist der erste größere Beitrag zu der bisher wenig berücksichtigten Syntax der Inschriften. Doch sind auch sonst kleinere Fragen in der Berichtszeit behandelt worden. Besonderes Verdienst hat der Schwede

E. Nachmanson, Eranos (Acta Philologica Suecana ed. W. Lundström) X (1911), 201 ff., XI (1912), 220 ff., XII (1912), 181 ff.

X 201 ff. stellt Nachmanson die bisher bekannten Belege aus Papyri und Inschriften für πειθαρχεῖν τινος zusammen und bestätigt aufs neue,

Digitized by Google

daß diese Konstruktion ionischer Herkunft ist, vgl. schon Dittenberger, Hermes 31, 643 ff. und *πείθεσθαι* c. g. bei Herodot.

XI 220 ff. Nr. I zeigt er, daß der schon in älterer Zeit präpositionellem Ausdruck vielfach weichende kausale Dativ in der *Κοινή* doch nicht ganz fehlt, vgl. *ἀρετῆς μεγέθει* parallel mit *εὐσεβείας χάριν* oder *τῇ εὐσεβείᾳ* neben *ἕνεκεν εὐνοίας* auf Ehreninschriften. Nr. II 225 ff. wird auf Fälle wie *μνήμην χάριν* und *μνήμην ἕνεκα* hingewiesen. Der Akkusativ gewinnt bekanntlich später an Boden, vgl. *δίχα* und *ἅμα* c. acc. Bei *χάριν* und *ἕνεκα* kann auch *διὰ* c. acc., das in späterer Zeit mit beiden gleich steht, vorbildlich gewesen sein.

XII 181 ff. werden Beispiele gesammelt für das Prädikat *κατὰ σύνεσιν* in Fällen wie *Τρωὰς μετα τοῦ πατρος ἀνέθηκαν* auf Weih- und Grabinschriften besonders Kleinasiens, vgl. schon Thukyd. III 109 *Δημοσθένης μετὰ τῶν ξυστρατηγῶν σπένδονται.*

Die Präpositionen auf den griechischen Inschriften hatte s. Z. schon Günther, Indog. Forsch. 20, 1 ff. gehandelt. Ihn ergänzt in einigen Fällen

W. Schulze, Zu den griechischen Präpositionen. Zeitschr. für vergl. Sprachforschung 44 (1911), 359.

Er fördert neue Beispiele für Dativ statt Genetiv aus dem Kyprischen und Arkadischen zutage, so für *ἐπί τινι = ἐπί τινος* (deutsch 'unter') auf dem arkadischen Synoikievertrag, vgl. Solmsen, Rhein. Mus. 65, 323 *ἐπὶ Χαιριάδᾳ*, wie auch auf einer Inschrift bei Michel, Recueil d'inscriptions grecques 191 (Tegea) *ἐπὶ Σωστράτῳ ἱερεῖ* und *ἐπὶ στρατηγοῖς*. Ferner hat das Kyprische *περί* c. dat. statt Genet. bei *εὔχεσθαι*, so *περὶ παιδί = παιδός = ὑπέρ παιδός*; *ὑπέρ* selbst steht mit Dativ bei *μάχεσθαι* Dittenberger Sylloge I 465, 3 (Tegea).

Während der Berichtszeit sind ferner erschienen die besonders für die Laut- und Wortlehre wichtigen Grammatiken und Wortregister zu

H. Collitz u. O. Hoffmann, Sammlung der griechischen Dialektinschriften. Band IV, 3. Heft: Grammatik und Wortregister zur 1. Hälfte des III. Bandes, von O. Hoffmann. 4. Heft, 1. Abteilung: Nachträge, Grammatik und Wortregister zum 1. u. 2. Heft der 2. Hälfte des III. Bandes, von O. Hoffmann. Göttingen 1910/11.

Heft 3 enthält, nach Laut-, Formen- und Stammbildungslehre geordnet, in bloß registrierender Form alles Wissenswerte zu den Inschriften von Megara, Korinth und seinen Kolonien, Kleonä, Sikyon, Phlius, Argos, Kalymna, Rhodus und seinen Kolonien, Heft 4, 1. Abteilung in ähnlicher Weise zu den Inschriften von Lakonien, Tarent, Herakleia, Messenien, Thera, Kyrene und Melos. Die Syntax ist leider kaum berührt; auch sollte z. B. bei rhodischen Urkunden das Eindringen der *Κοινή* wenigstens einiger Massen gekennzeichnet sein. Die übrigen Hefte sind inzwischen ebenfalls erschienen, worauf wir später zurückkommen werden.

In lexikalischer Hinsicht zeigt ein Fortschreiten

J. Schlageter, Der Wortschatz der außerhalb Attikas gefundenen attischen Inschriften. Ein Beitrag zur Entstehung der *Κοινή*. Straßburg 1912.

Die Beilagen zu den Jahresberichten des Konstanzer Gymnasiums von 1910 und 1912 werden in dieser Thumb gewidmeten Abhandlung

Digitized by Google

zusammengefaßt. Verfasser hält an der attischen Grundlage der *Κοινή* fest, betont aber mit Thumb (Griech. Sprache im Zeitalter des Hellenismus 234), sie sei nicht direkt aus dem Attischen Athens geflossen, sondern aus dem sog. Großattischen, d. h. aus der Sprache des attischen Seereiches. Um diese Ansicht zu stützen, untersucht er den Wortschatz der außerhalb Attikas, d. h. im Bereich des attischen Seebundes gefundenen Inschriften bis c. 200 v. Chr. Er unterscheidet dabei folgende Gruppen: I. Allgemeine Wörter, die sich zu jeder Zeit der griechischen Sprachentwicklung vorfinden, II. Fremdwörter, III. Dorische Elemente, IV. Attische Wörter, V. Zweifelhafte Wörter, insbesondere solche, die zuerst bei Xenophon belegt sind, bei denen es fraglich ist, welchem Dialekt sie angehören, VI. Ionische Wörter (Tragiker, andere Dichter, ionische Prosa), VII. Wörter mit anderer Bedeutung in der *Κοινή*, VIII. Hellenistische Wörter, d. h. solche, die vor allem seit 350 erscheinen und höchstens gleichzeitig, aber meist später belegt sind. In Abschnitt IX wird dann noch einiges über die Wortbildung geboten. Bei jedem einzelnen Wort kommt es darauf an, zu zeigen, wo es dann in der *Κοινή* weiterhin vorkommt. Das Hauptergebnis ist: Die *Κοινή* ist aus dem Großattischen hervorgegangen; sie ist ein mit Ionismen durchsetztes Attisch, während das Dorische dabei eine verschwindend kleine Rolle spielt. Man kann mit dem Verfasser, der in vorliegender Arbeit seine Beilage zum Programm des Freiburger Gymnasiums 1908, Zur Laut- und Formenlehre der außerhalb Attikas gefundenen attischen Inschriften, fortsetzt, im großen und ganzen, falls man nicht auf Kretschmers bekanntem Standpunkt steht, einverstanden sein. Wenn er jedoch am Schlusse sagt: 'Die *Κοινή* ist vom Altgriechischen getrennt durch einen Riß', so gilt das in dieser Form ausgesprochen wohl für eine Reihe von Wörtern, die früher nicht zu belegen sind, aber sicher nicht für die Entwicklung der griechischen Sprache überhaupt.

Über ein Spezialgebiet gibt Auskunft

F. Ebert, Fachausdrücke des griechischen Bauhandwerks. I. Der Tempel. Dissert. Würzburg 1910.

Die Studie, die aus Inschriften und Vitruv schöpft, hat wesentlich ein archäologisches Interesse, ist aber auch lexikographisch von Wert, weil die Bedeutungen der oft nicht leicht ergründlichen und entlegenen technischen Ausdrücke möglichst klargestellt werden. In einem Index werden schließlich die Wörter mit ihren deutschen Übersetzungen zusammengestellt. Daß einiges noch zweifelhaft bleibt, liegt an dem eigenartigen Stoff, vgl. Köster, Berl. phil. Woch. XXXI 26, 810 ff., wo manches richtig gestellt wird.

Für einzelne Worte erwähne ich noch

K. Brugmann, Wortgeschichtliche Miszellen. 1. Gortynisch *νύναμαι*. Indog. Forsch. 30 (1912), 371 ff.

Νύναμαι, 6 mal auf dem Gortynischen Recht, ist nicht, wie man gewöhnlich annimmt, durch sog. Fernassimilation aus *δύναμαι* entstanden, sondern gehört zu dem Stamme *νυ* in *νόος*, *νοέω*, *πινυτός*, heißt also

Digitized by Google

eigentlich: ich habe Verstand, Geschick für etwas, woraus sich 'können' leicht entwickelt. Das Präsens ist nach dem Muster vom δύναμαι gebildet, vgl. auch Brugmann-Thumb 334 mit Anmerk. Brugmanns Vermutung ist ansprechend.

M. Bréal, Le verbe 'vouloir' en Grec. Revue des études grecques 24 (1911), 1 ff.

Das altertümlichste Wort für 'wollen' ist λάω, das vor allem auf dorischen Inschriften, aber auch in andern Dialekten bezeugt ist. Ursprünglich hieß der Stamm *Flη* (vgl. auch λῆμα). Er wurde dann durch Metathesis und Kürzung zu *Fελ*, vgl. lateinisch vel, Imperativ zu dem mit Ablaut gebildeten Präsens volo. Im Griechischen wurde das *F* zu β, woraus zunächst βέλομαι (vgl. thessal. βέλλομαι), weiterhin mit Ablaut βόλομαι (vgl. Homer) und dann βούλομαι sich ergaben. Dorisch entstand ferner durch Übergang von β in δ (vgl. auch ὀδελός = ὀβελός) außerdem noch δέλομαι und δήλομαι. Die Wörter gehen also alle auf den Stamm *Flη* zurück. Dies ist wohl richtig. Der Versuch jedoch, auch θελω hier unterzubringen, bedarf wegen des θ noch eingehenden Beweises. Jedenfalls sind die Ausführungen Bréals sehr beachtenswert gegenüber P. Kretschmer, Glotta III (1911) 160, der unabhängig von ihm βούλομαι mit βάλλομαι zusammenstellte, vgl. Homer ἐνθυμῷ βάλλεσθαι.

An den Schluß stelle ich eine Studie, die sich mit der Stilistik der inschriftlichen, aber auch literarischen Urkunden befaßt, einem Gebiet, das bis jetzt kaum beachtet wurde. Wir verdanken diesen Fortschritt

W. Bannier, Zur Stilistik der älteren griechischen Urkunden. Rhein. Mus. 67 (1912), 515 ff.

Behandelt sind Inschriften und sonst überlieferte Urkunden und Gesetze, aber auch die Gesetzentwürfe Platos in den νόμοι und Aristoteles' Ἀθηναίων πολιτεία, da sich Gesetzesvorschläge und Verfassungsdarstellungen naturgemäß an die Ausdrucksweise der Gesetze und Urkunden anschließen. Es sind vor allem Beispiele für Wiederholungen angeführt entweder von ganzen Sätzen oder von Wörtern in demselben Satz oder in aufeinanderfolgenden Sätzen. Ich hebe folgende Fälle hervor: ich auch einzelne Beispiele vorbringe:

1. Gleiche Straf- oder Prozeßbestimmungen zu verschiedenen Vergehen werden zu den einzelnen Abschnitten wiederholt, wie auch Kultvorschriften oder zivilrechtliche Bestimmungen bisweilen mit kleinen Abweichungen in der Wortstellung oder in den Wortformen, vgl. die ionische Inschrift bei Wilamowitz, Abh. der Berl. Akad. 1909, 37 ff. ἢν δὲ βοῦν θύῃ τῷ Ἀπόλλωνι ἢ τῷ Ἀσκληπιῷ, ἐπὶ τὴν τράπεζαν παραθέτω τῷ θεῷ ἑκατέρῳ βοὸς τρεῖς σάρκας . . . ἢν δὲ τῷ ἑτέρῳ ἱρέον θύῃ τέλεον, παραθέτω τωὐτέρῳ ἐπὶ τὴν τράπεζαν τρία κρέα usw., dann folgt noch einmal als weiterer Nachsatz παρατιθέτω τῷ θεῷ ἑκατέρῳ.

2. Bestimmungen verschiedener Art, z. B. Partizipien, adverbielle Zusätze zum Hauptverbum oder -substantiv kehren wieder ab und zu mit Wechsel in Konstruktion und Wortstellung, vgl. den Vertrag bei Thukyd. IV 118 ἐπιμέλεσθαι, ὅπως τοὺς ἀδικοῦντας ἐξευρήσομεν ὀρθῶς καὶ

Digitized by Google

δικαίως τοῖς πατρίοις νόμοις χρώμενοι καὶ ὑμεῖς καὶ ἡμεῖς καὶ τῶν ἄλλων οἱ βουλόμενοι τοῖς πατρίοις νόμοις χρώμενοι πάντες.

3. Gleiche Bestimmungen für die Kontrahenten in Staatsverträgen werden bisweilen mit kleinen Abweichungen wiederholt, z. B. der Schwur.

4. Sehr gewöhnlich ist die Zerreißung einer Bestimmung in mehrere Sätze, von denen der folgende immer das Verbum oder den Begriff des vorhergehenden wiederholt und eine genauere Bestimmung hinzufügt mit gelegentlichen Varianten in Wortform und Wortstellung, vgl. Thukyd. IV 118 περὶ μὲν τοῦ ἱεροῦ καὶ . . . δοκεῖ ἡμῖν χρῆσθαι τὸν βουλόμενον . . . τοῖς μὲν Λακεδαιμονίοις ταῦτα δοκεῖ καὶ τοῖς ξυμμάχοις, wo es weniger umständlich unter Vermeidung des ganzen zweiten Satzes heißen könnte δοκεῖ ἡμῖν καὶ τοῖς ξυμμάχοις.

5. Häufig wird die Bestimmung erst allgemein ausgedrückt, worauf dann die Personen oder Behörden genannt werden, die sie ausführen sollen, vgl. den Vertrag mit Chalkis. Corpus Inscript. Attic. IV 1, 27a κατὰ τάδε Χαλκιδέας ὀμόσαι . . . ὀμόσαι δὲ Χαλκιδέων τοὺς ἡβῶντας ἅπαντας. In solchen Fällen wechselt oft Infinitiv mit Imperativ.

6. Das Verbum kann im selben Satz mit Variation in Stellung und Form wiederholt werden in koordinierten, wie adversativen Sätzen, vgl. Corpus Inscript. Attic. I 32 A λόγον διδόντων τῶν τε ὄντων χρημάτων καὶ τῶν προσιόντων τοῖς θεοῖς (sc. οἱ ταμίαι) . . . καὶ εὐθύνας διδόντων.

7. Häufig ist die Wiederholung des Verbums aus dem Hauptsatz, wenn in einem Bedingungssatz der Fall ins Auge gefaßt wird, daß das im Hauptsatz Verlangte oder Verbotene übertreten oder nicht ausgeführt wird, vgl. Corpus Inscript. Att. II 841 b ἐπιψηφίζειν δὲ τὸν φρατριάρχον . . . ἐὰν δὲ μὴ ἐπιψηφίσῃ . . .

8. Substantiva werden auch zum nächsten Verbum gesetzt, wo die Wiederholung unnötig gewesen wäre oder das Pronomen genügt hätte, vgl. z. B. sehr umständlich Corpus Inscript. Attic. IV 1, 27a τῷ δήμῳ τῷ Ἀθηναίων βοηθήσω καὶ ἀμυνῶ, ἐάν τις ἀδικῇ τὸν δῆμον τὸν Ἀθηναίων, καὶ πείσομαι τῷ δήμῳ τῷ Ἀθηναίων. Auch wird das Pronomen αὐτός selbst wiederholt, vgl. das Gesetz bei Demosth. 24, 105 δησάντων αὐτόν οἱ ἕνδεκα καὶ εἰσαγόντων αὐτόν εἰς τὴν ἡλιαίαν.

Diese Fälle mögen aus dem reichen Inhalt der Abhandlung als Beispiele genügen. Bannier hebt hervor, daß solche Beobachtungen für die Kritik wichtig sind; mit Unrecht werden oft Wiederholungen von den Herausgebern der Texte eingeklammert. Bannier hätte meines Erachtens beifügen können, daß wohl auch manche Lücke auf den Steinen mit Hilfe dieser stilistischen Eigentümlichkeit richtig ergänzt werden kann. Der Grund für die Wiederholungen ist Streben nach Deutlichkeit.

Nachwort

Zusammenfassend stelle ich fest, daß die Jahre 1910—1912 wiederum gute Fortschritte enthalten. Dies gilt nicht nur für viele Einzelheiten, sondern vor allem für die Gesamtauffassung. Es zeigt sich das entschiedene Bestreben, die griechische Sprache immer mehr in den großen

Digitized by Google

Zusammenhang der indogermanischen Schwestersprachen einzureihen, in ihr selbst aber das historische Moment stark zu betonen und jedem Schriftsteller seinen Platz innerhalb der sprachlichen Gesamtentwicklung zuzuweisen. Sehr erfreulich ist, daß die hellenistische Zeit in steigendem Maße interessiert. Insbesondere ist die stets zunehmende Beschäftigung der Philologen mit den LXX und dem Neuen Testament hervorzuheben. Beide werden jetzt aus der Isolierung, in der sie früher zu verharren schienen, herausgehoben und in ihre Umwelt hineingestellt, so daß die Annahme von allzu viel Semitismen im Schwinden begriffen ist. Auch andere Probleme werden der Lösung näher gebracht und sichtlich gefördert. So scheint sich die Anschauung von der attischen Grundlage der *Κοινή*, der mündlichen wie schriftlichen, mit ionischem und dorischem Einschlag vor allem auf dem Gebiet der Wortwahl allmählich zu befestigen. Erfreulich sind auch die Forschungen über das Eindringen der *Κοινή* in die Dialekte. Dadurch wird die Frage, wann die Mundarten wenigstens im offiziellen Gebrauch erloschen sind, ihrer Lösung immer näher gebracht. Eine Reihe von Schriftstellern ist ferner überhaupt zum erstenmal untersucht. Wesentlich gefördert sind, um zum Schlusse einzelnes noch hervorzuheben, Kasussyntax, Tempusbildung und Tempusgebrauch, Wortbildung, Wortbedeutung und Etymologie.

Lahr i. B. Robert Helbing.

Digitized by Google

Das Rauchen im Altertume

1. Seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wird auf Grund von Pfeifen, die man in römischen Schichten gefunden hat, die Frage behandelt, ob man im Altertume geraucht habe; neben Lokalsammlern haben sich auch Forscher anerkannten Namens mit dem Gegenstande beschäftigt. Literarische Zeugnisse über antikes Rauchen findet man bei Hehn Kulturpfl. u. Haust.[7] 118, bei Rohde Psyche[2] II 17, 1 und, soviel ich sehe am besten, bei Keune Corr. Bl. der Ges. f. Anthrop., Ethnol. und Urgesch. 1902, 25—27; wo auch ältere Literatur verzeichnet ist; es ist schade, daß diese kurze aber gute Arbeit an einer relativ wenig zugänglichen Stelle publiziert wurde. Pfeifenfunde behandelten von Neueren Dahm Mitt. d. Verein. d. Saalburgfreunde Nr. 7 (1. Aug. 1904), dessen Aufsatz ich nur durch den Auszug in der Woch. für klass. Philol. 1904, 1021 kenne, und jüngst Reber in vier Artikeln 'Les pipes antiques de la Suisse' im Anz. f. schweiz. Altertumskunde XVI 1914 195ff., 287ff., XVII 1915 33ff., 241ff. mit sehr zahlreichen Abbildungen. Tiedemann Geschichte des Tabaks 1854 behandelt das antike Rauchen nicht, wohl aber Hartwich Die menschl. Genußmittel 1911, der sich S. 19 im wesentlichen mit Keune deckt. Leider nicht zugänglich waren mir Arbeiten mit reicher Bibliographie im Intermédiaere des Chercheurs et Curieux 1913 LXVII 762, 858, LXVIII 75, 226, 367, 560 und 1913 LXVIII (so!) 384, auf die Deonna bei Reber 302 (s. auch 245) verweist. Umfassend und mit Heranziehung alles literarisch und archäologisch Erreichbaren ist das Thema meines Wissens noch nicht behandelt worden. Auch hier kann ich nur geben, was mir eben bekannt wurde.

Zu den Funden der Pfeifen gesellen sich einige dürftige Nachrichten alter Autoren, die Rauchgenuß im Altertume erweisen, freilich nur für barbarische Völker und nicht mittels Pfeifen. Was man als Belege für Rauchgenuß der Griechen und Römer beibringen könnte, bezieht sich bei näherem Zusehen nicht auf einen solchen, sondern auf Verwendung des Rauches zu Heilzwecken. Immerhin, zahlreiche Pfeifen, die man für antik hielt, und einige literarische Nachrichten über antikes Rauchen waren da. Nun gibt es Beispiele genug dafür, daß für gewisse Gebiete antiken Lebens, namentlich des Alltagslebens, die dürftige oder manchmal auch ganz fehlende literarische Überlieferung uns ein recht falsches Bild des Altertums ergibt und daß dieses durch die Funde sehr korrigiert und erweitert wird. Als typisch seien die Nachrichten der alten Autoren über die Glasfabrikation hervorgehoben; nicht die antiken literarischen Quellen,

Digitized by Google

sondern die Funde antiken Glases zeigen uns eine Höhe der Glastechnik im Altertume, die in gewissen Einzelheiten auch in der Gegenwart noch nicht erreicht ist; erst die Funde lehren, daß die antiken Glashütten nicht etwa nur Vorläufer der unseren waren, sondern das breite Fundament schufen, auf dem unsere Glasfabrikation ruht und ohne das sie nicht existieren würde. So ist es an sich ganz methodisch, wenn der Kulturhistoriker mehr zu erforschen strebt als die Literaturphilologie und das ihm von dieser gebotene Bild auf Grund der Funde sozusagen ausbaut und verlebendigt, ja auch die Verbindung zwischen Altertum und Gegenwart herstellt; und dieselbe Pflicht erwächst uns für unser Thema. Das vorauszuschicken halte ich nicht für überflüssig; denn ich kann mir sehr wohl denken, daß mancher gute und sehr gute Kenner der Hauptwerke antiker Literatur doch einen Aufsatz mit dem Titel 'Rauchen im Altertume' als abstrus unwillig beiseite legt. Und um weiter von vornherein versöhnlich zu wirken, sei gleich gesagt: die Idee, Cicero habe Pfeife geraucht, soll hier nicht verfochten werden. Wenn man auch an manchen Stellen und zu manchen Zeiten im Altertum das Rauchen ziemlich intensiv betrieben zu haben scheint, so war es doch nicht so charakteristisch für die antike Welt wie für die unsrige; dazu sind die Zeugnisse und Funde doch relativ zu spärlich. Wir werden auch der Versuchung widerstehen, die moderne Pfeife von der antiken abzuleiten, und nur das eine kann in Frage kommen, inwieweit die griechisch-römische Verwendung des Rauchs zu Heilzwecken dazu beigetragen hat, das Tabakrauchen in der modernen Welt einzubürgern.

2. Die älteste mir bekannte Erwähnung eines Pfeifenfundes stammt aus dem Jahre 1841 (Reber 200). Dahm fand in Aliso-Haltern 54 Bruchstücke von Pfeifen, darunter zwei signierte Pfeifenrohre; man erkenne deutlich, daß aus diesen geraucht sei. Solche Funde hat man in Westdeutschland, Holland, Frankreich, England und der Schweiz gemacht; man setzt sie in prähistorische, römische und noch in mittelalterliche Zeit. Besonders willkommen ist Rebers zitierte Arbeit, die mir mit ihrem reichen und verblüffenden Abbildungsmaterial den ersten Anstoß gab, mich mit der Frage näher zu beschäftigen. Die von Reber meist erstmalig publizierten Pfeifen, alle schweizer Fundorts, haben meist ein auffällig kurzes Rohr, so daß die Vermutung nahe liegt, es sei an dieses noch ein Schilf- oder Holzrohr angesetzt gewesen; und in der Tat steckt in einem Metallrohr noch der Rest des Holzrohrs, 294 III 3. Schon an dem kurzen Rohre glaubt man die Pfeifen von den modernen unterscheiden zu können; indes muß betont werden, daß Reber auch eine kurzrohrige jüngeren Datums kennt (299, 3). Bisweilen haben die Pfeifen Deckel, die sich manchmal in den Scharnieren noch aufklappen lassen; einige Deckel haben für den besseren Luftzug ein Loch (so 294, 2). Hie und da ist unter dem Kopfe als Stütze für den haltenden Finger ein Knöpfchen angesetzt wie manchmal bei unseren Pfeifen. Einmal, Fig. VI 4, ist der Kopf in Form eines menschlichen Kopfes gebildet. Die Köpfe sind fast durchweg auffällig klein, z. B. 297, 3 zwei Zentimeter hoch, manchmal mittelgroß, nie wirklich groß. Das Material der Pfeifen ist Bronze, Eisen oder Ton. Einmal, 290 Fig. I 1, finden sich deutliche

Digitized by Google

Zahnbißspuren, ein Zeichen langer Benutzung, am Ende des Rohres. Manche der Pfeifen setzt Reber schon in die La Tène-Zeit, so 197, 1, ein auffällig kunstvolles Stück, ferner 40 XVII 2 (nach Fundstücken aus dem gleichen Grabe), zwei andre, 198 Fig. 5, aus Holland, allgemeiner in prähistorische Zeit (vgl. 249 f., jünger als die italienischen Terramarefunde).

Das Fatale ist nun, daß für die allermeisten dieser Pfeifen genaue Fundberichte mit Angaben der Schichten oder anderer daneben gemachter Funde fehlen; Reber bringt meist nur so allgemeine Angaben wie etwa 'trouvée en 1866 dans un champ en labourant à Avenches'. Daraus kann ihm selbst kein Vorwurf gemacht werden. Die Pfeifen befinden sich offenbar zum allergrößten Teil seit langer Zeit in den Lokalmuseen, und in den alten Inventarien werden keine genauen Notizen zu finden gewesen sein; Angaben über Funde in Seen und Flüssen beweisen nichts. So ist es nicht verwunderlich, daß man alle die Pfeifen als modern angesehen hat. Reber zitiert die Zweifel von Godet (241), nach dem auch die sicher in antiken Schichten gefundenen Pfeifen nur zufällig oder sogar par farce dahin gelangt seien, und von Hartwich (289), der Seite 22 gegen die Echtheit der schweizer Pfeifen allerdings kein andres Argument hat als daß gewiß außerordentlich leicht bei Grabungen Dinge aus höheren, also jüngeren Schichten in tiefere gelangten. Es nützt nun nichts, gegen solche Zweifler mit Reber die Phrase zu schleudern, daß seulement les préjugés créés par l'ignorance étouffèrent pendant beaucoup trop longtemps le bon sens; Reber irrt selbst, wenn er 33 die mysischen kapnobatai, 'mangeurs de fumée', als Beweis für antikes Rauchen anführt (s. u.) oder 201 Fig. 6 einen Raucher mit der Pfeife im Munde aus dem 11. Jahrh. abbildet, die, wie Deonna 302 allsogleich zeigte und Reber 244 zugibt, keine Pfeife ist; ebenso ist die keltische Münze mit einem rauchenden menschenköpfigen Pferde 34 Fig. XI auszuscheiden, Keune 26, 6. Immerhin dürften folgende Fundangaben nicht zu bezweifeln sein:

301, Museum Aarau, aus den römischen Ruinen in Gränichen; ebenda, aus der römischen Siedelung in Zezwil, in einem Steinsarg neben dem Skelett gefunden;

[34, Sammlung Bonstetten, ganz auffällige Pfeife, der Kopf von einer Hand gehalten, am Arm eine Art Manschette (!!), aber mit der ausdrücklichen Versicherung: trouvée à Avenches, à 14 pieds de profondeur, dans une couche toute romaine, avec des tessons de vases montrant des inscriptions et des fragments d'amphores];

35, Museum Basel, aus Römerruinen in Develier, gefunden mit schönen Terrasigillatafragmenten;

37, Museum Luzern, gefunden in altem Mauerwerk in Ottenhusen zusammen mit römischen Münzen, Terra sigillata und einem bronzenen Merkur;

37, Museum Sarnen, gefunden in römischer Villa in Alpnach;

33, zusammen mit Fibeln und Münzen von Massalia gefunden.

Aber es wäre gut, wenn man in Zukunft bei wissenschaftlichen Grabungen genau auf die Fundlage und die Nebenfunde achtete; falls das bisher schon geschehen und, wie leicht möglich, die Publikation mir entgangen ist, so wäre ich für einen Hinweis sehr dankbar.

Digitized by Google

Was rauchte man nun aus diesen Pfeifen, und wer rauchte daraus? Diese beiden an sich disparat erscheinenden Fragen hangen doch miteinander zusammen. Wir werden unten sehen, daß die Griechen und Römer zu medizinischen Zwecken Rauch einsogen. Aber für die beabsichtigte Heilwirkung brauchte man viel Rauch, und für solches Rauchen sind die auffällig kleinen Köpfchen der von Reber behandelten Pfeifen ganz ungeeignet. Sie beweisen vielmehr, daß die Raucher, die sie benutzten, mit einer ganz kleinen Quantität Rauchs zufrieden waren; unwillkürlich denkt man an ein stark, etwa wie Haschisch wirkendes Rauchkraut. Danach möchte ich die Pfeifen trotz der Fundschichten römischen Besitzern, etwa Legionssoldaten absprechen; oder wenn sie doch einst in deren Händen waren, so hätten doch die Römer vereinzelt das Rauchen von Barbaren übernommen, die es nachweislich als Narkotikum benutzten (s. u.). Und zwar wären diese Barbaren natürlich Kelten. Dazu stimmt, daß das Rauchen bei den Thrakern literarisch überliefert ist; wie sehr sich aber keltische und thrakische Sitten in vielen Einzelheiten berühren, zeigt Kazarows Schrift Beiträge zur Kulturgeschichte der Thraker. Allgemein verbreitet kann freilich auch bei den Kelten das Rauchen nicht gewesen sein, da Caesar, Plinius, Strabon nichts darüber sagen (Keune). Den Römern die Pfeifen abzusprechen werde ich besonders dadurch veranlaßt, daß ich südlich der Alpen nirgends, auch nicht in Lokalmuseen, die solche Kleinfunde liebevoll behandeln, etwas von antiken Pfeifen gesehen habe, namentlich nicht in Pompeii und im Museo nazionale in Neapel. Nun sind allerdings auch in Vindonissa, wo wesentlich römische Soldaten weilten, Pfeifen gefunden worden, Reber 43; ferner zitiert Reber, leider ohne Quellenangabe, römische Rauchverbote für Soldaten (298) und kennt sogar (198) etwa fünfzig in Rom gefundene Pfeifen, wovon eine mit der Sammlung Campana in den Louvre gelangt sei, während man die anderen als wertlos in den Tiber geworfen habe. Das kann ich nicht nachprüfen. Aber auch wenn es sich bewahrheiten sollte, möchte man doch diese römischen Besitzer von Pfeifen als in Rom ansässige Barbaren ansehen, die die Sitte des Pfeiferauchens über die Alpen gebracht hätten.

3. Denn von den literarischen Zeugnissen deutet keines auf Pfeifenrauchen oder überhaupt Rauchgenuß in unserem Sinne bei Griechen und Römern; sie kennen Rauchgenuß nur bei Barbaren. Da die Stellen schon von Keune zusammengestellt sind, so genügt es, hier mit kurzer Inhaltsangabe darauf zu verweisen. Bekannt war das Rauchen bei folgenden Völkern: den Massageten nach Herod. 1, 102; den Thrakern nach Ps. Plut. de fluv. 3, 3 und Pomp. Mela 2, 21, daraus Solin. 10, 5; bei barbari nach (dem Iologen) Apollodoros bei Plin. n. h. 21, 116. Als Rauchmaterial dienten: καρπόί τινες bei den Massageten; die ἄκρα einer dem ὀρίγανον ähnlichen, am (im?) Hebros wachsenden Pflanze (Ps. Plut.) oder unbestimmter semina quaedam (Pomp. M.) bei den Thrakern; cypirus, Cypergras bei den barbari; über Haschisch s. u. Als Zweck des Rauchens wird angegeben: die Massageten berauschten sich am Rauch wie die Griechen mit Wein und wurden durch reichlichen Rauchgenuß so betrunken, daß sie tanzten und sangen. Die Thraker

Digitized by Google

rauchten nach dem Essen und verfielen in tiefen Schlaf (Ps. Plut.), oder sie rauchten beim Essen (epulantibus), und es entstand durch den Rauch eine similis ebrietati hilaritas. Die von Apollodoros nicht näher genannten barbari verfolgten beim Rauchen medizinische Zwecke: sie zerstörten durch Rauchen von Cypergras, dem sie eifrigst oblagen (non egredi domibus nisi ab hoc suffitu), die Milz und wurden dadurch von Tag zu Tag kräftiger. Hier vermutet Keune wohl mit Recht ein Mißverständnis des Apollodoros; da der Grieche das Einziehen von Rauch nur zu medizinischen Zwecken kannte, wird er solche Absichten auch den Barbaren untergeschoben haben, ohne an das Rauchen als Genußmittel zu denken. Die Art des Rauchens war wohl immer die, daß die Raucher um ein Feuer herumsaßen, in dem die Rauchkräuter schwelten, und den Rauch einatmeten.

Darüber hinaus haben Hehn und Rohde auch eine Art Haschischrauchen durch eine Kombination erschlossen, die man, da die angezogene Stelle Herod. 4, 74 f. von Rauchen gar nicht spricht, zunächst mit Keune abzulehnen geneigt sein wird, die aber wohl trotzdem berechtigt ist. Herodot berichtet, daß die Skythen den Hanf kannten und in einem mit Hanfsamenrauch gefüllten Zelte Schwitzbäder nahmen. Daß sie sich an dem Rauche betäubten, wird nicht gesagt, auch nicht in den Worten *οἱ δὲ Σκύθαι ἀγάμενοι τῇ πυρῇ ὠρύονται* (brüllen); denn es ist sehr wohl denkbar, daß sich jemand im warmen Bade so wohl fühlt, daß er 'vor Vergnügen quieckt'. Weiterhin ist von einer Prozedur die Rede, die dem Körper Wohlgeruch verleiht und also dem Salben nach dem Bade entspricht. Demnach handelt das Ganze von Körperpflege; bezöge sich das zuerst Gesagte auf eine (wie man gewollt hat, religiöse, s. u.) Berauschung, so hätte die Stelle gar keinen Zusammenhang. Auch die von Hehn angezogene Hesychiosglosse *κάνναβις· Σκυθικὸν θυμίαμα, ὃ τοιαύτην ἔχει δύναμιν ὥστε ἐξικμάζειν* (schwitzen) *πάντα τὸν παρεστῶτα* erweist den Hanfrauch nur als schweißtreibendes Mittel. Aber trotz alledem ist Rohde zuzugeben, daß, wenn hier auch Herodot von einer Berauschung nichts sagt, die Skythen doch bei diesen Bädern in eine tolle Trunkenheit geraten sein müssen, die etwa dem Haschischrausche entspricht; Haschisch ist ein Extrakt aus cannabis indica.

Vielleicht ist antikes Hanfrauchen nun auch durch einen Fund bezeugt und zwar für den Norden; nach Hartwich 20 ergibt es sich durch einen Fund von Wilmersdorf bei Berlin aus der Hallstattperiode. Ich kann darüber nicht näher urteilen.

Nicht scheint mir mit Rohde anzunehmen zu sein, daß das Rauchen als religiöses Reizmittel gedient habe, zur Erregung der *μανία* und als Stimulans vor ekstatischen Tänzen; davon weiß die Überlieferung jedenfalls für Skythen und Thraker nichts. Ps. Galenos 29, 462 K. gehört nur ganz indirekt hierher; dort handelt es sich um unabsichtliches Einatmen des Weihrauchs bei religiösen Handlungen mit ungewollt darauf folgenden *ἐνθουσιασμός*, nicht um beabsichtigtes Einziehen des Rauchs mit gewollter Wirkung.

Auch das angebliche Rauchen frommer, *καπνοβάται* genannter Myser wird kaum für Rauchen zu religiösen Zwecken oder überhaupt

Digitized by Google

für Rauchen sprechen. Strabons Zeugnis hierüber wird auch von Keune abgelehnt; nur scheint mir dessen Begründung, καπνοβάται sei von Strabon 'im übertragenen Sinne' gemeint, nicht recht klar, und da sich noch neuerdings Reber auf die Stelle berief, so bedarf sie einer näheren Behandlung.

Strabon berichtet 7, 296 nach Poseidonios von den Mysern: λέγει δὲ τοὺς Μυσοὺς ὁ Ποσειδώνιος καὶ ἐμψύχων ἀπέχεσθαι κατ' εὐσέβειαν, διὰ τοῦτο δὲ καὶ θρεμμάτων, μέλιτι δὲ χρῆσθαι καὶ γάλακτι καὶ τυρῷ ζῶντας καθ' ἡσυχίαν, διὰ δὲ τοῦτο καλεῖσθαι εὐσεβεῖς καὶ καπνοβάτας. Hier ist nun καπνοβάται nicht klar; wenn die Myser aus religiösen Gründen vegetarisch lebten, warum hießen sie dann 'Rauchgänger'? Und ebenso unklar wie Rauch- ist -gänger; denn für den Raucher ist es nicht das wichtige, im Rauche umherzulaufen. Der zweite Anstoß scheint am meisten gestört zu haben; Passow und Pape bieten als Konjekturen, deren Urheber ich nicht ermitteln kann, καπνοπάται oder -βόται, zu πάομαι und βόσκω; -βόται nehmen zweifelnd als richtig an Rohde Psyche[2] II 133 und Tomaschek, Die alten Thraker Sitz. Ber. ph. h. Cl. Wien CXXX 1894 II 1, 15. Aber diese Änderungen machen den Sinn doch nicht klarer; denn wer ernährt sich vom Rauch? Wahrscheinlicher wäre noch καπνοπόται, worauf ich früher verfiel und was ich dann auch bei Tomaschek vermutet fand, nicht aber, wie Tomaschek will, als 'Dunstschnapper', d. h. als humoristische Bezeichnung der mösischen Asketen im Munde der pontischen Griechen — denn von Schnappen oder einem humoristischen Nebenklange liegt nichts in dem Worte oder der ganzen Stelle —, sondern ganz wörtlich als 'Rauchtrinker'. Daß nämlich nach antiker Anschauung der Rauch getrunken wurde, werden wir unten sehen, und auch bei uns war früher der Ausdruck 'Tabak trinken' ganz üblich, worüber ebenfalls unten.

Indes alle diese Konjekturen sind müßig und werden nur um der Autorität der Gelehrten willen hier behandelt und widerlegt, die sie vertreten haben. Der Strabontext ist so gut wie sicher; das Wort καπνοβάται ist dadurch geschützt, daß es in ähnlichem Zusammenhange noch einmal bei Strabon steht, 7, 297 τὸ δὲ δὴ καὶ θεοσεβεῖς νομίζειν καὶ καπνοβάτας τοὺς ἐρήμους γυναικῶν σιρόδρα ἐναντιοῦται ταῖς κοιναῖς ὑπολήψεσιν· ἅπαντες γὰρ τῆς δεισιδαιμονίας ἀρχηγοὺς οἴονται τὰς γυναῖκας, und daß auch Eustath. Il. 916 in seinem Strabonexemplar καπνοβάτας las. Eine Korruptel ist also unwahrscheinlich, und mit Recht lehnte daher schon Kramer in seiner Strabonausgabe eine Änderung der Stelle ab; auch Meineke beließ καπνοβάτας.

Eine Erklärung des Wortes, die wir also hiernach suchen müssen, darf nicht in dem Ausdrucke ein mysisches Wort suchen, das mit Hanf κάνναβις, altslav. konoplja, pers. kanab irgendwie verwandt wäre; denn es kann sich hier weder um Hanf-, Haschischrauch noch um irgendein anderes Rauchen handeln. Es gibt ja keinen Sinn, von Leuten, die sich von Milch, Honig und Käse nähren und ein ruhig-beschauliches Leben führen, zu sagen: deswegen heißen sie fromm und Rauchgänger bzw. Hanfraucher; dann wäre wider vor oder nach ζῶντας eine Lücke des Inhalts 'und berauschen sich durch Rauch' anzunehmen. Ohne eine solche

Digitized by Google

Annahme kann man die Stelle sinngemäß erklären, wenn man in *καπνοβάται* ein mysisches, volksetymologisch hellenisiertes Wort für 'fromm' sieht, das also mit *καπνός* nichts zu tun hat. Daß das griechische und das fremde Wort, beide des selben Sinnes, durch *καί* verbunden sind, hat eine Parallele bei Caesar b. G. VI 15, 2 plurimos circum se ambactos clientesque habet. So erklärt sich denn auch die zweite Stelle: 'daß man die Ehelosen für fromm hält . . .'; denn 'daß man die Ehelosen für fromm und für Raucher hält . . .' ist sinnlos (auch in *κτίσται*, dem Namen ehelos lebender Priester, wird man mit Fick und Tomaschek a. a. O. ein einheimisches Wort sehen und kaum mit Rohde Psyche[2] II 133 eine sinngemäße griechische Übersetzung eines solchen). Wir müssen also die kapnobatai als Beweis für das Rauchen bei den Mysern und speziell als solchen für religiöses Rauchen wohl aufgeben.

4. Soweit das Rauchen der Barbaren. Darüber hinaus könnte man nach literarischen Zeugnissen geneigt sein, auch ein Rauchen, ja auch ein Schnupfen der Griechen und Römer anzunehmen. Keune verweist (ohne aber aus der Stelle den falschen Schluß zu ziehen, vor dem ich auch warnen möchte) auf Plin. n. h. 26, 30, Dahm auf Plin. n. h. 28, 230, Hartwich auf Dioskurides (s. u.). Nach diesen Stellen wäre das Rauchen auch in der griechisch-römischen Welt bekannt gewesen, und man wäre über das primitive Einziehen des aufschwebenden Rauchs hinausgekommen und hätte besondere Rauchinstrumente erfunden. So berichtet nämlich Plin. n. h. 26, 30, der Rauch der Pflanze *βήχιον*, tussilago, Huflattich, die ihren Namen offenbar von *βήσσω* huste, tussis hat, sei ein Mittel gegen veralteten Husten (huius aridae cum radice fumus per harundinem haustus et devoratus veterem sanare dicitur tussim), wenn man nach jedem Schluck Rauchs Sekt (passum) trinke. Das Rauchen mit Hilfe eines Rohrs kennt Plinius auch 28, 230; danach hilft Rauch trocknen Mists eines mit Grünfutter genährten Ochsen, und zwar harundine haustus, gegen Schwindsucht. Auch das Schnupfen von zu Mehl zerriebenen getrockneten Pflanzen kannte man, aber widerum nicht als Genuß-, sondern als Heilmittel (Keune 26, 7: Plin. n. h. 22, 32 urtica; Cato r. r. 157, 15, Plin. n. h. 20, 92 brassica silvestris sive erratica).

Die Stellen über das Rauchen lassen sich nun mit Hilfe der in Mayhoffs Pliniusausgabe angeführten testimonia und sonst leicht vermehren, und man gerät in große Versuchung, auf dieses neue Material kühne und interessante Schlüsse zu bauen. Da kennt zunächst Plin. n. h. 24, 135 ein andres Rauchinstrument: radix eius (der Pflanze *χαμαιλεύκη*, farfarum oder farfugium; diese ist deutsch mit dem genannten *βήχιον* tussilago, welche Namen erst von der hustenstillenden Wirkung gegeben sind) imponitur carbonibus cupressi, atque is nidor per infundibulum bibitur inveteratae tussi; ähnliches sagt Diosk. *π. ὑλ. ἰατρ.* 3, 112 (116 Spr.) *βήχιον . . . ταύτης τὰ φύλλα . . . ὑποθυμιώμενα δὲ ξηρὰ εἰς ὑποκαπνισμὸν τοὺς ὑπὸ ξηρᾶς βηχὸς καὶ ὀρθοπνοίας ἐνοχλουμένους θερα πεύει, ὅταν χανόντες τὸν καπνὸν δέξωνται τῷ στόματι καὶ καταπίωσιν· ῥήσσει δὲ καὶ τὰ ἐν*

Digitized by Google

θάρακι ἀποστήματα; ein Rauchrohr kennt er π. ὑλ. ἰατρ. 1, 18 W. κάλαμος ἀρωματικός . . . βῆκάς τε ἴδαται ὑποθυμιώμενος καθ' ἑαυτὸν καὶ σὺν ῥητίνῃ τερεβινθίνῃ τοῦ καπνοῦ διὰ σύριγγος ἑλκομένου τῷ στόματι. Der selbe beschreibt ferner ein noch kunstreicheres Rauchinstrument, den Rauchtopf (π. ἁπλ. 2, 35 W. = π. εὐπορ. 2, 33 Spr.): ein Becher, dessen Boden ein Loch hat (also wie ein Blumentopf), wird (umgestülpt) über Kohlen gestellt; ins Innere des Bechers sind Arzneimittel gestrichen; durch das Loch ragt ein Rohr auf, das der Raucher in den Mund nimmt. Diesen Rauchtopf kennen auch andere (s. auch u.); praktischer ist er bei Marc. Empir. 16, 101 Helmr. eingerichtet. Denn bei der Vorrichtung nach Dioskurides stand ersichtlich das Rauchrohr über dem Feuer aufrecht, was für bettlägerige Kranke unbequem war; dagegen sagt Marc. Empir.: Ad tussim remedium efficax: Herba, quae Gallice calliomarcus, Latine equi ungula vocatur (offenbar wider tussilago, den auch wir Huflattich nennen), collecta luna vetere liduna (?) die Iovis siccata prius in ollam novam mittitur cum prunis ardentibus, quae intra ollam mitti debent; superficies sane eius argilla diligenter claudi debet et calamus inseri (und zwar konnte natürlich das Rohr schräg eingesteckt werden), qer quem umor vel fumus caloris hauriatur in os, donec arteria omnia et stomachum penetret. Schließlich kennt, wie Plinius den Rauch von Mist gegen Schwindsucht, Cels. de med. 3, 20 Marx den stinkenden Rauch einer ganzen Reihe von Gegenständen, wie frisch abgeschorener, noch ungewaschener Wolle als Mittel gegen Lethargie und Qu. Seren. lib. med. 997 Vollm., Plin. n. h. 28, 230, Plin. med. 3, 18 S. 91, 17 Rose Rauch von Ziegenhorn gegen die selbe Krankheit.

Diese Stellen scheinen nun auf eine ziemlich weite Verbreitung wenigstens des medizinischen Rauchens auch in der griechisch-römischen Welt zu deuten; vor allem aber sind sie interessant wegen der Rauchinstrumente. Das Rohr, das Plinius erwähnt, möchte ich immerhin noch primitiv und so denken, daß es einfach mit einem Ende in den Mund genommen und mit dem anderen in den aufsteigenden Rauch gehalten wurde, so daß sich also der Kranke nicht über das Feuer zu beugen brauchte; Hartwich 19 nimmt an, es sei an einem Ende trichterförmig erweitert gewesen. Ein Fortschritt ihm gegenüber ist jedenfalls der Rauchtopf. Nun haben wir auf der einen Seite die literarischen Nachrichten über antikes Rauchen, andrerseits die nicht bezeugten, aber bei Ausgrabungen gefundenen Pfeifen; hier scheint nun der Rauchtopf das Bindeglied und den organischen Übergang zum Pfeifenkopf zu bieten, ebenso wie die harundo des Plinius das Pfeifenrohr darstellt; so hätten wir eine Entwicklung vom Sitzen am schwelenden Feuer zur Verwendung des Rauchrohrs, weiter des an dieses angeschlossenen Rauchtopfes und schließlich dessen Verkleinerung, die Pfeife! Ferner kämen als antike Rauchinstrumente auch solche wider zu ihrem Rechte, die man als Pfeifen schon angesprochen hatte, während Hartwich 21 ihnen diesen Namen wider nehmen wollte. Es sind Gefäße mit oben angesetztem Rohr, aus denen zu rauchen nach Hartwich nicht möglich sein soll; das komme nur in Frage, wenn sich das Rohr möglichst dicht am Boden

Digitized by Google

befinde. Die Stellen aus Diosk. und Marc. Empir. beweisen aber, daß diese Auffassung nicht richtig ist. Weiter wird nun tussilago, Huflattich noch jetzt als Tabakersatz geraucht (Keune 27, 9). Und da das Rauchen noch im 18. Jahrhurdert ein medizinisches Mittel war, und zwar ausgerechnet gegen Husten und die ἐν θώραι ἀποσιήματα, so wie eben auch der Rauch der tussilago — siehe das Zitat aus Lessings Jugendgedichten am Ende dieses Aufsatzes —, da ferner nach Hartwich 20 das Volk noch hie und da den Rauchtopf zu medizinischen Zwecken als primitiven Inhalationsapparat benutzt, so scheint sich sogar eine direkte Verbindung zwischen antikem und modernem Rauchen zu ergeben — eine hübsche Perspektive! Sogar im Ausdruck möchte man noch eine Parallele finden: so wie der Rauch καταπίνεται, hauritur, bibitur, so sagte man bei uns ja lange Zeit nicht Tabak rauchen, sondern trinken. Man scheint eine sichere Erklärung hierfür nicht zur Hand zu haben; was mir auf meine Fragen geantwortet wurde, war offenbar der Sache angemessen nur vermutet. Der Raucher spitze, um den Rauch einzuziehen, die Lippen so, wie einer der trinken will; oder er sauge ihn ein (und verschlucke ihn, s. u.) wie ein Getränk; Rauchgenuß mache den daran nicht Gewöhnten so schwindlig und unklar im Kopfe wie Alkoholgenuß, was ja unstreitig der Reichsdeutsche nach dem Genuß österreichischer und italienischer Virginiazigarren beobachten kann. Wenn nun aber auch die Alten den Rauch tranken, so könnte man als vierte Erklärung die einer direkten Übernahme des Aufdrucks aufstellen. Schließlich ist noch zu beachten, daß im Altertume der Rauch verschluckt wird (Plin. n. h. 26, 30 fumus haustus et devoratus, Diosk. καταπίωσι, Marc. Emp. arteria omnia et stomachum penetret). Das sog. Lungenrauchen ist nun im Orient noch ganz üblich; Nargileh rauchen kann man gar nicht anders als so, daß man gewaltige Mengen Rauchs ganz tief einzieht, weil der vorher angefeuchtete Tabak nur schwer brennt und bei leichtem, öfter unterbrochenem Saugen verlöscht. Daß aber der Orient in vielen Dingen, namentlich des täglichen Lebens, das Erbe der Alten überraschend treu bewahrt hat, kann man mit vielen Belegen leicht dartun.

Indes mögen einzelne der hier ausgesprochenen Gedanken diskutabel sein: das Ganze ist gar nicht sicher, was man um so mehr betonen muß, als es so verlockend und überraschend ist; zwischen dem Rauchtopf der Griechen und Römer und der Pfeife, wenn anders wir diese mit Recht vorsichtigerweise nur den Barbaren gaben, klafft doch eine Lücke und ebenso zwischen dem Rauchen der Barbaren als Genuß- und dem Pseudorauchen der klassischen Völker als medizinischem Mittel. Den Barbaren, die für ihre Zwecke die Pfeife erfanden, braucht der Rauchtopf der Mediziner gar nicht bekannt gewesen zu sein; und mein Kollege Prof. Dr. Kind, der den Gang dieser kleinen Arbeit mit dem liebenswürdigsten Interesse begleitet hat, macht mich auf zahlreiche weitere Stellen antiker Mediziner aufmerksam, nach denen die angeführten Pliniusstellen und ihre Parallelen allerdings in ein andres Licht rücken. Man kann danach das Rauchen der Barbaren und das unsrige einerseits, ein Rauchen zu Genußzwecken, gar nicht neben das der antiken klassischen

Digitized by Google

Völker stellen und von einem solchen in unserem Sinne bei Griechen und Römern überhaupt nicht reden, sondern nur von einer Verwendung des Rauchs zu medizinischen Zwecken. Schon wenn ein antiker Mensch Rauch von Kuhmist einsog, so ist dies kein eigentliches Rauchen; Diosk. π. ἁπλ. 2, 35 W. (= π. εὑρ. 2, 33 Spr.) empfiehlt aber nun gegen chronischen Husten auch Rauch von glattem, in Wasser gekochtem Arsenik und Auripigment, natürlichem Schwefel, Kalmus allein oder mit Terebinthenharz, Bienenharz, Auripigment und Terebinthenharz, Asphalt, Weihrauch mit Harz, trockner Meerzwiebel, erysimon, Cedernöl (?), Wurzel von kentaureion (Kornblume?, Tausendgüldenkraut) und der Frucht des Fenchels. Vollends vom Rauchen zu Genußzwecken entfernen sich die Rauchmittel gegen Lethargie: Celsus de med. 3, 20, 1 f. Marx empfiehlt dagegen Mittel, die einen stinkenden Rauch entwickeln, rohes Pech, ungewaschne Wolle, Pfeffer, Nieswurz, Biebergeil, Essig, Knoblauch, Zwiebel, Ziegenhorn, Galban (syrisches Harz), Haare. Weiter hilft nach Scribon. Larg. conpos. 54 Helmr. gegen Zahnschmerz Rauch von Bilsenkrautsamen und darauf folgende Ausspülung des Mundes mit warmem Wasser oder Rauch von Erdharz (Judenpech), nach Qu. Seren. lib. med. 93 f. Vollm., Plin. n. h. 29, 31, Plin. med. 3, 19 p. 92, 3 Rose Rauch von frisch abgeschorener, noch schmutziger Wolle gegen Wahnsinn. Aus Diosk. π. ἁπλ. notiert mir Kind noch Verwendung des Rauchs aller möglichen Dinge bei Kopfschmerz (1, 4), Schnupfen (1, 7), Lethargie (1, 15), Schwindel (1, 17), Wahnsinn (1, 18 [17 Spr.]), Epilepsie (1, 23), Ohrenleiden (1, 56, dort der Rauchtopf in etwas anderer Form als oben beschrieben, mit Verwendung von Lehm wie bei Marc. Empir.), chronischen Husten (2, 35, s. o.), Asthma (2, 41 [39 Spr.]), Menstruation (2, 84 [79 Spr.]), Gebärmutterleiden (2, 92 [88 Spr.]) und als harntreibendes Mittel (2, 115 [109 Spr.]); das ist alles ersichtlich etwas ganz anderes als das Rauchen der Barbaren, dessen Zweck eine fröhliche Bezechtheit war. Die Verbindung des Rauchtopfs ferner mit dem Pfeifenkopfe, die gewiß verlockend war, rückt doch in ein andres Licht, wenn man daneben den Rauchstuhl stellt, unter dessen durchlöchertem Sitze ein Gefäß steht, aus dem Rauch in die Geschlechtsteile einer auf dem Stuhle sitzenden Frau steigt, oder das Rauchtuch, das über den Körper des Patienten, auch über seinen Kopf und zugleich über den Räuchertopf gebreitet ist. Nachweise für all dies, mit zahlreichen weiteren Belegen für den Rauchtopf, finden sich in dem interessanten Vortrag von Dimitriadis, Über Inhalationen im Altertume, Monatsschr. f. Ohrenheilk. u. Laryngo-Rhinologie 1909, Bd. 43 Nr. 11, auf die mich dankenswerterweise Kind ebenfalls wies; ein dort abgebildetes gläsernes Gefäß des Athener Zentralmuseums Nr. 11694, das Dimitriadis, freilich zweifelnd, als antikes Inhalationsgefäß anspricht, hat allerdings gar keine Verwandtschaft mit einer Pfeife, die wir dem Rauchtopf gern zusprechen wollten, und von dem antiken Ohrenkranken, der nach Diosk. π. ἁπλ. 1, 56 den Rauch aus dem Rauchtopfe in sein Ohr steigen ließ, kann man nicht sagen, er habe geraucht. Vielmehr verwandte die alte Heilkunde zwar den Rauch sehr ausgiebig, aber nicht das Rauchen, das also aus den antiken Medizinern für die klassische Welt überhaupt nicht zu belegen ist. — Die

Digitized by Google

gefundenen antiken Pfeifen hat man, wie mir von befreundeter Seite brieflich mitgeteilt wird, auch als zur Abwehr von Insekten dienend gedacht, und zwar bei der Bienenzucht. Aber widerum kennt das Altertum hierbei Rauch (Verg. G. 4, 230. 241; ebenda 3, 414 galbaneus nidor zum Vertreiben von Schlangen aus den Ställen; Diosk. 2, 132. 137 W. [128. 133 Spr.], Philum. *π. ἰοβ. Ζώων* 6. 13), aber nicht Rauchen (aus Pfeifen), und in Aliso ist schwerlich soviel Imkerei betrieben worden, daß sich die große Zahl der allein dort gefundenen Pfeifenreste damit erklären könnte.

5. Ist also die Rauchpfeife antiker nordischer Völker von einem Rauchgenuß der altklassischen Völker, den es gar nicht gibt, fernzuhalten, so fragt sich, ob sie nicht vielleicht mit unserer Tabakspfeife zu verbinden ist. Reber 202 nimmt Rauchgenuß auch im Mittelalter an und zitiert dafür einen spanischen Dichter, Mosen Febrer, aus dem Jahre 1276, der einen Feldherrn Lavendel rauchen läßt, was den Schlaf vertreibe und den Raucher mutig mache; dazu kennt er (289) eine im antiken Italica bei Sevilla gefundene Pfeife, die in Relief einen Büschel einer Pflanze, anscheinend Lavendel, zeige, publiziert von D. Rodrigo Amador de los Rios in der Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos, Sept.-Dec. 1912. Ich kann das nicht nachprüfen, möchte aber im folgenden einige Notizen — nicht mehr als solche — geben, die vor voreiligen Schlüssen warnen sollen. Unser Nikotingenuß stammt von den Indianern, eine kulturgeschichtlich insofern wichtige Tatsache, als hier eins der wenigen Beispiele dafür vorliegt, daß eine Sitte eines kulturell niedriger stehenden Volkes von höher stehenden Rassen angenommen wurde. Vergleichbar damit ist einigermaßen die Übernahme der keltischen Holzfässer durch die Römer und die Ausbreitung der Krawatte, eine Erfindung der Kroaten (Krabaten), kaum der Kaffeegenuß; einen solchen Siegeszug wie den des Tabaks aber kennt wohl die Kulturgeschichte zum zweiten Male nicht. Mit diesem Siegeszug aber ist, soviel ich sehe, auch die Pfeife von Amerika nach Europa gekommen.

Für europäischen Ursprung der Pfeife scheint zu sprechen, daß die Indianer, auf die die Europäer zunächst trafen, Zigarren rauchten; man kennt sogar noch den denkwürdigen Tag, an dem die Europäer die erste Zigarre erblickten — es war der 6. November 1492 (Hartwich 38). Nicht aber die Zigarre bürgerte sich in Europa ein, sondern durch Nicot das Schnupfen und von England, also von keltischem Boden aus die Pfeife; die Zigarre ist in Europa außer in Spanien ein ganz junges Kulturgut. Erst seit dem napoleonischen Kriege mit Spanien hat sie sich in unserem Erdteile verbreitet, und daß sie zu uns von Spanien gekommen ist, bewiesen die bis zum jetzigen Kriege durchaus üblichen Aufschriften unserer Zigarrenkisten wie Colorado claro, Solamente para personas de buen gusto u. ä. Dem Europäer L. v. Schlözer war vor 140 Jahren die Pfeife so vertraut und die Zigarre so unbekannt, daß er diese in einem Briefe aus Jamaica an seinen kleinen Vetter Christian in Göttingen vom 3. Dezember 1778 ausdrücklich beschreibt, und zwar fast genau so wie die Entdecker Amerikas die ersten von ihnen gesehenen Zigarren, als 'eine Handvoll zusammengerollter Tabak, den man

Digitized by Google

an einem Ende ansteckt und so ohne Pfeife raucht'[1]); nur daß der älteste spanische Bericht den Vergleich mit der Pfeife nicht kennt.

Im Britischen Museum sieht man Tomahawks, die nicht nur Kriegsbeile sind, sondern Kriegsbeile und Pfeifen zu gleicher Zeit: der Beilstiel ist durchbohrt und dient auch als Pfeifenrohr, und gegenüber dem Eisen mit der Schneide sitzt der Pfeifenkopf. Das scheint nun das Rauchen der Friedenspfeife zu erklären, wobei ja nicht jeder seine Pfeife rauchte, sondern eine Pfeife reihum ging: man gab dem Gegner eine Waffe in die Hand, aus der er rauchen oder mit der er zuschlagen konnte; wenn er das letztere nicht tat, sondern rauchte, so gab er offenbar seine feindlichen Absichten auf. Diese Tomahawkpfeifen sind aber europäisches Fabrikat und indianischen Häuptlingen geschenkt, Hartwich 54.

Auch das aus Indianergeschichten bekannte Wort Calumet ist europäisch, nicht indianisch; es kommt von franz. chalumeau Rohr; vgl. *χάλαμος* Halm Schalmei.

Dem gegenüber steht aber folgendes: Es gibt, wie ich aus Tiedemann 46, Hartwich 58 lerne, auch ein indianisches Wort für Pfeife, opwagun, und wir wissen zunächst nicht, ob dieses oder Calumet das ältere ist. Weiter benutzten die Indianer der Mayakultur statt des Deckblatts der Zigarre ein Schilfrohr, das sie mit dem hineingestopften Tabak zusammen rauchten; dies Schilfrohr aber entwickelte sich bei den mexikanischen Indianern zu einem festen, aus Ton oder Metall gefertigtem Rauchrohr, Hartwich 42 f. Von diesem Rauchrohre aber zur Pfeife mit Rohr und Kopf scheint mir ein so kleiner Schritt zu sein, daß man die Erfindung der Pfeife den Indianern an sich wohl zutrauen kann. Und sie haben sie gemacht. Mögen amerikanische Pfeifen mit Köpfen in Form eines Elefanten, der später in Amerika ausstarb und die man deswegen in frühe Diluvialzeit (!) setzt, Hartwich 52, mehr als problematisch sein, nach Tiedemann 17 rauchten die Azteken schon lange vor der spanischen Invasion aus Pfeifen von gebranntem Ton; Tiedemann verweist auf mehr als zwanzig solche Pfeifen in Uhdes Sammlung mexikanischer Altertümer in Handschuchsheim bei Heidelberg, die Uhde bei Ausgrabungen in Mexiko gefunden habe. Ferner finden sich nach Tiedemann 45 f. auch in Nordamerika Pfeifen aus der Zeit vor der Entdeckung Amerikas durch die Europäer; das Alter der Grab- und Altarhügel, in denen diese Pfeifen gefunden wurden, 'erhellet daraus, daß auf den selben oft kolossale Bäume gewachsen waren, die nach ihrem Umfang und der Zahl der Jahresringe zu schließen ein Alter von mehreren hundert Jahren erreicht haben mochten'. Diese amerikanische Pfeife aber lernten die Engländer in Amerika kennen und bürgerten sie in Europa ein, Hartwich 64.

Wenn diese Angabe Tiedemanns richtig ist, so kommt man zu dem kulturgeschichtlich höchst interessanten Schlusse: das Rauchen und

[1]) Den Brief L. v. Schlözers kenne ich nur aus einem alten guten Schullesebuche, Masius' Deutschem Leseb. für höhere Unterrichtsanstalten, Halle, Waisenhaus[6] 1872, 227. In L. Schlözers Briefwechsel, 10 Bde., Göttingen 1777 ff., ist er nicht mit abgedruckt, vermutlich weil er an ein Kind gerichtet ist.

Digitized by Google

auch die Pfeife, ebenso das Schnupfen (s. o. und Tiedemann 18) ist auf der Welt zweimal selbständig erfunden worden, diesseits und jenseits des Ozeans! Das scheint so seltsam, daß man an dem antiken Ursprunge der eingangs behandelten Pfeifen doch beinah wider irre werden und den Zweiflern rechtgeben möchte. Aber so lange eine unabsichtliche oder absichtliche Täuschung bei den als antik angesprochenen Pfeifen nicht nachgewiesen ist — und Reber vereinigt doch allein aus der Schweiz so viele Stücke, daß man einen so oft widerholten Irrtum kaum annehmen möchte —, muß es eben bei dieser auffallenden Tatsache bleiben. Man darf hierbei wohl an gewisse peruanische Keramik erinnern, die mykenischer zum Verwechseln ähnlich ist; es gibt eben in den Kulturentwicklungen voneinander unabhängige Widerholungen. Noch seltsamer ist es wohl, daß Europa seine einstige Pfeife ganz verloren und seine jetzige von Amerika übernommen hat. Denn die Pfeife an dem Relief von Huberville (Manche, Frankreich) aus dem 11. Jahrhundert ist auszuschalten, s. o.; das erwähnte Zeugnis des spanischen Dichters ist, wenn überhaupt ein solches, doch ganz vereinzelt; und ebenso finde ich mittelalterliche Pfeifenfunde vorläufig nicht einwandfrei bestätigt. Als der Züricher Gesner 1565 als einer der ersten Deutschen Tabakblätter bekam und sie zu rauchen wünschte, benutzte er keine Pfeife, sondern warf den Tabak auf glühende Kohlen und sog den Rauch per infundibulum ein, Hartwich 65; vielleicht weist der Ausdruck darauf hin, daß der gelehrte Mann bei seinem Rauchversuche plinianische Reminiszenzen (n. h. 24, 135) hatte. Soweit ich also urteilen kann — der mittelalterlichen Kulturgeschichte und der amerikanischen Archäologie Kundige mögen mehr Material beibringen als in den vorstehenden, gelegentlich aufgesammelten Notizen geboten ist —: die antike europäische Pfeife mit der modernen zu verbinden und gar die moderne mit den Europäern zu den Indianern nach Amerika wandern zu lassen, das ist kaum angängig. Wir sind sonst so sehr gewöhnt, 'Wörter und Sachen' zu verbinden und aus der Wanderung der Wörter auf die der Sachen zu schließen; Seiler in seinem herrlichen Buche Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts tut das mit vollem Rechte. Malumeau-Calumet jedoch zeigt wohl, daß dieser Schluß nicht in allen Fällen berechtigt ist.

6. Zum Schluß führt uns Gesners infundibulum auf eine andre Frage, die man vielleicht mit mehr Recht mit ja beantworten kann: Hat die antike Verwendung des Rauches zu Heilzwecken dazu beigetragen, das Tabakrauchen bei uns einzubürgern? Dieses hat bekanntlich einen heftigen Widerstand zu überwinden gehabt, und ganz ist ihm das jetzt noch nicht gelungen. Er war zwiefach, religiös und ein solcher der guten Sitte. Die Geistlichen (nicht freilich die katholischen, die das Rauchen beförderten, weil es den Geschlechtstrieb herabmindere, Hartwich 70) bekämpften das Rauchen als etwas von Nichtchristen Übernommenes, so wie auch die arabischen Zahlen erst ihre Gegnerschaft überwinden mußten und man im Mittelalter in den italienischen Handelsstädten streng darauf hielt, daß die kaufmännischen Geschäftsbücher nur lateinische Zahlen aufwiesen. Viel länger als diese Opposition dauerte die der

Digitized by Google

guten Gesellschaft. Ich besitze im Original eine Verordnung des Stadtmagistrats Leipzig noch vom 16. September 1824, die 'das Taback- und Zigarrenrauchen auf öffentlichen Plätzen, auf freier Straße in der Stadt und in den Vorstädten, und in den um die Stadt angelegten Spatziergängen' untersagt und jeden, 'der durch sein eignes Pflichtgefühl gegen bürgerliche Ordnung, und durch die dem Publikum schuldige Achtung, die der wirklich Gesittete gern übt, von dem unerlaubten Taback- und Zigarrenrauchen an den angegebenen Orten sich nicht abhalten läßt', mit sofortiger Arretierung und nachdrücklichster Strafe bedroht. Erst wenn man diese noch 1824 geteilte Ansicht kennt, schätzt man das Tabakkollegium unter Friedrich Wilhelm I. richtig ein: es war ein völliger Bruch mit der guten Sitte und blieb übrigens so sehr ohne Nachwirkung, daß in Berlin das Rauchen wenigstens auf der Straße noch bis zum März 1848 verboten war (mündliche Familientradition). Wenn es sich nun trotz solcher Widerstände immer mehr und mehr durchsetzte, so wird dazu kaum die Beobachtung beigetragen haben, daß es das Hungergefühl unterdrückt; in England mag man von der Sitte, den Kindern statt des Frühstücks eine gestopfte Pfeife mit in die Schule zu geben (Hartwich 64), bald abgekommen sein. Wohl aber trat dem Widerstand der Theologen die Fürsprache andrer Gelehrter und namentlich der Ärzte gegenüber, und diese waren dem Tabak wohl deswegen freundlich, weil sie den Rauch als Heilmittel im Altertum so oft empfohlen fanden. Der ungeheure Einfluß der antiken Medizin auf die moderne braucht nicht dargelegt zu werden; bei manchen Krankheiten wie bei alopecia areata, dem kreisförmigen Haarausfall, rät ja noch heute auch der kundigste Arzt, in den allermeisten Fällen wohl ohne es zu wissen, das selbe oder ähnliches wie das, was bei den alten Medizinern steht. Nun hat nach Plinius, den man früher las und nicht bloß nachschlug, der alte Cato getrocknete zerriebene Pflanzen geschnupft: warum sollte man dem Tabakschnupfen der Indianer gegenübertreten? Dioskurides *π. ἀπλ.* 2, 41 (39 Spr.) kennt Rauch als Mittel gegen Asthma; auch die indianischen Rauchrohre kamen als tubuli ad asthma utiles nach Europa, Hartwich 61, und es gibt jetzt noch Asthmatiker, die zur Linderung Asthmazigaretten rauchen. Wenn schließlich, wie wir sahen, die antiken Ärzte Rauch gegen Zahnschmerzen und Husten empfehlen, der auch die Abszesse in der Brust 'löse', so scheint das noch nachzuklingen bis in Lessings Jugendgedichte, wo es heißt (Lieder III 32, 'Der Taback'):

Dich, Taback, lobt der Medicus,
Weil uns dein fleißiger Genuß
An Zahn und Augen wohl curieret
Und Schleim und Kolster[1]) von uns führet.

Leipzig. Hans Lamer.

[1]) Kolster oder Qualster, onomatopoetischer sächsischer Ausdruck für die Ausscheidungen der Luftröhre beim Husten.

Digitized by Google

Lateinische Syntax und Stilistik[1])

A. Abhandlungen und Aufsätze über bestimmte Fragen und Abschnitte der Syntax und Stilistik

1) P. Habeck, *De particula quam post comparativos plus amplius minus longius propius omissa.* Dissert. Jena, Neuenhahn, 1913. 47 S. 8°.

Nach einigen Vorbemerkungen über die Ansichten früherer Gelehrter über die Erklärung der Konstruktion werden S. 8—34 die Beispiele aus den wichtigsten Schriftstellern (herangezogen sind C. J. I., Plaut., Ter., Enn., Catull., Cat., Cic., Varr., Caes., Sall., Nep., Liv., Curt., Tac., Plin. min.) unter Anführung des vollen Wortlauts gegeben, und zwar zunächst für die Komparative mit folgendem Ablativ, dann für den bloßen Komparativ bei unverändertem Nominalausdruck, so daß *quam* einfach weggelassen zu sein scheint, endlich für den Komparativ mit folgendem *quam;* überall mit sorgfältigen Unterscheidungen, die namentlich auch auf die Stellung der Worte Rücksicht nehmen. S. 37ff. bietet eine statistische Zusammenstellung, wie oft die einzelnen Schriftsteller die verschiedenen Ausdrucksweisen angewandt haben. Hier ist freilich die gewählte Form der Darstellung recht unerquicklich und unbequem; weit übersichtlicher und handlicher wäre eine leicht herzustellende Tabelle gewesen, die außerdem an Raum mindestens einen halben Bogen gespart hätte.

Der statistische Teil ist, so viel ich es übersehen kann, sehr sorgfältig gearbeitet. So hat Verfasser für Livius zwar allem Anscheine nach das wertvolle Programm von G. Richter, Beitrag zum Gebrauch des Zahlworts im Lat. (Oldenburg 1880) nicht benutzt; aber für die Zuverlässigkeit des Verfassers wie auch Richters zeugt der Umstand, daß z. B. die von ihnen für *amplius* gegebenen Belege genau übereinstimmen (dagegen fehlt allerdings bei Habeck, so viel ich sehe, die von Richter zitierte Stelle 34, 1, 3 mit *ne plus semunciam* und *neu ... propius inde mille passus*). Für die Feststellung des Sprachgebrauchs ergibt sich freilich nichts wesentlich Neues. Daß der Komparativ mit einfacher Auslassung des *quam* vor dem unveränderten Kasus weit überwiegt, war ja schon bekannt und wird hier bestätigt; denn die Stellen für den Komparativ mit Ablativ, die zunächst ziemlich zahlreich erscheinen, schrumpfen sehr zusammen, wenn man die Stellen abzieht, die auch eine andere Auf-

[1]) Gleichmäßigkeit und Vollständigkeit des Berichts haben naturgemäß unter der Einwirkung des Weltkrieges gelitten. Abgesehen von den seit Beginn des Krieges fehlenden Werken und Zeitschriften aus den feindlichen Ländern, war es oft auch nicht möglich, Abhandlungen und Dissertationen einheimischer, jetzt im Felde stehender Verfasser zu bekommen. Die können vielleicht im nächsten Berichte nachgeholt werden, wie auch diesmal mehrfach ältere Sachen jetzt erst verspätet zur Besprechung gekommen sind.

Digitized by Google

fassung zulassen (S. 10—14). Ebenso war bekannt, daß die Form mit *quam* die jüngere ist; sie kommt erst seit Cicero (nicht bei Cäsar) vor, bleibt aber auch späterhin in der Minderheit. Aber ohne Frage ist es doch von Wert, den Sprachgebrauch einmal endgültig festgestellt zu sehen; im einzelnen finden sich da auch noch manche beachtenswerte Bemerkungen. Ich vermisse nur einen Hinweis auf seltenere Wendungen wie *plures quam tres, plures uno, pluris sestertium triginta milium,* vgl. Kühner, Synt.[2] II, S. 471 ff.

Den Ursprung der Ausdrucksweise erklärt Habeck im Anschluß an die ältesten Belege im S. C. de Bacch. aus der Reihe: *mulieribus plus tribus, viri* (an das verb. fin. angeschlossen) *plus duobus, viri plus quinque* (indeklinabel und so als Nom. gefaßt), *plus quinque viri.* Das klingt annehmbar, aber sicher ist die Sache kaum; mir scheint die Deutung Wölfflins, der eine ursprüngliche Parataxe annimmt (z. B. *quingentos — plus — colaphos infregit mihi*) mindestens ebenso wahrscheinlich. Jedenfalls sehe ich das Hauptverdienst der trefflichen Arbeit nicht in dieser Hypothese; dauernderen Wert als die immerhin unsicheren und oft wechselnden Erklärungsversuche dieser Art hat meines Erachtens das sorgfältig gesammelte und geordnete Material.

Ein Versehen ist es, wenn es S. 7 heißt, Schmalz habe den fraglichen Sprachgebrauch gar nicht berücksichtigt, vgl. Synt.[4] § 103 Anm. 7; Stilistik § 76 a. E. (hier auch schon in der 3. Aufl.). Das Latein ist im allgemeinen korrekt, doch Anstoß erregt S. 15 Z. 4 *sermo* = Ausdrucksweise, S. 22 Z. 7 die Stellung von *quoque,* S. 36 med. *plurime,* S. 40 Z. 8 und S. 45 Z. 11 *totidem* = *toties.*

2) J. H. Schmalz, Zum doppelten Dativ im Lateinischen. Berliner Philol. Wochenschrift 1916 Sp. 1123—27.

In den Indogerm. Forschungen 1915 S. 221 ff. hatte J. Compernaß in seinen Bemerkungen über Vulgärlatein auch den Ersatz bzw. die Umschreibung des prädikativen Dativs behandelt und dabei die Behauptung aufgestellt, daß das Vulgärlatein, namentlich der Kaiserzeit, den doppelten Dativ nicht mehr kenne, sondern ihn durch den prädikativen Nominativ oder durch Umschreibungen mit *in, ad* und *pro* ersetze. Schmalz weist zunächst nach, daß der Ausdruck 'nicht mehr kenne' viel zu stark sei, wie Beispiele jenes Dativs bei Petronius, Gellius, Apulejus, Seneka u. a. zeigen. Andrerseits ist freilich zuzugeben, daß der Dativ dem Nominativ gegenüber allmählich auffällig zurücktritt; Schmalz erklärt das daraus, daß der Nominativ der Volkssprache bequemer war, daß manche Substantive überhaupt keinen prädikativen Dativ bildeten, z. T. auch aus metrischen Rücksichten. Zum Schluß zeigt er noch, daß Compernaß auch in der Wahl seiner Beispiele mehrfach fehlgegriffen hat. Der Aufsatz enthält eine Reihe von feinen und beachtenswerten Bemerkungen.

3) Fr. Pfister, Der synonyme Genetiv (Genetiv der Inhärenz) im Lateinischen und Griechischen. Berliner Philol. Wochenschrift 1914 (34), Sp. 1149—50.

Verfasser betont zunächst, daß man den fraglichen Genetiv, bei dem es sich immer um Verbindung zweier synonymer Begriffe handle, nicht

Digitized by Google

als einen Gen. appositivus betrachten dürfe, da bei diesem die beiden Substantive durchaus keine Synonyme zu sein brauchten. Gewiß ist diese — übrigens auch sonst schon bekannte — Unterscheidung richtig; aber es bleiben doch meines Erachtens eng verwandte Arten des Genetivs, von denen der gen. appositivus der umfassendere, allgemeinere Begriff, der gen. inhaerentiae eine Sonderart ist. Beachtenswert sind die angeschlossenen weiteren Belege für diesen Genetiv aus dem Lateinischen wie aus dem Griechischen.

4) L. Friese, De praepositionum et pronominum usu, qui est in titulis Africanis latinis (C. J. L. vol. VIII). Dissert. Breslau 1913. 66 S. 8°.

Verfasser behandelt in seiner verdienstlichen Abhandlung das von ihm ausgewählte Gebiet in übersichtlicher und wohlgeordneter Darstellung in der Weise, daß er die Eigentümlichkeiten des urschriftlichen Sprachgebrauchs jedesmal durch die einschlägigen Stellen belegt und sie dann mit der klassischen Ausdrucksweise — unter reichen Literaturangaben — vergleicht. Die Beispiele sind sorgfältig gesammelt; mit den zugefügten Bemerkungen wird man hin und wieder nicht einverstanden sein. So hat z. B. in den Worten *de sua pecunia restituit* (S. 24) die Präposition sicher keinen instrumentalen Sinn; er werden die auf eine Sache verwandten Mittel als Ausgangspunkt oder Quelle gefaßt (so schon Pl. Truc. 953 *de vestro vivito*, Liv. 33, 25, 3 *de argento ... signa ponere* u. ö.); wenn das auch der instrumentalen Auffassung nahe kommt, so ist es doch etwas anderes. Das gleiche gilt für *ex sua pecunia* (S. 26) u. dgl. S. 34 Fußn. 3: daß *post* in Wendungen wie *post reges exactos* bei Cicero selten sei, ist kaum richtig; allein aus den Reden gibt Merguet über 30 Belege. S. 41: die Zusetzung eines an sich entbehrlichen Possessivs (besonders *suus*) findet sich nicht erst 'in latinitate posterioris aetatis', sondern schon seit Plautus jeder Zeit, selbst bei Cicero, vgl. Kühner² I, S. 597. S. 43 bei *in suo* = 'auf eigenem Grund und Boden' ist nicht 'neglegentia quadam' *solo* ausgelassen, sondern das Neutrum steht substantivisch, vgl. Cic. Tull. 53 *quod* (sc. *tectum*) *hic in tuo aedificasset* und *quod* (sc. *aedificium*) *esset in tuo* u. a. dgl. Im lateinischen Ausdruck möchte ich beanstanden *postquam* im Übergange = *quoniam* (S. 10. 16) und S. 18 *nostra praepositio* = die Pr., mit der wir uns hier beschäftigen.

5) H. Blase, Ist *prae* in Zusammensetzung mit Verben = *praeter*? Wochenschr. f. klass. Phil. 1916, Sp. 280—88, 306—10.

Vielfach, namentlich in der Erklärung des Livius und Taritus, hat man die Behauptung aufgestellt, daß *prae* in der Zusammensetzung mit gewissen Verben der Bewegung = *praeter* sei (so auch C. F. W. Müller, Synt. der Nom. u. Akk., S. 140 ff.). Aber wenn *prae* als Präposition sich deutlich von *praeter* scheidet, so wäre diese Verschiebung der Bedeutung in der Zusammensetzung doch schon an sich mindestens sehr auffallend; wie z. B. *praeeo* und *praetereo* sich immer deutlich scheiden (hier ist auch meines Wissens nirgends der Versuch gemacht, *praeeo* = *praetereo* zu erklären), so sollte man das gleiche Verhältnis für alle

Digitized by Google

anderen entsprechenden Zusammensetzungen erwarten. In der Tat weist denn auch Blase durch sorgfältige Prüfung der einschlägigen Stellen (mit *praelego, praefero, praecurro, praefestino, praegredior, praefluo, praelabor, praenato, praenavigo*) überzeugend nach, daß die obige Gleichung durchweg auf unrichtiger Erklärung beruht.

Ganz klar ist die ursprüngliche Bedeutung von *prae* in Stellen wie Liv. 31, 49, 3 *neque captivi ante currum ducti neque spolia praelata* (vorausgetragen); ähnlich Cic. n. d. 2, 111 *pisces, quorum alter paulum praelabitur ante* u. a.; daran schließen sich Stellen wie Liv. 2, 14, 7 u. a., wo *praeferri* = 'vorwärts stürmen', 'vorwärts gerissen werden' steht, während man ohne Not *prae* = *praeter* = 'vorbei' erklärt hat; *praevehi* (*equo*) = 'vorreiten', 'weiter vorwärts reiten' Tac. H. 5, 16 u. a. Ebenso ist eine Gleichstellung mit *praeter* verfehlt Verg. A 6, 705 *Lethaeumque domos placidas qui praenatat amnem* (trotz Gebhardi; *praenatare* ist hier = 'vorherfließen' 'umfließen', nicht = 'vorbei fließen'); ähnlich oft *praefluere, praelabi,* vgl. auch Plin. N. H. 4, 57 (*Aeginae*) XIX (*milium*) *praenavigatio* ('Vorherfahrt' = 'Umfahrt') *est.* Verwandt sind dann endlich noch Stellen wie Liv. 5, 26, 7 *ut effusa fuga castra sua praelati urbem peterent,* d. h. sie stürmten vor dem Lager her' (der Akk. *castra* bezeichnet die Strecke, die sie vorstürmen) 'um die Stadt zu erreichen'); ähnlich Prop. 1, 3, 31 *praecurrens luna fenestras* ('entlang laufend an'). Tac. A. 5, 10 *praefestinans* u. a. Hier gebrauchen wir in deutscher Übersetzung allerdings gern 'an . . vorbei', aber lateinisch liegt auch hier die Grundbedeutung = 'vor' 'vorher' vor.

Wie durch die wichtige Auffassung des *prae* gelegentlich die Erklärung gewinnt, zeigt z. B. Tac. H. 4, 71, wo es von den römischen Reitern, die die von den Feinden besetzte Anhöhe stürmen, heißt: *paulum morae in adscensu, dum missilia hostium praevehuntur.* Man erklärt gewöhnlich: 'während sie die feindliche Schußlinie passierten' (= *praetervehuntur*); aber es wäre doch töricht gewesen, gerade an dieser gefährlichen Stelle zaudernd vorzugehen. Ein Zögern trat ein, als sie an die feindlichen Schußlinie herankamen und nun davor auf und ab ritten, um zu sehen, wo sie am besten durchkämen.

Falsche Zitate: Sp. 281 Tac. Anm. 2, 6 (st. 2, 79); Sp. 282 Liv. 29, 14, 3 (st. 13); Sp. 306 Plin. 3, 303 (st. 3, 102). Ein Versehen ist es, wenn es Sp. 285 heißt, *praegredi* stehe C. Phil. 13, 4 c. acc.; *amicos* ist hier Subjekt, nicht Objekt zu *praegredientes.*

Vgl. auch die gleichfalls zustimmende Besprechung von G. Andresen in diesen Jahresber. 1916, S. 94 ff.

6) R. B. Steele, The Future Periphrastic in Latin. Classical Philology VIII (1913), S. 457—76.

In den hier gegebenen statistischen Zusammenstellungen über das Vorkommen der Formen der Coni. periphrastica des Aktivs vermag ich keine Ergebnisse von irgend welchem besonderen Werte zu finden. Daß die präsentischen Formen bei weitem am häufigsten sind, liegt in der Natur der Sache; die Präterita kommen doch nur für den selteneren Fall in Betracht, daß eine bevorstehende Handlung vom Standpunkte der

Digitized by Google

Vergangenheit betrachtet wird. Bei Cicero, Cäsar und Livius sind die Belege für den Konjunktiv weit zahlreicher als für den Indikativ (939 gegen 548 Stellen), während bei den Komikern und dem jüngeren Seneka das Verhältnis umgekehrt ist. Aber auch das ist kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die Vorliebe der klassischen Schriftsteller für die kunstvolle rhetorische oder historische Periode außerordentlich viel mehr Gelegenheit zu konjunktivischen Nebensätzen bot als der Gesprächston der Komödie oder der Perioden im ganzen abgeneigte Stil Senekas. Auch der den Tabellen zugefügte Text mit Behandlung einer Reihe von Beispielen bietet nichts besonderes. Ähnlich steht es mit den Auseinandersetzungen über *-urum esse* und *-urum fuisse.*

7) R. B. Steele, The Passive Periphrastic in Latin. Transactions of the American Philol. Association 1913 (44), S. 5—17.

In der Hauptsache Zusammenstellungen über das Vorkommen des Gerundivs in Verbindung mit den verschiedenen Formen von *esse* bei den einzelnen Schriftstellern; die gegebenen zahlreichen Beispiele sollen jedenfalls keine vollständige Sammlung geben, die üblichen statistischen Angaben und Listen fehlen diesmal auch. Zweck und Bedeutung des Ganzen ist mir nicht klar geworden; daß das Gerundiv mit dem ind. praes. *sum* am häufigsten, mit dem ind. plusqpf. am seltensten vorkommt u. dgl. mehr, war ja auch wohl so kaum zweifelhaft.

8) Eine interessante Einzelfrage bringt G. Dittmann in der Monatsschrift für höhere Schulen 1917, S. 158 zum endgültigen Abschluß. Was Cauer Gramm. milit.[3] S. 28 sagt: 'von *persuadere* ist ein Imperf. kaum denkbar; denn der Zusatz *per* (bis zu Ende, mit Erfolg) schließt den Ausdruck des Unvollendeten, des Nochdabeiseins aus': das wird hier auf Grund des Thesaurus-Materials in vollem Umfange bestätigt. Das Imperf. findet sich außer Liv. 33, 32, 3, wo Cauer die Abweichung schon erklärt hat, erst in der christlichen Literatur an insgesamt fünf Stellen; dagegen ist *suadebam* oft (auch klassisch) zu belegen.

9) Andrew R. Anderson, Repudiative Questions in Greek Drama and in Plautus and Terence. Transactions of the Americ. Philol. Association 1913 (44), S. 43—64.

In Betracht kommt hier besonders die Sammlung aller Belegstellen für die sog. 'mißbilligenden Fragen' aus Plautus und Terenz; das griech. Drama können wir beiseite lassen, da sein Sprachgebrauch für das Lateinische nicht entscheidend sein kann. Die Bemerkungen über *-ne* in solchen Fragen, das affirmativ gedeutet wird (vgl. JB. 1916, S. 111 ff.), sowie über *ut,* das Kroll wohl besser = 'irgendwie' erklärt, fördern nicht. Die alte Streitfrage, wie der Konjunktiv in diesen Fragen zu fassen ist, entscheidet Anderson (übereinstimmend mit Kroll) in dem Sinne, daß er überall einen Willensausdruck annimmt. Das paßt für Fälle, in denen ein Imperativ o. dgl. vorausgeht, wie Curc. 183 *tace . . . quid? taceam?* ('ich soll' . . . = 'du willst, daß' . . .); aber sicher nicht überall. Capt. 208 *fugam fingitis . . . Nos fugiamus?* liegt doch kein Wollen, sondern die bloße Vorstellung einer Möglichkeit vor. Oder gar Phorm. 774 *hauscio . . .*

Digitized by Google

an mutet animum . . . Hem, mutet autem? Nescio; verum, si forte, dico wäre es widersinnig, im Konj. eine Willensäußerung zu sehen; *mutet* ist = 'sollte er'... in dem Sinne von: 'ist es denkbar, daß er'... Ebensowenig finde ich eine solche in der Frage Pers. 294 *tun me defigas?* 338 *venibis tu hodie . . . Tuin ventris causa filiam vendas tuam?* Amph. 817 *tecum fui . . . Tune mecum fueris?* ('du willst bei mir gewesen sein' = 'du behauptest' usw.). Amph. 812 *vir ego tuos sim?* ('ich soll'... = 'du meinst, daß' usw.; ein Wollen liegt auch hier nicht vor) u. ö. Ich sehe in solchen Sätzen trotz Kroll (vgl. Nr. 10) mehr etwas Potentiales oder Fiktives (wenn man es mit Lattmann so nennen will); in anderen Fällen mag der Willensgedanke vorwiegen. Es werden eben beide Bedeutungen des Konj. zusammenwirken; daß verschiedene Auffassungen möglich sind, zeigen wieder andere von Anderson angeführte Stellen mit dem Indikativ. Eine reinliche Scheidung wird nicht überall möglich sein; das schadet aber auch nichts. Für die potentiale Auffassung spricht jedenfalls noch die Wahl der Negation in solchen Sätzen (s. S. 8).

Vgl. auch die Besprechung von H. Lattmann, Woch. Kl. Phil. 1915, Sp. 78—81.

10) W. Kroll, Der potentiale Konjunktiv im Lateinischen. Glotta VII (1916), S. 117—152.

Was Verfasser schon früher gelegentlich angedeutet hatte, daß man nämlich für das Lateinische keinen ursprünglichen Potentialis annehmen dürfe, das sucht er hier ausführlicher nachzuweisen. Zugrunde legt er dabei mit Recht überall das Altlatein, namentlich den Sprachgebrauch des Plautus; Livius oder Tacitus kommen nach Kroll für solche Fragen nicht in Betracht, da hier ein 'papierner Stil geschaffen sei, der sich von der gesprochenen Sprache ganz und gar entferne.'

Verfasser, der zunächst den Konjunktiv in Hauptsätzen behandelt, geht aus von der hier allgemein anerkannten Willensbedeutung, wie sie sich am deutlichsten in der 2. Person zeige, wo Konjunktiv und Imperativ geradezu gleichbedeutend seien (so *vale* und *valeas*); Beispiele bietet das Altlatein, vereinzelt auch Ciceros Briefe. Zahlreich belegt ist auch die 3. Person sowie die 1. Pluralis. Für die 1. Sing. zeugen Stellen wie Pl. Trin. 1135 *quid ego cesso hos conloqui? sed maneam etiam opinor;* es liegt auch hier die Willensbedeutung vor. Ob man übrigens in solchen Stellen das Verb in hortativem oder futurischem Sinne faßt, ist ziemlich gleichgültig; in vielen Fällen ist der Konj. Präs. vom Futur nicht zu unterscheiden, da 'der lat. Konj. nach dem Verluste des alten idg. Futurs dessen Funktionen mit übernommen und so lange behalten hat, bis teils Differenzierungen, teils Neubildungen eingetreten sind.'

Voluntative Bedeutung hat der Konj. auch in unwilligen Fragen wie Pl. Bacch. 627 *non taces, insipiens? Taceam?* = 'ich soll schweigen?', d. h. 'du willst, daß ich schweige?' Amph. 813 *mi vir . . . Vir ego tuos sim?* u. ö. Auch die Konjunktive der Präterita haben in solchen Sätzen die gleiche Bedeutung.

Digitized by Google

Sieht man von den angeführten Kategorien ab, so bleibt nach Kroll kaum genug übrig, um die Annahme eines schon seit alter Zeit bestehenden Potentialis zu rechtfertigen. Denn viele Stellen, die man gewöhnlich dafür anführt, erklären sich anders, wie Pl. Capt. 237 *quod tibi suadeam, suadeam patri meo* ('möchte ich raten') u. o. Übrig bleiben nur noch Fälle besonderer Art wie *videas (videres), scias* usw. im Sinne von 'man kann sehen' u. dgl., wo z. T. auch die Willensbedeutung hineinspielt; ferner *velim, nolim, malim*, wo der Konjunktiv wohl auf einer Art Attraktion beruht (so schon Morris), endlich auch *forsitan* c. coni.

Auch bei dem Konj. Imperf. in Sätzen wie *quis unquam arbitraretur?* ist die potentiale Erklärung zweifelhaft, wenn man solche Fälle mit einem *quid faceret?* vergleicht. Ebenso sind die gewöhnlich potential gedeuteten Aoristformen wie *faxim, empsim* für die voluntative Bedeutung in Anspruch zu nehmen, so Pl. Asin. 503 *haud negassim* = 'ich mag es nicht leugnen'. Anders wieder liegt die Sache beim Konj. Perf., der vom Fut. II schwer zu unterscheiden ist, so daß Blase wohl recht hat, wenn er von 'einer modal und temporal noch ungeschiedenen ursprünglichen Bedeutung dieser Formen' spricht (Archiv X, S. 342). Auf Grund dieser Auffassung wird man viele angebliche Potentiale unbedenklich als Futurformen erklären, wie Pl. Capt. 695 *pol si istuc faxis, haud sine poena feceris* (= *facies*). Epid. 257 *si aequom siet me plus sapere quam vos, dederim* (= *dabo*) *vobis consilium catum*. Dahin gehören auch Wendungen wie *riserit aliquis, dixerit quis* u. a., während bei *pace tua dixerim, libenter obtulerim, facile dixerim* voluntative Färbung vorliegt. Unverkennbar ist diese beim konzessivem Konj. Perf.

Bei weitem die meisten Beispiele des Potentialis werden dem hypothetischen Satzgefüge entnommen. Hier geht der Konj. des Vordersatzes mit *si* wohl auf den Wunsch zurück (vgl. *si scias* oder *roges me . . .: nihil fortasse respondeam* u. a.), während man bei dem Konj. des Hauptsatzes an Attraktion, richtiger aber wohl an den prospektiven Konj. denken kann, dem man auch immerhin den Namen Potentialis geben kann ('man muß sich nur über die Grenzen seiner Anwendung klar sein').

Was die Nebensätze anbetrifft (S. 138ff.), so wird nur der Konjunktiv in Relativsätzen behandelt, den man sonst in ausgedehntem Maße potential zu erklären pflegt. Zunächst liegt der Konj. des Willens ohne Frage in den finalen Relativsätzen vor; die sind aber, wenn man genau zusieht, bei Plautus und Terenz zahlreicher als die scheinbar konsekutiven. So Pl. Epid. 439 *statuam volt dare . . . faciundam . . ., quae siet septempedalis* ('welche sein soll'). Ter. Haut. 740 *argentum cedo, quod tibi dem* ('geben will', nicht konsekutiv). Pl. Cist. 19 *dabat, quod biberem* (neben *dato bibant* u. ä.). Dahin gehört zweifellos auch der Konj. bei *dignus qui* u. a., so Cic. Lael. 4 *aptior persona, quae de illa aetate loqueretur* ('reden sollte'), sowie Wendungen wie *quod satis sit, quod opus siet.*

In anderen Sätzen tritt die Willensbedeutung in historischer Zeit allerdings nicht mehr recht hervor; aber vielfach scheint sie doch noch durch. So in Sätzen, die sich an ein übergeordnetes *reperire, invenire* usw. anschließen, wie Pl. Truc. 81 *eadem postquam alium repperit, qui plus*

Digitized by Google

daret ('geben sollte'); oder neben einem Hauptsatz verneinender oder fragender Bedeutung, wie Trin. 542 *nemo exstat, qui ibi sex menses vixerit,* eigentlich = 'sollte jemand dort sechs Monate gelebt haben? (polemische Frage). Nein, es gibt niemand.' Aus solchen Sätzen ist dann der Konjunktiv auch in positive übergegangen, in denen die finale Bedeutung nur noch versteckt oder auch gar nicht mehr vorhanden ist. Hier ist übrigens der Konj. nicht allgemein durchgedrungen, der Indikativ findet sich daneben. Maßgebend für die Wahl des Modus sind meist das Metrum oder die Klausel; ein Unterschied der Bedeutung liegt nicht vor. Auch in den kausalen und konzessiven Relativsätzen liegt die Sache ähnlich. Für Stellen wie Most. 195 *stulta's plane, quae . . . putes* kann man auf die Frageform *tune putes* ('du solltest glauben')? hinweisen; auch hier findet sich oft noch der Indikativ. Zweifelhaft ist noch die Erklärung der einschränkenden Sätze wie *quod sciam, quod commode tuo fiat* u. a.; jedenfalls liegt hier kein Potentialis vor.

Wesentlich unterstützt ist das Eindringen des Konj. in die Relativsätze durch die Modusangleichung, die trotz Dittmar und Methner existiert und einen weitgehenden Einfluß ausübt; dazu kommt noch der Konj. der inneren Abhängigkeit (jedenfalls auch nicht potential).

Den Inhalt der hier kurz skizzierten Auseinandersetzungen faßt Kroll S. 152 dahin zusammen, daß der lat. Konj. seit alter Zeit die Bedeutung des Willens und damit auch des Wunsches hat; 'von beiden Funktionen aus ist nur ein kleiner Schritt zur Bezeichnung der Zukunft. Erst aus diesen Verwendungen entwickelt sich vor unseren Augen unter bestimmten Bedingungen die potentiale, die uns daher kein Recht gibt, von einem alten Potentialis zu reden. Auch in die Nebensätze dringt der Konj. von der Willens- und Zukunftsbedeutung aus immer mehr ein, oft unter Zurücktreten seiner ursprünglichen Bedeutung.'

Schon Elmer hat früher für das Lateinische die Existenz eines Potentialis in Abrede gestellt, ohne jedoch durchzudringen; ob Kroll mit seiner Ansicht mehr Glück haben wird, ist mir mindestens fraglich. Gewiß sind seine Untersuchungen mit großem Scharfsinn durchgeführt und bringen auch im einzelnen manche interessante und anregende Bemerkung; aber als ganzes ist meines Erachtens die Hypothese zu unsicher. Vor allem ist es ihm nicht sicher gelungen, den Potentialis im hypothetischen Satzgefüge, wo er am häufigsten ist, im Sinne seiner Aufstellungen zu erklären. Ähnlich steht es mit sonst potential gedeuteten Formen wie *videas videres* usw., *velim nolim malim, forsitan* c. coni., *quis arbitraretur* u. dgl. Auch für die sog. mißbilligenden Fragen kann ich die Willensbedeutung durchaus nicht überall zugestehen (vgl. das Nähere unter Nr. 9); oft ist die potentiale Auffassung durchaus das Natürliche (vgl. auch Lattmann, de coni. latino). Auf einen potentialen Sinn deutet auch die hier regelrechte Negation *non* hin. Freilich meint Kroll (S. 126 Fußn.), *non* herrsche hier nicht unbeschränkt und führt zum Beweise die einzige scheinbar widersprechende Stelle C. Att. 12, 40, 2 *ne doleam? . . . ne iaceam?* an; aber hier hängen diese Sätzchen von dem vorausgehenden *postulent* ab (so auch Schmalz u. a.). Auch bei Plautus steht in solchen Fragen regelmäßig *non* (vgl. Bennett I, S. 191); nur in der formelhaften

Digitized by Google

Verbindung *quippe . . . ni* Pseud. 917 hat sich *ni = ne* im Sinne von *non* (beide waren ja ursprünglich ihrer Bedeutung nach nicht unterschieden) gehalten, ebenso in *quidni,* wie Stich. 333 *quidni rogitem* u. ö. Überhaupt möchte ich nicht zugeben, daß 'erst die klassische Zeit hier' (in der Unterscheidung von *non* und *ne*) 'eine gewisse Ordnung geschaffen hat'; Plautus führt diese Unterscheidung schon ebenso sicher durch wie die klassische Sprache; auch er hat in Hauptsätzen, die eine Willensmeinung ausdrücken, regelmäßig *ne* (Cist. 555 erklärt sich *non* als Begriffsnegation in Übereinstimmung mit dem klassischen Gebrauch, Trin. 133 in anderer Weise). Gewiß schreibt Petron. 10, 6 *non perdamus noctem,* aber ähnliches hat auch Cicero; die Folgerung, daß 'das Volk diese feinen Unterschiede nie begriffen hat', ist kaum begründet.

Auch bei der Behandlung der Relativsätze ist schwerlich das erwiesen, was erwiesen werden sollte. Daß Verfasser die einschränkenden Relativsätze (*quod sciam* u. ä.) nicht erklären kann, wie er selbst zugibt, will ich nicht in Rechnung ziehen; auch andere haben dafür keine ausreichende Erklärung gefunden. Auch will ich zugeben, daß Verfasser wohl mit Recht in manchen sonst anders erklärten Sätzen den Konjunktiv auf die finale Bedeutung zurückführt; aber daß diese überall zugrunde liegen sollte, davon kann ich mich auch hier nicht überzeugen. In sehr vielen Fällen liegt die potential-konsekutive Erklärung näher, wie denn Kroll selbst zugesteht, daß 'in historischer Zeit die Willensbedeutung nicht immer mehr hervortritt und man von konsekutiven usw. Sätzen sprechen kann'.

Alles in allem vermag ich also die Ablehnung eines ursprünglichen Potentialis nicht zu billigen; sehe auch nicht ein, weshalb die verschiedenen Bedeutungen durchaus auf eine Grundbedeutung zurückgeführt werden müssen, und ebensowenig, weshalb man den für die spätere Zeit auch von Kroll zugestandenen Potentialis nicht auch für die ältere Periode zugeben soll.

Zum Schluß noch ein paar Bemerkungen zu S. 121. Daß die von Elmer, Cornell Studies VI S. 93. 94 gegebenen Beispiele für den Prohibitivus in der Form *ne agas (agatis)* wenig stichhaltig sind, hat schon Andresen, JB. 1895, S. 198 erwiesen, vgl. auch meine Darlegungen in der Zeitschrift f. d. Gymnasialw. 1896, S. 706. Aber auch Cic. Att. (nicht: ep.) 14, 1, 2, wo Kroll einen unanfechtbaren Beleg findet, läßt sich so erklären, daß man *ne pigrere* von *quaeso* abhängen läßt (für *quaeso* mit abhängigem Finalsatze vgl. Landgraf zu Rosc. §. 11, Kühner Synt.[3] II, S. 218 med.). Ferner die Stellen, die Elmer S. 76. 77 aus Cicero für einen positiven coni. praes. der 2. Person in Aufforderungen anführt, bedürfen gar sehr der Sichtung. Zu streichen sind die Zitate aus den Briefen der Korrespondenten Ciceros, die poetische Stelle off. 3, 82, die Anführungen aus Dekreten Caec. 88. Verr. 2, 31. 3, 37, dazu verschiedene Stellen, die eine andere Erklärung zulassen. Jedenfalls führt die Angabe irre, daß Elmer außer den von Kroll angeführten vier Belegen noch 'achtzehn Beispiele aus Cicero' gegeben habe (S. 121 Fußn.); in Wirklichkeit ist davon kaum eins sicher.

Digitized by Google

11) H. Lattmann, Eine neue Syntax des lateinischen Verbums. Neue Jahrb. 1916, II. Bd. 38, S. 467—481.

Gegenüber den von R. Methner in seiner 'Lateinischen Syntax des Verbums' gegebenen Aufstellungen verteidigt Lattmann hier noch einmal ausführlich seine bekannten Anschauungen über Bedeutung und Gebrauch der Modi und Tempora. Auch wer mit diesen nicht überall übereinstimmt, wird durch die Kritik, die an Methners Buche (dem übrigens auch Lattmann mit Recht seine Anerkennung durchaus nicht versagt) geübt wird, so ziemlich durchweg berechtigt finden[1]).

12) F. W. Shipley, Preferred and avoided Combinations of the enclitic *que* in Cicero, considered in Relation to Questions of Accent and Prose Rhythm. Classical Philology VIII (1913), S. 23—47.

Die subtile, mit reichem statistischen Material und Tabellen ausgestattete Untersuchung, bei der Akzent und Rhythmus die entscheidende Rolle spielen, stellt zunächst fest, daß *que* in Verbindungen wie *eumque, eoque, videndoque* (also mit schließendem Trochäus) ohne Bedenken ist; schwieriger liegt die Sache für die Anhängung des *que* an ein Wort mit kurzem Schlußvokal. Das Ergebnis seiner Zusammenstellungen gibt Shipley S. 39 selbst folgendermaßen: 'Cicero vermeidet die Anhängung des enklitischen *que* an Wörter, die auf einen kurzen Vokal endigen (pyrrhichische ausgenommen), wenn die Silbenzahl durch die Anhängung vermehrt werden würde. Bei Wörtern, die auf einen Tribrachys oder einen Daktylus ausgehen, hat das seinen Grund in der Abneigung, den Akzent von der gewöhnlichen Tonsilbe auf die folgende schwächer betonte zu verschieben' (also etwa *omniaque, pericúlaque*); 'bei trochäischen Wörtern soll ein Daktylus, außer vor einer Pause, vermieden werden. Die Enklitika kann jedoch hinzutreten, wenn die Vermehrung der Silbenzahl durch Elision oder durch Synizese oder Synkope vermieden werden kann'. Verfasser betont eben, im Gegensatz zu der Überlieferung der Grammatiker und der gewöhnlichen Auffassung, z. B. *múltaque, éaque* und dem entsprechend *ómniaque, perĭc(u)laque, cĕt(e)raque.* Die späteren Reden (Ciceros Reden sind in erster Linie herangezogen) führen diese Grundsätze immer mehr durch; aber Ausnahmen finden sich doch noch jeder Zeit, so daß man in dieser Beziehung nicht zu ängstlich zu sein braucht.

Abgesehen von diesen Hauptergebnissen ist beachtenswert der Nachweis, daß *que* gar nicht selten an einsilbige Wörter gehängt wird, so besonders an Pronominalformen (*me, te, se, nos; id; qui, quae, quod* u. a.) sowie an *tam* und die Konjunktion *cum,* vereinzelt auch an andere. Daß *que* ganz unbedenklich an mehr als viersilbige Wörter tritt (vgl. Kühner Synt.[2] II, S. 13, 6), wird hier ebenfalls durch die Statistik

[1]) In der Fußnote zu S. 473, wo sich Lattmann auf meine Bearbeitung der Kühnerschen Syntax II, S. 358, 8 bezieht, liegt wohl ein Mißverständnis zugrunde. Ich habe nie daran gedacht, 'die Verbindung *postea, cum* als Entstellung aus *posteaquam* überall aus den Schriftstellern zu entfernen', und derartiges auch a. a. O. nicht gesagt; ich habe es nur bekämpft, daß die Herausgeber an verschiedenen Stellen das ihnen anstößige *posteaquam* c. coni. ohne weiteres gegen die Überlieferung durch *postea cum* c. coni. ersetzt haben.

Digitized by Google

überzeugend nachgewiesen; in den Verrinen und philippischen Reden finden sich 199 solche Fälle unter 1428 *que*. Daß *que* auch an Wörter auf *ĕ* angehängt werden kann, war schon früher nachgewiesen, vgl. Kühner a. a. O., S. 14, 8.

13) J. Ae. Wartena, De geminatione figura rhetorica omnibus exemplis illustrata, quae e fabulis Plautinis et Terentianis afferri possunt. Diss. Groningen, J. B. Wolters, 1915. 100 S. 8°.

14) J. Köhm, Besprechung der vorstehenden Schrift in der 'Berliner Philol. Wochenschrift' 1916, Sp. 168—179.

Die Figur der Gemination wird in Kap. I richtig dahin bestimmt, daß darunter die unmittelbare Wiederholung des selben Wortes in der selben Form ohne weitere Zusätze verstanden wird. Demgemäß werden auch Verbindungen wie *etiam atque etiam, magis magisque* nicht hierher gezogen (was Wartena S. 84 noch einmal richtig begründet); aber dann hätten auch Fälle wie *aperite hoc, aperite* u. a. beiseite gelassen werden müssen[1]). Wenn ferner der Titel sich ausdrücklich auf die rhetorische Gemination beschränkt, so gehören auch Verbindungen wie *utut, ubiubi, undeunde, tete* nicht hierher, zumal *quamquam, quisquis* und *sese* wieder in konsequenter Weise ausgeschieden werden; bei all diesen erstarrten Wortverbindungen kann von einer rhetorischen Figur nicht die Rede sein. — Nachdem dann in Kap. II die Ansichten der Älteren über die Gemination vorgeführt sind, werden in Kap. III sämtliche Beispiele aus Plautus und Terenz mit vollem Wortlaut gegeben, und zwar nicht bloß die Verse, in denen die Figur vorkommt, sondern, damit Sinn und Bedeutung aus dem ganzen Zusammenhange klar werde, soweit es dafür nötig erscheint, auch die vorhergehenden und nachfolgenden Verse. Auf diese Weise füllt die Aufzählung der Stellen fast 50 Seiten; das hätte ohne jeglichen Schaden weit kürzer gemacht werden können (so werden S. 13 für einen Beleg mit *age age* 13, S. 32 für *utut* acht Verse angeführt u. dgl. m., abgesehen von den jedesmal in den Zusammenhang einführenden Vorbemerkungen). Wenig Wert hat auch die Anordnung der Belege nach den verschiedenen in Frage kommenden Affekten; denn für das schließliche Ergebnis hat diese Scheidung, die zudem vielfach willkürlich ist (wie Verfasser S. 63 selbst gesteht), keinerlei Wert. In Kap. IV wird unter Bekämpfung gegenteiliger Ansichten die Bedeutung der Figur festgestellt; hier wird man den Ausführungen im allgemeinen beipflichten, namentlich auch dem Schlußergebnis, daß nämlich die Figur nicht zum Ausdrucke einer bestimmten einzelnen Gemütsstimmung dient, sondern jedesmal in verstärktem Maße den Affekt hervorhebt und betont, der schon in dem einfachen Ausdrucke liegt. Endlich in Kap. V wird die Ansicht Wölfflins widerlegt, der in der lateinischen Gemination Einwirkungen des Hebräischen zu finden glaubte.

[1]) Das gilt natürlich erst recht von der von Wartena S. 90 gleichfalls angezogenen Stelle Ezech. 16, 6, wo (ich führe den deutschen Text an) die Worte 'und ich sprach zu dir: in deinem Blute bleibe leben' wiederholt werden — selbst wenn die Überlieferung hier zuverlässig wäre. Aber Kautzsch sagt zu der Stelle: 'offenbare Dittographie (wie schon die Mitwiederholung von וָאֹמַר zeigt), fehlt bei den LXX'.

Digitized by Google

Mindestens ebenso wertvoll — wenn nicht wertvoller — für die behandelte Frage ist die eingehende Besprechung von Köhm. Köhm, der vielleicht etwas unsanft mit der Leistung von Wartena umspringt, macht noch eine Reihe weiterer berechtigter Ausstellungen; besonders tadelt er die Beschränkung auf Plaut. und Ter., während doch mindestens das ganze Altlatein hätte herangezogen werden müssen, sowie die unrichtige Auffassung einer Reihe von Stellen. Am Schluß seiner Darlegungen gibt er einige beachtenswerte Gesichtspunkte für die Auffassung und Erklärung der Gemination, wobei besonders auch die von Wartena gar nicht berücksichtigten einzelnen Wortklassen in Betracht gezogen werden. Wiederholt wird bei Anrufung von Gottheiten und Dämonen der Name, damit die Anrufung wirksam werde; ferner im täglichen Leben ein Zuruf, der nicht gehört ist oder vielleicht nicht gehört wird, ebenso in gleicher Weise ein Imperativ, endlich Interjektionen und einzelne Pronomina. Ferner sind die Literaturgattungen zu unterscheiden: am häufigsten ist die Gemination im Drama, nicht selten auch in den Reden, spärlich vertreten bei Historikern und Epikern. Eine umfassende Behandlung unter Heranziehung der gesamten Literatur und aller einschlägigen Gesichtspunkte fehlt noch immer.

15) J. Köhm, *Quisquis*, *quamquam* usw. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der durch Doppelsetzung gebildeten verallgemeinernden Pronomina und Adverbia. Sonderabdruck aus der 'Berl. Philol. Wochenschrift' 1916.

Auf die rhetorische Figur der Gemination können die genannten Verbindungen nach Bedeutung und Gebrauch nicht zurückgeführt werden (vgl. zu Nr. 14); es liegen vielmehr ursprünglich zweigliedrige Asyndeta vor, wie sie das Indogermanische häufig und auch das ältere Latein noch vielfach kennt. Daraus sind dann, analog der von Kroll, Glotta III, 1ff. dargelegten Entwicklung des Relativsatzes, die verallgemeinernden Relativa hervorgegangen. So war z. B. Pl. Amph. 309 *quisquis homo huc profecto venerit, pugnos edet* ursprünglich mit indefiniter Auffassung = 'der und der Mensch, der und jener Mensch, irgendein Mensch und noch einer wird gekommen sein' (oder auch mit interrogativer Fassung: 'wer und wer wird noch gekommen sein?'); 'er wird Schläge bekommen', woraus sich in relativischer Auffassung die Bedeutung 'wer auch immer' entwickelte. Entsprechend wird die Entstehung von *utut, ubiubi, quamquam* erklärt.

B. Abhandlungen zum Sprachgebrauche bestimmter Schriftsteller

16) L. Holtz, C. Julius Caesar quo usus sit in orationibus dicendi genere. Diss. von Jena. Ludwigsburg 1913. 64 S. 8°.

Nach einigen kritischen Bemerkungen über die von anderen Gelehrten geäußerten Ansichten wendet sich Verfasser von S. 18 ab der Untersuchung dessen zu, was uns von den Reden Cäsars überliefert ist, teils in kleineren Fragmenten, teils in den Kommentarien (Reden des

Digitized by Google

Critognatus b. g. VII 77 und Curios b. c. 2, 32; die indirekten Reden kommen naturgemäß nicht in Betracht). Er stellt fest, daß Cäsar in seinen Reden sehr wohl auf rhythmische Gestaltung, namentlich in der Klausel, bedacht ist; ebenso sind ihm rednerische Figuren und Konzinnität durchaus nicht fremd. Mit Hilfe der gewonnenen Ergebnisse kommt er dann zu dem Schluß, daß der Redner weder der asianischen Beredsamkeit noch dem Neuattizismus gehuldigt, wohl aber der 'rhodischen' Schule nahe gestanden habe.

Die teilweise (besonders in dem einleitenden Teile) reichlich breiten Ausführungen zeigen im allgemeinen ein korrektes und glattes Latein, wenn auch Ausdrucksweisen wie S. 1 *introductio* = Einleitung, S. 44 a. E. *aggredior* c. gerundivo, S. 49 med. *accedit* c. acc. c. inf. u. a. hätten vermieden werden können.

17) P. Persson, Zu Ciceros Briefen. Eranos XIV (1914), S. 74—76.

Im Anschluß an Fam. 6, 1, 1 behandelt Verfasser noch einmal den indefiniten Gebrauch von *quisquis* = *quisque*, ohne (abgesehen von zwei neuen Belegen C. de or. 1, 67 *quoquo*. Mela 2, 1, 12 *ut quisquis*) wesentliche Ergänzungen zu den bisherigen Erörterungen dieses Gebrauchs (zuletzt Sjögren, Eranos XIII, S. 116ff.) zu bringen. Daß Cicero *quicunque* öfter in derselben Weise verwendet, bemerkt schon C. F. W. Müller zu off. 1, 43 (wo auch schon or. 1, 51 angeführt ist); doch liegt darin noch keine ausreichende Stütze für *quisquis* in gleichem Sinne.

18) V. Lundström, Småplock ur Columellas språk. Eranos XIII (1913), S. 196—203. XIV (1914), S. 90—96.

Aus den Bemerkungen über Columellas Sprachgebrauch führe ich an, was sich auf die Syntax bezieht. Verfasser belegt unter Heranziehung der ursprünglichen Lesarten an selteneren Wendungen *ne — quoque* = *ne — quidem* Colum. 1, 3, 12, *auspicari* c. inf. 1, 5, 9, intransitives *torreo* 1, 4, 10. 4, 19, 3, *pendeo* c. dat. 1 pr. 8 *fluctibus pendeat;* ferner (S. 90ff.) *dum tamen* 1 pr. 11. 1, 5, 4, pleonastisches *numquis . . . quispiam* 1, 8, 16, ein pleonastisches *magis* oder *potius* neben Komparativen oder Verben komparativischen Sinns 1, 5, 6. 6, 2, 11. 8, 5, 5. 2, 16 (nicht 15), 2.

19) M. Ahle, Sprachliche und kritische Untersuchungen zu Columella. Diss. von Würzburg. München, Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt, 1915. 61 S. 8°.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Werke und Handschriften des Autors beschäftigt sich Verfasser im ersten Hauptteile mit dem Gebrauche des Gerundiums und Gerundivums bei Columella. Die eingehenden Untersuchungen zeugen von fleißiger Arbeit; das Ergebnis konnte freilich nicht bedeutend sein, da die Sprache des Schriftstellers auf diesem Gebiete außerordentlich wenig Besonderheiten zeigt und fast ganz dem klassischen Gebrauche entspricht. Ob anderseits statistische Feststellungen wie die, daß sich das persönliche Gerundivum 786 mal findet, darunter 541 mal mit, 245 mal ohne Kopula (S. 13) u. dgl. mehr, die darauf verwandte Mühe lohnen, ist mir zweifelhaft. Im zweiten Teile

Digitized by Google

(S. 35ff.) werden einzelne Stellen kritisch behandelt; dabei wird mehrfach der Sprachgebrauch Columellas auf Grund sorgfältiger Sammlungen festgestellt, so für die Setzung oder Weglassung von *in* bei Ortsbestimmungen mit *regio* (S. 41), *locus* (S. 54) und *pars* (S. 56), für die Wiederholung der Präposition bei mehreren koordinierten Gliedern (S. 44), den Gebrauch der Substantiva auf *tor* (S. 42ff.), die Nachstellung von *deinde* (S. 49ff.), die Konstruktion von *satis est* c. inf., acc. c. inf. oder *si* (S. 52ff.); auch hier zeigt sich in den meisten Punkten Übereinstimmung mit der Sprache der klassischen Zeit.

Einige Einzelheiten erscheinen mir bedenklich. Weshalb IV, 29, 2 *si . . . periclitandum sit* nur den reinen Verbalbegriff ohne die Bedeutung des Müssens oder Dürfens ausdrücken soll (S. 14), ist mir nicht klar; weshalb nicht: 'wenn die Sache so liegt, daß man . . . den Versuch machen muß?' Unrichtig wird gesagt (S. 15. 16), daß der Infinitiv gelegentlich auf die Substantive *mos* und *tempus* folge; es handelt sich jedesmal um die Phrase *mos (tempus) est*. Wenn S. 18 für Col. der finale Genetiv des Gerundivs angesetzt wird, so erscheinen mir die beiden gegebenen Belege nicht beweiskräftig. 1 pr. 5 *condiendi . . . struendi* sind einfach appositive Genetive zu *vitiorum* (vgl. Kühner² § 67, 2), eine Auffassung, die übrigens auch die Fußnote des Verfassers andeutet; und auch 7, 3, 8 kommt man ohne die finale Auffassung aus. 10, 408 *oblita nocendi* kann allerdings, was die sprachliche Möglichkeit betrifft, als Stütze für die Verbindung von *insectandi* mit *monuit* bei Tac. ann. 2, 43 dienen (S. 20); aber ich glaube, daß trotzdem Nipperdey-Andresen sinngemäßer *insectandi* von *aemulatione* abhängen läßt. Mehrfach zeigt sich die Neigung, dem Gerundium in einer ganz gekünstelten Weise passive Bedeutung zuzusprechen, so 5, 5, 14 *pampinandi modus is erit, ut* usw. (S. 21), 1, 1, 16 *peccando* ('durch Irren') *discitur* u. ö. Näher liegt hier meines Erachtens die aktive Auffassung; am besten sagt man wohl, daß das Gerundium hier dem Genus nach indifferent ist und nur den reinen Verbalbegriff ausdrückt. S. 27 a. E. durfte ein *agrum colendum habebat* Ter. Ph. 364 (ähnlich Cic. Verr. 1, 130) nicht ohne weiteres gleichgestellt werden mit *habere* mit neutralem Gerundiv im späteren Latein in Verbindungen wie *dicendum habeo = mihi dicendum est*, vgl. Thielmann, Archiv II, S. 67; letztere Ausdrucksweise zeigen alle die aus Colum. angeführten Stellen.

20) Fr. Steiner, Der 'moderne' Stil des Philosophen Seneka. Beilage zum Jahresbericht von Rosenheim 1913. 24 S. 8°.

Von den zahlreichen Redefiguren, durch die der moderne Stil des Philosophen seiner Darstellung Schmuck und Glanz zu verleihen suchte, behandelt die Abhandlung nur die Antithese und das Wortspiel. Durch zahlreiche, nach verschiedenen Gruppen gegliederte Beispiele zeigt er, wie diese Schreibart 'in verschwenderischer Weise mit den Kunstmitteln der Schulberedsamkeit umgeht.' Auf eine auch nur annähernd vollständige Aufzählung der Beispiele verzichtet Verfasser., wohl mit gutem Recht. Immerhin würde eine klarere Vorstellung von der unverhältnismäßig großen Masse derselben gewonnen werden, wenn vielleicht aus

Digitized by Google

bestimmten Abschnitten des Schriftstellers sämtliche einschlägigen Stellen zusammengestellt und der Zahl der Beispiele, die etwa bei Cicero in einem Abschnitte entsprechenden Umfangs sich finden, gegenübergestellt wären.

21) John C. Rolfe, Some temporal Expressions in Suetonius. Classical Philology VIII (1913), S. 1—13.

Die beachtenswerten Ausführungen weisen zunächst nach, daß ein *biduo post* oder *post biduum,* entsprechend der Ausdrucksweise in *a. d. III. Kal.* u. a. = *postridie,* 'am Tage darauf' gefaßt werden muß Caes. B. G. 1, 47, 1 (vgl. § 2 *pridie eius die*), wo auch der Kommentar von Fügner-Haynel 1911[7] so erklärt; und analog *ante biduum* = 'am Tage vorher' Capitolin. Aurel. philos. 27, 11. Dieselbe Auffassung hat auch große Wahrscheinlichkeit für andere Stellen bei Sueton. Liv. u. a.; nicht zulässig erscheint sie nur Val. Max. 1, 8 ext. 1, während C. Quinct. 79 eine andere Erklärung möglich ist[1]). Ebenso wird *de die* richtig gefaßt nicht als Gegensatz zu *de nocte,* sondern = 'am hellen Tage', d. h. in der eigentlichen Arbeitszeit vor der *cena;* nur so erklärt sich Suet. Domit. 21 *lavabat de die,* ferner ein *de die potare* u. dgl. ungezwungen, vgl. Kießling zu Hor. C. 1, 1, 20. Richtig ist auch wohl die Erklärung von *de media nocte* = 'um Mitternacht' (nicht 'n a c h M.'), obgleich hier die Einzelausführungen nicht so zwingend sind.

22) P. Neuenschwander, Der bildliche Ausdruck des Apuleius v. Madaura. Beitrag zur Geschichte der Metapher in Latein. Dissert. Zürich 1913. 102 S. 8°.

Die von H. Blümner angeregte Abhandlung strebt in der Verarbeitung ihres Stoffes möglichste Vollständigkeit an, indem sie nicht nur alle Beispiele der Metapher im engeren Sinne, sondern auch hyperbolische und euphemistische Wendungen in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht. S. 12—72 werden die Metaphern behandelt, die vom Menschen entnommen sind, in weit kürzeren Abschnitten werden diejenigen berücksichtigt, zu denen das Tier- und Pflanzenreich sowie die Elemente den Anlaß gegeben haben. Der reiche Stoff ist übersichtlich behandelt; dabei ist auch die übrige lat. Literatur immer wieder zum Vergleich herangezogen, oft auch das Griechische sowie die modernen Sprachen. Es ergibt sich — was keinen Kenner des Apuleius wundern wird — daß seine Schriften sich durch eine ungeheure Fülle von Metaphern und Vergleichen auszeichnen, die für den weiten Anschauungskreis und die umfangreiche Bildung des Mannes zeugt. Auch genügen seine Metaphern im allgemeinen den ästhetischen Forderungen, wenn es auch gelegentlich an gesuchten Bildern oder an einer zu starken Häufung nicht fehlt.

23) Woldt A., De scriptorum historiae Augustae copia verborum et facultate dicendi. Diss. Greifswald 1914. 120 S. 8°.

Die Arbeit gibt für den Sprachgebrauch der fraglichen Schriftsteller auf gewissen Gebieten, nämlich hinsichtlich des Wortschatzes und der

[1]) Die Ausführungen Rolfes werden bestritten von Clinton C. Conrad Class. Philol. IX (1914), S. 78—83; leider habe ich den Artikel nicht zu Gesicht bekommen können.

Digitized by Google

Tropen, ausführliche Sammlungen und ist insofern auch für sprachliche Untersuchungen wohl nicht ganz ohne Wert. Der eigentliche Zweck ist, auf Grund des statistischen Materials zu der schwierigen Frage der Scheidung und zeitlichen Festlegung der einzelnen Autoren beizutragen. Doch diese — übrigens hier schwerlich gelöste — Frage gehört nicht hierher; auch ist es mir bei dem ungeschickten, fehlerhaften und schwer verständlichen Latein — wenn man es so nennen darf — des Verfassers nicht überall gelungen, den Gang der Untersuchung klar zu erfassen.

24) W. A. Baehrens, Vermischtes. Eranos XIII (1913), S. 18—29.

Der Artikel gibt ergänzende Bemerkungen zu Löfstedts verdienstvollem Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae. So glaubt Verfasser (zu S. 262) *oppugnare* im Sinne von *expugnare* schon nachweisen zu können Liv. 40, 47, 2. 40, 50, 6. 32, 17, 9 (ebenso gibt für denselben Gebrauch Persson ebd. S. 150ff. Liv. 9, 41, 16. 21, 57, 6. Tac. H. 4, 30), obwohl die Herausgeber fast überall *expugnare* eingesetzt haben; dagegen *expugnare* = *oppugnare* Liv. 33, 36, 6 erscheint Verfasser selbst zweifelhaft. Weiterhin werden meist aus dem Spätlat. vereinzelt belegt: *docere* c. dat., c. gen. und *ad rem faciendam; iubere* c. dat. (wo mir freilich die Annahme dieser Konstruktion Curt. 5, 6, 8. 10, 8, 4 bedenklich erscheint); *impatiens, particeps* und *compos* c. dat.; *obviam* c. gen., wo also die ursprüngliche Bedeutung des zweigliedrigen Ausdrucks wieder hervortritt; *et* = *vel, que* = *ve* Ulp. dig. 1, 12, 1, 10. 25, 3, 25, 21ff. Callistr. dig. 22, 5, 3, 5. 26, 8, 11 u. a.; *quam* = *antequam* (Varr. R. R. 3, 9, 20 wird das freilich wesentlich gemildert durch das vorausgehende *prior*); *quinto* sc. *die* (zu L. S. 296) u. ä.; *recipere* = *se recipere,* was Baehrens auch Liv. 37, 37, 9. 44, 40, 8. Caes. B. C. 3, 97, 2 beibehalten wissen will, ebenso aus Arnobius intransitives *prosterno, substerno, dissolvo* u. a., sowie aus Marcell. Empir. die Deponentia *emendari* und *purgari;* endlich *nevel* = *neve* Dares 15.

25) J. Compernaß, Vulgaria. Glotta VIII (1916), S. 88—121.

Aus den obigen Bemerkungen, die sich fast nur mit dem Spätlatein beschäftigen, führe ich an, was in das syntaktische und stilistische Gebiet gehört. So wird *quia* = 'fürwahr, sicher, gewiß', auf den Gebrauch von *quia* im Ausrufe zurückgeführt und mit einer Reihe von Stellen belegt; ferner wird behandelt (Nr. 3) *adversus* = 'in Hinsicht, in Übereinstimmung, gemäß'; *potius* = *magis* (Nr. 15); *non patior* c. inf. = 'bringe es nicht übers Herz, bin nicht imstande, kann mich nicht überwinden' (Nr. 17); *parco alicui* c. inf. = 'gestatte' (Nr. 20); Reflexivum statt Medium (Nr. 23); *nulli secundus (inferior)* c. dat. (Nr. 28), wo Verfasser wohl mit Recht nur Analogiebildungen sieht (aber Apul. Plat. 2, 22 *deterior cordi* durfte nicht wieder angeführt werden); *plus quam* beim Elativus (Nr. 30); part. fut. activi statt passivi (Nr. 31); adverbielles *qui* = 'so daß, daher, denn, da, hierauf' (Nr. 32); relatives *ubi* nicht bloß = *in quo,* sondern auch = *qui* (Nom.) und *quem* (Nr. 33); *habeo* c. inf. im Nachsatz des irrealen Bedingungssatzes (Nr. 34); *habeo* c. inf. statt des coni. deliberativus (Nr. 35) wie z. B. Sen. contr. 1, 1, 19 *venit ad me*

Digitized by Google

pater: quid habui facere? Von besonderem Interesse ist meines Erachtens Nr. 4, wo aus dem Spätlatein eine Reihe von Beispielen gegeben wird, in denen, namentlich neben einem kondizionalen Bedingungssatz, ein selbständiger Aussagesatz der or. obliqua im Konjunktiv des Imperfekts (statt des regelrechten acc. c. inf.) steht. Es liegt darin vielleicht eine Stütze für vereinzelte Fälle der Art in guter Zeit, wie Caes. B. C. 3, 73, 6. Nep. 2, 7, 6. Phaedr. 1, 11, 4 (Tac. ann. 14, 20 würde ich auf jeden Fall die jetzt übliche Lesart vorziehen). Mit der Bezeichnung 'obliquus futuri' und der gegebenen Erklärung kann ich ich mich freilich nicht befreunden.

26) A. Lohmann, De graecismorum usu Vergiliano quaestiones selectae. Diss. Münster 1915. 98 S. 8°.

Was Brugmann einmal sagt (Indog. Forsch. V, 100): 'Unter Gräzismus hat man nicht zu verstehen, daß der lat. Sprache etwas ihr von Haus aus völlig Fremdes aufgepropft wurde, sondern es wurde nur ein seinem Ursprunge nach echt heimischer Anwendungstypus, weil er im Griechischen ein von den Römern empfundenes Analogon hatte, nach diesem ausländischen Muster weiter ausgebildet', das dürfte etwa der Ansicht des Verf. entsprechen, der S. 9 sagt: *eae igitur figurae nostra quidem sententia graecismi vocandae sunt, quae paulum alienae a vulgari usu latino simili exemplari Graeco tam arte cum sermone Graeco coniunctae sunt, ut eius auxilio sine dubio aliquid debeant, licet ex ipso linguae latinae ingenio nasci potuerint.* Dem entsprechend heißt es auch S. 97, daß unter Vergils sog. Gräzismen keine Konstruktion sei, zu der ihm der lat. Sprachgebrauch nicht eine gewisse Berechtigung gegeben habe; er habe eben mit Hilfe des Griechischen das Lateinische nur in der Weise bereichert, daß er die Grenzen des üblichen Sprachgebrauchs erweiterte oder nach der Analogie lat. Wendungen neue Konstruktionen bildete. Analogien lassen sich wohl immer finden; und so ist es erklärlich, daß Verfasser bei dem Dichter überhaupt keinen eigentlichen Gräzismus im alten Sinne anerkennen will. Ich glaube, daß er hier etwas zu weit geht; ganz lassen sich meines Erachtens die reinen, nur durch das griechische Vorbild hervorgerufenen Gräzismen nicht leugnen, so z. B. bei *desinere* (die S. 47 angeführten Analogien mit *incipere* sind doch wesentlich anderer Art) und *mirari* c. gen., für *ait fuisse mulio celerrimus* Catal. 10, 2 (was Verfasser S. 88 darüber sagt, ist schwerlich beweiskräftig), für *sensit medios delapsus in hostis* (S. 92).

Aber trotz alledem wird man die Abhandlung (die übrigens nicht alle Gebiete der Syntax behandelt, aber doch die für die Frage der Gräzismen wichtigsten, nämlich die Kasuslehre sowie den Gebrauch der Infinitive und Partizipien) als eine tüchtige Leistung bezeichnen dürfen; mit Sorgfalt und Belesenheit, mit gesundem und verständigem Urteil werden die einzelnen Konstruktionen geprüft. Man wird deshalb auch nicht viel gegen die gegebenen Darlegungen einwenden können. Für verfehlt halte ich freilich die Bezeichnung des Dativs Aen. 8, 212 *quaerenti nulla ad speluncam signa ferebant* als Dat. absolutus; für mindestens unsicher die instrumentale Auffassung von *sub* in den S. 60 angeführten

Digitized by Google

Stellen (meines Erachtens ist der Sinn beidemal modal); für unrichtig die aoristische Auffassung von *recidisse* (*cecidisse* Sjögren) Brut. ep. 1, 16, 6 (also nicht bei Cicero, wie Verf. sagt!) nach Analogie von Fällen wie *ne quis . . . fecisse velit* u. ä., denn meines Erachtens liegt hier rein perfektischer Sinn vor. Auffallend ist S. 83 die Überschrift: *de infinitivo substantivis adiuncto.* Es mag da nur eine ungenaue Ausdrucksweise vorliegen (die folgenden Auseinandersetzungen zeigen in der Tat die richtige Auffassung); aber da sich diese Ungenauigkeit auch bei anderen mehrfach findet (vgl. z. B. Wölfflin zu B. Afr. 78, 4. Frobenius, Syntax des Ennius, S. 58 Fußn. 3; vgl. auch Nr. 19), so lohnt es sich wohl, einmal ausdrücklich zu betonen, daß der lat. Infinitiv nie von einem einfachen Substantiv abhängen kann, sondern nur von einer aus Substantiv und Verb gebildeten Phrase. Man kann wohl sagen *magna ars est rem publicam regere,* aber nicht *ars rem publicam regere in multis rebus cernitur;* wohl *pudor est (= pudet) . . . verba referre* (Ov. met. 14, 18), aber nicht *pudor verba referre vituperandus est.* Freilich will selbst Schmalz (Synt.[4] S. 420 A. 2) für die nachklassische Zeit, besonders für Dichter, die Verbindung des Infinitivs mit einem bloßen Substantiv zugestehen. Aber in den angeführten Stellen hängt B. Afr. 78, 4 (nicht 82) *ut haberent facultatem . . . circumfundi* der Infinitiv von der ganzen Phrase *facultatem habere = posse* ab (daher ist auch die von Schneider aufgenommene Änderung Nováks in *circumeundi* unnötig); und Sil. 4, 329 *recedit vertere terga pudor* ist *p. recedit = non iam pudet* wie *pudor est = pudet.* Ähnlich auch wohl in der Tertultianstelle; für die Beurteilung der Stelle aus Juvencus fehlt mir der volle Wortlaut.

27) A. Engel, De Qu. Horatii Flacci sermone metro accommodato. Diss. Breslau 1914. X u. 80 S. 8°.

Was Bednara in seinen bekannten Darlegungen (Archiv Bd. XIV), den Spuren Koenes folgend, für die daktylischen Dichter, insbesondere für Katull und Ovid, nachgewiesen hat, daß nämlich die Eigentümlichkeiten der lat. Dichtersprache in weitem Umfange durch metrische Rücksichten bedingt seien, das führt Engel für Horaz aus. Ohne Frage ist gerade die Wahl dieses Dichters ein glücklicher Griff; denn bei der Mannigfaltigkeit seiner Metra zeigt sich immer wieder, wie sogar der selbe Dichter je nach dem verwendeten Metrum verschiedene Ausdrucksweisen wählt. Der erste Teil beschäftigt sich mit Eigentümlichkeiten der Form der Wörter (Synizese, Synkope u. a.) und der Prosodie, der zweite mit der Syntax. Für den poetischen Plural bestätigt sich auch hier, was schon mehrfach festgestellt ist, daß der selbe sich in der Bedeutung vom Singular nicht unterscheidet, sondern nur aus metrischen Gründen gewählt wird. Das selbe ergibt sich dann für den poetischen Singular, die Figur der Apostrophe, die Enallage des Adjektivs, die Umschreibungen des Komparativs und Superlativs, den Gebrauch des Infinitivs u. a. m. Im dritten Teil, der von der copia verborum handelt, ist besonders beachtenswert, daß auch die Wahl der Synonyma vielfach durch das Metrum bedingt ist, ebenso der häufige Gebrauch der Frequentativa und Deminutiva. Die sorgfältige Arbeit verdient volle Anerkennung, wenn

Digitized by Google

auch H. Röhl in seiner Besprechung der selben in diesem Jahresber. 1917, S. 10ff. mit Recht darauf hinweist, daß dem Verfasser hier und da kleine Versehen untergelaufen sind; bei der Fülle des Materials und der Masse der angezogenen Stellen ist das immerhin verzeihlich.

Auch das Latein ist korrekt; aufgefallen ist mir nur S. 1 *neque ... dignus erat, quod liber eius oblivione obrueretur* und *haec apta erant, ut ... persuaderent.*

28. W. Michler, De P. Papinio Statio M. Annaei Lucani imitatore. Diss. von Breslau 1914. 96 S. 8°.

Die fleißige Arbeit sucht die Nachahmung Lukans durch Statius zu erweisen. Dazu werden die an den selben, z. T. auch an verschiedenen Stellen des Verses wiederkehrenden Wortverbindungen in langen Reihen angeführt, dann mehr dem Inhalt als dem Wortlaut nach übereinstimmende mythologische und historische Reminiszenzen bei beiden Dichtern, endlich Übereinstimmungen in den eingefügten Vergleichen; im Anhang auch noch einige sprachliche Gleichheiten in der Wahl gewisser seltener Wörter und Ausdrucksweisen. Verfasser verfährt dabei insofern vorsichtig, als er nicht jede Übereinstimmung als Beweis gelten läßt. So scheidet er alle die Stellen aus, in denen sich die Sache aus der Benutzung des gleichen Vorbildes (besonders Vergils und Ovids) erklärt; auch gibt er zu, daß manches auch darauf zurückgehen kann, daß beiden für uns jetzt verlorene Dichtungen als Vorlagen gedient haben. Man darf auch wohl noch hinzufügen, daß manche der angeführten Verbindungen doch zu naheliegend und zu wenig charakteristisch sind, um beweiskräftig zu sein, so S. 8ff. *omnis honos, fas mihi, imus in,* S. 11 *commune nefas,* S. 13 *tempora noctis, tempora vitae,* S. 14 *limina templi, fluminis undas,* S. 45 *pacemque habuere* neben *pacem ... habet,* S. 50 *iam vos ego* neben *iamque ego vos* u. a. m.; aber selbst wenn man das alles abzieht, so bleiben doch genug wirklich überzeugende Übereinstimmungen.

29. H. Schubert, De P. Papinii Statii artis grammaticae et metricae ratione. Diss. Greifswald 1913. 62 S. 8°.

Daß die Ausdrucksweise der lat. Dichter in ausgedehntem Maße durch die Schwierigkeiten bestimmt ist, welche die lat. Sprache den verschiedenen Metra und besonders dem Hexameter bot, ist eine bekannte und neuerdings vielfach erörterte Tatsache (vgl. auch Nr. 27); Verfasser weist dies auch für Statius nach. Nach einer kurzen Übersicht über die namentlich für den Hexameter geeigneten oder nicht geeigneten Formen, wird für bestimmte Gebiete ausgeführt, mit welcher Kunst der Dichter dieser Schwierigkeiten Herr geworden ist, teils durch die gegenseitige Vertauschung von Substantiven, Adjektiven, Adverbien und Partizipien, teils durch die Wahl ungewöhnlicher Endungen und Wortformen (so besonders bei Eigennamen), teils durch umschreibende und synonyme Ausdrücke. Alle diese werden dann freilich auch, wie Verfasser mit Recht hervorhebt (S. 15. 45ff), nicht bloß unter dem Zwange des Metrums angewandt, sondern vielfach auch sonst, weil man die gesuchte

Digitized by Google

und ungewöhnliche Ausdrucksweise für poetischer und wohllautender hielt. Die mühsame und dabei sehr sorgfältige Arbeit weist auch ein verständliches und korrektes Latein auf.

30) R. Lunderstedt, De synecdochae apud P. Papinium Statium usu. Jenaer Diss. Weida 1913. 86 S. 8°.

Die Arbeit stellt alle Beispiele der Figur, die bei Statius vorkommen, in vier Abteilungen (I. pars pro toto, II. totum pro parte, III. genus pro specie, IV. genus pro specie) in der Weise zusammen, daß jedesmal zuerst die Ausdrucksweisen angeführt werden, die sich auch schon aus der Prosa belegen lassen, sodann die, welche sich nur in der Poesie finden, und zwar entweder schon vor Augustus oder zur Zeit des Augustus oder bei anderen Dichtern bis auf Statius selbst oder nur bei diesem oder seinen Zeitgenossen. Statistische Übersichten (S. 75ff.) sowie ein sorgfältiger Index schließen das Ganze ab. Es ergibt sich, daß von den 486 Beispielen die meisten Verwendungen zeigen, die schon früher in Gebrauch waren, nur 101 können als Neuerungen des Statius oder seiner Zeit in Anspruch genommen werden. Die Abhandlung ist, soviel ich sehe, zuverlässig gearbeitet, das Latein im allgemeinen korrekt. Aufgefallen sind mir nur Ausdrucksweisen wie *Laurens pro Romanus* (st. *Romano*), *marmor pro monumentum* u. a. (S. 77 a. E.) Allzu häufig findet sich auch *nunc* in Übergängen; nach Seyffert schol. lat. I, S. 36 leitet es nur zu einem Hauptteile über (viel zu weit geht Antib. s. v. *nunc* a. E., wo dies Adverb als Übergangspartikel überhaupt verworfen wird).

31) H. Meidinger, Über die Variatio bei den römischen Dichtern, besonders der augusteischen Zeit. Progr. von Neuburg a. D. 1913. 32 S.

Der Begriff der variatio wird vom Verfasser S. 8 dahin bestimmt, 'daß für ein einmal gebrauchtes Wort in kürzerem Zwischenraum ein anderes von gleicher Bedeutung gesetzt wird', und zwar entweder ein sinnverwandtes Wort (prosaische variatio) oder tropische Ausdrücke (poetische variatio). Für beide Arten werden in verschiedenen Gruppen zahlreiche Beispiele angeführt; wissenschaftlichen Wert beanspruchen diese Aufzeichnungen kaum. Naturgemäß ist es, daß sich bei diesem Streben nach Abwechselung die Grenzen der Synonyma vielfach verwischen. Den größten Reichtum und die höchste Kunst zeigt in der variatio Ovid, dann auch Vergil; eine Reihe statistischer Angaben für diese und andere Dichter schließt die Darlegungen ab.

C. Grammatische und stilistische Lehrbücher für die Schule

32) K. Schmidt, Lateinische Schulgrammatik. 12. Aufl., hrsg. von V. Thumser. Wien, A. Hölder, 1914. IV u. 236 S. 8°. 2,40 K.

Schmidts Grammatik ist mir jetzt zum erstenmal zu Gesicht gekommen, so daß mir ein Vergleich der gegenwärtigen Auflage mit den früheren nicht möglich ist. Aber jedenfalls ist das Buch, so wie es jetzt

Digitized by Google

vorliegt, ein sorgfältig gearbeitetes Werk, das von sicherer Kenntnis des lat. Sprachgebrauchs zeugt; die Fassung der Regeln ist klar, z. T. reichlich knapp. Was auffällt, ist die überreiche Fülle des gebotenen Stoffes, in dem eigentlichen Texte sowohl wie in den zahlreichen Fußnoten, wie sie namentlich die Syntax bietet. Jedenfalls reicht auf deutschen Gymnasien die Zeit nicht zur Bewältigung eines solchen Stoffes; und gar manches erscheint denn doch auch wirklich entbehrlich. So z. B. konnte bei der Lehre vom Gerundium und Gerundivum § 393, 1 *quam (sc. viam) nobis ingrediendum est* recht wohl der gelegentlichen Belehrung überlassen bleiben, ebenso § 394, 4 Fußn. 4 die Angleichung des sonst intransitiven *frui* an das vorhergehende Verb in dem Satze: *non paranda solum sapientia, sed fruenda etiam est;* eine derartige, so wie sie dasteht, verlorene Einzelheit hätte wenigsten in einen größeren Zusammenhang gebracht werden müssen. Von sprachwissenschaftlicher Begründung, wie sie meines Erachtens am ersten für die Behandlung der Syntax in Betracht kommt, findet sich in diesem Teile des Buches herzlich wenig [1]); kurze Notizen wie § 346 Fußn. zu *an*: 'entstanden aus *atne*' haben in dieser Dürftigkeit kaum Wert. Äußerlich könnte der Druck splendider sein; es würde sich dadurch manches übersichtlicher gestalten.

Im einzelnen halte ich für nicht richtig die Erklärung des Neutrums in den Worten *non sopor illud erat* § 174 Fußn., vgl. Kühner, Syntax[2] I, S. 35 ff. § 186 sollte das vereinzelte und unklassische *regem auxilium orabant* trotz Liv. 28, 5, 6 gestrichen werden. § 241 wird *Albā Longā* auf die Frage: 'wo?' als regelrecht angegeben; üblicher wohl *Albae Longae,* vgl. Kühner ebd. S. 479 Anm. 5. Ebenso würde ich gleich darauf die Weglassung der Präposition auch bei *Antiochiam in celebrem urbem* gestatten, vgl. Kühner ebd. S. 480, 2, ebenso auf die Frage: 'woher?' Weshalb § 243 neben *domi meae, domum meam* u. ä. *domo mea* usw. nicht gestattet wird, weiß ich nicht; Beispiele auch dafür habe ich Neue Jahrb. 1887 S. 255 gegeben. Daß der poetische Plural gebraucht wird, 'um die Größe, Feierlichkeit oder Schönheit zu bezeichnen', ist allmählich zur Genüge widerlegt; übrigens ist hier c) dem a) und b) logisch nicht gleichwertig. Mehrfach werden auch sonst Einschränkungen des Sprachgebrauchs festgehalten, deren Unrichtigkeit erwiesen ist; dahin gehört die Behauptung, daß *quamvis* nur mit dem coni. praes. und perf. und nur in steigerndem Sinne vorkomme (§ 311); daß nach einem verneinten Ausdruck des Fürchtens nur *ne non* (nicht *ut*) zulässig sei (§ 324); daß Verbindungen wie *Dolabella hoste iudicato* selten seien (§ 386). Für unrichtig halte ich auch die Angabe § 293, 1, daß das

[1]) Mehr in der Formenlehre, so namentlich die dankenswerten Abschnitte über die Bildung der Deklinationen (c. 31) und der Konjugationen (c. 19). Aber auffallend ist es doch, wenn L. Eicke in den Jahresberichten von Rethwisch (1915, VI 24) ausruft: 'wo entdecken wir dergleichen in unseren (d. h. den norddeutschen) Schulgrammatiken?' Wenn ich auch von der nicht recht zur Geltung gekommenen Schulgrammatik von H. Ziemer absehe, so bietet doch mindestens ebenso eingehende sprachwissenschaftliche Erklärungen, wenn auch in ganz anderer Anordnung, die Formenlehre von Harre-Meusel, kaum viel weniger als Schmidt-Thumsen und in ähnlicher Anordnung meine Schulgrammatik, manches auch Schmalz-Wagener.

Digitized by Google

historische Perfekt zu stehen pflege, wenn die Wiederholung schon durch *semper, saepe* usw. bezeichnet sei. Das Perfekt steht hier nur in zusammenfassendem oder konstatierendem Sinne; sonst wird ein *saepe dicebat* u. a. ohne Bedenken und häufig gebraucht, vgl. außer Kühner[2] I, S. 132, Anm. 3 auch noch Kroll zu Cic. Brut. 130, wo allein aus derselben Schrift noch neun weitere Belege angeführt sind. Unrichtig heißt es § 321 Z. 2, daß in Finalsätzen '*ut* oft fehlt'; die Form ohne *ut* ist doch die ursprüngliche. Übrigens mußte das selbe auch für § 321 b (*oro, peto* u. a.) gesagt werden. § 332 a. E. mußten *accidit ut* und Wendungen wie *bene (male) accidit quod* schärfer geschieden werden.

33) F. Schultz, Kleine lateinische Sprachlehre. 28. Aufl., besorgt von A. Führer. Paderborn, Schöningh, 1917. XII u. 292 S. 8°. 3 *M*.

Auch die neue Aufl. zeigt wieder hier und da die bessernde Hand des Verfassers. So ist § 204 der gen. pretii *maximi* gestrichen, wie ich es in meiner Besprechung der 27. Aufl. (JB. 1915, S. 54) angeraten hatte; sonst sind die damals von mir gemachten Bemerkungen nicht berücksichtigt. Neue sprachgeschichtliche Erläuterungen finden sich jetzt § 236 Vorbem. § 238 Zus. 2. Aber im ganzen ist das an sich tüchtige Buch auch jetzt noch ein Lehrbuch alten Stiles geblieben; namentlich in der Aufnahme sprachgeschichtlicher Bemerkungen zeigt sich Verfasser meines Erachtens noch zu zurückhaltend. So wird z. B. über die ursprüngliche Bedeutung von *utrum*, den eigentlichen Sinn der beiden Supina (und somit auch der Infinitive auf *-um iri*), die Entstehung der irrealen Formen auf *-urum fuisse* nichts gesagt; ebensowenig wird § 274 Zus. 2 eine Erklärung gegeben, weshalb es stets *mei (nostri) conservandi* (auch im Feminin oder im Plural) heißt. Daß im Perfekt ursprünglich zwei Tempora verschmolzen sind, konnte doch wohl erwähnt werden. Daß alle Nebensätze aus ursprünglichen Hauptsätzen hervorgegangen sind, wird allerdings § 236 Vorbem. gesagt; aber im einzelnen fehlen bezügliche Hinweise ganz für die Konsekutiv-, Final- (abgesehen von der Konstruktion der verba timendi und impediendi), Bedingungs- und Relativsätze, ebenso auch bei Sätzen mit *postquam, simulac, cum* und *quod;* hätte Verfasser bei den letzten beiden Konjunktionen die historische Entwicklung beachtet, so würde er auch bei ihrer Behandlung nicht *cum* c. coni. bzw. das kausale *quod* an die Spitze gestellt haben.

Auch sonst hätte bei manchen Regeln das Verständnis des Schülers durch erklärende Zusätze unterstützt werden können und müssen. § 236, 2 Zus. 3 fehlt bei *bene accidit, quod* u. dgl. die Erklärung, weshalb in solchen Fällen *quod,* nicht *ut* stehen muß. § 230 Anf. heißt es, daß das Lateinische in der Bezeichnung des Zeitverhältnisses vielfach genauer sei als das Deutsche; ein Hinweis darauf, daß das darin begründet ist, daß dem Deutschen weit weniger einfache Formen zu Gebote stehen, als dem Lateinischen, findet sich weder hier noch an anderer Stelle (z. B. § 229, 3. 230, 3a). Nach § 262 Zus. 1 muß bei *spero, iuro* usw. im Lat. immer (!) der acc. c. inf. fut. stehen; ein Zusatz wie: 'wenn die abhängige Handlung in die Zukunft fällt' hätte die Regel richtig gestellt

Digitized by Google

und zugleich ihren Grund verständlich gemacht. Gelegentlich hätte das Verständnis wesentlich gewonnen, wenn einzelne Regeln aus ihrer Isoliertheit herausgehoben und unter ein allgemeineres Gesetz gestellt wären. So werden § 183 Zus. 3 Fälle wie *id gaudeo*, § 186, 5 *illud te rogo* u. dgl. angeführt; aber der beidemal zugrunde liegende Akk. des inneren Objekts wird nirgends erwähnt. § 234, 1—6 werden die verschiedenen Arten des Konjunktivs in Hauptsätzen behandelt, jedesmal mit dem Zusatze: 'Verneinungswort ist *non* (bzw. *ne*)'. Richtiger wäre hier zunächst nach Aussage- und Begehrungssätzen geschieden, dann hätte eine kurze Vorbemerkung über die Negation in beiden Gruppen (sie steht jetzt an verlorener Stelle § 161 Zus. 2) die Einzelregeln entbehrlich gemacht und zugleich ein durchgreifendes Gesetz festgelegt. Geradezu hinderlich für das Verständnis wirkt gelegentlich die Anordnung der Nebensätze nach den einleitenden Konjunktionen, obwohl sie § 236 I als die beste bezeichnet wird; so wird in demselben § 237 *quo* = 'damit desto' und *non quo* = *non quod* zusammengebracht, und § 244, 4 *quod* in Wendungen wie *non habeo quod* u. a. im Anschluß an das kausale *quod* ohne weiteres gleichfalls als kausal bezeichnet.

Dazu noch ein paar Einzelheiten anderer Art. § 204 werden die 'vier vergleichenden' Genetive des Preises *tanti, quanti, pluris, minoris* angeführt; wie steht es dann mit dem fragenden *quanti?* § 206 Zus. 3: man sagt auch *in equo, in curru, in navi vehi.* § 239 Zus. 1 wunderlicher Satz bei der Erklärung von *quin*: 'ich zweifle nicht, wie oder warum dies nicht wahr sein sollte'. § 263: die Beschränkung der or. obliqua auf den coni. imperf. und plusqupf. geht doch wohl zu weit. Daß neben einem passiven abl. absolutus ein *a se* oder *ab eo* niemals hinzugefügt werden darf (§ 265, 3), ist unrichtig, vgl. Kühner[2] II, S. 772. Rein äußerlich ist § 269, 2 die Regel gefaßt: 'Steht ein Partizip in einem Fragesatz, so muß das Part. im Deutschen oft durch einen Hauptsatz, das verb. fin. durch einen Nebensatz ausgedrückt werden' (für *quid petens, quid spectans* u. dgl.). Es war darauf hinzuweisen, daß der Deutsche ein pron. interrog. (und relat.) nur zu dem Verbum finitum eines Hauptsatzes ziehen kann; dann ergibt sich der Grund der Abweichung von selbst. — Versehen im Index: 'Stadtnamen, konstr. 186' st. 178. — Im übrigen vgl. auch Nr. 41.

34) A. Waldeck, Lateinische Schulgrammatik nebst einem Anhang über Stilistik für alle höheren Lehranstalten. 4. Aufl. Halle, Waisenhaus, 1916. 204 S. 2,40 ℳ.

Was Verfasser auf dem Gebiete der didaktischen Behandlung der lateinischen Schulgrammatik geleistet hat, ist zur Genüge bekannt. So bedarf denn auch sein Buch keiner besonderen Empfehlung mehr; die zahlreichen Freunde, die es sich gewonnen hat, verdient es ohne Frage. Wer freilich im Geiste der neueren Richtung nach sprachwissenschaftlicher Aufklärung verlangt, wird weder in der Formenlehre noch in der Syntax auf seine Rechnung kommen; von solchen Fragen ist eigentlich nirgends die Rede.

Die neue Auflage unterscheidet sich von der früheren nur durch wenige kleine Änderungen und unbedeutende Zusätze; im Interesse des

Digitized by Google

Buches hätte da mehr geschehen können. Es hat sich da aus den früheren Auflagen noch eine Reihe von unrichtigen oder schiefen Aufstellungen gehalten. So wird, um nur einiges zu erwähnen, § 49 *mirari, admirari rem* und *re* gelehrt; aber ich wüßte nicht, daß der bloße Ablativ sich irgendwo belegen ließe. Nach § 50 stehen häufig Neutra der Pronomina und Zahladjektiva im Akkusativ bei Intransitiven, um nachdrücklich auf einen Satz hinzuweisen. Die ganz unbegründete Einschränkung am Schluß muß fallen; sie trifft zwar für viele Beispiele, aber bei weitem nicht für alle zu, vgl. z. B. die Belege bei Kühner-Stegmann, Syntax[2] I, S. 279; Menge Repetit.[10], S. 31. Außerdem sind die von Waldeck in den Beispielen angeführten Verben *ago, rogo, interrogo* nicht intransitiv, die Fassung der Regel also auch in dieser Beziehung nicht richtig. Wenn es weiterhin heißt, daß dieselben Wörter bei unpersönlichen Ausdrücken im Nominativ stehen, so mußte richtiger gesagt werden 'bei Impersonalien'; denn daß solche Neutra bei *turpe est, stultum est* u. a. stehen, wollte Verfasser doch wohl nicht sagen. § 51 fehlt neben *aequo* das eigentlich klassische *adaequo* ganz. Die § 54 aufgefrischte alte Regel über *traicere* mit Wiederholung des *trans* läßt sich nicht halten, vgl. Kühner[2] I, S. 305. § 64 steht 'nach *unus* und *ex*'; richtiger doch 'bei'. Der Zusatz 'aber auch *quorum unus*' ist in dieser Fassung mindestens sehr ungenau, vgl. Kühner[2] I, S. 426. § 74 würde ich das seltene und nachklassische *admirationi esse* streichen, ebenso § 229; über die üblichen Ersatzformen für das Passiv von *admirari* s. Antib. I, S. 96. Nach § 83 steht *potiri* c. gen. nur in der einen Verbindung *rerum potiri*; ohne diesen Zusatz der neuen Aufl. war die Fassung der Regel richtiger, vgl. Kühner[2] I, S. 384. Nach § 88 steht der abl. comparationis meist vor dem Komparativ; aber die Nachstellung ist vielleicht ebenso häufig, vgl. z. B. die Belege bei Kühner[2] II, S. 466 und 470. § 99 a. E.: 'immer' bei Komparativbegriffen heißt nicht nur *in dies*, sondern auch *cotidie*, vgl. Antib. II S. 471 ff. Die alte Behauptung, daß *ut* nur nach einem negativen Verb des Fürchtens zulässig sei, ist schon oft widerlegt. § 130 ist der Ausdruck 'nach hindern und sich weigern folgt *ne* oder *quominus*' doch recht bedenklich. § 151 konnte neben *quamquam* = 'freilich' auch *etsi, tametsi* erwähnt werden. Wenn es § 153 heißt, daß der kausale und der konzessive Relativsatz immer im Konjunktiv stehen, so ist diese Fassung schwerlich richtig. Denn es finden sich auch klassisch viele Stellen, in denen offenbar ein kausales oder konzessives Gedankenverhältnis vorliegt und doch der Indikativ steht; es sind sehr oft beide Modi zulässig, je nachdem, ob der Redende das kausale usw. Verhältnis ausdrücklich hervorheben will oder nicht. Zahlreiche Beispiele dafür gibt Hale, Cum-Konstruktionen, S. 129 ff. Die obige Fassung der Regel ist also viel zu engherzig (ähnlich übrigens auch Kornitzer in dem stilistischen Anhange zu seinem Lat. Übungsbuch für Obergymnasien [1915], wo infolge dessen die ganzen Auseinandersetzungen auf S. 210 meines Erachtens verfehlt sind). Nach § 170 stehen rhetorische Fragen der 1. und 3. Person, wenn sie Urteile enthalten, in der or. obl. im acc. c. inf.; mich wundert, daß Waldeck, der doch sonst so sehr darauf bedacht ist, die Eigentümlichkeiten des Sprachgebrauchs

Digitized by Google

dem Denken des Schülers nahe zu bringen, noch an dieser oft bekämpften, rein äußerlichen Unterscheidung nach Personen festhält. § 176 wird *suscipere* c. inf. verboten; vgl. jedoch Cic. de or. 3, 9; nat. deor. 3, 63. § 197 zeigt sich einmal deutlich der Mangel der Unterscheidung der Tempora nach Haupt- und Nebentempora; denn in Zus. 1 wird dem Schüler zugemutet, das selbe Verb im coni. perf. in Beziehung auf den regierenden Satz als Haupt-, in Beziehung auf einen von ihm abhängigen Satz aber als Nebentempus zu fassen. Das muß eine Verwirrung bringen, der man bei der Scheidung nach Tempora der Gegenwart und Zukunft einerseits und Tempora der Vergangheit anderseits aus dem Wege geht. § 219 wird mit fettem Druck gelehrt: der weiseste Mann seiner Zeit = *vir sapientissimus eius aetatis;* offenbar soll nach der hergebrachten Regel *suae aetatis* verpönt werden, obwohl dies schon früher von Gerstenecker mit gutem Recht verteidigt und neuerdings im Thesaurus I, Sp. 1136, 41 ff. durch eine Reihe von Stellen aus Nep. Liv. u. a. und selbst aus Cicero (Brut. 75. fam. 6, 6, 9) belegt ist. Man sieht auch keinen vernünftigen Grund, weshalb man hier *suus* nicht gelten lassen soll; sonst müßte man auch ein *Romuli aetas* u. a. beanstanden. Ohne Grund fehlen § 220 in der Regel *isque* und *neque is* und § 232 *maior etiam* neben *etiam maior.*

35) C. Stegmann, Lateinische Schulgrammatik. 12. Aufl. Leipzig, Teubner, 1917. VIII u. 293 S. 8°. 2,60 ℳ.

Charakter und Anlage des Buches sind unverändert geblieben; im einzelnen ist manches gebessert. Um von kleineren Berichtigungen abzusehen, so ist namentlich § 177, 3 (relativische Verschränkung) schärfer gefaßt, § 211 (Konj. der Futura) wesentlich vereinfacht, § 234—36 richtiger geordnet, § 244, 1 die Form auf *urum fuisse* in Übereinstimmung mit neueren Forschungen auch für den Irrealis der Gegenwart angesetzt, § 272 A. 3 (enklitische Stellung unbetonter Wörter nach dem Anfangsworte des Satzes) neu zugefügt. Außerdem sind die sprachgeschichtlichen Bemerkungen in den Fußnoten, wie sie schon die 11. Aufl. hatte, wesentlich ergänzt oder erweitert, vgl. die Fußnoten zu § 76. 219. 220. 232. 234. 236. 237. 238. 241. Für die Formenlehre dagegen die Ergebnisse der Sprachwissenschaft in größerem Umfange als bisher heranzuziehen, konnte Verfasser sich nicht entschließen (vgl. JB. 1915, S. 24 ff. sowie die unter Nr. 41 besprochenen Darlegungen von Führer). Doch sind einige hierher gehörige Paragraphen der Formenlehre einer durchgreifenden Besserung unterzogen, so §§ 40—42 (Übersicht über die lat. Kasusbildung), § 79 III (Bildung des Supinstammes), § 106 (Ableitung der Adverbia).

36) H. Schott, Lateinische Stilkunde für die 6. und 7. Klasse (Unter- und Obersekunda). 6. Teil des von K. Reissinger unter Mitwirkung von K. Bullemer u. a. herausgegebenen 'Lateinischen Unterrichtswerks'. Bamberg, C. C. Buchner, 1915. 62 S. 8° 80 ₰.

Ob es gerade zweckmäßig ist, eine nur für die Sekunda bestimmte Lateinische Stilkunde zu bearbeiten, ist mir außerordentlich zweifelhaft. Wie dieselbe Grammatik, so sollte auch dieselbe Stilistik den Schüler

Digitized by Google

durch alle in Betracht kommenden Klassen begleiten, damit er in ihr zu Hause wird; und so wird es meines Wissens auch sonst gehalten. Vor allem sollte für die oberen Klassen das gleiche Lehrbuch gelten und der Primaner nicht genötigt sein, sich wieder in eine neue 'Stilkunde' einzuarbeiten, die vielleicht gar noch von einem anderen Mitarbeiter des Gesamtwerkes — der Titel zählt deren sechs auf! — abgefaßt ist. Bedenklich kann auch die Fülle des gegebenen Stoffes machen; für die Verhältnisse norddeutscher Gymnasien wird hier jedenfalls wesentlich mehr geboten, als in der Sekunda bewältigt werden kann. Freilich ist die Sache nicht so schlimm, wie es bei dem ersten Anblick scheinen kann, da die ganze Darstellung sich mit ziemlich behaglicher Breite entwickelt. Aber immerhin hätte doch gar manches für die Prima zurückgestellt, anderes auch als entbehrlich ganz weggelassen oder doch gelegentlicher Belehrung überlassen werden können.

Von diesen grundsätzlichen Bedenken abgesehen kann das Buch im allgemeinen als eine tüchtige Leistung bezeichnet werden. Die Regeln sind klar und treffend, die Beispiele angemessen; dazu zeigt Anordnung und Fassung des einzelnen manches Beachtenswerte. Der zweite Teil, der die Hauptmasse des Buches ausmacht (S. 15—61) und die Stilkunde der einzelnen Wortarten behandelt, stimmt ja in seinem ganzen Aufbau im wesentlichen mit anderen Stilistiken überein. Aber eigenartig ist der erste Teil 'Die Hauptregeln über die Stilkunde der Syntax', der auf die Verschiedenheiten zwischen dem Lateinischen und Deutschen A. im Satzbau, B. in der Verbindung einzelner Wortarten mit Nebensätzen, C. in der Satzverbindung, D. in der Vollständigkeit des Ausdrucks eingeht. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, hier nur 'Satzbau und Satzverbindung' zu behandeln und die paar Regeln unter D im zweiten Teile unterzubringen.

Im einzelnen dürften hier und da Berichtigungen am Platze sein. S. 2 Z. 12 v. o. ist die Beziehung des 'dies' nicht klar. Verschiedenen Bedenken unterliegt die Fassung von § 10, der die relativische Verschränkung behandelt. Einmal sind überhaupt nur solche Sätze herangezogen, in denen das Relativ sich nur dem vorausstehenden untergeordneten Satze anschließt, während es zu dem nachgestellten übergeordneten Satze überhaupt in keiner Beziehung steht. Dagegen ist der leichtere Fall, daß das Relativ auch in dem nachgestellten Satze in irgendeiner Form zu ergänzen ist (z. B. *aberat omnis dolor, qui si adesset, non molliter ferret*), überhaupt nicht erwähnt. Sodann ist auch die Hauptregel meines Erachtens mißlungen, wenn es heißt, ein Relativsatz könne mit einem andern Nebensatze 'in der Weise zu einem Ganzen verbunden werden, daß das Relativum in dem Kasus, den das entsprechende Demonstrativum haben müßte, an seine Spitze tritt'. Da ist nicht gesagt, daß der untergeordnete Relativsatz stets voran steht; der Ausdruck, 'der Kasus, den das entsprechende Demonstrativ haben müßte' ist unklar und äußerlich gefaßt, ohne irgendwie das Wesen der Sache zu treffen. Vielleicht hätte Verfasser von Beispielen ausgehen können, wie er sie in anderem Zusammenhange gibt, nämlich § 8a *quidnam passus tanto flagras ulciscendi studio?* und § 10b *quem ut deciperes,*

Digitized by Google

haec dixisti? An solchen Beispielen ließ sich leicht zeigen, daß der Lateiner ein Frage- oder Relativpronomen auch an eine infinite Verbalform (part. oder infin.) oder an einen Nebensatz anschließen kann, während der Deutsche, dem diese Möglichkeit fehlt, zu freieren Wendungen greifen muß. § 11 Anf.: daß der Lateiner die Verbindung eines Nomens mit einem abhängigen acc. c. inf. u. dgl. 'in der Regel' vermeidet, sagt zu viel, vgl. Kühner-Stegmann, Syntax[2] II, S. 696. In § 17 Anm. wird *de* und *in* c. abl. = 'wo es sich handelt um' gegeben. Aber *de* steht in diesem Sinne doch kaum (jedenfalls paßt es in dem zugefügten Beispiele gar nicht); und daß eine solche Wendung meist mit dem Gerundiv stehe, ist auch schwerlich richtig. § 17, 2 Z. 5 würde ich sagen 'in der Regel weggelassen', vgl. Kühner[2] § 186 Anm. 3; 192, 3a a. E. § 18 konnte das seltene *fingo* c. acc. part. wegbleiben. § 25, 2: gibt *bellum conficere* = 'den Krieg vollständig (gründlich) beendigen' den Sinn des Ausdrucks, namentlich im Verhältnis zu *bellum componere,* wirklich richtig wieder? § 28, 1 mag die Beschränkung auf den Singular gelten für *vestis,* da hier der Plural nur nachklassisch ist, und für *spes* bei der Seltenheit des Plurals; aber zu streichen sind, weil auch im Plural unbedenklich, *apparatus* (vgl. Antib. s. v.), *opera* = Bemühungen (vgl. Stegmann, Jahresber. 41, S. 43 Nr. 31), *acies* = die Reihen eines Heeres (nach Neue I, S. 579 ist der Plural von *acies* sehr häufig; der Thesaurus s. v. bietet zahlreiche Belege, besonders aus Livius) und *consuetudo* = Gewohnheiten (den Plural führt der Thesaur. IV, 561, 41 ff. an aus Cic. Quir. 3; off. 1, 53; fin. 1, 69. Deiot. 21, wofür es indes 27 heißen muß). § 42, 1 gehören *sanctus* = 'unverletzlich', *expositus* = 'leicht zugänglich', *tutus* = 'rätlich' gar nicht in die Reihe; es sind ja gar keine Formen 'entsprechender Verba'. § 47, 3 ist verschiedenartiges zusammengeworfen, vgl. *spe celerior* mit *dimidio minor* u. dgl. § 49, 1c wird ohne Grund das Fehlen des Personalpronomens bei *impedio ne (quominus)* verlangt, vgl. Antib. s. v. *impedio* (s. außer den dort gegebenen Stellen noch Cic. Planc. 104; Man. 58; Qu. fr. 1, 2, 14); ebenso bei *fingo,* vgl. Menge Repetit.[10] § 227. § 58, 3 *quisquam* und *ullus* sind zu dürftig behandelt; Wendungen wie *maior quam quisquam* sind z. B. überhaupt nicht berücksichtigt.

37) Carl Th. Michaëlis, Lateinische Phraseologie, hrsg. von Max C. P. Schmidt. Leipzig, Dürr, 1915. XII u. 215 S. 8°. 4 ℳ.

Das Buch ist hervorgegangen aus Phrasensammlungen, die der 1914 als Stadtschulrat von Berlin verstorbene Verfasser als Primaner und Student, z. T. auch noch als Gymnasiallehrer aus Cicero und Cäsar zusammengetragen hatte. Der Herausgeber hat sich der mühsamen Arbeit unterzogen, die verschiedenen Sammlungen seines langjährigen Freundes zu einem einheitlichen Ganzen zu verarbeiten, die Stellen nachzuschlagen und zu kontrollieren, schließlich auch aus eigenen Sammlungen nicht unerheblich zu ergänzen. Die Phrasen sind sachlich geordnet in 200 Gruppen, die wieder zu sieben größeren Abschnitten (Überschriften: *natura, hominis corpus, humani generis condiciones, animus, societas hominum, res publica, bellum*) zusammengefaßt sind.

Digitized by Google

Bei den einzelnen Phrasen wird neben der Fundstelle nur der lateinische Wortlaut gegeben. Darin liegt freilich ein entschiedener Mangel. Denn es kommen gar manche Phrasen vor, die auch dem kundigen Benutzer so nicht ohne weiteres klar sind; auch manche Bedeutungsunterschiede kommen so nicht zur Geltung. Aber ich gehe auf diese Mängel des Buches nicht näher ein, da sie schon trefflich in der sachkundigen Besprechung von Wuest (Sokrates 1916, S. 389ff.) beleuchtet sind.

Als Benutzer des Buches denkt sich der Herausgeber in erster Linie Studenten in den lateinischen Seminarien der Universitäten; für diese wird es ohne Frage eine wertvolle Hilfe bieten, aber ebenso auch noch für jeden Lehrer des Lateinischen. Ob man heutzutage viele Primaner finden wird, die das Buch mit Lust und Erfolg benutzen, ist mir freilich fraglich.

Für eine Reihe von Phrasen (im Verhältnis zu der ganzen Masse freilich nur einen kleinen Bruchteil) fehlte dem Herausgeber der Fundort; er hat sie trotzdem im Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der Michaelisschen Sammlungen aufgenommen. Das hat freilich doch seine Bedenken; denn auch bei zuverlässiger Arbeit sind Irrtümer nicht ausgeschlossen. Zweifelhaft ist mir z. B. nach meinen Sammlungen, ob von diesen Phrasen belegbar ist S. 20 *ex vita decedere;* ebenso S. 125 *velificationem movere,* da das Substanstiv bei Caesar gar nicht, bei Cicero wohl nur fam. 1, 9, 21 *velificatione mutata* vorkommt; und S. 169 *in culeum inicere et in flumen deicere* hat sich wohl durch ein Versehen *inicere* eingeschlichen für *insuere,* wie die sonst gleichlautende Phrase R. A. 70 hat. Im übrigen lassen sich für viele der unbelegten Stellen die Fundorte ohne große Schwierigkeit ermitteln; ich führe nur an für S. 26 *capillos sibi evellere* Tusc. 3, 62 (freilich steht da *capillum*); S. 30 *ad nares admovere* Tusc. 3, 43, Verr. 5, 27 (hier mit *sibi*); S. 40 *partes sibi sumere* Phil. 10, 2 (steht versehentlich vorher bei *personam sumere*); S. 49 *clamores movere* or. 111. 236; S. 55 *dedecus concipere* off. 1, 123; S. 56 *vituperationi esse* Br. 97. fam. 13, 73, 2; S. 77 *cadere in disceptationem* de or. 2, 113 und *in deliberationem* off. 1, 9; S. 84 *rationes vitae suscipere* Man. 1; S. 97 *consilium reprimere* Cat. 1, 7; S. 101 *negotiis distentum esse* R. A. 22; S. 110 *amicitiae nodum dissolvere* Lael. 51; S. 111 *in deliciis habere* Att. 6, 1, 16; S. 129 *petitiones conicere* Cat. 1, 15; S. 135 *versus admiscere orationi* Tusc. 2, 26; S. 143 *comitia detrudere in* Q. fr. 2, 11, 3; S. 153 *iura polluere* R. A. 65; S. 157 *crimini dare* Verr. 5, 73. 74 u. ä.; ebd. *crimen horrere* Att. 9, 2a, 2 und *crimen nascitur ex* Verr. 2, 162; S. 169 *infelici arbori suspendere* (nicht *suspendi*) Rab. perd. 13, Liv. 1, 26, 6; S. 185 *spiculum evellere* (nicht *avellere*) fam. 5, 12, 5 u. a. m.

Einem ganz besonderen Zwecke dient das Buch von:

38) W. Kalb, Wegweiser in die römische Rechtssprache für Absolventen des humanistischen Gymnasiums. Mit Übersetzungsbeispielen aus dem Gebiete des römischen Rechts. Leipzig, Nemnich, 1912. IX u. 152 S. 8°. 5,60 ℳ.

Während die 'Spezialgrammatik' des Verfassers (s. JB. 41, S. 58) vor allem die Formenlehre behandelte und sich für die Syntax auf die

Digitized by Google

wichtigsten Tatsachen beschränkte, gibt das vorliegende Buch ausführliche Ergänzungen zur Syntax, die den jungen Studenten tiefer in das sprachliche Verständnis der römischen Rechtsquellen, besonders der Digesten, einführen sollen. Unterstützt wird das Verständnis noch durch zahlreiche sachliche Erläuterungen, wie sie nicht nur auf den ersten Seiten in Gestalt eines Bildes aus dem Leben auf dem römischen Forum uns entgegentreten, sondern auch sonst überall an passender Stelle eingeflochten sind.

Somit ist das Werk für Jünger der Rechtswissenschaft ohne Frage sehr wertvoll. Aber wenn ein Kenner des Juristenlateins wie Kalb dasselbe so eingehend behandelt, so findet auch der Philologe leicht begreiflicherweise manche interessante Einzelheit. Zu bedauern ist nur in gewissem Sinne — wenn es sich auch aus dem Zwecke des Buches erklärt —, daß die Bemerkungen über die Sprache der Juristen immer nur im Gegensatze zur Schulgrammatik gegeben werden. Diese kann aber nicht alle Einzelheiten selbst des klassischen Sprachgebrauchs geben, sondern muß sich auf die Hauptsachen beschränken. Da wird denn durch diese Gegenüberstellung auch in vielen Fällen, wo die fragliche Ausdrucksweise auch dem sonstigen Latein durchaus nicht fremd ist, die irrige Vorstellung hervorgerufen, als handle es sich um Besonderheiten nur des Juristenlateins. So läßt sich schon klassisch belegen die gelegentliche Voranstellung des unbetonten Possessivs § 3, ferner § 36 Abs. 5 *accidere ne*, § 41, 2 *apud aliquem* = im Besitze jemandes, § 50 *stat per me quominus*, § 63 die Stellung *quo de agitur*, § 65 *propter* vom Zweck und *causa* vom Grunde, § 89 Abweichungen im Gebrauche von *se* und *eum* u. a.; und sonst findet sich auch außerhalb der juristischen Sprache § 31 *maior (minor) quinque annorum*, der unklassische Gebrauch von *quasi* und *tamquam* c. coni. § 77, von *an* § 87, ferner § 40 *adversus* = 'im Hinblick auf', § 42 *circa* = in betreff, ebenso § 45 *erga*. Auch zu § 92 *ita ne (ut ne)* = 'unter der Bedingung, mit der Beschränkung daß' ist zu bemerken, daß die finale Auffassung in solchen Verbindungen auch klassisch schon nicht nur nicht selten ist, sondern sogar häufiger als die konsekutive, vgl. Kühner-Stegmann Synt.[2] II, S. 249, 3.

§ 91 wird *ut* = ursprünglich 'wie?' gesetzt; dies *ut* habe dann von Haus aus nur in finalem Sinne c. coni., aber in konsekutivem c. indic. gestanden. Die ganze Erklärung ist mindestens sehr zweifelhaft; aber keinesfalls können ein paar, dazu noch unsichere Indikative als Stützen dienen, solche Belege müßten wenigstens aus dem Altlatein angeführt werden können. S. 59 Fußn. werden *ab re est* und *e re est* in ihrer entgegengesetzten Bedeutung zusammengestellt, mit dem Zusatze, hier zeige der Sprachgebrauch seine Tyrannennatur, da doch *ab* und *ex* sonst sinnverwandt seien; aber die ursprüngliche Bedeutung ist doch verschieden und demgemäß auch der Gang der Entwicklung. Nach S. 113ff. soll der Konj. eines Präteritums bei *quamvis* nur in irrealem oder obliquem Sinne zulässig sein; aber er kommt auch sonst sogar schon klassisch vor (vgl. Kühner Synt.[2] II, S. 442, 6), so daß die künstlichen Erklärungen, mit denen Verfasser solche Stellen wegzuinterpretieren sucht (so z. B. soll auch C. Fam. 7, 32, 3 *quamvis ridicula essent* irreal

Digitized by Google

sein, was meines Erachtens ein Ding der Unmöglichkeit ist), überflüssig sind. Verfehlt ist es auch, den Indik. bei *licet* aus der Ansetzung eines ursprünglichen *'licet! abieras!* = gut! du warst fortgegangen!' zu rechtfertigen. Denn einmal ist meines Erachtens *licet* seiner Bedeutung nach hier gar nicht zulässig; sodann steht *licet* (und *licebit*) von Haus aus nur c. coni. praes. oder perf., der Konj. der Präterita hat sich wie bei *quamvis* daraus erst später entwickelt, als das Gefühl für die ursprüngliche Bedeutung der Konjunktionen verloren gegangen war. Wunderlicher Ausdruck: S. 51, Z. 7 v. u.: 'das Urteil bis mit dem ersten *(intra kalendas)* fällen.

D. Zur Methodik des Unterrichts

39) J. Boesch, Von Art und Arbeit des Gymnasiums. Aufsätze von G. Boesch u. a. Berlin, Weidmann, 1917. XI u. 137 S. 8°. 2 ℳ.

Von den in diesem Bande vereinigten Aufsätzen verdienen die beiden ersten, wenn sie sich auch nicht mit speziellen didaktischen Fragen beschäftigen, doch auch hier, und zwar an erster Stelle, erwähnt zu werden, weil sie in treffender Weise die grundsätzliche Bedeutung des Sprachunterrichts, namentlich auch in der lat. Grammatik, beleuchten. Der erste Aufsatz von Fr. Charitius, Vom Werte des Sprachunterrichts (28 S.), hält sich allgemeiner, bezieht sich aber doch in erster Linie auf den lat. Unterricht; der zweite von G. Boesch, Vom Übersetzen in das Lateinische (18 S.), betont besonders die 'Erziehung zu selbständiger Arbeitsweise, die nichts anderes ist als die Ausbildung der geistigen Kräfte durch freien Gebrauch' (S. 33), wie sie durch das Übersetzen in das Lateinische mit seinen grammatischen und stilistischen Erörterungen gewonnen wird. Mit gutem Grunde wird auch S. 36 hervorgehoben, daß für den Schüler das notwendige 'Normalmaß die Sprache Cäsars und Ciceros bildet, denen gemeinsam ist die Vermeidung alles dessen, was ungewöhnlich, altertümlich, poetisch, gesucht ist'; damit soll natürlich durchaus nicht ein einseitiger 'Ciceronianismus' befürwortet werden.

40) W. Kroll, Die wissenschaftliche Syntax im lateinischen Unterricht. Berlin, Weidmann, 1917. VIII u. 75 S. 8°. 2,20 ℳ.

Die Frage der Verwertung der Ergebnisse der Sprachwissenschaft im lat. Unterricht steht in methodisch-didaktischen Erörterungen noch immer im Vordergrunde. Auch das vorliegende Buch beschäftigt sich damit, und zwar im allgemeinen in maßvoller und besonnener Weise, was um so mehr anzuerkennen ist, als die Vertreter des neuen — oder doch wenigstens von neuem wieder aufgefrischten — Gedankens gar zu leicht geneigt sind, über das Ziel hinauszuschießen.

Für die unteren Klassen zunächst lehnt Verfasser S. 17 die sprachwissenschaftliche Behandlung der Formenlehre ab; es sei am besten, wenn der Schüler hier 'nicht mit den Ergebnissen der historischen Grammatik belastet wird, nach denen er kein Verlangen trägt und deren wahre Bedeutung er doch noch nicht verstehen kann ... Auf einer höheren Stufe des Unterrichts wird sich Gelegenheit bieten, ihm die lautlichen

Digitized by Google

'Vorgänge zu erklären'. Also eine systematische Behandlung will Kroll, wenn ich ihn recht verstehe, auch hier nicht, sondern mehr eine gelegentliche, meiner Ansicht nach mit Recht. Man muß doch auch bedenken, daß die griechische Laut- und Formenlehre aus verschiedenen Gründen (vgl. JB. 1915, S. 26) die beste und eigentliche Gelegenheit zu solchen Erörterungen bietet; im Lat. können sie immerhin zurücktreten. Es drängt sich mir deshalb auch immer mehr die Überzeugung auf, daß die Lehrbücher von Niepmann und Genossen wegen des Übermaßes des sprachwissenschaftlichen Stoffes in der Formenlehre für die Schule durchaus nicht geeignet sind.

Ganz anders liegt die Sache für die Syntax; diese fällt 'in der Hauptsache erst den mittleren Stufen zu, und es wird daher möglich sein, hier von vornherein etwas wissenschaftlicher zu verfahren' (S. 18). Um festzustellen, was etwa auf diesem Gebiete einer 'modernen' Grammatik einverleibt werden kann, geht Verfasser die einzelnen Teile der Syntax durch und erörtert eine Reihe der Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, die nach seiner Meinung Berücksichtigung in der Schulgrammatik verdienen. Was da gesagt wird über die ursprünglich transitiven Deponentia *fruor, fungor* usw., den Abl. absolutus, das part. perf. pass., die Supina, die Aktionsarten, den absoluten und bezogenen Gebrauch der Tempora, die Modus- und Tempusangleichung, die Entstehung der indirekten Fragesätze, die Konjunktionen *licet, simulac, quod, quam, ut* (= irgendwie), das Wackernagelsche Gesetz der Stellung der enklitischen Wörter, wird man wohl ziemlich alles gelten lassen können[1]). Ich gestehe auch zu, daß aufgenommen zu werden verdienen die Deutung von *fieri coeptus est* durch Attraktion, die Ableitung des gen. pretii aus dem gen. qualitatis, von *cupiens* c. gen. aus *cupidus* c. gen. u. ähnl., die Erklärung von *dum, quia*[2]), vielleicht auch *si;* anderes wird gelegentlich im Unterricht erwähnt werden können, wenn es auch nicht im gedruckten Schulbuch zu stehen braucht (so z. B. was Kroll über den dat. ethicus, den acc. graecus und die Prolepse sagt). Aber daran möchte ich doch festhalten, daß unerwiesene Hypothesen, mögen sie auch noch so geistreich sein, nicht in den Unterricht gehören; dem Schüler soll nur etwas Sicheres geboten werden, was nicht dem Wechsel der Mode unterworfen ist. Deshalb möchte ich für die Schule nicht nur mit Kroll die Erörterung der Grundbedeutungen der Kasus und Modi ausscheiden, sondern u. a. auch Skutsch's Erklärung der Konstruktion von *interest,* die Begründung des Gebrauchs des Imperf. durch die Herleitung von *amabam* aus *amansfam,* des Verfassers Hypothesen über den inf. historicus und vor allem über die verschiedenen Verwendungen des Konjunktivs (namentlich als Potentialis, vgl. Nr. 10), sowie den Klauselrhythmus; vielleicht auch die Erklärung des Ablativs bei *opus est.*

[1]) Alle diese Punkte sind übrigens neben anderen, die Kr. nicht erwähnt, in der 12. Aufl. meiner Lat. Schulgramm. schon mehr oder weniger verwertet, freilich im wesentlichen nur in Fußnoten, da solche Erklärungen meines Erachtens vielfach noch nicht für die erste Durchnahme geeignet sind.

[2]) Die Erklärung von *quia* findet sich übriges trotz Kroll (Glotta VIII, S. 304) in meiner Bearbeitung des Kühner II, 2, S. 270 med.

Digitized by Google

Beachtenswert sind auch einzelne gelegentliche Bemerkungen; so, wenn S. 5 die Rede ist von dem 'unglückseligen Dogma, daß man nur mit stetiger Subordination und in Perioden Lateinisch schreiben' könne, oder wenn S. 6 zugestanden wird, daß man jetzt im Gegensatz zu der früheren Praxis bei den Texten der Schriftsteller 'bisweilen in der Konservierung aller überlieferten Abnormitäten zu weit geht'; oder wenn S. 15 Fußn. 2 gefordert wird, daß bei der Anrechnung von Fehlern, die der Schüler beim Übersetzen deutscher Relativsätze ins Lat. (hinsichtlich des Modus) macht, Liberalität herrsche; jeder vernünftige Lehrer wird die hier walten lassen. An anderen Stellen wird man freilich zum Widerspruch neigen, so, wenn es S. 16 heißt, 'bei vielen sprachlichen Eigentümlichkeiten des Tacitus handle es sich um bare Willkür', so daß es vergebliche Mühe sei, sich über die Bedeutung eines einzelnen Konj. bei ihm den Kopf zu zerbrechen; und ähnliches gelte auch schon für Livius. Auch dem Metrum bzw. dem Klauselrhythmus räumt Kroll vielfach einen bedeutenden Einfluß auf die Wahl der sprachlichen Form ein; aber er sagt doch S. 63 Fußn. mit Recht, Cicero hätte trotz der Klausel in einem bestimmten Falle 'den Indik. nicht setzen können, wenn er nicht syntaktisch möglich wäre'. Ebenso wird doch auch die spätere Prosa nicht rein willkürlich Ausdrucksweisen haben wählen können, die nicht schon sonst in der Sprache begründet waren. Daß Kroll im Interesse der sprachwissenschaftlichen Belehrung auch gern das Altlatein auf der Schule vertreten sähe, blickt gelegentlich durch, und ist auch leicht erklärlich; aber bei der Auswahl der Lektüre wird doch vor allem der Inhalt maßgebend bleiben müssen.

41) A. Führer, Sprachwissenschaft und lateinische Schulgrammatik. Paderborn, Schöningh, 1917. 58 S. 8°. 1,20 *M*.

In der ausführlichen Rechtfertigung seines Standpunktes, die Verfasser in der obigen Schrift gibt, geht derselbe von meiner Bemerkung in diesen JB. 1915, S. 26 aus, daß er 'vielleicht etwas zu einseitig an dem alten Standpunkte festhalte'. Er stellt meine Äußerungen über die Frage a. a. O. 24ff. mit dem zusammen, was er selbst in der Vorrede zur 27. Aufl. der F. Schultzschen Kleinen Lat. Sprachlehre ausgesprochen hat, und folgert daraus, daß wir in dieser Sache im Grunde ein und denselben Standpunkt einnehmen, also 'Weg- und Gesinnungsgenossen' sind. Darin hat er vollkommen recht für die Formenlehre, aber für die Syntax doch mehr nur in der Theorie. Denn hier ist Führer in der Praxis wesentlich zurückhaltender (auf den Ausdruck 'einseitig' lege ich keinen Wert), als ich es für richtig halte. Um das nachzuweisen und mein allgemeines Urteil über die Sprachlehre zu rechtfertigen, habe ich oben (Nr. 33) die neueste Auflage des Buches eingehender besprochen.

Die beachtenswerte Abhandlung beschäftigt sich im wesentlichen mit der Formenlehre. Verfasser weist meines Erachtens überzeugend nach, daß sprachwissenschaftliche Belehrungen für den Sextaner keine Erleichterung bedeuten, sondern nur eine Erschwerung bringen; für diese Stufe ist zunächst 'mechanische Gedächtnisarbeit und Formenpauken' unerläßlich. Dagegen kann man Brugmann recht geben, der

Digitized by Google

derartige Belehrungen für die höheren Klassen fordert: freilich bei der Unsicherheit der wissenschaftlichen Ergebnisse wie bei dem Mangel sprachwissenschaftlich vorgebildeter Lehrer nur mit großer Vorsicht. Was da für Laut- und Formenlehre, allerdings mehr in gelegentlichen Erörterungen, gegeben werden kann, stellt Führer in einem besonderen Hefte [1]) zusammen, so viel ich sehe, in besonnener und angemessener Auswahl.

Weit kürzer wird die Syntax behandelt (S. 43—46), und hier liegt meines Erachtens die Schwäche der Abhandlung; daß nach meiner Meinung hier manches sprachwissenschaftliche Material verwertet werden kann, hat die vorausgehende Besprechung wohl zur Genüge gezeigt. Keinenfalls kann ich mich damit einverstanden erklären, wenn Führer sogar meint, daß 'mit der beliebten Regel, daß Begehrungssätze im Konj. stehen, nicht viel anzufangen sei, weil die Schüler dann erst noch lernen müßten, was im Lat. unter den Begriff Begehrungssätze fiele'. Für die Syntax der Modi in Haupt- und Nebensätzen bildet doch die Scheidung zwischen Aussage- und Begehrungssätzen eine überaus wichtige, geradezu unentbehrliche Grundlage; und eine Schwierigkeit für die Erklärung sehe ich auch nicht. Die abweichende Konstruktion von *iubeo, veto, volo* usw. erklärt sich leicht (vgl. Hoffmann, lat. Unterricht, S. 142); und daß bei den Verben des Bewirkens und Erreichens nicht nur die konsekutive Auffassung möglich ist, die ja auch der Lateiner kennt, sondern auch die finale, je nachdem der Inhalt des Nebensatzes als erstrebtes oder tatsächlich erreichtes Ziel gefaßt wird, begreift auch der Schüler, wenn man ihn gelegentlich einmal darauf hinweist, nach meiner Erfahrung ohne Mühe.

42) F. Charitius, Vom Herübersetzen. Monatsschrift für höhere Schulen. XV (1916), S. 87—94.

In seiner bedeutsamen Schrift 'Der lateinische Unterricht auf sprachwissenschaftlicher Grundlage' (vgl. JB. 1916, S. 130ff.) bekämpft Fr. Hoffmann das übliche 'Konstruieren'; er empfiehlt den naturgemäßen Gang, daß 'man erst das Ganze irgendwie zu erfassen suche und dann das Verständnis der Glieder' (S. 159). Dem gegenüber betont Charitius die Notwendigkeit des Konstruierens wenigstens für die unteren Klassen; hier muß der Schüler erst die einzelnen Glieder erfassen, um daraus die Gesamtvorstellung zu gewinnen. Zudem bleibt unklar, was Hoffmann eigentlich mit dem 'irgendwie erfassen' meint; und ein 'verstecktes Konstruieren' findet sich auch in seinen eigenen Darlegungen. Meines Erachtens treffen die Ausführungen von Charitius das Richtige.

43) B. Linderbauer, Bemerkungen zur lateinischen Schulgrammatik und -Synonymik. Blätter für das Gymnasial-Schulwesen. Bd. 50, S. 1—10. München, Lindauer, 1913.

Die verständigen Bemerkungen, deren Zweck ist, 'ungerechtfertigte Einschränkungen des tatsächlich bestehenden lat. Sprachgebrauches durch

[1]) Sprachgeschichtliche Erläuterungen zur lat. Formen- und Lautlehre. Ein Beiheft zur 'Kl. lat. Sprachlehre'. Paderborn, Schöningh, 1917. 39 S. 8°. 1 *M*.

Digitized by Google

die ererbte Schulpraxis zu bekämpfen', bieten zunächst für die Schulgrammatik nicht gerade viel, was nicht schon irgendwo einmal gesagt oder beachtet wäre; aber für den Lateinlehrer haben diese anspruchlosen Zusammenstellungen ohne Frage doch ihren Wert, da die ererbten Irrtümer so gerne immer wieder auftauchen. Verfasser stützt sich offenbar nur auf eigene Sammlungen, kennt auch wohl die einschlägige Literatur nicht überall; sonst hätte er bei *similis* c. dat. wohl auf Kühner Synt.[2] II, S. 449ff., bei der freieren Stellung von *quisque* auf Lebreton, Études sur la Grammaire de Cicéron, S. 106ff. sowie auf meine Bemerkungen Zeitschr. f. d. Gymnasialw. 1906, S. 371ff. verweisen können und dergleichen mehr.

Wertvoller sind die Bemerkungen zur Schulsynonymik, einem Gebiet, mit dem sich Verfasser nach seiner Angabe schon früher in einer Programmabhandlung von Metten (1904) beschäftigt hat. Es wird nachgewiesen, daß die Schule vielfach die Gebrauchssphären der lat. Synonyma im Widerspruch mit der wirklichen Sprache zu eng abgrenzt; die meisten Synonyma haben durch weitere Ausdehnung ihrer ursprünglichen Bedeutung sich vielfach miteinander ausgeglichen, so daß die üblichen Unterscheidungen sich nicht aufrecht erhalten lassen. Da ist besonders beachtenswert, was über *antiquus* und *vetus*, über die Altersstufen *infans*, *puer*, *adulescens* usw., über *invenire* und *reperire*, *gaudere* und *laetari*, *accidit*, *contingit* und *evenit*, *parere*, *oboedire* und *obtemperare*, *perdere* und *amittere* u. a. gesagt wird. Freilich macht sich auch hier der Mangel geltend, daß frühere Arbeiten nicht berücksichtigt sind, so namentlich nicht die wertvolle Programmabhandlung von G. von Kobilinski (Königsberg 1890), die in gleichem Sinne gearbeitet ist und schon manches, was hier gesagt wird, vorweggenommen hat.

Norden. Carl Stegmann.

Digitized by Google

Tacitus

Über das Jahr 1917/18

I. Ausgaben

1) Cornelii Taciti De origine et situ Germanorum liber. Ad fidem praecipue codicis Aesini recensuit praefatus est Caesar Annibaldi.

2) Cornelii Taciti De vita Julii Agricolae liber. Recensuit praefatus est appendice critica instruxit Caesar Annibaldi.

Der Verkehr zwischen Italien und Deutschland ist seit 1915 unterbrochen. So kommt es, daß ich die beiden oben genannten Ausgaben, die als Nr. 2 und 7 des Corpus scriptorum Latinorum Paravianum moderante Carolo Pascal in Turin bei Paravia & Co. zum Preise von je L. 1,25 1916 und 1917 erschienen sind, nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus den Anzeigen Vilh. Lundströms Svensk hum. tidskr. I S. 16 und 138 kenne.

Das corpus Paravianum scriptorum Latinorum enthält Handausgaben mit kurzem kritischen Apparat und bringt die Selbständigkeit der italienischen Philologie gegenüber der Bibliotheca Teubneriana und der Bibliotheca Oxoniensis zum Ausdruck. Annibaldi ist der Entdecker und Herausgeber der Handschrift von Jesi; aber obwohl seine Vorliebe für diese Handschrift wohl begreiflich ist, muß man sich doch wundern, daß sein Germaniatext lediglich eine Wiedergabe jener Handschrift ist; denn jede Abweichung von ihr kennzeichnet er durch kursiven Druck; ja an drei Stellen schließt er ein Wort, weil es im Aesinus fehlt, von seinem Texte zu dessen Nachteil aus: *etiam* 2, 21, *quoque* 5, 17, *ego* 46, 24. Auch unnötige Konjekturen früherer Herausgeber hat er hier und da aufgenommen, z. B. *ministrant* 44, 9, *in medio* 46, 24. Doch im allgemeinen ist sein Text zuverlässig, und seine kurze praefatio über die handschriftliche Tradition ist eine ausgezeichnete Zusammenfassung seiner eigenen und Wissowas Forschungen. Aber der kritische Apparat, der nicht unter dem Texte steht, sondern ihm folgt, ist seltsamerweise nicht vom Herausgeber, sondern von Pascal zusammengestellt, was um so sonderbarer ist, als Pascals Noten aus Annibaldis eigenem Apparat von 1910 entlehnt sind. Hätte Annibaldi die Arbeit selbst gemacht, so hätte er die Willkür, die jetzt im Apparat herrscht, sicherlich fern gehalten. Wie unzuverlässig Pascals Angaben sind, zeigt Lundström an mehreren Beispielen, und wie leicht es geschieht, daß, wenn eine Person den Text, eine andere den Apparat macht, die rechte Hand nicht weiß, was die linke tut, lehrt die Behandlung des Schlußsatzes von c. 21. Aus Annibaldis Vorrede geht hervor, daß er seinen Text nach Lachmanns Konjektur

Digitized by Google

vinclum inter hospites comitas festgestellt hat; im Text aber steht *victus inter hospites communis* und dazu im Apparat *victus i. h. communis* 'nos', d. h. Pascal hat in Annibaldis Text eingegriffen und außerdem eine Konjektur sich zugeschrieben, die von Longolius und Selling längst vorweggenommen war.

Günstiger lautet Lundströms Urteil über die Agricolaausgabe, in der Text und Apparat beide von Annibaldi herrühren, während Pascals Beitrag sich auf eine kurze Skizze von Agricolas Leben, ein etwas willkürliches Verzeichnis von Arbeiten zum Agricola und Ausgaben der Schrift samt einer Sammlung von testimonia vetera über Tacitus beschränkt. Im Texte folgt Annibaldi durchweg seiner Jesi-Handschrift; doch hätte der Anschluß noch enger sein müssen. Denn es ist kein Grund, wie Lundström meint, 38, 9 mit Ernesti *secreti colles* in *deserti colles* zu ändern oder am Schluß dieses Kapitels *unde proximo anno Britanniae litore lecto omni reditura erat* zu schreiben. Ebenso unnötig sei die Umstellung von *ut* 14, 7 und die Verwandlung von *nam* 37, 18 in *iam*, pedantisch die von *octavus* in *septimus* 33, 6; auch die handschriftlichen Lesarten *inritamenta* 20, 9, *vobis* 32, 17, *si et sese* 15, 15 seien nicht anzutasten, und 17, 2 zeuge der Aesinus für den Plural *minutae hostium spes*, 16, 23 für den abl. abs. *pacta exercitus licentia, ducis salute*. Den kritischen Apparat Annibaldis erklärt Lundström für zuverlässig; doch sei er, wie auch der Andresens, ein wenig zu knapp. Ein wunderlicher methodischer Fehler, der auch Hedicke und Andresen zur Last falle, bestehe darin, daß Annibaldis Apparat auch für die Teile des Agricola, für die jetzt Enochs Handschrift zu Gebote steht, die nun wertlos gewordenen Lesarten der jüngeren Abschriften, die ja alle von Enochs Handschrift herstammen, mitschleppt. Für die Partien 13 *munia* bis 40 *missum* und *denotantibus* 45 bis zum Schluß sei einzig die Jesi-Handschrift, für die übrigen Partien diese nebst den beiden Vaticani maßgebend. Nur wenn eine Abschrift einmal eine Lesart (d. i. eine Konjektur) aufweist, die wert ist in den Text aufgenommen zu werden, müsse sie natürlich zitiert werden wie andere Urheber akzeptierter Vermutungen. Lundström schließt seine Anzeige mit der Versicherung, daß jene Ausstellungen durchaus nicht den Wert der Ausgabe herabsetzen sollen, zu deren Erscheinen das Corpus Paravianum zu beglückwünschen sei, und bemerkt nebenbei, daß in derselben Sammlung eine Ausgabe des Dialogus von Wick vorbereitet wird.

3) Tacitus Germanerna, tolkad av N. E. Hammarstedt. Stockholm, Hugo Gebers förlag, 1916. 159 S. 2 kr. 50 öre.

Dieses Werk ist mir ebenfalls nur aus Vilh. Lundströms Anzeige Svensk hum. tidskr. I S. 68 bekannt geworden. Es besteht aus einer von wirklichen Fehlgriffen so gut wie nirgends entstellten Übersetzung und einem Kommentar, der neben dem mehr oder minder alltäglichen Gut, dessen Hauptquelle Müllenhoff ist, auch gute, freilich nicht sehr zahlreiche Körner enthält, die der Philologe leicht aus der Spreu aussondern könne. Diese Körner sind die aus schwedischer Sitte und nordischem Volksleben geschöpften Erklärungen. Die Textkritik ist, wie

Digitized by Google

Lundström sagt, Hammarstedts schwache Seite; die für Schweden besonders interessanten Kapitel 43—46 werden von ihm nur höchst oberflächlich behandelt. Lundström fügt seiner Anzeige einige Bemerkungen zu einzelnen Stellen bei. 2, 4 sei *adversus* 'entgegengesetzt' mit dem ganzen europäischen Kontinent dazwischen; *ut sic dixerim* sei hinzugesetzt, um den ungewöhnlichen Umstand anzudeuten, daß der Zwischenraum ein Landkomplex ist. 2, 19 übersetzt Lundström so: 'vad som var namnet på en stam, men icke på hela folket, har så småningom (allmählich) vuxit ut, så att hela folket först av de besegrade gallerna i förskräckelsen kallats (genannt wurden) så efter deras besegrare, men sedan jämväl (*mox etiam*) för egen del kallat sig med det av andra påhittade (*invento*) namnet'. 3, 12 sei Ἀσκιπύργιον hinter *nominatumque* nicht auszuschalten; 8, 6 sei *nubiles* lediglich eine Konjektur des Korrektors von b; in demselben Kapitel seien *Veleda* und *Albruna* Appellativa, die der Römer als Eigennamen mißverstanden habe; 11, 1 sei *consultant* = 'entscheiden', 'beschließen'; der Schlußsatz von 21 'Samlivet mellan värd och gäst är angenämst' bilde den Übergang zu der im nächsten Kapitel folgenden Schilderung eines frohen germanischen Tages.

Anzeigen älterer Ausgaben

4) Ussani, I libri XV—XVI degli Annali di Tacito (JB. XXXII 274). 2. ed.: Boll. di fil. class. 24 (1917), 2—3 von L. Valmaggi; Franke und Arens, Tacitus Germania und Auswahl aus den Analen (JB. XXXIII 240). 4. Aufl. Kommentar 3. Aufl.: Berl. phil. WS. 1917 Sp. 1535 von R. Berndt (Berndt verzeichnet die Abweichungen des Textes von Halm[5], darunter eine überflüssige Konjektur, deren Urheber ich nicht kenne: *qui ⟨se Christianos⟩ fatebantur* Ann. XV 44); Nipperdey-Andresen, Ann. I—VI[11] (JB. XLI 161): Monatschr. f. höh. Schulen XVI S. 109 von J. Schmedes ('gründlich durchgearbeitet und vielfach verbessert').

5) Halm-Andresen II[5] (JB. XXXXIII 68): WS. f. kl. Phil. 1917 Sp. 296 bis 299 und 316—331 von Constantin John, dem leider jüngst verstorbenen, rühmlichst bekannten Herausgeber und Erklärer des Dialogus, Vollender des Lexicon Taciteum und gründlichen Kenner lateinischer Ausdrucksweise. Die Anzeige beschränkt sich, nachdem W. Heraeus eine Besprechung der Historien geliefert hat (s. JB. XXXXIII 104), auf die drei kleinen Schriften und beruht auf einer äußerst sorgfältigen Durchsicht. Im allgemeinen schließt sich John 'der fast unbeschränkten Anerkennung, die die übrigen Teile der neuen Auflage gefunden haben, in jeder Hinsicht an'. Der kritische Apparat sei bei aller Knappheit so vollständig als nötig; in der Rechtschreibung jedoch erstrecke sich die grundsätzliche Abhängigkeit von der besten Überlieferung erheblich über das hinaus, was noch als Hand des Schriftstellers gelten könne, wenigstens in solchen Fällen, wo verschiedene Schreibungen des selben Wortes nahe aufeinander folgen. Mir genügt das Zugeständnis Johns, daß diese Treue berechtigt sei, soweit sich nicht feststellen läßt, welche Form (z. B. *sed* oder *set, adrogantia* oder *arrogantia*) der Schriftsteller selbst gewählt

Digitized by Google

hat, und nur in einem einzigen Falle würde ich mich heute anders entscheiden: Germ. 2, 14 hätte ich nicht *pluris ... plurisque,* sondern *plures ... pluresque* schreiben sollen; denn an der zweiten Stelle haben alle Handschriften, an der ersten die Gruppe Y die Form mit *e.*

Unter den von John gebilligten Lesarten der neuen Auflage nenne ich Germ. 4, 4 *tamquam* (da *quamquam* sich, wie er richtig bemerkt, nicht mit *in* verträgt, das selbst konzessive Bedeutung hat), 13, 13 *magno semper et electorum iuvenum globo circumdari,* 16, 6 *inscitia aedificandi* (vgl. JB. XXXXIII 87), 45, 10 *pro ... omni ... tutela* ('als Universalschutzmittel'). Auch darin bin ich mit John einverstanden, daß Germ. 38, 9, wie Gudeman erkannt hat (s. JB. XXXXIII 90), ein mit *apud Suebos* beginnender Satz *Suebi* als Subjekt ausschließt, und erkenne an, daß Johns Ergänzung zu den Schlußworten von Dial. 37 treffender ist als alle andern Versuche, sowie daß nach *finguntur* Germ. 5, 12 statt des Kommas eine stärkere Interpunktion angemessen ist.

Indem ich die lange Reihe der von John aufgezählten Stellen übergehe, an denen er sich mit meiner Textgestaltung in Kürze einverstanden erklärt, wende ich mich dem Teil der von ihm berührten Einzelfragen zu, über den ich mit Sicherheit zu entscheiden Bedenken trage. Mit den Titeln der drei kleinen Schriften steht es übel: der des Dialogs ist zu unbestimmt, in dem des Agricola fehlen die res gestae, der der Germania ist sehr verschieden überliefert. Daher habe ich die meistbezeugte Überschrift gewählt; die von C. gebotene ist wohl zutreffender, aber weitschweifig. Germ. 3, 3 stimmt Johns Erklärung von *haec,* wonach es das bezeichnet, was als bekannt vorausgesetzt wird, allerdings zu der Grundbedeutung dieses Pronomens, paßt aber weniger gut zu dem folgenden Relativsatz; denn sollte man wirklich den barditus in den Straßen Roms gehört haben? 11, 10 faßt auch John *ut* in zeitlichem Sinne, bewahrt aber *turbae;* denn der Zusammenhang sei: 'der verzögerten Sammlung folgt die verzögerte, erst von der eigenen Entschließung der Menge abhängige Eröffnung der Versammlung'. Die Stelle H. IV 23, auf die ich mich WS. f. kl. Phil. 1916 Sp. 1134 zugunsten meiner Deutung von *placuit* = sufficere visa est berufe, beweise die Unentbehrlichkeit von *satis* für diesen Gedankeninhalt, und *turba* habe nicht den quantitativen Sinn von *numerus.* Das letztere Bedenken vermag ich nicht zu beseitigen; in der Historienstelle kommt der Begriff des Ausreichens wohl nicht erst durch *satis* in den Ausdruck hinein, da wer *satis placebant* = satis esse videbantur setzt, das Adverbium in das Adjektiv verwandelt; ferner ist, wenn man in der Germaniastelle *turbae* liest, dieses Wort im Grunde überflüssig; endlich wiederhole ich die Frage: wann tritt der Augenblick ein, wo sie sich setzen? Doch wohl wenn sie sich umschauen und sehen, daß eine ausreichende Menge beisammen ist. — Germ. 15, 1 verwirft John die Streichung des *non* vor *multum,* da die Jagd nur eine kurze Unterbrechung des otium sei. Ist dies richtig, dann ist *plus* ein zu schwacher Ausdruck, an dessen Stelle man 'fast die ganze Zeit' erwartet. 32, 2 wird Nováks Konjektur *accolunt,* die John ablehnt, durch H. I 51, 14 *pars Galliarum, quae Rhenum accolit,* empfohlen; mehrmals sagt Tacitus vom Rheinufer: *ripam colere.* 38, 10 tritt John

Digitized by Google

für *in ipso solo vertice* ein: 'bei den Sueben ist gerade der Scheitel der einzige Sammelpunkt des Haares' und fügt hinzu: 'auch die Fürsten tragen diesen Haarturm auf dem Scheitel, aber daneben noch weitere Haarknoten *(ornatiorem)*. Worin der 'erhöhte Haarschmuck' der Fürsten besteht, sagt Tacitus leider nicht; ob Johns Deutung seine Meinung trifft, bleibt dahingestellt. Dazu ist die äußere Beglaubigung von *solo* nicht ganz zweifellos: *ipso solo* nebeneinander steht nur in Y; in den übrigen Handschriften ist eins von beiden übergeschrieben oder am Rande nachgetragen, und die Vermutung, daß *solo* aus einer Dittographie der zweiten Silbe von *ipso* entstanden ist, liegt nicht allzufern. Am Schluß des Kapitels erklärt John *ut* nach *compti* 'wie es ihnen für das Auge des Feindes angemessen erscheint'; im lex. Tac. deutet er es kausal und übersetzt 'weil berechnet für' —

Agr. 12, 2 übersetzt John: 'einst von Königen regiert, sind sie jetzt infolge der Herrschaft von Parteihäuptern im Banne von Parteibestrebungen (deren zerklüftende Wirkung sich unausgesprochen versteht)'. Ob hier *per principes* richtig gedeutet ist, scheint mir zweifelhaft. 16, 22 spricht die Überlieferung nicht für die von John bevorzugte Lesart *ac velut pacta exercitus licentia, ducis salute [et]* (oder *ea*). Allerdings ist, wenn man *ac velut pacti, exercitus licentiam, dux salutem, et* liest, *pacti* als verbum finitum nicht zu erkennen; aber man darf sich vielleicht auf *aucti* H. V 12, 10 berufen, obwohl hier ein schwereres Verderbnis vorliegen kann. Ob Ernesti 38, 9, wie John glaubt, recht daran getan hat, *secreti* in *deserti* zu ändern, oder ob man Tacitus zutrauen darf, daß er in kühner Weise von den Hügeln gesagt habe, nachdem sie von den Insassen geräumt waren, sie seien 'unter sich', 'beiseite gestellt', 'abgesondert' gewesen, als ob sie es wären, die ihre Stellung geändert hatten, wage ich nicht zu entscheiden. 38, 19 liest John *unde proximo Britanniae latere praelecto omnis rediret:* 'der entlegene Hafen sollte Ausgangs- und Stützpunkt einer Unternehmung an der anliegenden Nordküste Britanniens sein und dann nach Wiedervereinigung der Teile von der ganzen Flotte verlassen werden'. Von einer Teilung der Flotte finde ich keine Andeutung; *omnis* statt *omni*, dessen Stellung freilich auffällt, steht nur in E; aber das *s* ist getilgt; das Plusquamperfekt *redierat* beziehe ich auf *tenuit*, welches das Einlaufen der zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrten Flotte bezeichnet. Über 42 a. E., wo John nach J. Müller *qui* hinter *plerique* einzuschieben rät, und 43, 6, wo, wie ich gestehe, mein Versuch, den überlieferten Text zu erklären, seine Bedenken hat, wird wohl noch lange verhandelt werden.

Ob Dial. 10, 33 die Beobachtung, daß Tacitus *meditatus* als Partizip nie aktivisch gebraucht, genügt, um den Vorzug der Verwandlung von *aut* in *et* vor der Streichung von *aut*, das aus der vorangehenden Zeile wiederholt sein kann, zu erweisen, lasse ich dahingestellt, ebenso ob 13, 14 *vel* vor *ii* oder mit Lipsius *non* vor *praestant* einzuschieben ist. 28, 17 habe ich *eligebatur autem* in meinen Ausgaben so gut es geht zu rechtfertigen versucht; daß Meiser mit *aut eligebatur* den echten Text hergestellt hat, glaube ich nicht.

Digitized by Google

Mit größerer Entschiedenheit darf ich an den übrigen von John berührten Stellen meine Textgestaltung verteidigen. Der Plural *opinionibus* Germ. 4, 1 ist mir unverständlich; s. WS. f. kl. Phil. 1916 Sp. 1133, auch braucht Tacitus *opinio* wie *persuasio* nur im Singular. 19, 7 verwirft John Madvigs Änderung von *enim* in *enimvero:* der Satz *non forma . . . invenerit* sei nur auf die Fälle verlorner Unschuld einer Frau oder Jungfrau berechnet, und nur eben um auch letzteren Fall nicht auszuschließen, sei der Zusatz *alterum* zu *maritum* unterdrückt. Ist dies letztere schon mißlich, so wird die Verwirrung noch ärger dadurch, daß *publicare* bei Tacitus, wie auch John zugibt, nur 'zum allgemeinen Gebrauch hergeben' heißt. Vgl. WS. f. kl. Phil. 1916 Sp. 1134. *Publicatae pudicitiae* geht also auf gewerbsmäßige Unzucht. Darf man hierin eine 'ungeschichtliche Übertragung eines römischen Kulturauswuchses' erblicken? Spricht doch Tacitus 12, 4 selbst von *corpore infames* bei den alten Germanen.

Wenn man Agr. 1 a. E. *tempora* zum Objekt von *incusaturus* macht, so tritt man in Widerspruch mit der eben vorher bezeugten Tatsache, daß Tacitus die Zeiten anklagt. In dem absolut gesetzten *incusaturus* liegt der Gedanke 'wenn ich irgend welche Personen anklagen und nicht das Lob eines Mannes, dessen Andenken mir teuer ist, verkünden wollte'. 9, 10 ziehe ich die Teilung 2 + 2 der von John empfohlenen 3 + 1 vor, weil ich die Stelle so verstehe: *gravis* und *intentus* (voll Ernst und angespannter Aufmerksamkeit) war Agricola als Richter in allen Fällen, in einem Teil der Fälle streng, in zahlreichen Fällen voll Mitleid. 17,2 hat *minutae* nur geringe Gewähr; denn in der Handschrift E, in der es steht, ist das *e* getilgt. Dagegen läßt sich gegen *sola spes* 46, 13 (nach E) nichts einwenden.

Dial. 3, 10, wo John liest *leges tu, quid Maternus sibi debuerit* ist ein Beispiel für eine von *legere* abhängige indirekte Frage auch heute noch nicht beigebracht; ferner verrät sich darin, daß Maternus sich bei Namen nennt und sich damit als tonangebende Persönlichkeit bezeichnet, auch darin, daß er sich selbst als den hinstellt, vor dem er sich verantwortlich fühlt, etwas reichlich Selbstgefühl, wie es in den historischen Schriften gelegentlich fürstlichen Personen beigelegt wird (Germanicus, Otho, der jüngeren Agrippina). In Nipperdeys trefflicher Konjektur ist *si libuerit* keine leere Redewendung; denn nicht jeder hat Lust zu lesen, was er schon hat vortragen hören, und nun schließt sich *et agnosces* sehr glatt an *leges* an. 5, 13 stimmt John meiner Vermutung über die Entstehung der handschriftlichen Lesung *apud eos* zu, will es aber nicht streichen, sondern beharrt auf der Änderung in *apud nos.* Ich kann mir nicht vorstellen, daß Aper nicht bloß Secundus, der das Richteramt abgelehnt hat, sondern auch sich selbst, d. h. den Ankläger, zum Richter in seinem Streite mit Maternus sollte eingesetzt haben. Pithoeus' Konjektur *si non in alvo oritur* 7, 10, die John für die einfachste Lösung hält, hat nur bei wenigen Herausgebern und wohl nur wegen der Leichtigkeit der Änderung Beifall gefunden; dazu kommt noch, daß *si* nur bewahrt werden kann, wenn man den folgenden Gedanken so ergänzt: 'auf keine Weise erworben wird, da es weder durch kaiserliches Hand-

Digitized by Google

schreiben verliehen werden kann, noch sich in Begleitung der Gunst einstellt'. 10, 4 würde die Fassung *quando enim harum recitationum fama in totam urbem penetrat* 'niemals dringt die Kunde von den Vorträgen, die wir hier täglich zu hören bekommen, in die ganze Stadt' dem Gedanken allerdings vollauf genügen; aber der Zusatz von *rarissima* ('spärlich', 'nur vereinzelt auftretend') ist doch nicht so unerträglich, daß man an ein Glossem *rarissime* denken müßte. Auch *vester* 16, 33 kann entbehrt werden, da es nichts anderes sagt als *quem vos veterem et antiquam fingitis,* und John streicht es deshalb. Nach diesem Grundsatz müßte auch *iste* 13, 11 getilgt werden, weil es mit *ad quorum exempla me vocas* gleichbedeutend ist, und ebenso die Worte *quem reum faciunt* 19, 3, die neben dem zweiten Relativsatz belanglos sind. Auch das von vielen, so auch von John gestrichene *matrem* 28, 24 ist ein harmloser Zusatz, wie *coniugem* nach *Octaviam* Ann. XIV 59, 14 (denn eins von beiden könnte fehlen), oder *Vistiliae marito* II 85, 7, das durch *uxore* entbehrlich gemacht wird. Dagegen halte ich 10, 11, wo John *natura sua* als den 'persönlichen Anteil' erklärt, 'der dem Menschen an Naturkraft verliehen worden ist', nach wie vor den Zusatz von *sua* für fehlerhaft; denn 'die Natur' oder die Götter sind es, die dem Menschen ihre Gaben darbringen oder versagen: Ann. I 79, 11. XV 42, 6. H. IV 17, 24. — Germ. 5, 7. Dial. 10, 23. Ann. VI 8, 18. — John tadelt ferner die Änderung von *veteri* 24, 10 in *vetere*, da sich für jene aus metrischem Grunde vorwiegend dichterische Form des Ablativs von *vetus* hier ein besonderer Anlaß aus der Person des Sprechers ableiten lasse. Hiergegen bemerke ich, daß die Handschriften des Tacitus die Ablativform *vetere* an 22 Stellen bezeugen und daß außer jener Stelle des Dialogs nur Ann. I 60, 3 *veteri* überliefert ist, wo Wesenbergs Emendation *vetere* allgemein gebilligt worden ist. Und daß Tacitus durch die Anwendung der Form *veteri* den Dichter Maternus habe charakterisieren wollen, glaube ich ebenso wenig wie an den von Heller entdeckten Vers 13, 25. Übrigens enthält dieser letztere Satz, den man für einen Vers hält, nicht einen selbstverständlichen Gedanken, wenn man *veniet* schreibt; denn *fatalis dies* bezeichnet den natürlichen Tod, was im Munde des Maternus von Bedeutung ist. 14, 13 wird die überlieferte Fassung von John so übersetzt: 'gern hätte ich auch am Gespräch selbst teilgenommen, ja ich freue mich schon über die aus seinem Gegenstand sich ergebende Art des Gesprächs'. Hierbei stört nicht so sehr die Wiederholung von *ipse* als der Umstand, daß Messalla das Wort *sermo* in anderem Sinne gebraucht, als Secundus, dem er antwortet, es gebraucht hat. Schreibt man *et sermo iste ⟨et oratio⟩*, so fallen jene Anstöße fort und man erhält eine dem streitbaren Messalla wohl anstehende Neckerei. Die Worte *et oratio* können ausgelassen worden sein, weil sie für eine Glosse zu *et sermo* gehalten wurden. 14, 23 bekämpft John den Einschub von *improbari.* Auch hier handelt es sich um eine für Messalla charakteristische Stelle. Er sagt selbst, er sei gewohnt anzustoßen, und so dürfen wir ihm wohl auch einen offen ausgesprochenen Tadel zutrauen. *Improbari* umfaßt aber auch den nicht ausgesprochenen Tadel, und Mesalla durfte wohl sagen, er habe bemerkt, daß Apers Art

Digitized by Google

sich rednerisch zu betätigen Maternus und andern mißfalle. Wenn man dies für eine Grobheit erklärt, die unter gebildeten Männern nicht üblich sei, so möge man zweierlei erwägen: 1. es heißt nicht *non minus in te, Secunde, probari video,* sondern *non minus probari video in te, Secunde,* woraus erhellt, daß *probari* betont ist und einen Gegensatz erfordert; 2. man kann es wohl gut heißen, daß jemand nicht aufhört etwas zu tun, nicht aber, daß er diese Tätigkeit noch nicht aufgegeben hat: *nondum* ist unbedingt ein Ausdruck des Mißfallens, wie *non desinis* in Apers Antwort. Endlich bedenke man, wie leicht ein Abschreiber von IMPRO zu INAPRO überspringen konnte. Aus diesem Grunde hätte auch Halm *improbari* nicht durch *damnari* ersetzen sollen. 27, 7 habe ich *nec mea,* das an die bessere Überlieferung *nam et* anknüpft, geschrieben, um einen Gegensatz zu *Apri* zu gewinnen. John meint, statt *nec mea* müsse es *nec meae* heißen: ich halte es für unmöglich, *meae* von *quid* abhängen zu lassen. Ich komme nun zu einer Stelle, die mir Gelegenheit gibt, mich gegen den Vorwurf zu wehren, daß ich 'noch immer zu viel Neigung habe, alles glatt und eben zu machen und dem logischen Maßstab ein Vorrecht einzuräumen, das ihm nicht zukommt'. John sagt, daß der mit *etiamsi* (in dem Sinne von *quamquam*) beginnende Konzessivsatz 28, 3 auf den Widerspruch hinweist, der darin liegt, daß die Zuhörer sich von Messalla sagen lassen wollen, was sie selbst schon wissen und denken. Das wäre richtig, wenn der ganze Satz lautete: 'es sind nicht unbekannte Ursachen, nach denen du fragst, obgleich ihr mir die Aufgabe zuerteilt sie vorzutragen'. Dadurch aber, daß das Objekt zu *proferendi* nicht *eas* ist, sondern *quae omnes sentimus,* was den durch *non reconditas ... ignotas* gegebenen Begriff wiederholt, entsteht ein logisches Mißverhältnis zwischen Haupt- und Nebensatz, das über die Grenze des Erträglichen hinausgeht. Gegen meine Schreibung *sed aperiam, si* erhebt John zwei Einwände: 1. 'aufdecken' könne der Redner nicht, was 'nicht verborgen und allen Zuhörern bekannt' ist; 2. zur Bedingung könne er nicht machen, was schon gegenwärtige Tatsache für ihn ist. Ich erwidere: aufdecken, d. i. offen darlegen kann der Redner auch das schon Bekannte, wenn es noch unausgesprochen ist; und *si* nähert sich oft in dem Sinne von 'wenn nun einmal' einem *quoniam,* indem es eine feststehende Tatsache bezeichnet, von der der Redende sagt, daß man sich ihr zu fügen habe, z. B. Dial. 5, 20 *nam si ad utilitatem vitae* usw., 16, 28 *nam si ... is est magnus et verus annus;* vgl. H. I 16, 16 *ne tamen territus fueris, si duae legiones ... nondum quiescunt:* die Tatsache der Meuterei ist dem Galba bekannt; man müsse sich, meint er, darin finden, wie an unserer Stelle Messalla sich in die ihm zugeteilte Aufgabe findet. Daß 30, 27 *neque oratoris vis et facultas, sicut ceterarum rerum, angustis ... terminis cluditur* im Gegensatz der Person und der Künste ein Anstoß und im Gebrauch von *res* für *artes* eine Undeutlichkeit liegt, gibt John zu; aber dies reiche nicht aus, um meine an sich sehr ansprechende Verbesserung *sicut ceterae artes, certarum rerum angustis ... terminis cluditur* zu rechtfertigen. Ich denke: die von mir verglichene Cicerostelle de or. I 52, der unsere Stelle offenbar nachgebildet ist, stößt uns geradezu auf die Vermutung, daß auch Tacitus

Digitized by Google

certarum rerum geschrieben hat, woraus sich dann *ceterae artes* von selber ergibt. Das Auge des Schreibers ist von *ceterae* zu *certarum* übergeglitten. 35, 15 liest John *quidem etsi*; aber seine Erklärung von *etsi* ist gekünstelt; denn was nach seiner Auffassung durch *etsi* eingeräumt wird, ist ja nicht die Überweisung der Suasorien an die Knaben, sondern die Berechtigung dieser Einrichtung. Zudem ist *quidem etsi* nur in c überliefert; besser bezeugt ist *quid etsi*. Wie dies entstanden ist, weiß ich nicht; ich mache nur darauf aufmerksam, daß *si* auch 25, 9 und, wie es scheint, 7, 10 zu tilgen ist; *quid et* könnte aus *quidē* durch Hinzunahme des folgenden *t* entstanden sein. Hiermit schließe ich meine lange Antwort auf Johns Besprechung, die mir viel Anregung und eine willkommene Gelegenheit zur Rechtfertigung meiner Textgestaltung in den drei kleinen Schriften geboten hat.

Halm-Andresen II[5] ist ferner besprochen Ztschr. f. d. öst. Gymn. 67 S. 662 von R. Bitschofsky, der seine Vermutung *et uno rem agente* Agr. 28 empfiehlt, beide Bände Berl. ph. WS. 1917 Sp. 641—650 von Th. Stangl. Dieser Rezensent bedauert, erstens, daß ich nicht eine größere Zahl der in den letzten 30 Jahren veröffentlichten Verbesserungsvorschläge mitgeteilt habe, zweitens, daß ich mich gegen die von W. A. Baehrens vertretene Richtung, soweit sie sich auf Tacitus erstreckt, ablehnend verhalte. Ich darf versichern: in beiden Punkten habe ich die Mühe des Zusammensuchens, die in der Tat nicht groß war, nicht gescheut, und die knappe Auswahl so wie ich sie getroffen habe, beruht auf sachlichen Erwägungen. Stangl bespricht sodann mehrere Stellen, an denen der Einschub eines einschränkenden *ut* von verschiedenen Kritikern gefordert worden ist, und verteidigt aufs neue das überlieferte *tertio* Ann. II 53, *quarto* XIV 20 und *ter* Agr. 44, 1, sowie seinen Vorschlag *quin insula* Ann. XIV 48. *Super vota* H. III 48 sei nicht anzutasten; das überlieferte *festis* (vulg. *faustis*) Ann. V 4 und XII 69 werde durch Lukan 3, 101 *omina festa* und Ammian 17, 13, 34 geschützt. Ann. XIV 54 sei vielleicht *tu quantum . . . et ego quantum* zu schreiben, H. III 33 *in igne considerent* nicht zu ertragen. Dial. 21 sei an *una et* (Puteolanus *aut*) *altera* nichts zu tadeln (hiergegen vgl. Johns Ausgabe, Einl. S. 20). Dial. 12 vermutet Stangl *commodata* statt *commoda*, H. IV 15 *proximo acclinata Oceano* (*acclinata* schon A. Weidner N. Jahrb. 1894) nach Liv. 44, 3, 7. Dazu kommt die hübsche Konjektur *honorata custodia tenuerant* H. IV 63.

Woyte, Antike Quellen zur Geschichte der Germanen III (JB. XXXXII 69): Mitt. hist. Lit. 45 S. 250 von E. Herr ('willkommen').

6) Draeger-Heraeus, Ann. III—VI[7] (JB. XXXXII 69): Ztschr. f. d. öst. Gymn. 67 S. 806—807 von A. Kornitzer (einige der Fälle, wo Heraeus vom Texte des Referenten abweicht, werden erwogen und teils zugunsten des einen, teils zugunsten des andern Herausgebers entschieden); E. Wolff, Germania[3] (JB. XLIII 84): Bayer. Bl. 1917 S. 161—162 von G. Ammon, Monatsschr. f. d. höh. Schulen XVI S. 109 von J. Schmedes, Berl. ph. WS. 1917 Sp. 835—843 von C. John. Ammon vergleicht Wolffs Lesarten mit denen Gudemans, trägt einige Parallelstellen nach und be-

Digitized by Google

richtigt in einzelnen Punkten die beigegebene Karte: die Usipi seien weiter rheinaufwärts zu setzen; da, wo auf Wolffs Karte ihr Name steht, wohnten die Tenkterer als Nachbarn der Batavi, Bructeri und Chamavi. Die *maiores Chauci* (Ann. XI 19) seien die westlichen (dem widerspricht Ptol. II 11, 11), die *Aestii* seien wegen *adluuntur* Germ. 45, 7 näher an die Küste zu rücken. Inhaltsreicher ist Johns Anzeige. Er verteidigt in Übereinstimmung mit dem Referenten die überlieferten Lesarten *pluuis* 1, 8 (der Komparativ gehe auf den Vergleich mit dem Rhein), *additum* 2, 17 ('verliehen'), *impatiens* 5, 4 (unter den *frugiferae arbores* seien Edelobst, Öl und Wein zu verstehen). Auch in bezug auf die Wahl und Deutung der Lesarten *consultetur* 10, 5 ('Rat gehalten wird'), *abscisis* 19, 5, *vultu* 31, 13 besteht Einklang zwischen John und mir, ebenso in der Überzeugung, daß 35, 2 *redit* in *recedit* zu ändern ist (denn *redire* bezeichne das Zurückbiegen in die vormalige Linie, *recedere* das Ausbiegen), daß 42, 5 *peragitur* in *praecingitur* verwandelt werden und 35, 12 exercitus ausgemerzt werden muß. Er hat auch darin Recht, daß *sui* 28, 19 nicht, wie Wolff meint, als Genetiv des Personalpronomens gefaßt werden könne, daß unter *tegulae* 16, 7 'Backsteine', nicht 'Dachziegel', zu verstehen sind, daß *magnificentius* 33, 7 'erhebender', nicht 'ehrenvoller' und 45, 10 *omnis tutela* nicht 'Schutz in jeder Lebenslage', sondern 'jede Art von Schutz' zu übersetzen ist. Auch die Bemerkung trifft zu, daß *bellum profligare* 13, 18 (wie schon aus H. II 4, 11 hervorgeht) unserem 'einen Krieg dem Abschluß nahe bringen' entspricht. *Propinqui* 13, 4 übersetzt er wie Dial. 34, 3 'irgendein Verwandter', und bemerkt, daß der lateinische Plural mehr als der anderer Sprachen zum Ersatzmittel für den Singular mit unbestimmtem Artikel geworden ist. Seine Auffassung der schwierigen Stellen 13, 8, wo er an *ceteris* festhält, ist folgende: 'Der Altersvorzug (*etiam adulescentulis*), den die Angehörigen hoher und verdienter Adelsgeschlechter bei ihrer Aufnahme in ein Gefolge genossen, ist in mißverständlicher Kürze auf ihre Bestimmung für den Rang eines Gefolgsherrn (*principis dignatio*) übertragen, weil diese Anwartschaft nur eben mit dem Eintritt in eine Gefolgschaft in Erscheinung trat'. Endlich bemüht er sich, den Zusammenhang der über die Peucini und Venedi handelnden Sätze 46, 4—10 ohne Änderung des Überlieferten klarzulegen, wobei er *torpor procerum* mit 'Regungslosigkeit (nicht "Stumpfsinn") des Waffenadels' übersetzt.

7) Gudeman, Germania (JB. XXXXIII 84): Humanist. Gymn. 1917 S. 67 von E. G(rünwald) (lobend), Bayer. Bl. 54 (1918) S. 56 von K. Frey (desgl.), Ztschr. f. d. öst. Gymn. 68 S. 161—162 von R. Dienel, Monatsschr. f. d. höh. Schulen XVI S. 109—111 von J. Schmedes ('vielseitig und lehrreich, doch nicht ohne Schwächen'), Berl. ph. WS. 1917 Sp. 611—622 von G. Ammon (die Mehrzahl der eigenen Textesänderungen Gudemans wird von Ammon abgelehnt, auch ein Teil der Erklärungen, z. B. von *hortamina* 7, 15 und *terrae* 26, 8, das Gudeman als Genetiv faßt; zum Kommentar, dessen Reichhaltigkeit er lobt, bringt Ammon einige Ergänzungen), DLZ. 1917 Sp. 1098—1101 von F. Münzer (viele Erklärungen seien elementar und könnten ohne Schaden gestrichen werden, aber auch

Digitized by Google

durch knappere Fassung hätte Raum gespart werden können, noch mehr durch Weglassung vieler belangloser Parallelstellen zu gleichgültigen Konstruktionen, Wendungen, Wortverbindungen; der Gewinn aus den Sammlungen des Thesaurus sei nicht so groß wie Gudeman denke. Im sachlichen Teil des Kommentars gehe die Heranziehung von früheren und späteren, zeitlich und räumlich fern liegenden Dingen und Verhältnissen ebenfalls zu weit; in der Quellenfrage werde Posidonius der heute herrschenden Richtung entsprechend von Gudeman überschätzt, Plinius unterschätzt), Museum 1917 S. 251 von J. W. van Rooijen (das Gesamturteil, in welchem der Satz 'De noten laten aan duidelijkheid niets te wenschen over' besonders bemerkenswert ist, lautet günstig; im einzelnen mißbilligt er die Deutung von *hortamina* als 'Erfrischungen', die Athetese des Satzes *si indulseris . . . vincentur* 23, 5, die Übersetzung von *consensu* 33, 3 durch 'übelwollende Neutralität', liest 4, 4 *tamquam,* 38, 9 *retro agunt* nach Quint. XI 3, 160, faßt 5, 3 *satis* als Substantiv und *velis* 44, 8 (wie auch Verg. Aen. VI 302) als Dativ (?).

8) Wilser, Tacitus Germanien übersetzt (JB. XXXXIII 99): Die Kreide 28 S. 209 von W. R. ('räumt mit falschen Auslegungen auf'), Berl. ph. WS. 1917 Sp. 1537 von R. Berndt (empfohlen), Schulwart XIV S. 57 ('reichhaltig und gediegen, ein wahres Volksbuch'), Sokr. 1918 S. 49—51 von H. Philipp, der einige Irrtümer und Ungenauigkeiten berichtigt und sich für die Identität des Volksnamens Germani mit *germanus* 'leiblicher Bruder' (der Gallier) ausspricht: als erster habe Artemidor den Namen Germani gebracht.

II. Tacitus als Schriftsteller

9) Fr. Pfister, Tacitus als Historiker. WS. f. klass. Phil. 1917 Sp. 833—839, 899—903.

Im ersten Abschnitt, der 'Tacitus' Ansicht von der Geschichtschreibung' überschrieben ist, verzeichnet Verfasser die Forderungen, die Tacitus an den Historiker stellt: er verlangt von ihm *eloquentia* und *fides.* Mit der *fides* aber ist die *libertas* verknüpft, wie sie die Geschichtschreiber der Republik besaßen, und der Verfall dieser Eigenschaften hat den Niedergang der Historiographie herbeigeführt. Der Biograph muß außer der *eloquentia* die *pietas* bewähren; beides zugleich wird H. IV 42 an Vipstanus Messalla gerühmt. In dem Amt der Geschichtschreibung erblickt Tacitus eine sittliche Aufgabe; er beklagt sich aber Ann. IV 32 f. über die Art des Stoffes, der einem Historiker der Kaiserzeit vorliege, und rechnet auch dieses Moment zu den Ursachen des Verfalls der Geschichtschreibung. Dazu kommt endlich, daß das Interesse des Publikums sich vielfach von den neueren Autoren abwendet.

Vergleichen wir die taciteische Ansicht mit der des Thukydides, so finden wir, das diesem die *fides* alles, die *eloquentia* nichts bedeutet. Dieser Vergleich führt den Verfasser zu dem zweiten Abschnitt, 'der Stellung des Tacitus innerhalb der antiken Geschichtschreibung'. Er findet, daß die Werke des Tacitus: Germania, Annalen, Historien, Agricola, Dialogus de oratoribus in dieser Reihenfolge den Elementen ent-

Digitized by Google

sprechen, die der antiken Geschichtschreibung während dreier Perioden, d. h. unter der Vorherrschaft Ioniens, unter der Vorherrschaft Athens und in der hellenistisch-römischnn Zeit nach und nach zugewachsen waren, nämlich der ethnographisch-geographischen Darstellung, der Geschichte der jüngsten Vergangenheit, der Geschichte der eigenen Zeit, der Biographie und der Rhetorik. Noch ein sechstes Element war in der dritten Periode in den Kreis der antiken Geschichtschreibung getreten: die Universalgeschichte, ein Gebiet, das Tacitus nicht betreten hat, teils um das Werk des Livius, das ein fast kanonisches Ansehen genoß, nicht zu verdrängen, teils weil die Ereignisse, die er vor Augen sah, ihn hinderten seinen Blick in die ferne Urzeit seines Volkes zu richten.

10) Luise Robbert, De Tacito Lucani imitatore. Diss. inaug. Gottingensis. Gottingae 1917. 101 S.

Die Verfasserin, eine Schülerin von Reitzenstein, hat ihr nicht unergiebiges Thema mit Umsicht und Erfolg durchgeführt. Sie geht aus von der Stelle Dial. 20, wo Tacitus durch Apers Mund verkündet, daß man den künstlerischen Schmuck der Rede aus dem Heiligtum des Vergil, Horaz und Lukan zu schöpfen habe, und handelt, ehe sie an ihr eigentliches Thema herantritt, über Tacitus als Nachahmer im allgemeinen. In diesem Abschnitt werden Entlehnungen aus Vergil, Sallust und Livius zusammengestellt. Für Vergil war ihr Vorgänger H. Schmaus, Tacitus ein Nachahmer Vergils, Erlangen 1887 (s. JB. XV 289), für Sallust W. S. Teuffel, Über Sallustius und Tacitus, Tübingen 1868, und E. Wölfflin, Die Nachahmung in der lateinischen Prosa, Arch. f. lat. Lex. XII 114 ff., für Livius die Aufsätze des Referenten WS. f. kl. Phil. 1916 Nr. 9 und 17. Die Beobachtung, daß Tacitus oft eine Änderung der Konstruktion oder eine Modifikation des Ausdrucks mit der Nachahmung verbindet, führt sie zu dem richtigen Ergebnis, daß man H. III 33 *in igne considerent* nicht in *in ignem* oder *in ignes cons.*, Germ. 15 *magna arma* nicht in *insignia arma* deshalb ändern dürfe, weil Vergil Aen. II 624 und IX 144 *in ignes considere* und Sallust Hist. II 63 *equo atque armis insignibus* geschrieben hat. Denn Tacitus sage ja auch *maternum genus impar* H. II 50 nach dem Vorgang des Sallust, der aber Jug. 11, 3 *materno genere impar* schreibe, und neben *nec absurdum ingenium* Ann. XIII 45 nach Sallust Cat. 25, 5, auch *neque absurdus ingenio* H. III 62; nicht bloß wiederholt *vastum silentium* nach Liv. X 34, sondern auch *dies per silentium vastus* Ann. III 4. Mehrfache Variationen finden sich auch in der Beschreibung des Schlachtfeldes Agr. 37 und H. II 70, verglichen mit Sall. Jug. 101, 11. Eine kombinierte Nachahmung treffen wir, wenn wir H. III 73 *captus animi non lingua, non auribus competere* mit Liv. VI 36 *capti animi* und Sall. H. I fr. 136 *neque auribus aut lingua satis competere* (wiederholt Ann. III 46) zusammenstellen.

Dauernder als andere Dichterstellen haften im Ohr die Hexameterschlüsse. Sie werden daher besonders häufig nachgeahmt, aber soluto numero, wie z. B. H. II 41 *audire condiciones ac reddere* verglichen mit Verg. Aen. I 409 *audire et reddere voces* zeigt. Vgl. hierzu die Zusammenstellungen von J. Schmaus, Bayer. Bl. 52 S. 371 ff. (JB. XXXXIII 102).

Digitized by Google

Beliebt ist ferner die Nachahmung am Anfang und am Schluß einer Erzählung. Für den Anfang vgl. *urbem Romam* Tac. Ann. I 1 mit Sall. Cat. 6, 1, Ann. XIV 41 *perculit is dies* mit Liv. XLII 67, 1, H. II 57 *ut ad integrum bellum* mit Sall. Jug. 73, 1, H. III 17 *constantis ducis aut fortis militis officium* mit Sall. Cat. 60, 4; für den Schluß Ann. III 14 *mortis exactor* mit Liv. II 5, 5, H. III 73 *audaciam pro latebra haberent* mit Sall. Cat. 58, 17.

In der Vergleichung des Lukan mit Tacitus ist der Vorgänger der Verfasserin C. Goebel, De poetico Tacitei stili colore, Berol. 1859. Sie unterscheidet sorgsam die schon von diesem oder einem andern entdeckten Parallelen von den von ihr selbst hinzugefundenen und ebenso sorgsam die certa exempla von den probabilia, dubia und falso prolata. H. I 3 *non esse curae deis securitatem nostram, esse ultionem* ist nach ihrem Urteil nicht aus Luk. IV 808 *si libertatis superis tam cura placeret quam vindicta placet* herzuleiten, wohl aber mehrere Tacitusstellen aus der Rede Caesars vor der Schlacht bei Pharsalus bei Lukan, nämlich Agr. 33 *septimus annus est, ex quo . . . vicistis* aus Lukan I 300 *decimo iam vincitis anno,* der seinerseits aus Liv. IX 3, 2 geschöpft hat, Germ. 31 *exanguis senectus* aus Lukan I 343, H. IV 76 *subitum militem* aus Lukan I 312, H. IV 75 *vana et sine viribus nomina* aus Lukan I 313. Ferner geht *dextra fronte (= dextro cornu)* H. II 24 auf Lukan VII 220 *dextri frons tradita Martis* zurück; *incerta fugae vestigia* Agr. 38 findet man auch Lukan VIII 3, doch steht hier *incerta* proleptisch.

Unzweifelhaft entlehnt ist H. I 24 *flagrantibus iam militum animis velut faces addiderat* aus Lukan VII 559 *ignes animis flagrantibus addit, dira quies* ('Traum') Ann. I 65 aus Lukan VII 26, *concussi orbis* H. I 16 aus Lukan I 5, *exhausta* (statt *exacta*) *nocte* H. IV 29 aus Lukan V 44 *exhausto anno,* während es zweifelhaft bleibt, ob *urgentibus fatis* Germ. 33 auf Lukan (so Reitzenstein) oder auf Livius (so Referent)zurückzuführen ist.

H. II 40 ist *aeger mora et spei impatiens* eine mit einer Änderung verbundene Kombination aus Lukan VII 240 *aeger quippe morae flagransque cupidine regni* (wo ebenfalls eine entscheidende Schlacht in Aussicht steht) und VI 424 *impatiensque morae.* H. I 86 *iacentia* ('die tief liegenden') *et plana urbis loca* erinnert an Lukan II 416 *per plana iacentis Aegypti Libycas Nilus stagnaret harenas* (vgl. Tac. Ann. I 76 *plana urbis stagnaverat*), Ann. XV 54 *asperari saxo et in mucronem ardescere* an Lukan VII 139 *nisi cautibus asper exarsit mucro,* Ann. XVI 15 *parum sanguinis effundebant* an Lukan II 128 *parvum sed fessa senectus sanguinis effudit. — Exemplum est* mit einem davon abhängigen acc. c. inf. findet man Tac. Ann. XII 42 und Lukan X 27. *Optatae totiens pugnae* liest man Ann. IV 25 und Lukan VII 251; H. I 84 *Romana vere iuventus . . . depoposcerit ordinem* läßt sich vergleichen mit Lukan II 532 *o vere Romana manus . . . deposcite pugnam,* Ann. XII 44 *vergentibus annis* (XIII 19 *vergentem annis*) mit Lukan I 129. *Usus scelerum* Lukan II 97 wiederholt sich Ann. XIV 3; *nihil libidini exceptum* Agr. 15 läßt sich mit Lukan III 333 *sit locus exceptus sceleri* zusammenstellen. Tacitus verbindet H. I 63 *furor* und *rabies* wie Lukan X 72. 529; er sagt *spargere bellum* Ann. III 21 und Agr. 38 wie Lukan II 682. *Deflagrante seditione*

Digitized by Google

H. II 29 verdient wegen der eigentümlichen Bedeutung des Verbums mit Lukan IV 280 *sic deflagrare minaces* zusammengestellt zu werden, H. II 41 *praeruptis fossis* mit Lukan IV 264 *praerupta cingere fossa.* Andere Parallelen, die ich hier übergehe, sind ganz unsicher, noch andere, die von früheren Erklärern verzeichnet worden sind, werden von der Verfasserin auf Gewährsmänner zurückgeführt, die älter sind als Lukan.

Man darf wohl nicht alle von Frl. Robbert aufgezählten Übereinstimmungen, deren wichtigste ich wiedergegeben habe, als Entlehnungen bezeichnen[1]); aber man kann auch nicht sagen, daß sie die für solche Zusammenstellungen gebotene Vorsicht irgendwo beiseite gesetzt habe.

Der Druck ist im allgemeinen fehlerfrei, die Zahlen in den Zitaten sind zuverlässig; nur ist S. 87 Anm. Ann. III 22 in XII 22 zu ändern. Das Latein ist klar und korrekt; doch am Schlusse der Abhandlung begegnen ein paar arge Fehler: S. 92 'similiter res cum proximo se habet loco, S. 93 ac Ovid., S. 95 complectus sit.

11) V. Lundström, Nya Enniusfragment (JB. XXXXIII 106) ist angezeigt Berl. ph. WS. 1917 S. 673 von W. Heraeus. Er nennt Lundströms Argumentierung und Kombination bestechend, meint aber, daß der Satz *Urbem Romam a principio reges habuere* für antike Leser kein Vers sei und auch als Zitat aus Ennius schwerlich habe erkannt werden können; die Worte *subiectis campis* usw. Ann. XV 9 und *auguriis patrum* usw. Germ. 39 seien nichts als Scheinverse.

III. Historische Untersuchungen.

12) Theodor Birt, Die Germanen. Eine Erklärung der Überlieferung über Bedeutung und Herkunft des Völkernamens. München, Beck, 1917. 124 S. 4,50 *M.* F. Hartmann, Germani. Glotta IX S. 1—32.

Das Ziel des schon im Jahre 1915 geschriebenen Birtschen Buches, das den JB. XXXXII 85 erwähnten Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern 160 zum Vorläufer hatte, ist nachzuweisen, daß der Germanenname römischen Ursprungs ist, und dadurch die berühmte Stelle bei Tacitus Germ. 2 ins reine zu bringen. Birt holt weit aus: er verfolgt die Geschichte des Namens von seinem ersten Auftreten an durch die Jahrhunderte des Altertums. Die Art, wie er diesen Plan durchgeführt und alle Zeugnisse gesammelt und erläutert hat, zwingt auch den Berichterstatter, dessen Gebiet sich auf die Tacitusliteratur beschränkt, ihm auf diesem Wege, wenn auch mit großen Schritten, zu folgen.

Aufgebracht ist der Germanenname, wie Birt meint, alsbald nach der Einrichtung der Narbonensischen Provinz von römischen Händlern, die in das freie Gallien eindrangen und jene Ardennenvölker, die von Caesar b. G. II 4 Germani genannt werden, zu Tacitus' Zeit aber Tungri hießen, als 'echte', den Leuten des Brennus ähnliche Wilden bezeichneten, weil mit ihnen kein Geschäft zu machen war. Daß Posidonius den alsdann während des Cimbernkrieges üblich gewordenen Germanen-

[1]) Ich rate noch den Anfang von Tac. Ann. II 13 mit Luc. V 504ff. zu vergleichen: *plebeio tectus amictu ... tentoria postquam egressus vigilum somno cadentia membra transsiluit.*

Digitized by Google

namen gebraucht hat, steht durch das Zeugnis des Athenaeus p. 153 E fest; Posidonius hat ihn in die Literatur eingeführt. Ihm folgte Strabo, der p. 290 sagt: 'gleich jenseits des Rheins nun also, im Osten, wenn wir von den Kelten kommen, wohnen Germanen, die von der keltischen Rasse sich um ein weniges, durch gesteigerte Wildheit, Körpergröße und blonde Haarfarbe unterscheiden, im übrigen aber an Gestalt, Sitten und Ernährungsweise ähnlich sind, wie wir die Kelten geschildert haben. Der Sinn des nun folgenden Satzes: *διὸ καί μοι δοκοῦσι Ῥωμαῖοι τοῦτο αὐτοῖς θέσθαι τοὔνομα ὡς ἂν γνησίους Γαλάτας φράζειν βουλόμενοι· γνήσιοι γὰρ οἱ γερμανοὶ κατὰ τὴν Ῥωμαίων διάλεκτον* ist dieser: 'deshalb scheinen die Römer, die ihnen den Namen gaben, dies in dem Sinn getan zu haben, daß sie sie als *γνήσιοι Γαλάται* bezeichnen wollten[1]). Mit dieser Erklärung, die Strabo vermutlich von Posidonius übernommen hat, stimmt Caesar b. G. II 4 insofern überein, als durch den Indikativ *appellantur* ausgedrückt wird, daß die Bezeichnung der dort aufgezählten Ardennenvölker als Germani nicht keltischen Ursprungs sei; denn sonst wäre sie auch den Römern geläufig gewesen, und Caesar hätte *appellentur* geschrieben. Sehr bald aber wurde die Bezeichnung Galli germani (= *γνήσιοι Γαλάται* = die echten Gallier) durch Erhebung des Adjektivs germani zu dem Substantiv Germani vereinfacht; doch verstand man noch längere Zeit unter Germani Kelten, aber durch ihre Eigenschaften hervorragende Vertreter der keltischen Rasse. Erst nach der Substantivierung von germani konnte der Ländername Germania davon abgeleitet werden.

Die Bezeichnung Galli germani ist aber auch bei Seneca und Orosius erhalten. Denn jener nennt lud. 6 den in Lyon geborenen Claudius, der, *quod Gallum facere oportebat, Romam cepit,* ihn mit Brennus vergleichend einen *Gallus germanus,* und Orosius V 16, 1 nennt die Cimbern, Teutonen, Tiguriner und Ambronen *Gallorum germanorum gentes*[2]). Analog sagt Cicero de l. agr. 69 *illi veteres germanique Campani* (die echten, nicht zugewanderten Campaner), und Plin. n. h. III 25 spricht von *Oretani qui et Germani cognominantur,* d. i. den echten und eigentlichen Oretanern. Germani war also auch in diesem Falle ein cognomen, nicht ein nomen.

Caesar, der was er von den Germanen weiß aus griechischen Quellen, vor allem aus Posidonius geschöpft hat, wie man aus den un-

[1]) Nach Birts Deutung bezieht sich also Strabos Vermutung nicht auf den Umstand, daß die Römer den Namen gegeben haben, sondern nur auf den Sinn, den sie mit dem von ihnen gegebenen Namen verbanden. Daß diese Deutung notwendig sei, wird mancher nicht zugeben, noch weniger aber der Behauptung zustimmen, daß zwischen *οἶμαι*, womit derselbe Strabo p. 195 die Erklärung des Namens der Veneti als sein Eigentum bezeichnet, und *μοι δοκοῦσιν* ein wesentlicher Unterschied bestehe.

[2]) Wer den Wortlaut bei Orosius mit Eutrop V 1 vergleicht, kann nicht zweifeln einerseits, daß entweder Orosius aus Eutrop geschöpft hat oder beide Angaben derselben Quelle entstammen, andererseits daß die Annahme eines Asyndetons *Gallorum Germanorum* bei Orosius unstatthaft ist. Es fragt sich nur, ob, wie Birt meint, Eutrop *Galli germani,* das in der Quelle stand, in *Germani et Galli* aufgelöst hat oder ob nicht vielmehr im Text des Orosius zwischen *Gallorum* und *Germanorum* ein *et* ausgefallen ist.

Digitized by Google

lateinischen Namensformen erkennt, setzt von vornherein voraus, daß die Germanen seinen Landsleuten in der Hauptstadt ebenso bekannt sind wie die Helvetier und Belgen.

Nun kommen wir zu Tacitus. Was Germ. 2 von Tuisto, Mannus und dessen Nachkommen erzählt wird, geht auf einen griechischen Gewährsmann zurück, der diese Dinge den Germanen abgelauscht hatte; denn die Ethnika auf *-ones* sind spezifisch griechisch. Die *quidam,* mit denen der folgende Satz beginnt, sind vielleicht der Zeit des Augustus zuzuweisen; man kann an Livius oder Timagenes denken. Was darauf folgt ist so zu übersetzen: 'Die Benennung "Germanien" aber sei jung und erst neuerdings hinzugefügt; die ersten nämlich, die von ihnen (den Germanen) über den Rhein kamen, die dabei Gallier aus ihren Sitzen verdrängten und heute Tungri heißen, seien damals "die Echten" — Germani — genannt worden; und dieser Name, der so (*ita*) nur ein Stammes-, kein umfassender Volksname war, sei allmählich zur Geltung gelangt, so daß nunmehr alle — und zwar zuerst vom Sieger aus Furcht, danach auch von ihnen selbst — mit dem Namen, den sie vorfanden, die Echten oder die Germanen genannt wurden.'

Additum 'hinzugefügt' drückt aus, daß 'die Echten' kein nomen, sondern ein cognomen war, wie bei den Oretanern; *ita* kann nicht zu *evaluisse* gehören, weil vom *evalescere* im Voraufgehenden ja noch nicht die Rede war; es gehört also zu *nationis nomen*[1]). Die Präposition *a* ist beidemal = 'von'[2]). Der *victor* ist der Römer, der seit hundert Jahren unausgesetzt Siege über die Germanen erfochten hat; er ist es, der den Namen auf die rechtsrheinischen Stämme ausgedehnt hat[3]). *Ob metum* kann nicht heißen 'um Furcht zu erregen'; denn *metus* ist weder ein concretum wie *praeda* (*ob praedam* H. I 63) noch eine Handlung wie *delicta* (*ob delicta* Ann. XIV 14); es bedeutet vielmehr 'aus Angst', infolge des Bangens vor 'den Echten', wie es von Caesar b. G. I 39 geschildert wird[4]). Die alte Konjektur *a victo* ist zu verwerfen[5]).

[1]) Die Verbindung von *ita* mit einem Substantiv ist schwierig, ich verbinde es mit *evaluisse* in der Weise, daß es den *ut*-Satz vorbereitet.

[2]) Das ist richtig; denn da sie an der zweiten Stelle nur = 'von' sein kann, muß die selbe Deutung auch für die erste gelten, weil eine verschiedene Deutung der beiden Stellen unzulässig ist.

[3]) Die Beziehung von *victor* auf den Römer liegt dem unbefangenen Leser nicht nahe; er kann, denke ich, unter dem *victor* nur die Tungri verstehen, die, wie er eben gelesen hat, die Gallier aus ihren Sitzen vertrieben haben. — Übrigens werden die Tungri von Tacitus H. IV 15 mit ihrem alten Namen Germani bezeichnet. Denn daß hier die Tungri gemeint sind, geht aus dem Fortgang der Erzählung hervor (s. Heraeus); aber deshalb *Germanorumque* in *Tungrorumque* zu ändern ist gewaltsam. Läßt sich annehmen, daß die veraltete Namengebung der Quelle des Tacitus zur Last fällt?

[4]) Daß der taciteische Sprachgebrauch dieser Auffassung von *ob metum* günstig ist, muß unbedingt zugegeben werden (nur ist unter den Belegstellen eine, die Birt unrichtig deutet, nämlich Ann. I 68 *raro super milite et quasi ob metum defixo.* Der Sinn ist nicht 'nur wenige Soldaten zeigen sich auf dem Wall, sie sind starr vor Angst', sondern 'sie sehen aus (*quasi*) als wären sie starr vor Angst'. Das täuschte die Germanen und führte die vom Feldherrn ermutigten Römer zum Siege über den Feind durch einen Angriff im Rücken.

[5]) Aber aus welcher Empfindung ist das Bedürfnis, an die Stelle des Siegers den Besiegten zu setzen, hervorgegangen? Doch wohl aus dem Ge-

Digitized by Google

Tacitus hörte in dem Namen Germanen die Bedeutung 'die Echten' noch heraus: die Worte *nullis aliarum nationum conubiis infectos propriam et sinceram et tantum sui similem gentem* c. 4 sind nur eine Umschreibung des Begriffs 'die Echten'. Ein Volk aber, das 'die Echten' heißt, kann nur autochthon sein. Jedoch ist mit *a se ipsis* am Schlusse von c. 2 nicht gemeint, daß die deutschen Stämme sich selbst Germanen genannt hätten; Tacitus denkt hier nur an die große Masse der latinisierten Germanen.

Das Buch enthält noch andere Beiträge zur Interpretation der Germania. Tuisto ist der Zwist[1], der Streit, der Vater aller Dinge; Mars der lateinische Deckname für Tuisto und Tiu. Das letztere ist eine Variante zu Tuisto, die die ältere Namensform verdrängte. Der deutsche 'Mann' ist ein Sohn des Haders, Tuisto aber der Sohn der Terra (nicht der terra). Dieser Ursprung erweckte bei Griechen und Römern die Vorstellung von den Giganten, den Söhnen der Ge, mit denen man Kelten und Germanen von Anfang an verglich. In den Gigantensäulen, welche die Unterjochung (nicht die Vernichtung) der Germanen darstellen, ist der Gigant der Germane. Im Hain der Semnonen war die Stelle, wo die Erde Tuisto gebar, der hier als *regnator omnium* bezeichnet wird; mit den Worten *initia gentis* weist Tacitus auf c. 2 zurück. Die Schilderung c. 39 geht auf den Semnonenfürsten Masyos zurück, der um das Jahr 90 mit der weisen Frau Ganna nach Rom kam. Auch Nerthus ist die Mutter Erde, doch nicht die Erde überhaupt, sondern nur die als deutsches Nordland gedachte Erde, die Heimaterde. Von dem Hain der Nahanarvali c. 43 spricht Birt ebenfalls; er meint, die Nahanarvalen hätten sich den Römern gegenüber der interpretatio Romana bedient und seien als Subjekt zu memorant zu denken[2]), so daß man zu *deos* ein *esse* zu ergänzen habe.

Wird Birts Erklärung des Schlußsatzes von Tac. Germ. 2 seine Leser überzeugen? Ich fürchte: nein; es bleibt das Dunkel, das über den Worten *a victore ob metum* schwebt.

Auch Hartmann erblickt hinter dem Volksnamen das lateinische Adjektiv *germani* 'die Echten'; auch er deutet auf Grund der den Tacitus beherrschenden Anschauung, daß die Germanen autochthon und rasserein sind, die Worte *propriam et sinceram ... gentem* als eine beabsichtigte durch Umschreibung gewonnene Begriffsbestimmung jenes Adjektivs. In der Deutung von *ob metum* stimmt er ebenfalls mit Birt

---

fühl, daß die Verbindung 'von dem Sieger aus Angst' allen psychologischen Erfahrungen widerspricht. Der Sieger pflegt entgegengesetzter Stimmung zu sein. Wenn Tacitus wirklich hat sagen wollen, daß die Römer es gewesen seien, die den Germanennamen ausgedehnt hätten, so lagen ihm andere Ausdrücke nahe, die mit *ob metum* nicht kollidierten, z. B. *a nostris hominibus*. Übrigens deckt sich Tacitus' Aussage auch so wie Birt sie auffaßt, nur halb mit Birts Theorie: nach dieser sind die Römer die Erfinder des Germanennamens, nach Tacitus haben die Römer den bei den Ardennenvölkern vorgefundenen (*invento*) Namen auf die rechtsrheinischen Stämme übertragen.

[1]) Die Gleichung Tuisto: Zwist = Tanfana: Zanfana (Birt S. 76 Anm.) ist zu streichen; denn Zanfana ist die Erfindung eines Fälschers.

[2]) Dies ist bedenklich, weil *memorant* c. 3 und 39 anders gebraucht ist.

Digitized by Google

überein; aber unter *victor* versteht er die später Tungri genannte gallische Völkergruppe und *a* setzt er beidemal = 'nach'. Ganz neu ist die Behauptung, *natio* sei der weitere, *gens* der engere Begriff: 'so sei ein Name für das Gesamtvolk, nicht nur für einen Stamm, aufgekommen, indem alle mit dem anfangs unter dem Eindruck der Furcht nach dem Sieger, dann nach ihnen selbst gewählten Namen genannt wurden'. So sei der Name Germani, der ursprünglich ein auszeichnendes Beiwort für jene gallischen Stämme war, von den *quidam* vermittels der Annahme, daß diese Stämme von jenseits des Rheins stammten, auf ein bisher als solches nicht erkanntes Volk übertragen worden, entsprechend dem Wesen dieses Volkes (*a se ipsis*), nachdem man einmal auf diesen Namen verfallen war.

Birts Hypothese wird von Ed. Norden in einem 'der neueste Versuch zur Deutung des Germanennamens' überschriebenen Artikel, Röm.-germ. Kommission, Korr. I 6 völlig abgelehnt. Die beiden Einwände, die ich oben aus der Bedeutung von *μοι δοκοῦσιν* bei Strabo [1]) und aus der Beziehung von *victor* in der Tacitusstelle abgeleitet habe, erhebt auch er in dem selben Sinne; aber er nimmt ihr auch alle anderen Stützen, die eine nach der andern. Insonderheit weist er auf den Fehlschluß hin, der in der aus dem Indikativ *appellantur* in der Caesarstelle entnommenen Behauptung liegt, daß die Eburonen und die drei andern Ardennenvölker nicht bei den Remern, sondern nur bei den Römern Germanen hießen. In der Deutung der Pliniusstelle schließt Norden sich an Kiepert und Schulten an: sie beweise, daß sich am Baetis eine keltische Völkerschaft gleichen Namens wie die im Osten Galliens ansässigen Germani mit den iberischen Oretani vermischt hatte. Auch bei Orosius handle es sich um Mischvölker; denn ein Mischvolk könne ebensogut durch Juxtaposition (*Galli Germani* wie *Ἕλληνες Σκύθαι* bei Herodot) wie durch Komposition (z. B. *Λιβυφοίνικες*) bezeichnet werden; bei Seneca liege ein Scherz vor, den Birt zu einer ethnographischen Folgerung mißbrauche. Norden verwirft ferner Birts Herleitung des Namens Tuisto und dessen Gleichsetzung mit Tiu; er tadelt die Verwendung der aus hellenischer Mythologie stammenden Anschauung von der Geburt der Giganten aus der Ge zu einer Folgerung auf dem Gebiete germanischer Ethnogonie. Ebenso ungehörig wie die Beziehung des *regnator omnium deus* Tac. Germ. 39 auf Tuisto sei die Behauptung, daß *initia gentis* ebenda auf c. 2 zurückweise; denn dem Zusammenhange nach könne *gens* hier nur auf die Semnonen oder Sueben gehen. In der Hauptstelle c. 2 hindere nichts *a* beidemal mit 'nach' zu übersetzen (in dieser Auffassung stimmt Norden also mit Hartmann überein); ein Beispiel dieses Gebrauchs 'unter vielen' sei Plin. n. h. IV 58 *Dosiades eam* (*Cretam*) *a Crete nympha, Anaximander a rege Curetum . . . dictum . . . existimavere.* Norden schließt mit den Worten: 'der Ursprung des Germanennamens ist also nicht römisch, sondern bodenständig,

[1]) Als Beispiel für *δοκεῖ μοι* verweist Norden auf Strabo VII p. 322, wo er mit diesem Ausdruck seine absurde Deutung des Namens der Leleger signiert.

Digitized by Google

d. h. in diesem Falle keltisch,' und mit dem Rufe: 'zurück zu Müllenhoff!' [1])

Auch Nohl lehnt WS. f. kl. Phil. 1918 Sp. 145 (vgl. ebenda 1915 Sp. 875) Birts Hypothese ab. Seine Beweismittel schöpft er ebenfalls aus den Worten *δοκοῦσι μοι* bei Strabo, *a victore* bei Tacitus, *appellantur* bei Caesar. Sein Tadel trifft auch noch andere Dinge, vor allem Birts verkehrte Interpretation des Ausdrucks *οἱ Σόηβοι προσαγορευόμενοι Γερμανοί* bei Strabo p. 194. — Im wesentlichen dieselben Bedenken erhebt R. Bitschofsky, Berl. ph. WS. 1918 S. 198.

13) G. Wissowa, Interpretatio Romana. Römische Götter im Barbarenlande. Archiv für Religionswissenschaft XIX (1918) S. 1—49.

Nur einige Sätze dieses Aufsatzes fallen in den Rahmen unseres Berichts. Daß bei Tacitus unter den Göttern Mercurius, Hercules, Mars Wotan, Donar, Tiu zu verstehen seien, wird heute von keiner Seite ernstlich in Zweifel gezogen. Die taciteische Überlieferung wird illustriert durch Zangemeisters Nachweis, daß sich die selben drei Götter als fester Verband auf den Votivsteinen der zum großen Teil aus Angehörigen germanischer Stämme gebildeten Truppe der equites singulares und auf einigen andern Denkmälern germanischer Herkunft finden. Die germanischen Gardereiter bedienten sich also der selben Namensübertragung wie Tacitus. Die Dreizahl braucht aber weder bei Tacitus noch auf den Steinen etwas Geschlossenes zu sein, sie kann durch Summierung der in verschiedenen germanischen Landschaften verehrten Götter entstanden sein. Der Name der Isis ist nicht eine interpretatio Romana der entsprechenden germanischen Gottheit; hier nimmt Tacitus das Eindringen eines fremden Kultus an, wie ja auch in Rom Isis ein numen

[1]) Die soeben skizzierten Nachweise ergänzt Norden nach gewissen Gesichtspunkten in dem Aufsatz 'Germani. Ein grammatisch-ethnologisches Problem', Sitzungsberichte der K. preuß. Ak. d. Wiss. 1918 V S. 95—138. Nachdem er gegenüber den antiken Etymologien von Volksnamen weitgehende Vorsicht empfohlen und im Vorbeigehen Hartmanns Ausführungen in der Glotta widerlegt hat, zeigt er, daß das Suffix mani in Ger-mani wie in Poemani, Ceno-mani keltisch ist, während das Ergebnis der Bemühungen den ersten Komponenten des Germanennamens zu deuten ein Ignoramus ist. Auch die Möglichkeit, daß die lautliche Kongruenz der Worte germanus und Germanus aus der Verwandtschaft der beiden Sprachen, denen sie angehören, zu erklären sei, ist zu verneinen. Denn nie hat ein Volk 'die Brüder' geheißen, und das zweite Bildungselement des Germanennamens stimmt mit dem lateinischen Adjektiv nur den Lauten nach, nicht aber in der Ableitung überein. Die Pliniusstelle über die Oretani Germani wird von Norden dahin interpretiert, daß ein keltischer Stamm, die Germani, an der beträchtlich vor 500 v. Chr. anzusetzenden Expansion der Kelten über die Pyrenäenhalbinsel teilgenommen habe und hier in das Iberertum aufgegangen sei; so sei es nicht verwunderlich, daß wir demselben Namen in den Ardennen und in der Sierra Morena begegnen, wo er sich als Teilbezeichnung weit über ein halbes Jahrtausend erhalten hat. Die Erwähnung der *Galli Germani* (d. i. germanische Gallier, ein Mischvolk) bei Orosius zeige, daß Livius, die gemeinsame Quelle des Orosius und Eutrop (der *Gallorum Germanorum* in *Germanorum et Gallorum* geändert habe), eine Mittelstellung eingenommen habe zwischen denen, die die Cimbern rückständig als Gallier, und denen, die sie als Germanen bezeichneten.

Digitized by Google

peregrinum war. Für die Göttin der Ostseevölker und für das göttliche Brüderpaar der Nahanarvalen stellt er die einheimische Bezeichnung und die interpretatio Romana nebeneinander, während es bei Wendungen wie *templum quod Tanfanae vocabant* (Ann. I 51) oder *apud lucum, quem Baduhennae vocant* (Ann. IV 73) viel mehr auf die Ortsbezeichnung als auf die Hervorhebung des Götternamens ankommt[1]).

14) L. Weniger, Losorakel bei den Germanen. Sokrates 1917 S. 433ff.

Weniger stellt zunächst zusammen, was Tacitus über die Seherin Veleda — Tacitus schreibt Velaeda — berichtet. Dann bespricht er die Stelle der Germania über die Orakellosung. Er vermutet, daß nicht eine beliebige Menge von Losen über das Tuch gestreut wurde, sondern eine bestimmte Anzahl, vielleicht neun. Die auf den Losen eingedrückten Zeichen bedeuteten, wie es scheint, Leben oder Tod, Sieg oder Niederlage, Ja oder Nein; und da die Zeichen von jedem Hausvater gelesen werden konnten, so müssen sie wohl mit den später so genannten Runen identisch gewesen sein. Die eingeritzten Marken verkündeten nicht nur die Zukunft, sondern beeinflußten sie, und zwar 'durch den Namen, der einer jeden Rune zukam, insofern sie damit ein bestimmtes mit ihrem Laut anhebendes Hauptwort darbot'.

Die Einleitung bedarf einiger Berichtigungen. Statt Claudius Civilis schreibe Julius Civilis, 'ein Auserwählter ihres Volkes brachte alle Anfragen vor die Seherin' ändere in 'ein Auserwählter ihrer Verwandten'; 'nach dem gelungenen Überfall der römischen Flotte auf dem Flusse Lippe machte man das Kriegsschiff des Befehlshabers der Veleda zum Geschenke' ändere in 'nach dem gelungenen Überfall der römischen Flotte auf dem Rhein brachte man das Schiff des Befehlshabers auf der Lippe der Veleda als Geschenk'.

Ergänzende Bemerkungen zu Wenigers Aufsatz liefert A. Becker, Losorakel bei Germanen, Sokr. 1918 S. 12—13, darunter die Notiz, daß sich auf einem aus Elephantine stammenden Ostrakon des 3. Jahrhunderts n. Chr. (s. W. Schubart, Amtliche Berichte aus den Königlichen Kunstsammlungen 18, 12) mitten in einer Reihe dativischer Namen von Personen, die die Begleitung des römischen Statthalters bildeten, der Name *Βαλουβουργ Σήνονι σιβύλλᾳ*, d. i. 'Walburg, der Se(m)nonin, der Seherin', gefunden hat.

15) B. Combes de Patris, En lisant Tacite. Revue des études historiques 83 (Avril-Juin 1917) S. 224—233.

Das Ziel des Aufsatzes ist der Beweis, daß die von Tacitus gegebene Charakteristik der germanischen Rasse noch für heute gelte. Von Tacitus' Sätzen beutet Verf. besonders solche aus, die von den kriegerischen Neigungen der Germanen handeln, z. B. *pigrum et iners videtur sudore acquirere quod possis sanguine parare*. Daher: 'aujourd'hui comme au temps de Tacite, la guerre et quelle guerre! est toujours leur 'industrie nationale'; und weiter: 'les moeurs sauvages, le mysticisme

[1]) Dieses Urteil dürfte kaum zutreffen; jedenfalls handelt es sich Ann. I 51 nicht um eine Ortsbezeichnung.

Digitized by Google

primitif, le goût du sang, le culte de la force, la brutalité et l'animalisme survive sous les apparences d'une vie moderne, et ce sont toujours les yeux bleus et cruels de la bête antique qui brillent derrière les lunettes d'or'. Aber an einen Satz des Tacitus anknüpfend fügt Combes hinzu: 'mais ne l'oublions pas: on en triomphe plus facilement qu'on ne les vainc'; seine Hoffnung gründet er wie Tacitus auf die germanische Neigung zur Uneinigkeit, die zu realisieren Aufgabe der von den Germanen bedrohten westlichen Zivilisation sei.

Ausführlich besprochen WS. f. kl. Phil. 1917 Sp. 752 von Draheim, der dem Verfasser einige Cäsarstellen, die über Charakter und Sitten der Gallier handeln, zu Gemüte führt. Daß übrigens der gallische Haß auch die wissenschaftlichen Kreise Frankreichs ergriffen hat, sieht man aus den Schriften Babelons und Toutains, Le Rhin dans l'antiquité, über deren Inhalt Draheim WS. f. kl. Phil. 1917 S. 881 berichtet.

16) Vilh. Lundström, Lemovierna — ett mystiskt germanfolk (Die Lemovier, ein mystisches Germanenvolk). Svensk humanistisk tidskrift I (Göteborg 1917) S. 27—28.

Lundström rät die nur von Tacitus Germ. 43 zusammen mit den Rugiern als Nachbarn der Goten genannten Lemovier als Leuionii zu lesen und diese mit den (H)illeviones des Plinius (n. h. IV 96) und den Λευῶνοι des Ptolemäus (II 11, 16) zu identifizieren. Somit wären die Leuionii aus der Mitte der skandinavischen Halbinsel — denn Ptolemäus sagt, daß die Λευῶνοι in der Mitte der größten Skandia-Insel wohnten — nach der Südküste der Ostsee ausgewandert, wie die Rugier aus dem Westen und die Goten aus dem Süden. Schon Kossinna (Indog. Forsch. VII S. 282) hat die Lemovier des Tacitus mit den Λευῶνοι des Ptolemäus andeutungsweise zusammengestellt, aber mit Unrecht bei Tacitus *Lemovii* in *Lenonii* und bei Ptolemäus Λευῶνοι in Λενῶνοι geändert.

17) L. Bielefeld, Aliso. Westmünsterland 1917 S. 59—66.

Aliso ist = Haltern, das ehemals unmittelbar an der Lippe lag, verschieden von dem castellum Lupiae flumini adpositum.

18) E. Ritterling, Die 'Osi' in einer afrikanischen Inschrift. Korrespondenzblatt der römisch-germanischen Kommission I (1917) 5.

Eine in den Ruinen von Bulla Regia in Nordafrika gefundene, von R. Cagnat in den Comptes rendus de l'Ac. des inscr. 1914 S. 132 veröffentlichte und erläuterte Inschrift enthält die Amtslaufbahn eines römischen Ritters, der während des Feldzuges gegen die Quaden und Markomanen unter Commodus Tribun der legio II Adiutrix und zugleich *praepositus gentis Onsorum* war, d. h. Militärgouverneur eines Volkes, das außerhalb der römischen Provinzen wohnte, worauf schon die Bezeichnung *gens* statt *civitas* deutet. Das Standquartier der Legion, deren Offizier ihr Gouverneur war, war Aquincum in Unterpannonien; danach müssen die Onsi im nordwestlichen Ungarn gesessen haben. Hier aber, im Gebiet des oberen Eipel, wohnten die bisher nur an zwei Stellen der Germania des Tacitus (c. 28 und 43) genannten Osi. Aus diesem

Digitized by Google

Tatbestand zieht Ritterling den durchaus probablen Schluß, daß die Onsi der Inschrift mit den Osi des Tacitus identisch sind. Die Abweichung in der Schreibung des Namens erklärt er daraus, daß, wie der etymologisch berechtigte Nasal häufig unterdrückt wird *(cosul, Costantino)*, so auch umgekehrt manchmal ein parasitisches *n* zwischen dem langen Vokal und *s* eingeschoben wird *(formonsus, Atlans, thensaurus)*. Ob die nasalierte Namensform oder die bei Tacitus überlieferte die ursprüngliche war, bleibt eine offene Frage. In historischer Beziehung ergibt die Inschrift, daß die Osi in ein wenigstens zeitweiliges Abhängigkeitsverhältnis zu Rom geraten sind.

19) L. Holzapfel, Römische Kaiserdaten (Fortsetzung). Klio XV S. 99—121.

Wir verzeichnen in Kürze die Ergebnisse dieser chronologischen Untersuchung. Der Todestag des Vitellius ist der 20. Dezember, die Einnahme Tarracinas durch L. Vitellius ist spätestens in die Nacht vom 17. auf den 18. Dezember zu setzen; denn der Ausdruck *iisdem diebus* H. III 76 bezieht sich auf die Tage, an denen sich die c. 58—71 erzählten Begebenheiten abspielten[1]). Als das Geburtsjahr des Vitellius wird teils das Jahr 15, teils 12 n. Chr. angegeben. Der letzteren Angabe folgt Tacitus H. III 86, wo es heißt *septimum et quinquagesimum aetatis annum explebat*. Hier ist, wie Holzapfel meint, *explebat* in *explerat* zu ändern, weil jenes nur dann am Platze wäre, wenn Vitellius nahe daran gewesen wäre, sein letztes Lebensjahr, das vor etwa 3 Monaten begonnen hatte, zu vollenden[2]). Die Tradition, nach der er im Jahre 15 geboren ist, beruht auf einer Verwechslung des Kaisers mit seinem Bruder Lucius. Auch über den Geburtstag des Kaisers gibt es zwei Traditionen: nach der einen fällt er auf den 24. September, nach der andern auf den 7. September. Diese Streitfrage entscheidet Holzapfel zugunsten der zweiten Angabe durch eine Berechnung der Zahl der Tage, die zwischen dem Geburtstage des Vitellius, von dessen Feier Tacitus H. II 95 berichtet, und der Schlacht bei Cremona verflossen sein müssen. Die Berechnung ergibt mindestens 47 Tage, die Schlacht bei Cremona fand spätestens Ende Oktober statt; denn Caecina führte am zweiten Schlachttage die Insignien des Konsulats (H. III 31), das ihm für die Monate September und Oktober verliehen worden war. Dadurch ist der 24. September als Geburtstag des Vitellius ausgeschaltet. Caecinas Verrat fällt auf den 18. Oktober; denn als er seine Truppen zum Übertritt auf Vespasians Seite zu bestimmen versuchte, trat, wie Dio bezeugt, in der Nacht eine Mondfinsternis ein; diese Nacht ist die vom 18. auf den 19. Oktober (so schon Heraeus zu H. III 14). Da ferner die sechs Vitellianischen Legionen erst am sechsten Tage nach Caecinas Verrat in Cremona angelangt sein können, gewinnen wir für die zweitägige Schlacht

[1]) Die Datierung der Einnahme Tarracinas dürfte zutreffen. Ich begründe sie aber lieber durch die Eingangsworte von Tac. H. III 78, als durch die mir nicht ganz klar gewordene Beweisführung Holzapfels.

[2]) Das ist richtig; aber bei der Verwirrung, die in den antiken Zeugnissen über das Geburtsdatum des Vitellius herrscht, halte ich eine Textesänderung für gewagt.

Digitized by Google

den 24. und 25. Oktober. Der Mond ging in der Nacht zwischen diesen beiden Tagen um 10 Uhr auf: dazu paßt der Ausdruck *adulta nocte* H. III 23.

20) H. Hofmeister, Röm.-germ. Kommission. Korr. I S. 43.

21) G. Wolff, Die geographischen Voraussetzungen der Chattenfeldzüge des Germanicus. Ztschr. d. Vereins f. hess. Gesch. u. Landeskunde N. F. 40 (1917). 80 S. mit einer Karte.

Hofmeister sowohl wie Wolff suchen das von Germanicus zerstörte Mattium in der Altenburg nordwestlich von Metze bei Niedenstein, wie heute allgemein geschieht. Im Vorgelände der Altenburg sind, wie Hofmeister bemerkt, eiserne Geräte gefunden worden, die man als römische Pflugscharen deutet. Das Kastell auf dem Taunus, von dem Tacitus Ann. I 56 spricht, ist nach Wolff eher in Friedberg als in Höchst a. M. anzusetzen; in diesem Kastell sei Apronius zurückgelassen worden; die Grenze des eigentlichen Chattenlandes habe man in der Nähe von Gießen zu suchen. Die Eder hat Germanicus, wie Hofmeister vermutet, bei Fritzlar überschritten.

Vgl. E. Anthes, Berl. phil. WS. 1918 Sp. 3—6.

22) I. H. Holwerda, Oppidum Batavorum. Röm.-germ. Kommission. Korr. I 4.

Östlich vom Hühnerberg bei Nymwegen hat man in einem mit Brandschutt gefüllten Hohlweg eine große Zahl römischer Scherben gefunden, die dem 1. Jahrhundert n. Chr. angehören, und am Abhang des angrenzenden Plateaus die Spuren einer nicht römischen, sondern einheimischen Festungsanlage, deren Kleinfunde jedoch wie in dem Hohlweg römischen Charakters sind, woraus zu schließen ist, daß die Bewohner in hohem Maße romanisiert waren. Da die Errichtung der Anlage ohne Zweifel in die Zeit des Drusus fällt, so darf man in dieser durch eine Feuersbrunst untergegangenen Befestigung das, wie Tacitus H. V 19 erzählt, von Civilis im Jahre 70 n. Chr., ehe er auf die Bataverinsel flüchtete, verbrannte, seitdem in der Literatur nicht mehr genannte *oppidum Batavorum* wiedererkennen. Etwa 400 m weiter westlich haben sich Spuren eines römischen Kastells und Ziegel der 10. Legion gefunden, die nach Tacitus a. a. O. das Heer des Cerialis verstärkte.

23) A. Riese, Über die fünften Legionen und ihre Beinamen. Röm.-germ. Kommission. Korr. I 2.

Riese sucht es wahrscheinlich zu machen, daß die von Cäsar aus Galliern gebildete legio V Alauda mit der legio V Macedonica identisch ist; denn die legio V, die Tacitus Ann. I 31 als in Vetera stehend und sonst oft erwähnt, führe nie und nirgends, weder bei den Autoren noch in Inschriften, ein Kognomen.

24) Anzeigen älterer Schriften: Willenbücher, Der Kaiser Claudius (JB. XLI 172): Monatsschr. f. höh. Schulen XVI S. 186 von Fr. Marcks ('sucht durch sorgfältige Prüfung der Quellen ein gerechtes Urteil zu gewinnen'); Rüther, Römerzüge im Sauerlande (JB. XLII 89):

Digitized by Google

Mitt. hist. Lit. 45 S. 97 von H. Dreyhaus (R. habe die Richtigkeit der Hülsenbeckschen Hypothese nicht erwiesen, sie aber sehr wahrscheinlich gemacht).

IV. Textkritik und Erklärung.

25) H. Strache, Kritische und exegetische Beiträge zur Germania des Tacitus. WS. f. kl. Phil. 1917 Sp. 875–880.

Wir empfehlen die Ausführungen Straches, der inzwischen sein Leben dem Vaterlande geopfert hat, der Beachtung der Leser.

3, 6 lehnt er Rhenanus' Konjektur ab, da man wohl von einem *concentus vocum*, nicht aber von einem *concentus vocis* sprechen könne, und übersetzt: 'und es macht den Eindruck, als wenn das weniger Menschenstimmen wären als der Zusammenklang heldischen Geistes.' 4, 1 sei der Plural *opinionibus* nicht bloß von der Mehrzahl der Träger der *opinio*, sondern auch von der Verschiedenheit in der Durchführung und Begründung der in ihrem Grundgedanken allerdings identischen Hypothesen zu verstehen. 7, 4 sei *admiratione* als Glossem zu *exemplo* zu streichen. Strache vergleicht 11, 11, wo man, nur in umgekehrter Reihenfolge, dieselbe Satzbildung finde: 1. zwei Ablative komparativ verbunden, 2. eine rhetorische Häufung von Nebensätzen (mit *si* bzw. *prout*), die zur Erläuterung des einen Ablativs (*exemplo* bzw. *auctoritate suadendi*) dienen.

1, 4 sei das Verhältnis des abl. abs. zu den voraufgehenden Worten das selbe wie 3, 7 und 30, 2. In allen drei Fällen werde das durch den abl. abs. Gesagte durch das Vorangehende begründet. Strache übersetzt daher an der ersten Stelle: 'sonst umzieht Germanien der Ozean, in dessen Bereich Landausbuchtungen von einer Breite und Inselflächen von einer Ausdehnung liegen, daß erst in jüngerer Zeit einige Stämme und Könige bekannt geworden sind, welche der Krieg entdeckte'; an der zweiten: 'sie legen hauptsächlich Wert auf Erzielung rauher Töne und schmetternden Dröhnens: deshalb halten sie die Schilde vor den Mund, damit um so voller und tiefer die Stimme durch den Rückprall anschwelle'; an der dritten: weil das Gebiet der Chatten mit dem Herzynischen Walde beginnt, ist es nicht so flach und sumpfig'. — 2, 4 sei *adversus* in dem Sinne von 'feindselig zu verstehen, hauptsächlich deshalb, weil *inmensus* dem folgenden *ignotus*, *adversus* dem *horridus* entspreche. 2, 7 werde *informem terris*, das auf das spärliche Vorhandensein urbaren Bodens gehe, durch 5, 2 *aut silvis horrida aut paludibus foeda, asperam caelo* durch *humidior . . . aspicit* ebenda, *tristem cultu*, womit der trostlose Zustand des vorhandenen urbaren Bodens gemeint sei, durch *frugiferarum arborum impatiens* erklärt, während *tristem aspectu* das Gesamtbild der Landschaft zusammenfasse. Da aber diese Worte auch für die Gegenwart des Schriftstellers gültig sind, sei in den Schlußworten *nisi si patria sit* ein Tempuswechsel eingetreten.

3, 4 sei nach *animos* ein Semikolon zu setzen, damit nicht die beiden Ablative *relatu* und *ipso cantu* in dem selben Relativsatze nebeneinander stehen; 5, 4 müsse man nach *improcera* nur ein Komma

Digitized by Google

setzen, um den Zusammenhang der Worte, die über *pecora* und *armenta* handeln, schärfer zum Ausdruck zu bringen. 5, 10 sei so zu interpungieren: *afficiuntur: est videre ... finguntur. Quamquam ... eligunt (interiores ... utuntur): pecuniam ... bigatosque; argentum etc.* Denn *quamquam* beherrsche die ganze folgende Satzreihe bis *bigatosque*, die *quaedam formae* seien eben die *serrati bigatique*, der Satz *interiores ... utuntur* aber ein Einschiebsel.

Endlich gibt Strache noch ein paar wohlgelungene Übersetzungen: 1, 6 *vertice* 'Berghaupt', 1, 9 *iugo* 'Bergrücken' oder 'Höhenzug' (vgl. 43, 8. 9), 1, 10 *meatibus* 'Stromrinnen', 2, 14: 'einige behaupten — die altersgraue Ferne läßt ja der Willkür Tür und Tor offen — es gebe' usw.

26) E. Gross, Zu den Annalen des Tacitus. Woch. f. kl. Phil. 1917 Sp. 1024 bis 1030.

Der Aufsatz enthält eine Reihe kurzer Bemerkungen, die sich an die 11. Auflage des ersten Bandes von Nipperdeys Ausgabe der Annalen anschließen, jedoch sich auf das 4. Buch beschränken, hier und da auch auf Roths und Horneffers Übersetzungen Bezug nehmen und parallele Gedanken aus der antiken und modernen Literatur nachweisen.

Ich stelle voran, was mir richtig oder wenigstens beachtenswert erscheint. 5, 11 ersetzt *coercita* das part. praes. und steht auf einer Linie mit dem voraufgehenden *habebantur* und dem folgenden *attinebant*; vgl. 7, 2 *formidatus*. Gross vergleicht außerdem *coercitum* 30 a. E.; aber hier ist *repertum et ... coercitum = quod repertum et ... coercitum est*. Zu *intra* 'beschränkt auf' 6 a. E. bringt Gross passende Parallelstellen. 26, 2 bezeichnet das negierte *ideo* den 'unzureichenden Grund'; 32, 8 bezeichnet *libero egressu* die rückhaltlose Aussprache, der keine sachlichen Bedenken im Wege stehen. 35, 7 wendet sich Gross gegen Nipperdeys Auffassung, wonach man statt *perempti* das verbum finitum zu erwarten habe, weil es die Hauptsache enthalte. Cordus kennzeichne vielmehr sein eigenes Verhalten durch zwei Fragen, deren erste auf eine Verneinung seiner Schuld hinausläuft, während die zweite, die mit *an* beginnt und eine Bejahung finden soll, sein Verschulden darauf beschränkt, daß er dazu beigetragen hat, das Gedächtnis von Männern, deren Standbilder sogar der Sieger geschont hatte, auch in der Literatur zu erhalten. 36, 1 sei *postulandis reis* Ablativ der Hinsicht, ebenso 37, 3 *validus spernendis honoribus*; 39, 1 habe *socors* den Sinn eines Partizips; 48, 10 sei *ut ... non* nicht = *ne*, sondern konsekutiv: sie sollten das Lager angreifen, aber nur so weit, daß dort jedermann den Lärm des zweiten Gefechts überhören müßte. Ähnlich wie hier *non acciperet* eine Einheit bilde, sei XIII 51, 2 *non ultra = intra*, und einen teils finalen teils konsekutiven Sinn habe *ut* XIII 40, 10 und XV 6, 8. — IV 51, 7 sei *partae* vielleicht in *paratae* zu ändern: 'die Hoffnung auf den bereitliegenden Sieg'. 60, 4 habe den Sinn: 'es erhoben sich obendrein Schreckbilder (beunruhigende Beobachtungen) in mannigfacher Gestalt', die im folgenden näher ausgeführt werden. Hierzu noch einige treffende Übersetzungen: 9, 5 *vero* 'dem, was ernst gemeint war', 12 a. E. 'den hochfliegenden Ehrgeiz

Digitized by Google

gründlich aufzustacheln', 15 a. E. 'in der Tat war dem jungen Manne ... eigen', wie 20, 14 'ob wirklich etwas auf unser Verhalten ankommt'; 25, 14 *consectentur* 'aufs Korn nehmen'; 31, 1 'diese Kette betrübender Geschichten'; 34 a. E. 'gerät man in Zorn, so fühlt man sich offenbar getroffen'; 39, 4 *forma* 'Fassung'.

Gegen andere Deutungen erhebe ich Bedenken. *obtegere* ist 'zudecken', nicht 'decken'. Deshalb halte ich Gross' Übersetzung von 1, 15 'sich selbst wußte er zu decken, andere anzuschwärzen' für nicht richtig; es ist vielmehr die Verschlossenheit Sejans gemeint, der keinem einen Einblick in sein Herz gestattete. Warum *compositus* 1, 17 nicht in dem Sinne von 'künstlich', 'studiert' genommen werden darf, hat Nipperdey angegeben. 7, 8 könnte *ubi sis ingressus* an sich wohl absolut gefaßt werden = 'sei man einmal auf dem Wege'; aber da *ingredi* bei Tacitus fast ausnahmslos ein Objekt bei sich hat, empfiehlt es sich, *dominandi spes* hinzuzudenken. 10, 8 ist *occulto* 'versteckt', nicht 'anonym'. Das letztere ist I 72 *carmina incertis auctoribus vulgata* gemeint. — 33, 16 übersetzt Gross *obvia* 'im Wege stehend', nämlich der Unterhaltung und Spannung der Leser. Aber erstens bezeichnet *obvius* nirgends ein Hindernis, zweitens ist der Begriff der Unterhaltung zu weit entfernt, um hinzugedacht werden zu können. Nipperdey übersetzt richtig 'sich aufdrängend', 'sich darbietend', vgl. *obvias opes* XVI 2, 10, *obvia aspernati ... abdita scrutari* H. III, 33, 10. Ob *clari exitus* 33, 12 'Heldentod' sei, bezweifelt Gross und übersetzt 'viel genanntes Lebensende', indem er an Männer wie Decius Mus oder Aemilius Paulus denkt. Eben diese erlitten den 'Heldentod'.

27) A. Kornitzer, Lesefrüchte, Ztschr. f. d. öst. Gymn. 67 S. 642. Vgl. 68 S. 149.

Die richtige Erklärung von *corruptus* Germ. 23 findet man bei Schweizer-Sidler: 'durch Gärung in eine Art Wein verwandelt'. Nicht um ein Schlechtermachen handelt es sich, sondern um eine Veränderung des natürlichen Geschmacks durch künstliche Mittel. Dies wird bewiesen durch die Parallelstellen Petron 141 (ed. Buecheler[5] p. 113) *neque enim ulla caro per se placet, sed arte quadam corrumpitur et stomacho conciliatur averso* und Seneca ep. 95, 15, der von einem *cibus per artem voluptatemque corruptus* spricht. Kornitzer knüpft hieran eine scharfe Kritik des Artikels *corrumpere* im Thesaurus l. l.

28) F. Walter, Zu Tacitus. Berl. ph. WS. 1918 S. 297.

Walter konjiziert: H. II 29, 4 ⟨suam⟩et pretia laborum suorum, III 5, 9 fidei ⟨quam⟩ commissi[or] patientior (mehr zur Treue als zum Abfall — commissum = scelus — neigend); Ann. XI 28, 3 dum histrio cubiculum ⟨per⟩ principis exultav⟨erit⟩ ero dedecus etc. (sei ihm als Eheherrn zwar Schande erwachsen), XII 22, 14 unde ir⟨a⟩e ⟨fa⟩x Agrippinae citra ultima stetit (ihr auflodernder Zorn machte vor dem Äußersten Halt), XIV 2, 3 offerret saepius ⟨semet⟩ temulento. Das sind Einfälle, die man nicht ernst zu nehmen braucht.

Digitized by Google

29) J. J. H(artman), Ad. Tac. Agr. c. 16. Mnemos. 45 S. 204.

Hartman konjiziert *suae exercitusque iniuriae.* Die Vermutung ist von Mützell vorweggenommen, wie in Halms Textausgabe seit Jahrzehnten zu lesen ist.

30) R. Reitzenstein, Die Idee des Prinzipats bei Cicero und Augustus. Göttinger Nachrichten 1917 Heft 3.

Reitzenstein bemerkt in der Erörterung über Tac. Ann. IV 33: 'in der Besprechung dieser Stelle Nachrichten 1914 S. 248 f. irrte ich freilich insofern, als ich bei der *μικτὴ πολιτεία* hauptsächlich an jene Mischung von principatus und libertas dachte, von der Tacitus Agr. 3 redet. Andresen (WS. f. kl. Phil. 1915 Sp. 754) behält soweit Recht, daß die Mischung der drei Urtypen gemeint sein kann, hätte aber auf die politische Bedeutung dieser Theorie und den Sinn der Annalenstelle wohl eingehen sollen'.

31) Tingdal, Ändelsen — is usw. (JB. XXXXIII 112) wird anerkannt DLZ. 1917 Sp. 546 von Ed. Hermann und von Vilh. Lundström Svensk hum. tidskr. I S. 39 ('gibt sicher begründete Auskunft').

Berlin. Georg Andresen.

Berichtigungen zu dem Aufsatze 'Das Rauchen im Altertum' von Hans Lamer S. 47—60.

Infolge bedauerlichen Versehens sind die Korrekturen des Verfassers unbeachtet geblieben. Kleinere Druckfehler wird der Leser selbst leicht berichtigen; sinnstörend sind

S. 50, 1. Absatz Z. 6 v. u. Lonore statt Louvre;
S. 53, Abschnitt 4 Mitte 'So berichtet' statt 'Es berichtet';
S. 53, Z. 8 v. u. deutsch statt identisch;
S. 53, Z. 2 v. u. lies *θεραπεύει* statt *θερα πεύει*;
S. 54, Z. 1 v. o. lies *θώρακι*;
S. 54, Z. 2 v. o. lies *βῆχας*;
S. 56, Z. 10 v. u. lies 'auf den mich';
S. 59, 1. Absatz Z. 2 v. u. lies Chalumeau.

S. 47 fehlt eine Anmerkung des Inhalts, daß ich die Kenntnis von Rebers Aufsatz Herrn Ingenieur Feldhaus verdanke.

S. 55 eine Anmerkung mit dem Hinweis auf türkisch tütün içmek 'Tabak trinken', arabisch ašrib duḫḫan 'ich trinke Tabak', ašrib sigâra 'ich trinke eine Zigarette'.

Digitized by Google

Caesar

I. Cäsarüberlieferung

1) Einen eigenartigen Cäsarfund teilt Oelenheinz in Koburg in Nr. 38 der Berl. Phil. Wochenschrift 1917 S. 1191—1192 mit. In einem Schreiben des Pastors Sebastian Frank in Geroda vom 30. Januar 1651 an Pastor Doeler in Oberndorf bei Schweinfurt kommt die Sprache auf eine Stelle des Gallischen Krieges aus einer Ausgabe des Didacus Nomesseius Buch 4 Kap. 18, die nur im Auszug mitgeteilt, einen an einzelnen Stellen erweiterten Text wiedergibt. Er lautet: *Caesar itaque cum in fines Sicambrorum pervenisset, statuam quidem Lolli aeneam, quem pro numine coluere, erectam vidit. Ipsi autem finibus suis excesserant. Et quamvis Caesar omnibus vicis aedificiisque incensis frumentisque succisis in fines Ubiorum se reciperet, Lolli tamen statuam, vel religione motus, vel feros Germanorum mores atque animos emollire volens, inviolatam reliquit.* Eigentümlich ist, daß die Lesart *frumentisque succisis* aufgenommen ist, die Oudendorpius 1737 vorträgt als: ex ingenio emendavit Fr. Hotomannus (1524—1590), quam coniecturam postea firmavit Joan. Brantii MS. in dessen Notae criticae wir lesen: *succisis* rectius ut infra extremo hoc libro. F. Dübner berichtet deshalb mit Recht (1857) *succensis* Λ et Δ praeter Petav. (N), Lovan., Brantii cod. et unum Ursini. In M (Q) haec omissa, sed suppare manu hunc in modum suppleta: *frumentibusq. succisis.* — Die Wortstellung *Caesar itaque cum* ist durchaus uncäsarisch. Vgl. 3, 10, 3; 4, 31, 3; III 63, 8 und III 80, 3 *itaque Androsthenes, praetor Thessaliae, cum . . .* sugambrorum hat β, sigambrorum χ, sygambrorum φ; hier ist Sicambrorum gegeben. Steht *quidem* hinter einem Substantiv, setzt Cäsar selbst, wenn noch ein Adjektivum mit dem Substantivum verbunden ist, dies sofort hinter quidem, z. B. 7, 77, 14; III 66, 7; 74, 2. 5, 29, 7 ist der zugehörige Genetiv an die Spitze gestellt: *Cottae quidem et eorum, qui dissentirent, consilium quem habere exitum? — numen* kommt nur einmal und zwar in anderer Bedeutung (6, 16, 3 Macht, Hoheit) bei Caesar vor. — *coluere* für *coluerunt* macht zum mindesten mißtrauisch. Hat Meusel doch im XX. Jahresbericht S. 240 weitläufig ausgeführt, daß Cäsar die Form auf *-erunt* in den 7 Büchern des BG. nach beiden Handschriftenklassen 390—400 gebraucht. α bringt die verkürzte Form nur einmal 2, 21, 1 *vertere*; 1, 25, 6 haben *circumvenere* alle außer Q und h^1, die *circumvenire* geben, abhängig von dem später folgenden *coeperunt*. β gibt

Digitized by Google

1, 32, 3 *permansere* mit AB^h, dagegen φ Q h *permanere*; 2, 11, 6 *interfecere*, die übrigen *interfecerunt;* 6, 8, 6 *videre*, die übrigen *viderunt*. Das spricht also auch nicht für Cäsar. — *quamvis* ist durchaus uncäsarisch, außer 4, 2, 5 in der Bedeutung 'noch so', nun gar *et quamvis* mit dem falsch gestellten gemeinsamen Subjekt von Haupt- und Nebensatz. *cum . . . tamen* hat Cäsar fünfmal; *etsi . . . tamen* dreißigmal; *tametsi . . . tamen* sechsmal. — *religione* in der Bedeutung 'religiöse Bedenken' steht noch 5, 6, 3 *religionibus impediri. motus* als Partic. Perf. von *moveo* 'bestimmen' mied Cäsar wohl wegen des Gleichklangs, dafür hat er *commotus* und andere Kasus 3, 23, 2; 1, 13, 2; 2, 2, 1; II 13, 1; 1, 37, 4; 2, 31, 1; ebenso *adductus* achtundzwanzigmal usw. *volens* ist für Cäsar unmöglich. Er schreibt *quod volebat, cum vellet cet.* und 3, 19, 2 *cupientibus signum dat;* 3, 24, 5. *omnibus cupientibus . . . contendit.* — *emollire* kommt nach dem Lexikon von Aegid. Forcellini zuerst vor Liv. XXXVII 41 und in übertragener Bedeutung wie in unserer Stelle Ovidius Pont. II, 9, 47 emollit mores nec sinit esse feros. Das klingt recht an unsern Wortlaut an.

Weiter würde man sich vergeblich fragen, warum Cäsar Lollus nicht auch beim Gottesdienst der Germanen erwähnt. Die ganze Auffassung widerspricht 6, 21, 2 *Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur. Solem et Vulcanum et Lunam; reliquos ne fama quidem acceperunt.* Auch läßt sich die *statua Lolli aenea* nicht mit dem zusammenreimen, was wir über den Kult der Germanen wissen. Hören wir was K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde IV S. 220f. über die Stelle in Tacitus Germania 9 *ceterum . . . arbitrantur* sagt: Der Satz drückt mehr die Gedanken und Ansicht des Tacitus aus, der damit die römische Sitte gewissermaßen tadelt, als die Meinung der Germanen. Diese hatten natürlich noch nicht darüber philosophiert, ob es der Würde und Größe der Götter angemessen sei, sie in Bildern darzustellen, oder nicht. Ihr bilderloser Dienst war eben herkömmlich . . . c. 43 wiederholt Tacitus bei der Schilderung der Gottesverehrung eines ostgermanischen Stammes, daß der Kultus keine Bilder *(nulla simulacra)* kannte. Dagegen wird c. 40 eine Zeremonie beschrieben, bei der, sollte man glauben, kaum ein Bild fehlen konnte. Das erste Beispiel eines *ξόανον*, das bei den Goten auf einem Wagen umgeführt, angebetet und verehrt wurde, gibt um *380* Sozomenos hist eccl. 6, 37. So sagt auch A. Zehme, Germanische Götter- und Heldensage S. 112, daß zur Zeit der Bekehrung alle germanischen Länder infolge römischen Einflusses Tempel und Götterbilder hatten. Bei Paul Herrmann, Deutsche Mythologie 2. Aufl. S. 411 lesen wir freilich: 'Zwar erwähnt Tacitus kein nach menschlicher Gestalt geformtes Bild germanischer Götter, aber ohne Frage kannten die Römer wenigstens bei den zunächst wohnenden Stämmen germanische Götterbilder. Sie erschienen ihnen nur im Vergleich zu ihren Kunstwerken zu roh und unbedeutend, als daß sie diesen Namen verdienten.' Hier aber hören wir von einer *statua aenea.* Und wer war *Lollus?* Ich habe nur folgende Bemerkung über ihn finden können: Lollus war ein Abgott, den die alten Franken um Schweinfurt verehrten. Dessen Abbild

Digitized by Google

war aus Erz, in Gestalt eines Jünglings mit krausen Haaren, der mit dem rechten Daumen und Zeigefinger die Zunge hielt, in der Linken aber einen Becher hatte, woraus etliche Kornähren hervorragten, um den Hals aber hingen einige aneinandergereihte Mohnhäupter. Hierdurch soll die Ruhe, Sicherheit und Zufriedenheit angedeutet sein. Der Strich Landes an dem Main, wo die besten Weine wachsen, wird noch heute das Lohla genannt, und, wenn man einen ungeschickten Menschen schimpfen will, heißt man ihn einen großen Löll. Siehe Bocrisius in Miszellan, Lips. Tom. III S. 307, wo zugleich ein Bildnis zu finden ist. Zu Cäsars Zeit gab es sicher noch keine Erzstatue des Lollus und nun gar im Sugambrerlande.

Für Cäsar spricht also weder der Tatbestand noch die Sprache. Vielleicht hat ein für seine Schweinfurter Heimat begeisterter Magister oder Klerikus des ausgehenden 16. Jahrhunderts etwas 'Heimatkunst und Heimatgeschichte' im Cäsar getrieben, Cäsar mainaufwärts marschieren und mit dem heimatlichen 'Abgott Lollus' bekannt werden lassen. Eine Bereicherung unseres Cäsartextes ist nicht anzunehmen.

II. Ausgaben

1. Textausgaben

Ein neuer Text ist mir nicht zugegangen. Doch sind verschiedene schon früher besprochene Ausgaben in verbesserter Auflage herausgekommen. Hoffentlich erscheint zu der trefflichen Neubearbeitung der Kraner-Dittenbergerschen Ausgabe des BG. durch des verstorbenen H. Meusels unübertroffene Meisterhand bald der zweite Teil. Dem ganzen Werke wird dann eine eingehende Besprechung gewidmet werden. Vorliegen sonst Schultexte, deren Verfasser aber immerhin auf eine gewisse Selbständigkeit gehalten haben.

2) C. Julii Caesaris de Bello Gallico commentarii VII. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Wilhelm Fries. Mit einem Anhang: Das Römische Kriegswesen zu Cäsars Zeit. Mit 20 Abbildungen und einer Karte von Gallien. Zweite verbesserte Auflage. Wien und Leipzig 1915. Tempsky. Geb. 1,80 ℳ.

Der Herausgeber bemerkt im Vorworte, daß er den Text noch einmal kritisch durchgesehen habe und nach gründlicher Prüfung an einer ganzen Anzahl Stellen Änderungen der Lesart vorgenommen habe. 'Für die Entscheidung in den einzelnen Fällen blieb vornehmlich die Rücksicht auf leichte Verständlichkeit des Textes maßgebend, wie es sich für eine Schulausgabe geziemt.' Sie ist so nach Rich. Berndt, Berl. Phil. Wochenschr. 1916 S. 1252—1253 'eine der besten Schulausgaben des Autors, ein Werk, das schlechthin als mustergültig bezeichnet werden kann'. Er rühmt den auch in wissenschaftlicher Hinsicht völlig auf der Höhe stehenden Text. So gern ich die übrigen in der Besprechung hervorgehobenen Vorzüge dieser Ausgabe anerkenne, kann ich den Text nicht schlechthin gutheißen.

So schreibt Fries auch in dieser Auflage 1, 14, 4: *quodque tam diu se impune iurias intulisse admirarentur,* was nach Schneiders

Digitized by Google

(1884) und Prammers Vorschlag gegen die Handschriften auch Meusel 1894 aufgenommen hatte, jetzt aber wieder ausgeschieden hat. *intulisse* paßt schon gar nicht zusammen mit *tam diu* (50 Jahre); *impune* ist zu nehmen wie Sallust, Iug. 31, 21 *impune iniuriam accepisse* oder Phaedr. 4, 4 *impune laedi.* — Beibehalten ist auch gegen alle Handschriften 1, 22, 4 *renuntiasse*, wie 6, 32, 1 *cogitasse* und 1, 26, 3 *inter carros raedasque*, das Meiser 1874 gegen alle Handschriften empfahl und Meusel auch 1913 festgehalten hat, obwohl das handschriftliche *rotasque* viel anschaulicher ist, wie Klotz, Berl. Phil. WS. 1914 S. 999 ausführt. 'Denn nicht nur ist *carros raedasque* eine mäßige Tautologie, sondern namentlich ist auch *rotasque* vortrefflich. Die Wagen sind zu einer Wagenburg zusammengefahren. Da kann der Verteidiger den Angreifer von unten belästigen, indem er zwischen den einzelnen Wagen hindurchstößt: *inter carros;* er kann es aber auch, wenn er sich unter den Wagen duckt: *inter rotas.*' Meusel nimmt Anstoß an der Verwendung von *inter* in doppelter Bedeutung. Beidemale heißt es 'zwischen' 1. den Wagen hindurch; 2. den Speichen der Räder hindurch. — 1, 30, 3 läßt Fries auch diesmal gegen alle Handschriften *terrae* vor *Galliae* aus, das Meusel, der es 1894 einklammerte, 1913 in den Text setzt; freilich mit Bedenken. *terra Gallia* konnte zu allen Zeiten gesagt werden, Livius, Gellius, bell. Afric. und andere führt Meusel selbst an. Der Ausdruck hat etwas unbedingt Volkstümliches, vor dem ja Cäsar nicht zurückschreckte. Vgl. R. Freese, Beiträge zur Beurteilung der Sprache Cäsars 1900 und Altenburg, De sermone pedestri Italorum vetustissimorum. 1898 Jahrb. Suppl. S. 491. Daß Fries *terrae* streicht, ist deshalb besonders verwunderlich, weil er 3, 7, 2 mit den Handschriften *proximus mare Oceanum* beibehält, wo Meusel *mare* streicht. — 1, 34, 1 schreibt Fries jetzt mit Meusel gegen die Handschriften *locum medium utrisque* statt l. m. *utriusque*. Durch mehrere Stellen aus Livius, Justinus, Ovidius, Vergilius wird trotz des Fehlens in der sonstigen klassischen Prosa der Genitiv gestützt. — In der selben Zeile ist *velle* mit einem falschen *v* geschrieben. — 1, 11, 3 tilgt er auch diesmal mit Meusel gegen die Handschriften *eorum* zwischen *liberi* und *in servitutem abduci.* Es gehört das Eindringen des Demonstrativpronomens *is* an Stelle des Reflexivpronomens zur Färbung der volkstümlichen Redeweise. So ist an *eorum* statt *sui* kein Anstoß zu nehmen. Hinter *liberi* steht es und nicht schon hinter *agri*, weil bei *liberi* in der Nachbarschaft von *in servitutem abduci* ein Mißverständnis möglich wäre. Mit Meusel fügt er dagegen jetzt 3, 3, 4 Pauls Vorschlag folgend *casum* ein: *hoc reservato ad extremum casum consilio.* Cicero schreibt pro Cäcina 28 *testis exspectatus et ad extremum reservatus.* Also Cicero kennt *ad extr.* in der Bedeutung: 'für den schlimmsten Fall'. Warum soll diese Verwendung Cäsar verwehrt sein, auch wenn er 3, 5, 1 schreibt *resque esset iam ad extremum perducta casum.* 4, 19, 4 hat Fries sich trotz Meusels sehr eingehender und einleuchtender Begründung nicht entschlossen R. Sydows Vorschlag folgend vor *profectum* einzufügen *populi Romani*: (P. RO. PROFECTUM). So klingt es nicht mehr, als sei nun genug für Cäsars Ruhm und Vorteil erreicht worden; das würde in

Digitized by Google

dieser für das Volk bestimmten Rechtfertigungsschrift schlecht am Platze gewesen sein. *Garumna* und *Garumni* sind beibehalten. Das schnell belehrende Namenverzeichnis habe ich für L—N durchgesehen. Bei *Liger* wie *Belgae, Ambibarii, L. Cassius* stimmen die Stellen nicht, *Lucterius* ist ein Kadurke[r], *Lutetia* steht auf der Karte als *Lutecia*, wie *Caenomani* als *Paenomani.* Die aus den Handschriften sich ergebenden *Trinovantes* der Karte heißen hier wie im Texte *Trinobantes.* Die im Text und Karte richtig geschriebenen *Marcomăni* heißen hier *Marcomanni.* Unter *Morini* wird der *portus Itius* genannt, der auf der Karte *Itius Portus* heißt. *Norică* Gemahlin des Ariovist klingt sehr mißverständlich. Die Abbildung S. 202 ist recht ungeschickt. Der Wurfspieß 2 m lang und das Schwert 0,60 m lang sind gleich groß gezeichnet. S. 205. Für das Aisnelager hat schon Napoleon III. fünf Tore nachgewiesen. Die Abbildung S. 207 erweckt ganz falsche Vorstellungen. Es liegt ein im 8. Buch Kap. 9 geschilderter Sonderfall vor, zu dem 7, 72, 4 hinzukomponiert ist *grandibus cervis eminentibus.* S. 208 in kurzen Sommernächten können die *vigiliae* nicht je drei Stunden lang gewesen sein. S. 211 sind an der Rheinbrücke die *sublicae* falsch angebracht. c für *fibulae* habe ich nicht gefunden. Können 212 die Zwischenräume nicht die Intervalle ersetzen? S. 215 ist *castella* an die falsche Stelle gerutscht. Das Wort Schutzwand für *plutei* S. 213 scheint mir besser als Frontschirm (S. 215). Der Druck ist ausgezeichnet klar und übersichtlich. Druckfehler habe ich fast nicht bemerkt.

3) Von der im gleichen Verlage erscheinenden Ausgabe von Prammer-Kappelmacher, deren 10. Auflage Meusel, abgesehen von kleinen Mängeln durchaus empfahl, ist 1916 ein zweiter unveränderter Abdruck erschienen; nicht einmal die gerügten kleinsten Druckfehler sind verbessert.

4) Lateinisches Lesebuch für Oberrealschulen und zum Selbststudium, enthaltend Cäsars Kämpfe mit den Germanen (nach Cäsars Kommentarien über den Gallischen Krieg) und den zweiten Punischen Krieg (nach Livius' Römischer Geschichte) zusammengestellt und mit Vokabular versehen von Prof. Lic. theol. Johannes Hillmann. Göschen 1914 137 S. 12. 1 ℳ.

Wir haben uns hier mit der nicht üblen Auswahl aus Caesar und dem Vokabular zu befassen. Hillmann stellt zusammen 1, 1; 34—54 (einige Teile von Cäsars Rede 1, 40 und anderes bleibt weg und wird durch kurze Inhaltsangaben ergänzt); 4, 1—19; 6, 9—29. Gedrängte Inhaltsangaben verbinden die einzelnen Teile, die sämtlich geeignet sind, die Teilnahme deutscher Jungen zu erregen. Welchen Text Hillmann zu seiner Grundlage genommen hat, weiß ich nicht; auf jeden Fall ist er nicht nach den Arbeiten der letzten drei Jahrzehnte durchkorrigiert. 1,1 steht *Garumna* für *Garunna, septentriones* für *septentrionem,* 1, 34 *Aedui* für *Haedui;* 1, 35 *M. Messala, M. Pisone* noch mit Komma, *quicunque* für *quicumque*; 1, 36 *tenta(vi)ssent* für *temptassent;* 1, 38 *profecisse* für *processisse*; 1, 41 das handschriftliche *innata* für *inlata* oder *iniecta;* das handschriftliche *aliis* für *Gallis.* 1, 43 *planicies* für

Digitized by Google

planities; id iis eripi pati posset für *id iis eripi quis pati posset* usw. In den vorausgeschickten Bemerkungen über Cäsar findet sich manche schiefe, ja falsche Behauptung.

In welcher Absicht das Vokabular beigegeben ist, bleibt dunkel. Auf alle Bedürfnisse scheint es nicht zugeschnitten zu sein. Bei einigen Stichproben aus B. 4 u. 6 versagte es z. B. bei *ephippiatus, remollescere, diffundere, varietas, sublevare, subruere* usw. Was hätte z. B. der Verfasser aus dem Fügnerschen Hilfshefte über Anordnung, Berücksichtigung von Bedeutungswandel und Etymologie, Hinweisen auf das Englische und Französische lernen können. Hier findet sich kaum einmal ein Ansatz von Zurückweisen auf die Grundbedeutung. Was soll hier wie im Texte das veraltete *adolescens, adolescere, inchoare* usw., was die Supina *parcitum* und *parsum*. Die angegebenen Bedeutungen reichen nicht aus für *accidere* 6, 27, 4; *amplus* 1, 43, 4; *auctus* 1, 43, 8; *iustus* 1, 43, 5; *officium* 1, 43, 4; *quin* 4, 2, 2; *vacare* 4, 3, 1. Es muß für Cäsar heißen *usu venit*.

Es ließe sich noch mancherlei anführen, um zu beweisen, daß das an sich nicht übel gedachte Buch einer gründlichen Durcharbeitung bedarf, ehe man es als Schulbuch empfehlen kann.

5) Viel besser würde auch in die Hand von Oberrealschülern passen:

Des C. Julius Cäsar Gallischer Krieg in Auswahl. Auf Grund der Ausgabe von F. Fügner herausgegeben von W. Haynel. Text mit Einleitung, drei Karten und zahlreichen Abbildungen im Text. 2. Auflage. Teubner 1916. XLIII u. 112 S. 8. Geb. 2 ℳ.

Die erste Ausgabe hat Meusel im XXXVII JB. S. 55 besprochen. In der Auswahl, die für die Cäsarlektüre an Studienanstalten für Mädchen und für Realgymnasien, besonders aber für Reformschulen geschaffen ist, hat der Herausgeber nichts geändert. Der Text ist natürlich mit dem der 9. Auflage der Gesamtausgabe in Übereinstimmung gebracht worden. Es finden sich wie auch im vollen Texte folgende Versehen: 1, 42, 6 *dicit* statt *dixit;* 3, 7, 4 *C. Velanius* st. *Q. Velanius;* 5, 23, 5 *expectasset* st. *exspectasset*, wie Fügner sonst immer schreibt; 5, 38, 3 ist *demonstrat* in Kursiv statt in Antiqua gesetzt.

2. Texte mit Anmerkungen und Präparationen.

Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller.

6) Des C. Julius Cäsar Gallischer Krieg, herausgegeben von Fr. Fügner. Text zur 9. Auflage herausgegeben von W. Haynel. Mit 3 Karten. Leipzig 1915. 242 S. 8. Geb. 1,80 ℳ.

Der Text ist nur an einigen Stellen unter Benutzung der Arbeiten von Meusel und Klotz verändert worden. 4, 2, 5 muß stehen *quemvīs;* verwunderlich ist, daß Haynel immer noch an B. Müllers schon von Nipperdey zurückgewiesenen Lesart 7, 19, 2 *vada ac aditus* festhält.

7) Dazu ist 1915 die 8. von W. Haynel besorgte Ausgabe des Fügnerschen Kommentars erschienen, geb. 1,80 ℳ. Auf S. V—XXVIII stehen

Digitized by Google

die selben einleitenden Kapitel: I. Über Satzbau und Satzverknüpfung, II. Grammatisch-stilistische Regeln wie vor dem 'Bürgerkrieg', nur sind natürlich die Stellen, aus denen die Regeln gewonnen werden, aus dem 'Gallischen Krieg' gesammelt. Angefügt sind noch S. XXVIII—XXX Einige Eigentümlichkeiten der Schreibart Cäsars, die schon im 'Hilfsheft' S. 162f. der 7. Auflage abgedruckt sind. 4, 1, 7 *privatus ager* würde ich den 'eigenen Grundbesitz' dem 'Privatgrundbesitz' vorziehen. § 10 ist die Bemerkung zu *lavari* unnötig. 2, 1 *ullam rem . . . importari* klingt mir 'Ware' besser als 'Artikel'. 17, 6 glaube ich nicht an die Richtigkeit der Auffassung und Zeichnung der *fibulae* als kreuzweis die Enden der Pfahlpaare an den Außenseiten verbindender Latten. 7, 18, 1. Was soll *expediti* anders als Fußtruppen bezeichnen können? Die Übersetzung 'leichte Fußtruppen' wäre angebracht. § 3 *editus* weist auf 2, 8, 3 zurück und gibt so die wenig glückliche Verdeutschung 'hervorragend'. *sarcinae* ist das leichte Gepäck. 19, 1 *difficilis atque impedita* ist 'schwierig und unwegsam' wörtlich und deshalb schon besser als 'äußerst schwer zu passieren'. § 3 *propinquitas loci.* Nicht auf 'die nahe Stellung', sondern auf 'die geringe Entfernung' kommt es an; vgl. § 4. *tantulo spatio interiecto.* Ebenda steht *iniquitas condicionis:* Wessen Lage war ungünstig? Es kommt darauf an zu erkennen, daß die Lage ungleich ist. § 4 schreibt Haynel *et quot . . . morte* erklärt nur *quanto detrimento.* Der Tod ist der schmerzlichste Einzelfall des Verlustes, der auch in Verwundung oder sonstigem Schaden bestehen kann. 20, 2 vermisse ich eine Übersetzung von *beneficium;* denn 'Wohltat' des Hilfsheftes ist unmöglich. § 7 *sibi . . . explorata* ist doch nicht dat. commodi? § 12 *ex hac fuga* 'demnächst flüchtig'; V. sieht voll Siegeszuversicht die Flucht schon geradezu vor Augen und will sie auch so seine Landsleute schauen lassen. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß es sich mit diesem Kommentar recht gut arbeiten läßt, weil er fast immer nur wirklich nötige Hilfen gibt und selten einmal eine notwendige Hilfe ausläßt.

8) Des C. Julius Cäsar Denkwürdigkeiten über den Bürgerkrieg. Herausgegeben von Fr. Fügner, 3. Auflage von W. Haynel. Mit neun Abbildungen im Text und zwei Karten. Teubner 1914. XXIV u. 166 S. 8. Geb. 1,10 ℳ.

Dem Texte voraus geht, wie in der zweiten Auflage, die Vorgeschichte des Bürgerkrieges und eine recht eingehende Erzählung vom Gange des Krieges. Sie ist zu breit gefaßt und nimmt die Spannung. Um sich den Inhalt schnell zu vergegenwärtigen, braucht der Schüler nur die Abschnittsüberschriften im Texte zu lesen, die ich freilich lieber im Kommentar sehen würde. Hinzugekommen ist auf S. XVII—XXIV eine 'Übersicht über die wichtigsten Realien' mit einigen ungeschickt gewählten Bildern. Der *musculus* II 10ff. ist keine 'Schüttschildkröte', wie sie die aus Stoffel übernommenen Bilder zeigen, sondern eine Breschhütte zum Unterwühlen der feindlichen Mauer. Ebensowenig kommt die *vinea* in der auf dem Stoffelschen Bilde dargestellten Weise vor. Ganz überflüssig sind gar die beiden der *falx muralis*, die sich im b. c. über-

Digitized by Google

haupt nicht findet. Aus dem Bilde des 'Dreiruderers', das selbst Fachleuten und Philologen Rätsel aufgibt, kann ein Schüler gar nichts entnehmen. Und was soll das 'Turmbewehrte Schiff'?

Eine Bilderbeigabe ist nur dann wertvoll, wenn sie mit Überlegung ausgesuchte, gute Abbildungen bringt. Der Abschnitt zeigt noch eine ganze Anzahl von Mängeln, zumal im Stil. Häßlich ist der Satz in seiner Anordnung: Auf dem Forum wurde das Tribunal für den rechtsprechenden Prätor, ein Holzgerüst, aufgeschlagen. Unschön. Bürger: die auf . . . Beute dienten. Außer der *porta decumana* ist erwähnt . . . schließlich classicum, das . . . Hauptsignal. Die wichtigsten Manöver im Seekrieg waren die Knickung der Ruderreihen des feindlichen Schiffes, die Versenkung desselben und die Vermeidung eines Stoßes. — Bei der vorliegenden Textfassung nimmt der Schüler S. XVII an, alle Priester hießen *pontifex,* alle Provinzialen genossen den Schutz eines *patronus,* der Kapitän hieß *magister* statt *mag. navis.* Der Abschnitt über Beförderung der Zenturionen, wie sie schon Marquardt aufstellte, ist durch Theodor Wegelebens Berliner Dissertation: Die Rangordnung der römischen Zenturionen 1913 als unwahrscheinlich erwiesen. S. XVIII war eine Verdeutschung für *deminutio capitis* nötig, damit der Schüler einen Irrtum vermeidet. Was soll auf der selben Seite der Satz: 'Die aediles hatten . . . die Verpflegung der Bevölkerung (*annona* I 52, 1) zu beaufsichtigen.' Aber da heißt *annona* Teuerung; die Stelle hat mit den Aedilen nichts zu tun. Die *feriae Latinae* sind nicht die einzigen Feste der Römer. S. XVII und XVIII widersprechen sich in ihren Angaben, ob der *ordo senatorius* allein, oder die *nobilitas* das passive Wahlrecht hat. S. XX sind die *funditores* nicht erwähnt, denen S. XXI sogar ein Bild gewidmet ist. S. XXIV muß es heißen *manus ferreae* und *harpagones.* Das Wort 'Takelwerk' für *armamenta* hat sich wohl durchgesetzt. Es folgt der Text, bei dessen Durcharbeitung die von Meusel im XXXVII JB. gerügten Fehler nicht ausgemerzt sind. Weshalb ist aber II 15, 1 die Lesart Pauls beibehalten, der *nam ubi* in *nam illi* änderte? III 55, 1 schreibt er jetzt mit jüngeren Handschriften und Meusel *telum tormento.* X bietet *telum* (bzw. *telo*) *tormentove,* das Doberenz-Dinter und Hoffmann beibehalten, Steph. und Oudendorp in *telum tormentumve* geändert haben. Die selbe Steigerung findet sich in fast allen Handschriften III 51, 7 *tantum (tumulus) aberat . . . ut telum tormentumve missum adigi non posset.* Ich halte deshalb Oudendorps Lesart für die beste. III 68, 3 ist die von Meusel mit Recht verworfene Lesart *quod . . . coniunctam eam esse flumini* noch nicht geändert. III 64, 2 ist mit Recht das von Meusel getadelte *corruptam* beibehalten. II 20, 2 fehlt das Komma hinter *expellerent.* Im 'Verzeichnis der Eigennamen' sollte einheitlicher der jetzige Name von Städten und Landschaften beigefügt werden, z. B. Heraclia jetzt Monastir. Ungeschickt wie öfters in ähnlichen Fällen folgt auf *Brundisium* ein Artikel, der beginnt: — davon das Adjektiv *Brundisinus portus* . . . Unschön ist *Campania:* die Ebene um den Vesuv herum. Die Längezeichen sind nicht immer richtig gesetzt, so bei Hēgēsarētos, Hēraclīa, Ītalia, Lārīsaeī, Mārcius, Mārrūcīnī cet. Häßlich wirkt eine verschiedentlich widerkehrende Art des Satzbaus:

Digitized by Google

Sein Sohn fiel 42 bei Philippi, und mit ihm erlosch das edle Geschlecht. Der Druck ist gut.

9) Der hinzugehörende Kommentar ist 1916 in zweiter Auflage erschienen. Der Verfasser hofft ihn trotz seiner Inanspruchnahme durch den Heeresdienst verbessert zu haben. Die vorangestellten Bemerkungen I. über Satzbau und Satzverknüpfung und II. Die grammatisch-stilistischen Regeln sind umgearbeitet worden. Vor allem I müßte kürzer und übersichtlicher sein; der einleitende Abschnitt z. B. für die Relativsätze ist für einen Obertertianer unnötig. In A 5 ist die Verwendung von 'jene' und 'diese' ungeschickt, in A 7 von 'selten' für 'vereinzelt'. Bb 4 ist für I 26, 3 *ipse* nicht übersetzt. Er fordert eine persönliche Unterredung . . . D 2 mußte stehen Mētropolītae. Die Bemerkung zu Fb 2: 'Nimm für die Übersetzung da, wo eine Absicht bezeichnet werden soll, einen finalen Infinitiv mit „um — zu", bringt als Beispiel I 26, 3 *Mandat, ut Libonem de concilianda pace hortetur* (er beauftragt ihn, Libo daran zu mahnen, den Frieden zu vermitteln). Bei R 11 ist der in II 31 vorkommende Fall nicht recht klargestellt. Vgl. den Kommentar Meusels. R 19: ist aus I 69, 3 gewählt *[exeundum atque] occurrendum* und übersetzt: für sofortigen Auszug. Die ganze Regel ist für den Tempusgebrauch unklar gefaßt. Für den Kommentar sind überall Meusels Bemerkungen aus dem XXXVIII. JB. berücksichtigt worden. Weitere Durcharbeitung wird sich lohnen. Der Kommentar soll das gewöhnliche Schulwörterbuch nicht entbehrlich machen. So ist unnötig z. B. I 34, 5 *officina* Werkstatt, II 26, 1 *cernere* sehen, II 27, 2 *maxime* vor allem, II 28, 2 *arma ferre* die Waffen führen, II 30, 1 *consilium* Kriegsrat, II 32, 6 *debeatis* ihr solltet, II 32, 8 *clam* heimlich, III 24, 1 *scapha* Boot usw. Ein Rückverweis wie I 35, 2 auf bell. gall. 1 42, 2 ist unnütz; der von II 26, 4 auf I 50, 2, wo der Schüler wider auf I 48, 2 verwiesen wird, wirkt nur verstimmend. Da wir das bell. civile nicht Anfängern in die Hand geben, halte ich manche Anmerkung für überflüssig, so II 23, 1 zu *praestolans* und *veritus*, II 25, 6 zu *stabant*, 25, 7 die Hinweise auf E^8 und E^1, 26, 3 *ab opere* (vgl. § 2 *opere castrorum*), 27, 3 zu *mane*, 28, 1 zu *traduxerat* und *superioribus temporibus* usw. Es fehlt eine Anleitung II 30, 2 zu *circumventi*, II 25, 6 zu *adventu*, II 31, 3 *discedimus* aufgeben müssen. II 32, 13 fehlt eine Übersetzung von *Africi belli praeiudicia* usw. II 27, 2 *in conspectum*, in Hörweite, ist auch für diese Stelle zu frei. 28, 2 *circumire aciem* durch die Reihen gehen, von Manipel zu Manipel, ist undenkbar; ebenda *cum contumelia appellare* nicht ‚schelten' sondern 'schimpfen'. 31, 4 *aliud = aliud nisi* ist nicht lateinisch. Ebenda steht: *augeat-deminuat* potentiale Konjunktive, eigentlich Folgerungssätze eines potentialen Bedingungssatzes *(si nos timeamus)*, der im Subjektswort des Folgerungssatzes steckt. Man wundert sich, daß jemand, der das dem Verständnis der Schüler für angemessen hält, sie mit unnötigen Hilfen so verhätschelt. Nicht klar ist mir die Anmerkung 32, 12, *sinu* bedeutet Bucht mit Rücksicht auf *portus*, Busen (wir Arme) mit Rücksicht auf *adversariorum*. III 20, 2 würde *fieret* für *nasceretur* nach *fiebat* unschön sein. § 4

Digitized by Google

ipsis ist abl. compar. *durus* hart, rücksichtslos gegen die Gläubiger, Komparativ nach R 33. Dort steht *longius* zu weit, *angustior* zu beschränkt usw. Der Sinn dieses Hinweises bleibt unklar. Ist *patefacere* offen machen III 21, 5 deutsch? Paßt nach *se avertere ab eo itinere* 'einen anderen Weg einschlagen' noch die Bemerkung *id iter* der Weg dahin? So bleibt noch mancherlei zu bessern, im ganzen ist aber die Anlage des Buches und Auswahl der Anmerkungen gut zu heißen.

10) Von R. Menges Ausgabe vom Gallischen Krieg für den Schulgebrauch, Perthes-Gotha, ist das erste Bändchen 1915 in 16. Auflage, das zweite 1914 in 13. Auflage von mir herausgegeben. Über die 27 und 19 Abweichungen vom Text der vorausgehenden Auflagen ist am Schluß der Bändchen Rechenschaft gegeben. Besonders erwähne ich 2, 6, 2 *eademque* statt *eadem atque,* 5, 43, 1 *fusiles* statt *fossili* mit C. Wagener und 5, 44, 10 *occupatum* statt *occisum.* 5, 44, 10 habe ich behandelt in der Berl. Phil. Wochenschrift 1913 S. 672. Im Kommentar sind infolge der geringen grammatischen Kenntnisse, die Tertianer jetzt gewöhnlich aufweisen, einige Hinweise mehr gegeben worden.

Von Haellingk in Schwelm sind in Münster, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung erschienen:

11) C. Julii Caesaris Bellum Gallicum I. Text mit einem Bilde und einer Karte in 7. Auflage 1916.

S. XXII. Cäsar überbrückte den Rhein südlich von Bonn bei Neuwied. S. XXIV wie im Texte VII 57 ff. und im sorgfältigen Namensverzeichnisse steht *Lutecia* auf der Karte *Lutetia.* S. XXIV muß der dritte Abschnitt geändert werden: 'Die Kämpfe waren nur ein letztes Aufflackern der Freiheitsflamme: auch sie bestand Cäsar glücklich'. S. XXVII. Der Weizen wurde den Soldaten jeden 16. Tag zugemessen. S. XXVIII. Die Soldatenzelte heißen bei Cäsar nie *pelles.* Der Nachtdienst begann nicht um sechs Uhr, sondern bei Sonnenuntergang und dauerte bis Sonnenaufgang. S. XXIX. Die Treffen heißen bei Cäsar *prima acies, secunda acies, tertia acies.* S. XXX ist 'Terrain' durch 'Gelände' zu ersetzen. 3, 24, 3 hat Haellingk gegen alle Handschriften und die Herausgeber gesetzt *iam firmiore animo,* was auch mit dem Kommentarhinweis *firmiore animo* 'siegesgewiß' wenig befriedigenden Sinn gibt. Es sind jetzt durch zahlreicher gesetzte Kommata verschiedene Stellen leichter verständlich geworden, so 4, 33, 3 und 4, 38, 3.

12) Kommentar in 5. Auflage 1916.

Soweit ich ihn mit der dritten Auflage verglichen habe, sind Änderungen mir nicht aufgefallen: die selbe Fülle von Beihilfen, die restlos jede Schwierigkeit lösen und dem Schüler jedes Nachdenken ersparen. Noch mehr als darüber, daß solche Bücher geschrieben und gedruckt werden, die den Schüler stets am Gängelbande führen, ihn auch nicht einen Schritt allein machen lassen, muß man sich wundern, daß sie schon in fünfter Auflage vorliegen. Es müssen also noch recht viele

Digitized by Google

Schulen in einer Zeit, die nach Selbstbetätigung schreit, die die Arbeitsschule fordert, es für das Richtigste halten, die ihnen anvertraute Jugend niemals, oder wenigstens nicht zu früh denken zu lassen.

13) Präparation zu Caesar, Bellum Gallicum. Buch 1—4. 2. Aufl. 1916.

Wer so dumm ist, daß er mit dem Kommentar von Haellingk nicht zum Verständnis durchdringen kann, dem würde sonst wohl nicht zu helfen sein. Haellingk schafft's und gibt ihm seine 'Präparation' in die Hand. Diese bietet z. B. für Kap. 9 des 3. Buches § 1—3 folgende Hilfen zu den schon im Kommentar gegebenen: *interim* Adv. inzwischen; *nāvis longa* Kriegsschiff; *rēmex, migis* (!) m (!) Ruderer; *gubernātor, ōris* m (!) Steuermann; *item* Adv. ebenso, gleichfalls, auch; *facinus, noris* (!) n (!) Tat, Verbrechen; *sanctus, a, um* (!) heilig; *vinculum, in* (!) Band, Fessel, Plur. Gefängnis; *in vincula conicere* in Ketten legen, ins Gefängnis werfen; *maxime* 6, 4. Was muß Haellingk für Erfahrungen mit den Lateinkenntnissen seiner Tertianer gemacht haben, daß er 'auf Grund langjährigen Unterrichts diese gedruckte Präparation hergestellt' hat. Können diese nicht mehr deklinieren, kennen sie keine Geschlechtsregel, nicht einmal Adj. wie *sanctus, a, um!* Er will das Buch in der Hand jedes seiner Schüler wissen, um so 'bei der Klassenpräparation nicht durch das Diktieren der Vokabeln aufgehalten' zu werden, und die häusliche Wiederholung des Schülers nicht durch Fehler beim Nachschreiben unmöglich' machen zu lassen. Der Schüler soll diese Vokabeln von Anfang an auswendig lernen. Dann muß er sie richtig lernen können. Dazu gehört aber, wenn einmal mit Recht auf die Quantität geachtet werden soll, daß diese immer richtig angegeben ist. Daran aber fehlts gar manchmal, z. B. in den oben genannten drei Paragraphen bei *flūxī; intellēxī, intellēctum, sānctus, māximē.*

Ob es freilich überhaupt einen Zweck hat, den Verfasser auf Fehler seiner 'Präparation' aufmerksam zu machen? Die eingehende, freilich recht absprechende Kritik Meusels im XXXVIII. JB. S. 49—50 hat er bei seiner Neuauflage völlig unberücksichtigt gelassen; einige Druckfehler sind verschwunden.

Es scheint nun doch an der Zeit, grundsätzlich Stellung zu nehmen zu diesen Hilfsmitteln der Vorbereitung, die dazu in den Vorreden noch prunken, durch ihre Benutzung würden 'die Klagen der Lehrer über den ausgedehnten Gebrauch von Übersetzungen seitens der Schüler verstummen', weil so den Schülern nicht mehr 'eine zu schwere Arbeit, die des Alleinpräparierens mit dem Handlexikon aufgebürdet' wird. Wirklich, wenn Schüler nach drei oder vier Jahren Lateinunterricht noch so dumm sind, daß sie vom Handlexikon ferngehalten werden und mit solchen Präparationen gepäppelt werden müssen, dann laufen die Reformer mit Recht Sturm gegen eine Schule, die von Amts wegen solche Hilfen den Jungen in die Hände zu geben für nötig hält.

14) Von den 7 Heften: Präparation zu Caesars Bellum Gallicum von W. Päpke-Gotha je 0,35 oder 0,40 ℳ kartoniert, die Meusel im JB. XXXVIII, S. 47—49 für am ehesten empfehlenswert hält, 'wenn man

Digitized by Google

sich über die grundsätzlichen Bedenken hinwegsetzen kann und wenn der Lehrer, dessen Schüler eine gedruckte Präparation benutzen, dafür sorgt, daß diese in verständiger Weise benutzt wird, daß namentlich die Vokabeln regelmäßig sorgfältig gelernt werden', sind erschienen: Heft 1 in 7. Auflage 1917 auf 'Kriegspapier', das den Druck recht schlecht heraustreten läßt, Heft 2 in 4. Aufl. und Heft 3 in 4. Aufl. 1913.

III. Hilfshefte und Wörterbücher

15) Von Fügner-Haynels Hilfsheft, geb. 1,20 ℳ, das seit der 4. Auflage auch für Cäsars 'Bürgerkrieg' gelten soll, liegt die 7. Auflage Leipzig 1915 vor. 'Bearbeitung und Korrektur sind erfolgt unter dem Eindruck der großen Kriegsereignisse, die sich zum Teil in den Gegenden abspielen, in denen einst Cäsar die Gallier überwand.' Dahin führt z. B. der Plan von Cäsars Lager an der Aisne, der freilich schon von Napoleon III. gezeichnet ist. In dem historischen Abschnitt ist S. 1 die Absicht der beiden Gracchen und der Grund für ihren Untergang gar zu einseitig gegeben. S. 5 ist der Satz: 'Cäsar hat die Einfallspforte der Germanen gegen Rom endgültig verrammelt' falsch; richtiger steht S. 13 'er hemmte zugleich den Ansturm der Germanen und schob ihren Sieg so lange hinaus, bis das Römerreich sich ausgelebt hatte.' S. 7 mußte erwähnt werden, daß die Treverer sich nur infolge eigener Kriegsnot nicht an dem allgemeinen Aufstand beteiligten (vgl. 7, 63, 7); jetzt klingt es so, als wären sie wie die Remer den Römern treu geblieben. Der S. 9 abgedruckte Silberdenar mit Cäsars Kopf widerspricht fast Zug für Zug der nebenstehenden Schilderung seiner Persönlichkeit. Daß Cäsars Kommentarien 'in der Tat jeden schön klingenden Aufputz vermeiden' (S. 13), stimmt für das erste Buch gewiß nicht. Auch der 'Sterbende Gallier' aus dem kapitolinischen Museum gibt weder etwas für den Abschnitt: 'Äußeres' noch für 'Kleidung'. Recht eigentümlich klingt der Satz S. 49. Wenn die Verluste der Römer, wo sie siegreich waren, verhältnismäßig so unbedeutend erschienen, daß sie kaum glaublich sind, so muß dies aus dem Blutbade erklärt werden, welches der Sieger unter dem fliehenden Feinde anzurichten pflegte. Mißverständlich ist S. 60. Wer errichtete einen Damm einem Stück der Mauer parallel und bis zu ihrer Höhe? S. 61 würde ich jetzt lieber von Minengängen als von Minen sprechen. Im Wörterbuch fehlt das dreimal vorkommende *promulgare*. S. 63 würde *examinare* besser von **exaxmen* abgeleitet werden. *axis* gehört zu *ago*. S. 66 *auriga* ist schon bei *ago* aufgeführt. S. 119 fehlen *vas* und *adveho; vēlum* aus **vexlum* gehört zu *veho*, ebenso das Deminutivum *vēxillum*. S. 121 *vexare* gehört als Intensivum zu *vehere*. S. 76 ist *duplicare* nicht weit genug eingerückt, S. 91 gehört *commemorare* zu *memoria*. Unter dem Abschnitt Synonyma fehlt *edicere* I 76, 4 durch öffentliche Bekanntmachung befehlen; unter 'fürchten' *reformidare* I 32, 8; unter 'fast' *prope*, das 27 mal vorkommt. Die Phrasen sind wunderlicherweise nur aus dem bell. Gall. gesammelt. S. 153. Nicht der Akkusativ des Gerund. steht für den deutschen Infinitiv bei *statuere, constituere, censere*. Diese Verba haben als Objekt in gewissen Fällen den Acc. c. inf. gerundivi bei sich. So

Digitized by Google

ist überall noch zu bessern. Aber unter Anleitung verständiger Lehrer wird das Hilfsheft gute Dienste tun können. Das selbe 'Hilfsheft' gibt es auch zusammengebunden mit dem 'Kommentar'. Das Bändchen kostet gebunden 2,60 ℳ und heißt: Erklärungen. — Die Seiten 2—61 mit etwa den selben Abbildungen und einigen Verkürzungen stehen auf S. III—XLIV des Textes Ausgabe B mit Einleitung, geb. 2 ℳ, 9. Auflage 1917.

Kapitel IV Wörterbuch ist auch für die 'Auswahl' für 0,60 ℳ erschienen in klarem, schönem, übersichtlichem Druck.

16) Eichert, Otto, Wörterbuch zu den Kommentarien des C. Julius Caesar über den Gallischen Krieg und über den Bürgerkrieg, sowie zu den Schriftwerken seiner Fortsetzer. 14. Auflage, besorgt von Gustav Bocké. Hannover und Leipzig 1916. 228 S. 8. 1,80 ℳ.

Da die Erfahrung gelehrt hat, daß in einem Sonderwörterbuch für Schüler die Anführung der Stellen verfehlt ist, weil die Mehrzahl der Schüler doch dann nur stumpf mit dem Finger über die Zeilen fährt, bis die Stelle gefunden ist, hat der Herausgeber mit Recht den Wust von Stellenangaben beseitigt. Der Lehrer, der irgendwelchen sprachlichen Fragen nachgehen will und dazu der Stellenangabe bedarf, greift ja sowieso zu Meusels Lexikon oder dem von R. Menge und Preuß, das ihm neben allem Syntaktischen, was er wissen möchte, auch noch die deutsche Bedeutung für jede Stelle gibt. Ob es ebenso glücklich war, alle etymologischen Hinweise, soweit sie nicht zu den 'oft sehr fraglichen etymologischen Bemerkungen' gehören, zu streichen, bezweifle ich. Ich habe in den letzten Jahren immer mehr auch in den mittleren Klassen eine rege Beachtung der Etymologie in allen sprachlichen Fächern gefunden. Ganz fällt der Hinweis auf sprachliches Werden auch in der Neubearbeitung infolge sehr eingehender und feiner Entwicklung des Bedeutungswandels nicht weg; z. B. *tractus* Zug, Strich, Gegend; oder *arbitrari* Schiedsrichter sein, dafür halten, meinen, *assiduus* 'dabeisitzend'; beständig, anhaltend . . . Eigentümlich berührt es, Altmeister Meusels Aussetzungen im 38. JB. nicht immer berücksichtigt zu sehen; doch ist die Arbeit zumeist wohlgelungen; immerhin bleiben für eine neue Auflage noch allerlei Verbesserungen. *urbs* bezeichnet nicht nur die Hauptstadt des Römerreiches, sondern kommt auch sonst in der Bedeutung 'Hauptstadt' vor. Für 7, 9, 1 mußte *usu venit* nicht *usus venit* angeführt werden. Für *agger* = 'Dammaterial' ist 'Schotter' vorzuziehen, für *orbis* = 'Karree' ebenso 'Knäuel'. Die 'Obercenturionen' *centuriones primorum ordinum* halte ich nicht für glücklich. *ambitus* III, 1. 4 bedeutet nicht 'Amtserschleichung', sondern 'Wahlumtriebe'. Bei *amplus* ist ebenfalls wie für *ample* die Bedeutung 'reichlich' anzuführen; 1, 43, 4 hat *β munera tam amplissima* was von einigen Herausgebern mit Streichung von *tam* beibehalten wird. *litterae* kommt mehrere Male als 'Briefe' vor. *lingula* als Landzunge zu übersetzen ist uns geläufiger denn als Erdzunge. *lilium* entspricht z. T. unserer 'Wolfsgrube'. *linter* ist an der einzigen Stelle, wo es bei Caesar nicht im Ablat. Plur. vorkommt, weiblich. So ist der betreffende Artikel nicht verständlich. Nicht klar ist unter *manus* 3 b Enterhaken: *ferrea.* Die Übersetzung ist für I 57 ff.

Digitized by Google

neben *harpagones* falsch; ebenso freilich auch im Lexikon von Menge und Preuß. Doch vgl. die Kommentare von Meusel und Menge! Sonst ist die Verdeutschung meist gelungen, zu frei ist sie für *longinqua consuetudo,* falsch für *cippus.* Die Längezeichen sind nicht immer richtig gesetzt: *Libō, Lucrētius.* Druckfehler sind mir aufgestoßen unter *acies, ante, lux, Raucillus, orare.* Öfters fehlen Zeichen, so bei *axis, avis.* Der Preis ist bei der guten Ausstattung billig.

17) Ernst Schlee, Etymologisches Vocabularium zum Cäsar, eingerichtet zum Nachschlagen und zum Lernen. 6. Doppel-Auflage von Hahne. Altona, J. Harder, 1911. Geh. 1 ℳ.

Der Herausgeber teilt im Vorwort mit, 'er habe nur einzelnes berichtigt und an einigen Stellen den Ausdruck durch einen angemesseneren ersetzt'. Er hätte recht gründlich bessern sollen, damit das scheint's gut eingeführte Buch nicht weiter so manches Falsche oder Minderwertige bringt. Ich habe nur die Buchstaben A und V durchgesehen. Da sind mir folgende Irrtümer aufgefallen: S. 1, *acervus,* gehört nicht zu *ācer,* sondern zu *acus, eris* n. die Spreu; *adipisci* steht an falscher Stelle; *adulatio* ist nicht zu *volvere* zu ziehen; *inaedificare* heißt hier: verbauen, verbarrikadieren, *aeratus* nicht 'gekupfert', sondern 'erzbeschlagen'; *obaeratus* steht an falscher Stelle; ein Hinweis *accuso* siehe *causa* fehlt; ebenso zu *amplecti* und *amfractus, arrogantia asciscere; auriga* fehlt unter *ago.* Die Handschriften und Ausgaben schreiben *adulescens; ultra* kommt nicht von *alter,* sondern von *ollus* = *ille; antiquus* gehört zu *ante; artus* nicht zu *arceo,* sondern mit *ars, artus, ūs, articulus* zur Wurzel *ar* fügen. *arcessere* gehört nicht zu *cedere; aperire* nicht zu *parare; sollertia* fehlt; dafür sind eine große Anzahl bei Cäsar nicht vorkommender Wörter aus rein etymologischen Gründen eingefügt; doch dann fehlt wieder zu *argumentum arguo.* Die Quantitätsbezeichnung ist auf den ersten Seiten äußerst mangelhaft, ebenso S. 51 ff. *vagina* steht an falscher Stelle; *velum* und *vexillum* gehören zusammen; *via* cet haben mit *vehere* nichts zu tun; *transvehere* fehlt; *velox* gehört nicht zu *volare;* das bei Cäsar nicht vorkommende, also als etymologische Stütze erwähnte *vēna* 'Ader' und *vēnor* 'jagen' sind fälschlich zusammengestellt; vgl. ahd. weida und unser Waidmann; *vergobretus* fehlt; *virgo* und *vir* gehören nicht zusammen; *invitare* und *praeco* stehen fälschlich bei *vocare; praeco* hängt zusammen mit **praedico* (= *is qui praedicat*) = *praedco* = *praecco* = *praeco.* Ein Hinweis fehlt für *violare* zu *vis* und *voluptas* zu *velle.* Es muß gründliche Arbeit getan werden, ehe das Buch neben Fügner-Haynels Wörterbuch als Hilfsheft gestellt werden kann.

18) Ostermann-Müller, Lateinisches und deutsches Wörterbuch zu sämtlichen Ausgaben der Übungsbücher und zu Cäsars Bellum Gallicum. 9. Auflage neu bearbeitet von H. Fritzsche. Leipzig 1916, B. G. Teubner. 280 S. Geb. 1,90 ℳ.

Ich habe nur mit Rücksicht auf Cäsar das Buch an einigen Stellen genauer durchgesehen. Die Bedeutung 'Stärke' fehlt bei *māgnitūdo;* 'unglücklich, ungünstig' bei *mālus* 1, 40, 12; 'Wohltat' bei *meritum* 7, 54, 3; 71, 3; 'auffallend finden' bei *mirari* 5, 54, 5; 'Jammern' für *misericordia* 7, 28, 6; 'Umständlichkeit' für *molimentum* 1, 34, 3; 'vorbeugen'

Digitized by Google

bei *occurrere* 7, 16, 3; 'Verpflichtung' bei *officium* 5, 27, 7; 'Dienst' bei *opera* 2, 25, 3; 'überraschen' bei *opprimere* 7, 46, 5; ebenda 'vernichten' 1, 44, 10; 'Besitz' bei *opes* 6, 22, 4 usw. 1, 26, 3 *carros obicere* kann mit den angegebenen Bedeutungen nicht verdeutscht werden. Es fehlt: *materies,* das « 7, 24, 4 zeigt und manche Herausgeber übernommen haben; ähnlich liegt es für *cirrus,* das für *cippus* 7, 73, 4 geschrieben wird; *obsessio* 6, 36, 2; 7, 36, 1. Für *nostri* 'die Unsrigen' klingt mir besser 'unsre Leute', für *novitas* 'Ungewöhnlichkeit', das 'Ungewöhnliche'; 'verrammeln' *obstruere* ist kräftiger als 'versperren' 5, 50, 5; 51, 4. Eine richtige Aussprache wird sich mit Hilfe der Quantitätszeichen im allgemeinen erzielen lassen. Besser jedoch hätten alle Längen bezeichnet werden sollen. Der Druck ist klar und fast fehlerfrei. Die etymologischen Hinweise hätten noch gut vermehrt werden sollen.

19) Einige Wörter aus Sallust in ihrem Bedeutungswandel und Bedeutungsumfang unter Hinzufügung sonstiger zu den betreffenden Vorstellungskreisen gehöriger Ausdrücke und Wendungen für den Schulgebrauch zusammengestellt von Hans Noeldechen. Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums zu Nauen. . 1914. Progr. Nr. 153. 46 S. Kl. 8.

Das in seinem breiten Titel recht altertümlich anmutende Programm bringt eine ganze Anzahl Verweise auf Cäsar. Eigenartig wie seine Aufschrift ist sein oft recht wahllos zusammengestellter Inhalt. Wählen wir S. 4 den ersten Hinweis auf Cäsar 1,33. Zu *spirare* atmen *(dum spiro, spero)* gehört *spiritus* (franz. *esprit* in originaler Weiterbildung mit ganz eigenartigen Bedeutungen). *spiritus* bezeichnet zunächst das Atmen, das Einziehen und Ausblasen der *anima;* es steigert sich bei einem energischen, auf seine Kraft und Energie stolzen Wesen; daher *spiritus* Stolz. Das betreffende Wesen zeigt sich aldann leicht als arrogant; in seinem Hochmut *(superbia),* der ihn über die andern emporzuheben scheint *(supra!) (superbia elatus),* beansprucht es etwas, was ihm nicht zukommt. *magnitudo animi* männliche Gesinnung, männlicher Sinn. Man beachte den Wandel der Bedeutung in den Worten hochgemut und hochmütig! *Ariovistus tantos (sibi) spiritus, tantam arrogantiam sumpserat, ut ferendus non videretur* (Caes. b. G. I. 33) *sibi* ist ausgelassen. *Ariovistus arrogantia usus est* ib. I 46 machen uns die Bedeutung von *spiritus* und *arrogantia* klar. Für einen Schüler bezweifle ich das. S. 9 nennt er die *artes sordidiores.* Z. B. die Künste der *fartores* Wurstmacher (zu *farcire* stopfen, *farce* Farce, *agmine conferto* bei Cäsar) Cäsar verwendet mit *acies* wie *agmen* nur den Superlativ. Auf derselben Seite steht: *disciplina et artes* im Deutschen (mit Umstellung) praktischer und theoretischer Unterricht (vgl. *usus et disciplina rei militaris* bei Cäsar). Aber 1, 40, 5 steht für 'Kriegsübung und Zucht' nur *usus ac disciplina.* S. 26 ändert er grundlos die Wortstellung III 1, 4 *ambitus Pompeia lege damnati.* S. 32 ist der Text von 1, 9, 3 ebenfalls unnötig geändert. Wenn Noeldechen 1, 44, 12 *nobilibus . . populi Romani* abgedruckt hätte, konnte er sich den Zusatz (zu ergänzen in Rom) schenken. S. 42 zitiert er aus 7, 80, 5: *laudis cupiditas et timor ignaviae milites ad virtutem excitabat.* Meusel druckt mit den

Digitized by Google

Handschriften: *utrosque* (Gallier und Römer) *et laudis cupiditas et timor ignominiae* . . . Ebenda verwandelt er III, 74, 1 *contione* in *oratione*. Hoffentlich sind Cicero und besonders Sallust sorgfältiger angeführt. Unklar ist die Verwendung dieser planlos zusammengestellten *lanx satura*. Lesen wir doch z. B. S. 5 *ratio* ist die Vernunft (= Vernehmen einer göttlichen Stimme in uns, die uns zuruft: Du sollst ein Ebenbild Gottes sein!). Die Urteilskraft und das moralische Bewußtsein . . . Zum Erstaunlichsten gehört der Artikel über *libido*.

20) Lateinische Phraseologie. Aus Cicero und Caesar gesammelt vom Primaner Carl Th. Michaëlis, späteren Stadtschulrat in Berlin. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1915. XII u. 215 S. 8. 4 ℳ.

Es ist in der Zeit des schlechten Papiers und der scheußlichen Druckerschwärze ein Genuß, das Buch nur in die Hand zu nehmen. Nie auch wird man es ohne reiche Belehrung wieder fortlegen. Das Buch hat eine eigentümliche Entstehungsgeschichte. Die Phrasen, die der Primaner Michaëlis aus Cicero gesammelt, der Gymnasiallehrer Michaëlis geordnet und mit einem Anhang Phrasen aus Cäsar versehen hat, sind von der Hand eines langjährigen Freundes Max C. P. Schmidt ineinander gearbeitet und druckfähig gemacht, wobei sämtliche Stellen (über 8000) nachgeschlagen wurden und häufig der farblosen Phrase durch Zufügung anderer Worte eine lebendige Färbung verliehen wurde; auch wurden die 5450 von Michaëlis gesammelten Wendungen um 950 vermehrt. Ein Inhaltsverzeichnis und Wortindex ist zu schnellerem Auffinden beigegeben. In 'drei Monaten aufreibender, geisttötender, augenmörderischer Arbeit' hat Schmidt so dem Andenken des Freundes gedient, um die Früchte seines Fleißes nicht unbenützt zugrunde gehen zu lassen.

Cui bono? muß man da fragen. Der Kreis der Benutzer dieses Buches wird wohl recht klein sein. Auf lateinischen Seminarien der Universitäten wird es bei Abfassung lateinischer Aufgaben manchen Nutzen bringen. An Primaner als Benutzer glaube ich nicht so recht, außer wenn sie darauf hingewiesen werden, aus der Sprache auf die Kultur zu schließen. Wohl aber wird es vielen Kollegen Lust machen, in Sprache und Art von Land und Leuten einzudringen, vor allem aber ihnen manchen Wink geben und manche Erleichterung schaffen bei Abfassen der lateinischen Dokimastika. Da hat mir bisher Karl Meißner allein geholfen, jetzt greife ich gerne zum Michaëlis. Freilich eins fehlt einem da doch manchmal: die deutsche Übersetzung. Das bedauert man um so mehr, da soviel freies Papier auf jeder Seite dem Leser entgegenleuchtet, 'Sollten sich Fehler eingeschlichen haben', bittet Schmidt, 'sie zu verzeihen und ihm mitzuteilen'. Das soll hiermit für die ersten Seiten geschehen, soweit Cäsar in Betracht kommt. S. 1 fehlt *initium nascitur* III 20, 2; S. 3 *dies appetit* steht 6, 35, 1; *dies praeterita* 7, 77, 1, *dies intericitur* II 14, 1. S. 4 *dies sub bruma nox sunt (continui triginta)* ist fälschlich geschrieben für *dies continuos triginta sub bruma nox est*. Es fehlt *aestatem extrahere* 5, 22, 4; *moram intericere* III 69, 1; ebenso S. 5 *spatium intericere, intermittere, interponere*. S. 8 *ignis adhaerescit* II 9, 1; *locus restagnat* II 24, 4; *mare succedit* II 24, 4.

Digitized by Google

S. 9 *naves ab aestu relinquuntur* 3, 13, 9. Unter Nr. 10 buche ich zwei Druckfehler: *paullatim* für *paululum* (ϱ hat *paulum*) und *delectus* für *deiectus*. Dazu fehlt *collis ad planitiem redit* 2, 8, 3. S. 10 *ventus cooritur* 5, 43, 1; *flat* III 25, 1; *quo ventus fert* 3, 15, 3; *ventus intermittitur* 5, 8, 2; S. 11 *tempestates nostros in castris continent* 4, 34, 4. S. 13. Für *pontem efficere* ist besser auf 6, 6, 1; 7, 35, 1 usw. hinzuweisen als auf 4, 18, 1 wo für *pons* geschrieben ist *opus*.

Trotz dieser zahlreichen Ergänzungen, die leicht vervielfacht werden können an der Hand von Meusels Lexikon oder dem von Menge-Preuß, möchte ich doch die Anschaffung des Buches den Kollegen zum Selbstgebrauch empfehlen.

21) Adolf Ebert, Beiträge zu den deutsch-lateinischen Wörterbüchern. (Gesammelt aus Cäsar, Livius, Curtius, Phädrus.) Programm des Kgl. hum. Gymnasiums in Ansbach. 1912. 62 S. 8.

Ein kenntnisreicher Lehrer hat diese Sammlung geschickt zusammengestellt. Eine Freude war es mir, zu sehen, wie die einst von Rud. Menge zum größten Teile zuerst gedruckten und empfohlenen Verdeutschungen immer mehr Gemeingut geworden sind. Von etwa 280 Vorschlägen Eberts stimmen 120 mit der Gothana überein. Erstaunlich gering ist der Ertrag aus dem Bürgerkriege. Das 2, 29, 3 handschriftlich überlieferte *despectusque* ist fast allgemein in *deiectusque* geändert. 5, 37, 2 mußte die Phrase mit Rücksicht auf *longior instituitur sermo* gebildet werden. Nicht gut klingen folgende Wendungen: 7, 39, 4 für eine Sache von geringer Wichtigkeit (er)achten; 1, 40, 8 bange machen; 7, 42, 6 *concitare* auf die Beine bringen; 6, 13, 1 beiziehen; 6, 35, 9 eine Mauer bemannen; 2, 21, 5 Knappheit der Zeit; 7, 37, 6 *temere* mir nichts, dir nichts; 1, 34, 3 *molimentum* Umständlichkeit; 7, 11, 5 *usui esse* zweckdienlich sein (Aktendeutsch!) — Mißverstanden werden kann, 1, 48, 2 *ultra* 'hinter', und daß 6, 17, 2 Minerva die Anfänge von Hand- und Kunstarbeiten (von Gewerbe und Kunst) lehrt; 5, 26, 2 *praesto esse* ist mit 'aufwarten' übersetzt, statt etwa 'sich zur Verfügung stellen'; bei *intendere* 3, 26, 5 'bedacht sein auf' kommt die Eile nicht zum Ausdruck; 7, 32, 5 bei *ali* 'dauern' nicht das Schüren; 7, 15, 6 *dissuadente Vercingetorige* ist *primo* nicht bedacht.

IV. Grammatisches

22) Eduard Fränkel, Das Geschlecht von *dies*. Glotta 1917. S. 24—68.

Fränkel behandelt auf S. 41 und 48 mehrere Stellen aus Cäsars Schriften. Zu folgendem Ergebnis war er S. 37 gekommen: die Etymologie lehrt, daß nur *dies* als Maskulinum ererbt, das Femininum neu hinzugebildet ist, das vorwiegend dem Bedürfnis der Rechtssprache dient, und zwar zuerst als Frist für eine Zahlungsverpflichtung und bis zu einem Gerichtstage, als der Gerichtstag selbst, sowie als andere von vornherein festgesetzte Termine. Es heißt weiter durchweg *ad hanc diem, ad illam diem, quam ad diem* auch da, wo ganz unzweifelhaft ein Ereignis auf einen einzelnen Tag festgelegt wird. So ist also mit β und Meusel 6, 33, 5 zu schreiben *ad eam diem* (*eum* α, *eundem* Paul); ebenso § 4

Digitized by Google

quam ad diem (α: *ad quam diem* β das sich II 19, 1 findet), dem *post diem septimum* knapp vorausgeht. Dagegen ist 6, 35, 1 *diesque ad-petebat septimus, quem ad diem Caesar . . . reverti constituerat* durch die Hss. das Maskulinum überliefert und von den Herausgebern aufgenommen. Fränkel vermutet, daß hier in der Überlieferung das vom Schriftsteller gesetzte Femininum sich neben *dies septimus* nicht hat halten können. Ähnlich haben die Palatini in Plautus Pseudolus 622 statt des durch den Ambrosianus bezeugten und durch das Verbum *praestitutast* geforderten *haec dies* nach *hunc diem* des Verses 621 *hic dies* geschrieben. Vgl. oben zu 6, 33, 5 die Überlieferung von α. Enger Zusammenstoß beider Geschlechter findet sich auch 1, 6, 4 *diem dicunt, qua die . . . conveniant. Is dies erat a. d. V. Kal. Apr.* Umgekehrt muß das Maskulinum stehen: 1, 26, 5 wo χ *die quarta* überliefern III 77, 3 *quarto die* (Morus: alle Hss. haben *quarta*). Der Irrtum wird durch IIII hervorgerufen sein. 5, 49, 5 *postero die* β (*postera* α) II 27, 4 *postero die* (dagegen *postera* a b h l f Dresdensis) 4, 36, 2 *propinquo die aequinoctii* (Meusel gegen die Hss., die *propinqua* schreiben) III 19, 3 wo ebenfalls Meusel mit Recht gegen die Hss. druckt: *altero die;* I 82, 1, wo Of fälschlich *tertia die* bringen. Überall liegen Schreibfehler der Abschreiber vor; eine verschiedenartige Behandlung durch den Schriftsteller scheint nicht glaublich, wie das riesige Material für andere Autoren, das Fränkel zusammengebracht hat, beweist.

23) Franz Albrecht, Die Rückverweisungen bei Cäsar und seinen Fortsetzern. Sonderabdruck aus dem dritten Jahresbericht von Krupps Privat-Realgymnasium in Berndorf. Berndorf a. d. Tr. 1911. 20 S. 8.

Die Arbeit bespricht zuerst die Form der Verweisungen an den von Albrecht im ganzen Corpus Julianum gesammelten 119 Stellen, von denen 54 dem Gallischen, 34 dem Bürgerkriege zufallen. Die weiteren hier angegebenen Zahlen betreffen stets das ganze Corpus Julianum. *Ut* ist 43 mal als Einleitungswort angewendet, das Relativum 73 mal, der schriftstellerische Plural 67 mal, die 1. Singularis 19 mal. Da ist zu bedauern, daß Verf. den Rahmen so eng gestellt hat. Ich habe auch 1911 in der Beilage des Jahresberichtes von Pforta unter Anhang I neben Verweisungen auch sonstige Bemerkungen des Berichterstatters gesammelt, deren sich im ganzen im b. G. 77, im b. c. 41 finden, so daß sich so ein reicheres Material vor uns auftut. An Verben kommen in Betracht: *dicere* 15 + 0 mal; *demonstrare* 23 + 27; *commemorare* 2 + 0; *ostendere* 1 + 0; *putare* 0 + 1; *videre* 10 + 4; *mihi videntur* 6, 14, 4; *nobis constat* 7, 5, 6; *nobis usui erant* 2, 9, 5; *nobis nota sunt* 6, 26, 2; vgl. 5, 54, 4; 4, 4; 7, 25, 1; 5, 42, 2; *reperire* 1 + 2; *existimare* 1 + 0; *scire* 1 + 0; *nominare* 1 + 0; *mentionem facere* 1 + 1; *scribere* 1 + 0; *docere* 3 + 3; *meminisse* 0 + 1; *cognoscere* 1 + 0; *perspicere* 1 + 0. Die persönliche Konstruktion Singularis wie Pluralis steht im b. G. 7 + 43 = 50 Fällen der unpersönlichen passiven mit nur 18 Fällen gegenüber, so daß diese Form nicht, wie Dittenberger meinte, die Regel, sondern die Ausnahme bildet (vgl. H. Schiller Progr. Fürth 1899, S. 42). Anders liegen die Verhältnisse im b. c. Hier kommen

Digitized by Google

auf 1 + 21 = 22 Fälle mit persönlicher Konstruktion 19 der unpersönlichen. Von den im b. G. passiv gebildeten Verweisungen lauten 6 *dictum est*, das im b. c. überhaupt fehlt, nur 3 mal erscheint *demonstratum est*. Dann fällt auf, daß vor *dictum est* 4 mal das mehr für den Redner als den Schriftsteller passende *ante* steht, keinmal *supra*. Daß das beigefügte *postea* außer 1, 28, 5 im b. G. nicht über ein Jahr hinausweist, bespricht Ch. Ebert in seiner Erlanger Dissertation 1909, S. 67. Die drei Stellen mit *postea* im b. c. deuten auf eine Zeit nach Beendigung des Bürgerkrieges. — Wir kehren zu Albrecht zurück. Sehr geschickt wird von ihm begründet, warum III 10, 1 die Verweisung in Form eines Hauptsatzes gegeben ist. 'Wir werden so aufmerksam gemacht, daß Cäsar mit diesem Vibullius etwas ganz Besonderes vor hat'. Er geht nun auf den Inhalt der Verweisung ein, die gewöhnlich das vorher Erzählte mit denselben Worten, oder geringfügigen Änderungen des Ausdrucks oder verkürzt widergibt. Aber es finden sich auch Stellen, die zum Teil 'nur auf Umwegen zur Übereinstimmung gebracht werden können, ja dem früheren Bericht z. T. widersprechen'. Für 3, 20, 1 : 1, 1, 1 verweist er auf das rhetorische Gesetz: 'Bei der Reproduktion früherer Urteilsäußerungen steht der Redende unbewußt unter dem Einflusse der Tendenz, dieselben seien augenblicklichen Bedürfnissen anzupassen', für I 48, 3 : 40, 7 und 37, 3 auf einen rhetorischen Kunstgriff: 'Die bisherige Erzählung hat die Örtlichkeit zu wenig deutlich gezeigt. Das wird nun nachgeholt. Aber bei dem Gedanken daran, daß er schon von der Lage früher gesprochen hat, gibt sich Cäsar selbst der Täuschung hin und behauptet, die jetzige klare Darstellung der Örtlichkeit hier nur zu wiederholen. Oder I 85, 12: § 5 ist der Redner durch seine lebhafte Darstellung dazu verleitet zu behaupten, er habe zweierlei gesagt, während er nur eins gesagt, beides gemeint hat'. So ist es überall interessant, der psychologischen Begründung des Verfassers zu folgen.

24) Heerdegen, Ferd., De vocum *sponte* et *ultro* apud vetustiores scriptores Latinos vi atque usu. Erlangen 1914 und 1916.

Der Verfasser erwähnt, daß Caesar *sponte* nur 13 mal hat, stets mit Zusatz und Voranstellung des Possessivums (wodurch er ein daktylisches Gepräge vermied). Nirgends tritt, was für Cäsars nüchternen Stil bezeichnend ist, eine Verstärkung hinzu; (da überall Personen Subjekte sind, kann von einer Personifikation nicht die Rede sein). Vgl. J. Köhm. Berl. Phil. Wochenschrift 1917, S. 1424.

25) Berliner Phil. Wochenschrift 1917, Nr. 18. E. Kalinka über partitives *ab*.

Schmalz behauptet im 'Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft' II 2 406 der 4. Auflage: Partitives *ab* ist selten, aber auch klassisch bei Cäsar BG. 2, 25 zu finden. Dagegen stellt Kalinka fest, daß in 2, 25 § 1 *nonnullos ab novissimis . . . proelio excedere* und in § 2 *scuto ab novissimis uni militi detracto* wie *a tergo* die Konstruktion zu deuten ist. Vgl. Meusel im ersten Bande der Kraner-Dittenbergerschen Ausgabe vom BG. 1913 S. 224. *ab novissimis* ist hier und § 2 zu Anfang

Digitized by Google

wie *ab latere, a dextro cornu* u. ä. zu erklären (denn partitiv = *ex, de* kommt es nie vor) 'auf der Seite'. Liv. XLII 60, 1 *cecidere ... ab Romanis ducenti equites.*

26) Leo Holtz, C. Julius Caesar quo usus sit in orationibus dicendi genere. Dissertation Jena 1913. 64 S. 8. 1,60 ℳ.

Die Einführung behandelt weitläufig Leos Satz: Kultur der Gegenwart I. 8. 1905 p. 339 'Cäsar war Redner ... wie er es für seine Zwecke brauchte, und ein Meister darin, wie in allem, was er unternahm', in nicht üblem Latein und auf Grund einer reichen Literatur. Diese *oratio 'non natura modo neque exercitatione conficitur, verum etiam artificio quodam comparatur'* Cic. de inv. I 4, 5. Drei rednerische Strömungen bekämpften einander damals in Rom, die *Asiani, Attici, Rhodii.* Für einen Attiker hielt ihn Wilamowitz, Guttmann, Harnecker, Hirzel, Norden, Radermacher. *Similem tantummodo atque illos Atticos novos dicendi rationem Caesarem assectatum esse contenderunt* Mommsen, Schlittenbauer, Schanz, Zoeller-Martini; dagegen schrieb Skrbinšek. Keiner bestimmten Schule wies ihn Landgraf zu, ebenso Fabia und Drumann. Doch da die Meinungen dieser Gelehrten *adversis profecto inter se frontibus* sich bekämpfen (§ 2) will er die ganze Untersuchung noch einmal beginnen, nachdem er in § 3 *nonnulla de Caesare oratore* beigebracht hat. S. 18—29 werden die erhaltenen Bruchstücke seiner Reden zusammengestellt, *ut quam potest firmissimum quaestioni nostrae ponatur fundamentum.* Er versucht nachzuweisen, daß Caesar sich durch Ändern der Wortstellung bemüht habe, *ut usitatissimam illam in fine efficeret clausulam* und auch sonst auf die Waffen der zierlichen Rhetorik nicht verzichtet habe. Im Gegensatze zu Norden, Die antike Kunstprosa II² 939: 'Es ist daher bezeichnend, daß Cäsar der Attizist (und sein Anhänger Sallust) die rhythmischen Klauseln nicht beobachtet haben. Für Cäsar genügt es, auf die kunstvollste Rede des ganzen bellum Gallicum, die des Critognatus hinzuweisen!' und Skutsch, Kultur der Gegenwart I 8 p. 432. 'Von Rhythmus ist höchstens hier und da etwas zu spüren', glaubt Holtz nachweisen zu können *eam orationem clausulis alligatam esse ... eisdem, quae et in orationum fragmentis et apud Ciceronem invenimus,* wie sie ja überhaupt *splendidissima* ist. Zur Seite stellt er Curios Rede im bell. civ. II 32, die Meusel mit Recht 'ein Meisterstück' nannte. Auch hier finden sich zahlreiche Klauseln, *quas Cicero adamavit, quamquam fatendum est complures hic formas exstare, quae et in orationum fragmentis et in Critognati oratione rarissime tantum occurrunt.*

Durch diese Feststellung scheint mir die von Meusel in der 11. Auflage von der Kramer-Hofmannschen Ausgabe des Bürgerkrieges S. 320 unten vorgetragene und von mir in längerer Untersuchung erhärtete Annahme (Beilage zum Programm der Kgl. Landesschule Pforta 1910 und 1911) daß diesen Teil Cäsar nicht selbst verfaßt hat, eine weitere Stütze zu erhalten. Ich komme darauf noch zurück.

S. 40—44 wird das so gewonnene Ergebnis mit den Urteilen der Alten über Cäsar als Redner verglichen und geschlossen *ea, quae ex-*

Digitized by Google

fragmentis effici posse suspicati sumus, non temere esse iudicata. Der dritte Teil sucht die Frage zu beantworten, *utrum Caesar faverit partibus Asianorum an Atticorum an Rhodiorum.* Er entscheidet sich dafür *Caesarem non longius a Rhodiorum oratorum dicendi ratione afuisse;* denn 'Cäsar hatte auch hier die Strömung erkannt, der die Zukunft gehörte, und schaffte ihr freie Bahn.' (Wilamowitz Herm. 35, S. 47.)

Wenn man der oben vorgetragenen Ansicht folgend die Curiorede aus diesen Quellen streicht, bleibt zur Entscheidung der Frage denn doch ein zu geringfügiges Material übrig, das, wie W. Kroll in der Glotta 1917, S. 317 urteilt, 'nicht durchweg glücklich behandelt ist: er findet viel mehr Klauseln, als wirklich vorhanden sind und hat vom *genus Rhodium* eine schiefe Vorstellung. Recht hat er mit seiner Polemik gegen diejenigen, welche Cäsar zum Attizisten zu stempeln suchen (vgl. Kroll, Cicero, Orator. S. 11.' Zu vergleichen ist auch das mir nicht vorliegende Buch von C. Zander, Eurythmia Ciceronis (Leipzig, Harrassowitz) S. 114.

27) Nicolaus Schneider, De verbi in lingua latina collocatione. Adhibiti sunt in quaestionem praeter Caesaris de bello Gallico et de bello civili commentarios A. Hirtii de bello Gallico et anonymi de bello Alexandrino commentarius. Dissertation von Münster 1912. 111 S. 8.

Die in gutem Latein geschriebene von Kroll angeregte und unterstützte Arbeit, die ein sorgfältiges Studium der einschlägigen Literatur beweist, sucht mit großer und doch nicht ermüdender Gründlichkeit alle bemerkenswerten Stellen aus den im Titel genannten Schriften zu besprechen in Hinsicht auf die gewählte Wortstellung, ohne jedoch *omnem materiam exhaurire voluisse. Accedit, quod haec ipsa materia penitus exhauriri omnino non potest.* Da der Verfasser nicht nur mit der grammatischen, sondern auch mit der psychologischen Seite einer derartigen Aufgabe vertraut ist und zu klaren Ergebnissen zu kommen sucht, ist die Arbeit den Fachgenossen zu empfehlen.

Die Grundlage der Untersuchung bilden die Schriften H. Weils und Delbrücks, der selbst *duo collocationis genera, usitatum et inusitatum, distinxit. Usitata collocatione verbum in lingua Latina finem enuntiati obtinet.* Er selbst behandelt im folgenden *inusitatam verbi collocationem,* wozu er *simplicem sermonem et quam minime rhetorum artificiis imbutum* anziehen will. *Quem in Caesaris commentariis invenimus.* Als Kronzeuge für dieses Urteil wird angeführt Bergaigne: Essai sur la construction grammaticale considérée dans son développement historique... S. 8 'César, qui est tant par son autorité en matière de language que par l'extrême simplicité de son style un des écrivains les plus intéressants à consulter sur les questions rélatives à l'ordre des mots.' Er lehnt es ab, *in virorum doctorum certamen, quod nuper de codicum stirpis β fide vehementissime exarsit, descendere.* Immerhin *notabile videtur, quod in verbi collocatione in primis α et β stirpes differunt; notabilius etiam videatur, quod verbis in sententiae initio collocatis semper fere congruunt utriusque stirpis codices, in finibus autem sententiarum saepius diversae collocationes inveniuntur.* Der erste Teil *de encliticis verbi col-*

Digitized by Google

locationibus beginnt mit einer Zurückweisung derer, die in der Wortstellung *ut verba graviora et leviora inter se excipiant,* stets beabsichtigten Rhythmus sehen wollen. Wackernagels Entdeckung der Enklisis macht er sich zu eigen. Mit H. Ottenjann *De vocum encliticarum apud Plautum collocatione* Münster 1910 unterscheidet er *singularum vocum accentum grammaticum* und *totius enuntiati accentum logicum,* worauf die Enklisis beruht. Diese führt zur *traiectio. Vocabulis illis, quae logica ratione inter se cohaerent, diremptis sine dubio perspicuitas orationis minuitur.* Koene, Über die Wortstellung, Münster 1831 *hanc verbi traiectionem persaepe apud Nepotem, rarius apud Ciceronem, perraro apud Caesarem inveniri exposuit.* Eine *affectata et mere oratoria traiectio a naturali et enclitica traiectione maxime distinguenda est.* Er behandelt vor allem die Enklisis des Verbs, besonders des Hilfsverbs, das gerne *vocem graviorem subsequitur.* Er bespricht die einzelnen Fälle, in denen *verbum ad nomen proprium per enclisim applicatum est, ad numeros, ad negationes, ad superlativos et comparativos, ad voces, quae insignem aliquam quantitatem significant, ad pronomina cet.* Zu Rud. Menges Programmbeilage Über das Relativum in der Sprache Cäsars, Halle 1889, die Verfasser scheints nicht kennt, gibt er S. 36 gute Ergänzungen. *Apud Caesarem in verbo hoc omnino non observatur, persaepe autem (plus 90 locis) haec collocatio invenitur in verbo auxiliari vel substantivo,* e. g. 1, 16, 1 *frumentum, quod erant publice polliciti.* Teil II handelt *De verbis in initio sententiae collocatis.* Hierbei wirken noch Jespersen *soni duo genera, alterum, quod oppositionem quandam, alterum, quod novitatem rei significat* (Gegendruck, Neudruck). Um die planmäßige Einteilung zu zeigen, gebe ich die Überschriften der folgenden Paragraphen in der Fassung des Conspectus. § 13 de verbis, quae propter oppositionem magis intenduntur, § 14 de verbis concessivis in sententiae initio collocatis, § 15 de verbis, quae enuntiatis concessivis respondent, § 16 de verbis, quae rem inexspectatam vel inauditam afferunt, § 17 de verbis, quae in descriptionibus primum locum obtinent, § 18 de verbis imperativis praemissis, § 19 de verbis affirmationis causa in sententiarum initiis collocatis, § 20 de verbis, quae res exspectatas afferunt, § 21 de verbis propter gravitatem notionis duplicatis cet. bis § 33. In § 25 de verbis, quae eventum indicant scheinen viele Beispiele doch unter Einfluß eines gewissen Pathos zu stehen: so 5, 31, 3; 6, 35, 4; 7, 88, 6 cet. Zu § 28 de verbis, quae ad verbum antecedens propter notionis propinquitatem applicata sunt, wozu angeführt wird z. B. 3, 21, 1 ... proelium renovarunt. Pugnatum est diu atque acriter ... bemerkt Kroll in der Glotta 1915 S. 358 mit Recht: Ob nicht die passivische Fassung, d. h. der Umstand mitwirkt, daß das Verbum das logische Subjekt enthält, was freilich zu Hirtius 8, 28, 3 proelium committit. Confligit ... nicht paßt. Erstaunlich zahlreich sind die Fälle, wo wie 5, 44, 1 *erant* bzw. *erat* den Fortschritt der Erzählung unterbricht. Kurz handelt § 34 de verbis intentioribus in medio enuntiato collocatis § 35 de verbis in media sententia collocatis, quae levioribus vocibus suum in fine locum concesserunt. Z. B. III 70, 1 *quod haec praeter spem acciderant eius.* Interessant ist,

Digitized by Google

daß er hinzufügen kann: *huiusmodi collocationes in Caesaris de bello Gallico commentariis, qui limatius fere dicendi genus exhibent, non inveniri.* Wie es ja auch Schmalz schon in der Festschrift 1882 für Cicero erwies. Dann folgt § 36—43 de verbis, quae priorem in enuntiato locum obtinent gravioribus vocibus in finem remissis, nämlich Verneinungen wie 1, 18, 3 *contra liceri audeat nemo,* Zahlwörter wie III 89, 1 *huic sic adiunxerat octavam,* Eigennamen wie III 22, 3 *ad Caesarem pervenit Thurios,* Adverbien 1, 40, 5 *indulserat praecipue et . . . confidebat maxime,* Komparative I 8, 3 *semper se . . . commoda habuisse potiora,* Superlative 5, 14, 1 *ex his longe sunt humanissimi.* In breiter Weise werden nach einigen kurzen Paragraphen von S. 85—92 die Verben behandelt, die *perspicuitatis causa* gestellt sind vor Aufzählungen wie 1, 5, 4 *Persuadent Rauracis et Tulingis et Latobrigis;* 3, 19, 3; 5, 12, 4, vor umfangreicheren Partizipialkonstruktionen 7, 19, 4 *conspectum suum hostes ferre possent tantulo spatio interiecto,* vor längeren Attributen und Appositionen wie I 57, 3 *neque multum Albici nostris virtute cedebant, homines asperi et montani et exercitati in armis,* vor Supinum mit Objekt, vor Gerundium und Gerundivum sowie längeren Infinitivkonstruktionen. Mit Recht hob Schmalz in der Berl. Philol. Wochenschrift 1914 S. 377 hervor, wie bemerkenswert das Vorausgehen eines Verbum sentiendi oder dicendi im Infinitiv vor dem a. c. i. oder der oratio obliqua im weitesten Sinne sei z. B. 5, 36, 2 *sperare a multitudine impetrari posse.* S. 101 folgen §§ 57—59 de verbi collocatione ad artificiosae orationis praecepta accomodatis. So hat er Kakophonie vermieden 1, 31, 3 *Locutus est pro his Diviciacus Haeduus* oder 2, 31, 4 *finitimos esse inimicos* wobei Vf. freilich nicht bezweifelt, daß *praeter euphoniam aliae leges valuerint.* Rhetorische Rücksichten galten bei der Anaphora wie 1, 40, 5; 6, 21, 4 cet. § 59 geht auf die Stellen ein, *qui clausulis deberi videntur.* Doch diese *fortuito admisit Caesar, non consulto scripsit; exempla hand ita certa sunt, praesertim cum illa collocationis genera nondum satis certe explorata sint.* e. g. 5, 45, 2 *quod in omnibus bellis singulari eius opera fuerat usus.* Das scheint mir verständiger als die Arbeit von L. Holtz mit ihren überzahlreichen Möglichkeiten. Der Schluß behandelt die recht häufige Stellung zumal des Hilfsverbs *esse* vor dem letzten Worte und der einen Infinitiv regierenden Verben. Es ist mir nicht aufgefallen, daß etwas Wichtiges fehlte. Druckfehler stehen auf S. 29, 37, 103, ein Gedankenfehler S. 40 u. 41 über *postulant* III 15, 7. Wir können uns Landgrafs Urteil in der Deutschen Lit. Zeit. 1914 S. 1060 'ein gediegener Beitrag' anschließen.

V. Geographisches und Topographisches

1. Zu Cäsars Kommentaren

28) Arthur Schloßmann, Direktor der Kinderklinik in Düsseldorf, z. Z. Chefarzt eines Feldlazaretts, Die Kämpfe Julius Caesars an der Aisne im jetzigen Gefechtsbereich sächsischer Truppen. Mit 5 Abbildungen und 1 Tafel. Leipzig, Vogel, 1916. 33 S. 8. 90 ₰.

Der Verfasser verlebte einen langen zweiten Kriegswinter in der Nähe von Laon an der Aisne. Da schweiften ihm die Gedanken ins

Digitized by Google

Vergangene; er greift zu Caesars bell. Gall., 'um aus des großen Römers eigenem Munde sich seine Erlebnisse berichten zu lassen. Die Bibliothek in Laon bietet die Möglichkeit, den Dingen weiter nachzugehen.' Nicht fand er scheints dort Descriptiones nobilissimorum apud classicos locorum ed. Alb. v. Kampen, Series I, Quindecim ad Caesaris de bello Gallico commentarios tabulae, Gotha, auch nicht Hans Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, I. Das Altertum, Berlin 1900, auch nicht T. Rice Holmes Caesars Conquest of Gaul 2. Auflage, Oxford 1911, sonst wäre seine Entdeckerfreude gedämpft gewesen, wir aber auch ärmer um ein reizend geschriebenes Heft, verfaßt in dem Gedanken: 'Unsagbar viel gibt uns auch heute noch die Gedankenwelt der Alten' (Vorwort), ein Heft, das uns lebhaft hineindenken läßt in die Gegend, hineinfühlen in ihre Bewohner und uns heimisch macht in ihrer Geschichte. Schloßmann kommt, wie die drei vorgenannten Verfasser zu dem Ergebnis Bibrax = Vieux Laon nördlich von St. Thomas, wohin es auch schon Thomann, Der französische Atlas zu Cäsars gallischem Krieg, Zürich 1871, verlegte. Da das römische Lager wiedergefunden ist durch Napoleons III. auf Gölers Hinweis unternommene Ausgrabungen, kann trotz Napoleon I. und Rice Holmes ein Zweifel über den Ort der Schlacht nicht aufkommen. Aber mitzuhören aus dem Munde eines Mannes, der voller Anerkennung über die Leistungen unserer Tapferen da draußen schreibt, dem stets Vergleiche mit unserer Zeit fast überreich zufließen, wie die sächsischen Truppen gerade dort bei Berry au Bac auf alter Römerwalstatt gerungen haben, ist immer Genuß, auch wenn man gar mancherlei auszusetzen hat.

Z. B. S. 10. Überwiesen war Cäsar jenseits der Alpen nur die provincia Narbonensis. Die Schweiz, Belgien, Holland, die Rheinlande und die Pfalz hat er auf eigene Faust erobert. S. 11 ist der Undank des Labienus zu stark verurteilt. Was Parteileidenschaft über den Menschen vermag, beweisen ja genügend die Reichstagsverhandlungen, die uns sonst ganz ehrbare Männer höchst unerfreulich verwandelt zeigen. Der Ausdruck: 'Cäsar nahm ihre Absichten durchaus nicht auf die leichte Achsel' klingt doch gar zu sehr nach Schützengraben. Bedauerlich ist, daß der Verfasser auch die häßliche Mode mitmacht, z. B. zu schreiben: Der Handelsverkehr zu ihm wurde ein geringer statt gering, die Zahl scheint eine sehr hohe zu sein statt hoch. In dieser Beziehung sind Armeekommandanten kein Vorbild. Bei der Beurteilung der Marschleistung ist S. 14 der damalige Zustand der Straßen nicht berücksichtigt. S. 16 ist die Hineinziehung der Gesamtbevölkerung nicht klar. Bei seiner Zeichnung, wie ebenfalls bei denen Napoleons III., Kampens, Kappelmachers usw. wird die Schwierigkeit der beiden Flankengräben nicht gelöst, die nach Cäsar 2, 8, 3 *ab utroque latere eius collis* nicht *castrorum* gezogen waren. Die Ausgrabungen scheinen fast zu beweisen, daß Cäsar sich falsch ausgedrückt hat. Ganz unklar bleibt, wie Verfasser es sich denkt, daß Cäsars Entsatztruppen, darunter Numidier, über den Südhang von Bibrax, den er als sehr schwierig schildert, in die Stadt gelangt seien. Ob man aus *adventu* das wirklich herauslesen muß oder kann? In ähnlicher Lage 5, 58, 1 lesen wir *nocte una intromissis*

Digitized by Google

equitibus. An unserer Stelle genügt ihr bloßes Erscheinen, um die Gallier von weiteren Versuchen abzuschrecken. S. 32 überschätzt er denn doch den Geist des römischen Soldaten, wenn er ihn von dem Gefühl durchdrungen sein läßt, 'für eine geliebte Heimat und die Größe des Vaterlands zu kämpfen', einem Gefühl, das der zum Vergleich herangezogene preußische Militarismus gottlob unsern Leuten eingeimpft hat. Der Persönlichkeit Cäsars wird der Verfasser überall gerecht. An Druckfehlern sind mir nur aufgefallen S. 32 Nevier statt Nervier und S. 22 wischen statt zwischen. Das Buch ist gut ausgestattet.

29) P. Brandt, Das cäsarische Bibrax im 3./4. Heft Das humanistische Gymnasium. 1907. S. 116—122.

Brandt gibt nach kurzer Einleitung, die manche Parallele zwischen einst und jetzt betont — die 'Verschwörung' der Belgen ein Majestätsverbrechen in den Augen des weiland römischen, wie heute — siehe Griechenland! — des britischen Imperiums —, nach Ablehnung von Beaurieux und Bièvres eine eingehendere Schilderung als Schloßmann vom Camp des Romains bei St. Thomas. Dort hat Generalleutnant Schramm, der Erbauer der römischen Wurfmaschinen auf der Saalburg, Grabungen veranstaltet, über deren Erfolg er dem Verfasser auch brieflich berichtet hat. An der einzig möglichen Angriffsfront im Norden ist ein Wall mit vorgelagertem Graben gezogen, der zweifellos prähistorisch ist. Von seiner Mitte zweigt sich ein kürzerer römischer Wall ab, der das Nordoststück des Lagers zur Zitadelle der späteren Festung machte. — Ähnliche Anlagen finden wir im bell. civ. III 66, 5.

Die Höhe des Walles beträgt 6,50 m, die Tiefe des Grabens 3,50 m, die Breite der Wallkrone 2,50 m. Der Eingang in prähistorischer Zeit mündete hinter der südöstlichen Schulter der Zitadelle, wo ein uralter Hohlweg heraufkommt, in römischer Zeit hinter der südwestlichen Schulter des großen Lagers. Brandt nimmt an, daß Bibrax zu Cäsars Zeit nur eine mit einem Eingange versehene Fluchtburg war, in die die Remer sich beim Heranrücken der Belgen geworfen hätten. Nur gering war die Widerstandsfähigkeit des Ortes, als der rechte Flügel des Belgenheeres von Norden aus einen Handstreich versuchte *ex itinere.* Cäsar fiel es nicht ein, die Knochen auch nur eines Legionärs an den Entsatz der Festung zu wagen. Er schickte nur leichte Fernwaffen, vor denen die Belgen zurückschreckten. Cäsar sei also in dem Punkte, daß Bibrax eine Stadt mit Mauern und mehreren Toren gewesen sei, der Glaube zu versagen. Wahrscheinlich habe Iccius, um Hilfe zu erlangen, die Bedeutung des Ortes übertrieben. Amüsant ist eine von Brandt mitgeteilte Etymologie, die sich Melville, der Geschichtsschreiber von Laon geleistet hat: das Lager von St. Thomas habe ursprünglich Laom geheißen = Zweiarm und dies habe Cäsar ins Lateinische Bibrax (bis, brachium) übersetzt. — Hätte Cäsar in Bibrax wirklich die Stadt mit Mauern und Toren vermutet, Legionäre konnte er nicht zu Hilfe schicken. Die hatte er gegen die Übermacht, die ihm gegenüberlag, bitter nötig. Sie hätten auch zu viel Zeit gebraucht und wären zu spät zum Entsatz angelangt.

Digitized by Google

Ob das Bild, das Brandt-Schramm sich von der Fluchtburg machen, noch für Cäsars Zeit paßte, wird wohl kaum zu entscheiden sein. Das Fehlen irgend welcher Spuren von Wohnstätten an einer, wie sie meinen, durch die römische Okkupation umgestalteten Stelle, ist nicht weiter verwunderlich. Die Darstellung des Iccius hat Cäsar nach der Meldung der die Balearen und Kreter befehligenden Präfekten sicherlich nachprüfen und berichtigen können. Sonst wird der Ort im b. G. nicht erwähnt.

30) Bonner Jahrbücher 123, 1. Bonn 1915.

E. Sadée berichtet über den Feldzug des Jahres 55 v. Chr. mit der Vernichtung der Usipeter und Tenkterer *ad confluentem Mosae et Rheni* 4, 15, 2. 'Unter *Mosa* ist die Mosel hier zu verstehen.' Das wird wohl richtig sein. Es läßt sich ja nicht klarstellen, wo Cäsar die Germanen überfallen hat, aber die Gegend südlich von Coblenz läßt sich wohl dafür vorschlagen. (R. Holmes Caes. Conqu. [1]. S. 680—693, [2]. S. 691—706 oder Schott-Rosenberg S. 84 u. Anm. 1.) Von hier aus konnten die deutschen Stämme im Verlaufe von drei Tagen mit den Ubiern verhandeln. In den träge fließenden Wassern des Waal hätten die Flüchtigen nicht *vi fluminis oppressi* den Tod gefunden. Cäsar schließlich hätte einen großen Marsch zurücklegen müssen, um, dem Wunsche der Ubier willfahrend, den Rhein an einer Stelle zu überschreiten, die deren Lande nahe genug war, *ut sibi auxilium ferret* 4, 16, 6. Auch 4, 9, 3 will Sadée unter *Mosa* die Mosel verstanden wissen, dann natürlich auch 4, 16, 2.

Die eine Stelle würde wohl die beiden andern nach sich ziehen. Um so klarer würde es, wie töricht hier von irgendeinem Interpolator das höchst unsinnige Kapitel 4, 10 über die wirkliche Maas eingeschoben ist, das schon früher von Wex und R. Menge als cäsarisch angezweifelt, dann wegen Unstimmigkeit des Inhalts wie wegen der vielfachen Abweichungen vom Sprachgebrauche Cäsars von Meusel JB. 1900 S. 23 bis 26 und von A. Klotz, Cäsarstudien S. 36—43 als nichtcäsarisch nachgewiesen ist.

Für *ad Ambivaritos* schlägt Sadée vor *ad Ambitarvios;* denn nicht weit von der Mosel gab es nach Plinius bei Sueton Cal. 8 im Trevererlande einen *vicus Ambitarvius*. Den Namen der Ambitarvier hat Cramer im Hunsrückdorf Zerf wiedergefunden: Leute, die um den Tarvus herum wohnen.

2. Zu Cäsars Leben

31) M. E. Deutsch, The plot to murder Caesar on the bridge. Univ. of California Publ. in Class. Philol. vol. II 267ff. weist mit großer Wahrscheinlichkeit nach, daß unter der Brücke, von der aus die Verschworenen eigentlich Cäsar hatten herabstürzen wollen, nicht auf Grund von Sueton der pons suffragiorum, sondern auf das Zeugnis von Nic. Dam. XXIII die nach Festus 250 von dem wahlleitenden Magistrat auf dem Wege zum Marsfelde nach Einholung der Auspizien zu überschreitende Brücke über die Petronia amnis zu verstehen ist.

Digitized by Google

VI. Geschichtliches

1. Glaubwürdigkeit Cäsars

32) K. Lehmann, Cäsars Bericht über sein erstes gallisches Kriegsjahr. Sokrates 1915. S. 488—496.

Wie v. Meß macht auch Lehmann Front gegen Ferreros Versuch, in 'Größe und Niedergang Roms II' Cäsars Heldenpersönlichkeit durch kritische Betrachtung seiner Leistungen und geflissentliche Hervorhebung angeblicher Schwächen und Mißerfolge dem menschlichen Durchschnitte näher zu rücken. 'Leichtsinnig und blindlings habe er den Kolonialkrieg improvisiert. Seine Kriegsführung sei zu beurteilen als eine Folge glücklich abgelaufener Unbesonnenheiten. Erst nach dem Helvetierkrieg habe er einen umfassenderen Einblick in die politische Lage gewonnen und erkannt, daß nicht die Helvetier, sondern Ariovist der wirkliche Gegner römischen Einflusses in Gallien sei, daß sein Angriff auf diese ein schwerer Irrtum gewesen sei. So sei er wider seinen Willen gezwungen worden, gegen die Germanen verwegen einen Krieg zu beginnen. 'Aber weder die Ernennung des römerfeindlichen Dumnorix zum Befehlshaber des gallischen Reiterkorps ist ein genügender Grund zu dieser Behauptung noch die frühere Anerkennung Ariovists als König und Freund. Große Erfolge Schlag auf Schlag folgen nur dem wirklich Tüchtigen. Ferrero baut sich eine falsche Auffassung von Roms und Cäsars Politik auf, so daß er S. 417f. zugeben muß: 'Das erste Buch des Kommentars ... wirft die Grundlagen unserer ganzen Erklärung über den Haufen.' Spätestens als Diviciacus hilfeflehend nach Rom kam, muß jedem weitblickenden Römer, vor allem dem Neffen des Kimbernbesiegers die 'germanische Gefahr' klar geworden sein, was er freilich erst 1, 33 eingehender ausführt. Der § 5 zeigt deutlich, daß Cäsar nicht erst damals zur Germanenfrage Stellung genommen hat. Die bisherige Behandlung Ariovists beweist nur, daß Caesar gehofft hatte, den weitgehenden Machtbestrebungen des Königs durch diplomatische Bindung einen Riegel vorschieben zu können. Lehmann glaubt mit Ferrero und Delbrück nicht an eine Auswanderung der Helvetier ins Garonnegebiet, sondern sieht als eigentlichen Zweck ihrer Bewegung den Befreiungskampf gegen die Germanen an. Daß der Zug ein mit Roms Interessen nicht in Einklang zu bringendes Ziel verfolgte, ist zuzugeben; wäre so doch ganz Gallien in Aufregung gebracht worden, hätten die Germanen die alten Sitze der Helvetier besetzen können. Daß daneben noch romfeindliche Pläne der gallischen Nationalpartei unter Orgetorix, Dumnorix, Castikus einherlaufen, schreibt Cäsar selbst deutlich genug. Nach der Helvetierniederlage gewann in Mittelgallien die romfreundliche Partei die Oberhand. So brachte die Verjagung der Germanen Cäsar auch die Unterwerfung Mittelgalliens, das nur durch ihn hatte befreit werden können. Daß Cäsar in seiner Schrift nur die nationalrömischen Gründe angibt, die ihn in diese Feldzüge drängten, nicht seinen persönlichen 'Aufstieg zu machtvoller militärischer Führerstellung' erwähnt, ist wohl verständlich. Ferreros Bild von Cäsar ist ein Zerrbild. Immerhin traut Lehmann

Digitized by Google

doch Cäsar nicht nur Ungenauigkeit, sondern bewußte Unwahrhaftigkeit zu, so in den Zahlenangaben. Da ist aber doch folgendes zu beachten: Als amtlich von ihm festgestellt, schreibt er 29, 3 *eorum, qui domum redierunt, censu habito . . . repertus est numerus milium C et X.* Diese Zahl paßt leidlich zu der fast zu gering erscheinenden 26, 5 *ex eo proelio circiter hominum milia CXXX superfuerunt,* von denen die Bojer und die Marschverluste abzuziehen sind. Die Verantwortung für die 368000 Köpfe von 29, 2—3 überläßt er der Statistik der helvetischen Behörden. Ähnlich steht es mit der Angabe 31, 5 aus dem Munde des Diviziakus: *nunc esse in Gallia ad C et XX milium numerum.* Diese Zahl wie § 10 *Harudum milia hominum XXIV* rechnet auch die Weiber und Kinder mit. Die Angabe 48, 5 *equitum milia erant VI, totidem numero pedites* und 49, 3 *eo circiter hominum XVI milia expedita cum omni equitatu Ariovistus misit* läßt uns eher die Heeresstärke erkennen. Gegen die zum Bau des zweiten Lagers aufgebotenen VI Legionen (49, 5) und *auxilia* wird Ariovist mit einem großen Bruchteil, vielleicht der Hälfte seines Heeres, vorgegangen sein. So können wir etwa 35000 + 12000 Krieger zu Fuß und Roß für Ariovist nach Cäsars eigenen Angaben erschließen. So haben sie natürlich noch immer eine fühlbare Übermacht über die *milites legionarii* — nur von diesen spricht Caesar 1, 51, 1; doch schien Ariovist die Überzahl über Cäsars Kerntruppen nur dadurch ausreichend, daß er auch die Reiter als Fußtruppen verwendete. Das muß man wohl aus dem Fehlen jedes Reiterkampfes schließen, infolge wovon auch *P. Crassus adulescens, qui equitatui praeerat* (1, 52, 7) den Überblick über den Verlauf der Schlacht behalten und die Reserven rechtzeitig in den Kampf eingreifen lassen konnte. (Vgl. auch v. Meß, Caesar Anm. 133 u. 136 und Veith, Caesars Feldzüge S. 495.) Lehmann sieht weiter in der Schlacht von Bibrakte freilich nicht mit Ferrero eine versteckte taktische Niederlage Cäsars, 'kann aber die Empfindung nicht unterdrücken, daß sie in Wahrheit nicht eine so einwandfreie taktische Meisterleistung gewesen sein mag, wie nach dem Bericht der Denkwürdigkeiten infolge Fehlens von Selbstkritik des Verfassers der laienhafte Leser vermuten könnte.' Aber Cäsar taucht doch 1, 25, 1 offensichtlich in der Reihe der Kämpfenden mit unter. Eine taktische Oberleitung scheint zu fehlen. Er, der 2, 20—26 gar nicht häufig genug zu verstehen geben kann, daß die Schlacht gegen die Nervier ohne seine Leitung wie persönliche Tapferkeit verloren gegangen wäre, der überall und immer Cäsar als anordnend wie eingreifend darstellt, verschwindet in der Helvetierschlacht vollständig. 1, 25, 7 *Romani conversa signa bipartito intulerunt* zeigt durch Verschweigung seines Namens genügend, daß er sich eines groben methodischen Fehlers bei Beginne der Schlacht bewußt war und nur den trefflich einexerzierten und geübten Soldaten mit ihren altgedienten Centurionen den Sieg auch in dieser äußerst gefährlichen Lage dankte. (Vgl. Mollwitz.) Der Laie sah wohl gemeinhin nicht so tief. Ihn durch eine nicht unwahre, wenn auch schweigsame Berichterstattung zu gewinnen, verschmäht der Politiker Cäsar mit Recht nicht.

Digitized by Google

2. Cäsars Leben und Cäsars Zeit

33) Adolf von Meß, Caesar. Sein Leben, seine Zeit, seine Politik bis zur Begründung seiner Monarchie. Ein Beitrag zur Geschichte und Biographie Cäsars. Leipzig, Theodor Weicher, 1913. III u. 188 S. gr. 8., Geh. 3,80 ℳ, geb. 4,80 ℳ.

Nach der sorgfältigen Materialsammlung, die E. G. Sihler in seinem verständigen Buche 1911, deutsch 1912 gegeben hatte, nach der lebendigen, mit Begeisterung geschriebenen Lebensbeschreibung G. Veiths 1912, gibt A. v. Meß in der gediegenen Sammlung 'Das Erbe der Alten' als Heft VII seinen die Vorzüge Sihlers und Veiths verbindenden 'Cäsar' heraus, um nach den zahlreichen verfehlten Ansichten, die G. Ferrero in seinem aufsehenerregenden Buche 'Größe und Niedergang Roms' 1904 ff. geäußert hatte, ein gerechteres Bild des Feldherrn wie Staatsmanns zu geben. Der Inhalt zerfällt in sieben Abschnitte. I. Einleitung S. 1—6. II. Cäsars erste Anfänge S. 7—32. III. Reform und Umsturz S. 33—70. IV. Die Verbindung mit Pompeius und Crassus S. 71—92. V. Caesars Statthalterschaft in Gallien und die Grundzüge seiner Politik und Kriegführung im Norden S. 93—134. VI. Der Konflikt S. 135—156. VII. Cäsars Monarchie, ihr Wesen und ihr Ziel S. 157—169. Auf den S. 170—186 folgen mit zahlreichen Literaturangaben ausführliche Anmerkungen, die des Verfassers Ansichten gegen die Annahmen anderer Schriftsteller, zumal Ferreros, stützen.

Schon diese Übersicht zeigt, daß der Titel des Buches zu eng gefaßt ist. Wesen und Ziele von Cäsars Monarchie sind nicht nur angedeutet; das Buch führt über die Begründung der Monarchie bis zum Tode des nach legitimer Monarchie strebenden Politikers, ja läßt auch erkennen, wie seine Pläne später ausgereift sind. Der Stoff ist gut verteilt und meist gleichmäßig behandelt; doch über die Kämpfe der Konfliktszeit ist zu schnell hinweggegangen. Der Abschnitt V war wohl unter seinen Händen zu sehr gequollen in anbetracht des dem Verfasser im Rahmen der Sammlung zustehenden Raumes.

Die Einleitung I wertet die Quellen, die uns für Cäsars Lebensbild und die Auffassung seiner Persönlichkeit wie Politik zur Verfügung stehen. II. Cäsars Familie, die nicht der zur Zeit herrschenden hochkonservativen Partei angehörte, stellte sich an die Spitze der politisch wie sozial fortschrittsbereiten Elemente. Für 100 als Geburtsjahr Cäsars kann auf Monroe E. Deutsch, The year of Caesars's birth 1914 jetzt mit hingewiesen werden. Dieser führt gegen Mommsens Satz: nirgends in der Literatur werde ein Ausnahmefall, daß jemand 2—3 Jahre vor dem gesetzlichen Alter ein Amt bekleidet habe, an Cicero Phil. 5, 52: *uti L. Egnatuleio triennio ante legitimum tempus magistratus petere, capere, gerere liceat.* (Vgl. M. Gelzer in der Wochenschrift für klassische Philologie 1916, S. 3 u. 4.) Durch seine Verlobung mit Cinnas Tochter tritt Cäsar in die Familie der gegenwärtig herrschenden Dynastie ein. Aus reiner Liebe läßt er trotz Sulla nicht von der Gattin. Er hat sich dann nicht, wie Ferrero es darstellt, für das romantische Ideal einer konstitutionellen Demokratie begeistert. Zu früh durchschaute er die Brüchigkeit des Senatsregiments. Die Monarchie schien ihm die einzige Form, in

Digitized by Google

der sich der Volkswille gegenüber der doppelten Oligarchie des Pöbels und der Aristokratie durchsetzen konnte. Er erkannte von vornherein (?) die Notwendigkeit einer alles umfassenden, aber maßvoll durchgeführten Reform. Die Verbindung mit der städtischen Demokratie ist ihm hierbei nur Possenspiel. Als Quästor macht er an der Bahre seiner gestorbenen Frau das Volk aufmerksam, daß das Recht der Könige und die Weihe göttlicher Macht sich in seinem Namen paart. Eindrucksvoller gründet er auf das Erbe des Marius seine Ansprüche. In ihm treffen sich Genie, Popularität und Tradition. Im Gegensatze zu Sihler betont v. Meß für die Folgezeit Cäsars und Krassus' Bemühen, sich auf loyalem Wege eine feste Machtbasis zu schaffen. III. Mit dem Falle des Antrags des Rullus auf eine Agrarreform erlitt Cäsar keine Niederlage. Großzügig im Programm wie genial im taktischen Vorstoß wurde dem Senat auf dem Boden der Gesetze (Prozeß gegen Rabirius, Cäsars Ernennung zum Pontifex maximus, zum Prätor) eine Stellung nach der andern entrissen. Die Auffassung über die Beteiligung von Cäsar und Krassus an der Katilinarischen Verschwörung wird den verworrenen Parteiverhältnissen gerecht. Es ist ein Grundirrtum in der Beurteilung der Anfänge Cäsars, wenn man die großen Richtlinien seiner späteren Politik, die schon hier zutage treten, übersieht. Sein Programm scheidet sich von vornherein von dem des revolutionären Klubs um Katilina. Dieser will den Umsturz, jener die Reform. (?) Dieser will eine radikalsozialistische Revolution und einschneidende Schuldenabwälzung, Cäsar eine Entlastung des bäuerlichen Besitzes von der Überlast der Hypotheken durch maßvolle Schuld- und Zinsreduktion. Cicero, der sehr gerecht und vernünftig beurteilt wird, nimmt sich freilich die Rolle des Retters des Vaterlandes vorweg. Gegen Cäsar, der gegen den Justizmord sprach, wurde von vornehmen 'Rittern' ein Attentat geplant, dessen Erfolg damals das Chaos bedeutet haben würde. Er hielt sich nun im Hintergrund, demütigt dann seinen Gegner A. Lutatius Catulus, der vor dem Volksgericht erscheinen muß. Als Cäsar durch Catos Bemühungen vom Amte, von der Prätur, suspendiert werden soll, bleibt er bis zuletzt auf dem Boden des Gesetzes. Bald gewinnt er sich durch zurückhaltende Aussage den Anbeter seiner Gattin, den Helden der Straße, Clodius. IV. In Spanien zeigt er sich als genialer Organisator einer kleinen Armee, als entschlossener Truppenführer, als scharfblickender Neuordner der Verwaltung. Gleichzeitig versagt in Rom Pompeius durch sein saturiertes Programm wie durch seine Fähigkeiten. Cäsars erstes Meisterstück ist die Versöhnung zwischen Pompeius und Krassus, denen er gern, selbst rastlos tätig, Glanz und Ehre überläßt. Durch die *acta diurna* gibt er den Sitzungen des Senats den Charakter eines Parlaments. In derselben Bahn bewegt sich seine eigene spätere Schriftstellerei, das 'genialste Produkt offiziöser Publizistik'. In der Behandlung der 'Ritterschaft', der er die Steuerpacht um ein Drittel erniedrigte, aber auch die Mahnung einprägte, sich jeder erpresserischen Ausbeutung zu enthalten, merkt man die ersten Anfänge einer Reichsidee, die die Provinzen und Italien gleich behandelt zu sehen wünscht. Das Volk weist ihm das cisalpinische Gallien, seit langem seine Hausmacht, — ein nicht ganz glücklicher Ausdruck — Illyrien und drei

Digitized by Google

Legionen auf fünf Jahre zu. Dazu beauftragt ihn der Senat, die römischen Interessen in Zentralgallien zu schützen, über deren Bedeutung Meß ein viel richtigeres Urteil als Ferrero und Lehmann im Sokrates 1915 S. 486ff. fällt. V. Fein ist die Charakterisierung seiner Kommentare, aus denen der größte staatsmännische Genius der alten Welt die große Politik gänzlich ausgeschlossen hat. Der Riesenkampf gegen die gallische und germanische Völkerwanderung war defensiv, aber offensiv zu führen: das durfte er aber weder Volk noch Senat eingestehen. Daher stammt die scheinbar kleinliche Enge vor allem im 1. Buch. Cäsar war kein uferloser Eroberer wie Alexander, den er als Staatsmann übertraf. Das lesen wir freilich nicht in seinen Aufzeichnungen, deren populärer Firnis manchen getäuscht hat. Fein wird die 'nordische Frage' behandelt, der Sumpf zersetzter Halbkultur geschildert, wobei Meß scharf gegen jede Hyperkritik vorgeht. Er gibt keine einfache Paraphrase Cäsars. Durch Verwendung der Parallelüberlieferung gewinnt er noch größeres Licht für Cäsars geniale Feldherrnkunst. Nicht Fälschung liegt vor, wohl aber oft eine verkürzte Projektion, durch die Cäsar den verwickelten Gang der Ereignisse für Laienverstand vereinfacht. Schlagende Vergleiche finden sich, so Dumnorix zu York. Die Helvetierschlacht ist das Mollwitz Cäsars. Die Entscheidung hat das unerschütterlich sichere Manövrieren seiner Infanterie gebracht. Er selbst hat seine Pflicht, die Übersicht über die Schlacht zu behalten, versäumt. Freilich haben ihn seine Truppen so auch als Haudegen kennen lernen. Fein ist geschildert, wie die germanische Woge durch den 'Statthalter und seine Wachtparade' zurückgeworfen wird. Der Typ des Kolonialkrieges tritt im Nervierkampf in seiner ganzen Wildheit hervor. Jenseits des Rheins hat er sich bei den jungkräftigen Nationen, denen nur Mut und Kraft Scheu einflößte, in Achtung zu setzen gewußt; mit Begeisterung kämpfen ihre Scharen später unter seinen Augen. Der große Abstecher im 6. Buch begründet den strengen Unterschied, den seine Politik zwischen Galliern und Germanen und den Aufgaben Roms ihnen gegenüber macht. Die Strafen gegen die Rädelsführer der im 5. Buch geschilderten Verschwörung sind nicht ein Ausfluß von Grausamkeit (?) und Nervosität Cäsars; am Schluß des letzten Aufstandes im 7. zeigt Cäsar eine Milde und ein Maßhalten, wie es nur die wahre Größe kennt. Die revolutionäre Armee das Vercingetorix ist gut charakterisiert. Die *egentes et perditi* sind im Munde des großen Führers der römischen Popularpartei nur Parteiterminologie. Die neu aufgestellte Germanenreiterei, die er sich auch als Spezialwaffe nur ungern dingt, wird in ihren Leistungen mit den deutschen Kontingenten bei Borodino verglichen. Cäsars Darstellung ist hier recht knapp, um ihren Anteil nicht zu sehr abzuheben. Um so plastischer wird der Festungskrieg beschrieben. Nach Alesia ist Gallien endgültig unterworfen. Nun ergießen sich römische Kultur und römisches Wesen über das Land. Die Nation erstand von neuem und führte dem Sieger neue Kraft und neue Säfte zu. VI. Wenn Cäsar jetzt nach Rom ging, war er der erste im Duumvirat, der erst durch den Konflikt zur Monarchie wurde. Mit den gleichen Mitteln wie Milo versuchte man Cäsar zu vernichten, der seinerseits nicht aufhörte eine Verständigung zu suchen. Curios Antrag,

Digitized by Google

beide Feldherren sollten Provinzen und Imperium gleichzeitig aufgeben, wurde im Senat mit 370 gegen 22 Stimmen angenommen. Pompeius ging nicht darauf ein. Der Kriegszustand wurde übereilt erklärt. Der *tumultus* beginnt. Ende November eröffnet Cäsar mit einer Legion den Winterfeldzug und nimmt so seinem Vorgehen die gehässige Spitze. Pompeius betrachtet die Provinzen im Osten und Westen als Operationsbasis, wohin er den ganz verrosteten Apparat von Senat und Regierungsmaschine sehr gegen seinen Willen mitschleppen muß. Nicht wie er es gewünscht hatte, zieht Cäsar als erwählter Konsul, sondern als trotziger Statthalter eines fremden Reiches in Rom ein. VII. Vor dem Rumpfparlament sucht er Indemnität nach. Er stand vor schier unlösbaren Aufgaben und mußte beständig lavieren. Er hat richtiger die Bedeutung des legitimistischen Prinzips und der Tradition für Rom und Italien erkannt als seine modernen Historiker, von denen Sihler in dieser durch den Zwang der Umstände gebotenen Schaukelpolitik eine wunderliche Mischung von autokratischen und verfassungsmäßigen Maßregeln sieht, deren letztere ihm rein sentimentaler Natur zu sein scheinen. Pompeius fiel als Opfer des in sein Gegenteil verkehrten legitimistischen Konstitutionalismus. Mit beispielloser Verwegenheit führt Cäsar seine Kriege. Die Vorgänge in Alexandria zeigen, daß bei ihm auch in der Verteidigung ein Geist unerschöpflicher und großartiger Initiative herrscht. Fabelhaft ist seine Energie in der Verfolgung und Vernichtung der Feinde. In Rom erhält er die konstitutionellen Formen, ohne freilich mit ihnen zu regieren. Überall zeigt sich eine wunderbare Fülle tiefgreifender und heilender Reformen. Der Grundstock seiner Heere stammte aus der keltischen Welt, die sich als tragfähiger Stamm für die Aufpfropfung lateinischer Nationalität und römischer Kultur erwies. Tiefe Gegensätze trennten den Herrscher von seinem Volk. Er führte kein Parteiregiment und hatte deshalb keine Partei. Sein Ziel blieb die legitime Monarchie. Aber kaum streckte er die Hand nach der Königskrone, fiel er im hohen Hause des Senats. Seine Pläne reiften da, wo sie am tiefsten Wurzeln geschlagen hatten. Aus seinen Völkersaaten erwuchsen die romanischen Nationen und das neue Gallien. Die Idee des Kaisertums aber, wie sie Cäsar geschaut hatte, ging zu den Germanen über, deren Tüchtigkeit er zuerst erkannt hatte. — So habe ich bei der gedrängten Inhaltsangabe gleich ein Bild der gedankenvollen Darstellung zu geben versucht. Es ist eine reiche, reife Gabe, die uns der nun schon verstorbene Verfasser hinterlassen hat. Ein Bearbeiter würde an der zu günstigen Beurteilung Cäsars zu ändern haben; mancherlei ist im Stil zu bessern, der oft von Fremdwörtern strotzt. Eine Karte vermißt man. Das Namenverzeichnis muß eingehender gestaltet werden. Sonstige Änderungen habe ich in den 'Lehrproben und Lehrgängen' von Fries und Menge 1914 S. 341 aufgeführt. Jeder sollte das Buch lesen.

34) C. Bardt, Römische Charakterköpfe in Briefen vornehmlich aus caesarischer und traianischer Zeit. Mit einer Karte. Leipzig, B. G. Teubner, 1913. XVII u. 434 S. 8. Geh. 9 *M*.

Wer das Buch von A. v. Meß über Cäsar durcharbeitet, wird immer wieder zur Charakterisierung der Zeit oder einzelner Spieler des da-

Digitized by Google

maligen Weltentheaters auf Briefe Ciceros oder aus seinen Sammlungen verwiesen. Da griff man bisher gern zu C. Bardts 'Ausgewählten Briefen aus ciceronischer Zeit' Leipzig 1896. 1913 schenkte uns Bardt das oben angezeigte Werk, dessen Hauptteil S. 13—313 der cäsarischen Zeit gewidmet ist. Eine ganze Galerie von bedeutenden Persönlichkeiten zieht an uns in reichlich fließender Überlieferung vorüber. Was der Verfasser mit dem O. Hirschfeld zugeeigneten Buche will, sagt er S. 29: . . . wer gern wissen möchte, wie es vor zweitausend Jahren in den Menschen ausgesehen hat, welche Krisen die äußeren Ereignisse in ihrem Innern hervorgerufen haben, wie die innere Geschichte eines Menschen sich abgespielt hat . . ., der findet hier ein unvergleichlich reiches Material', das natürlich von einem so feinen Stilisten, kenntnisreichen Philologen und verständnisvollen Historiker wie Bardt eine meisterhafte Wiedergabe gefunden hat. Das geschmackvoll ausgestattete Buch bringt auf zehn Seiten eine Inhaltsübersicht, deren linke Spalten den fortlaufenden Inhalt wiedergeben, während die rechten die jedesmal für den Abschnitt als besonders charakteristisch ausgewählten und übersetzten (ad Att. XIII 52 nur erzählten) Briefe (86 aus der ciceronischen Korrespondenz) aufführen. Jede neu auftretende Persönlichkeit wird charakterisiert: Q. Metellus Celer, Q. Cicero, M. Cato, M. Caelius, M. Varro, M. Marcellus usw. Daneben stehen feine Abschnitte, die das Verhältnis Ciceros zu Pompeius oder Cäsar, Ciceros Sorgen, Cicero unter Beobachtung, Zustände gleich nach dem Morde schildern. Auch fehlt es bei Bardt nicht an kleinen Auseinandersetzungen, rein kulturhistorischen Inhalts wie S. 227—229 über Glaube, Aberglaube, Unglaube zu Cäsars Zeit und Cäsars eigene Stellung dazu (Cäsar hielt sich einen Haruspex). Vier sorgfältige Verzeichnisse erleichtern den Gebrauch des allen Cäsarstudierenden und Cäsarerklärern sehr zu empfehlenden Buches, empfehlenswert, obgleich es von Cäsar wie Pompeius direkt nur wenig redet.

Die Briefe aus cäsarischer Zeit sind geteilt in solche I. Vor dem Bürgerkrieg; II. Während des Bürgerkrieges; III. Unter Cäsars Herrschaft; IV. Nach den Iden des März 44.

Um den 'Helden der Straße' Clodius noch packender zu kennzeichnen, würde eine zweite Auflage den Brief ad Atticum I 16 mit dem Berichte über den Prozeß des Clodius und die Senatssitzung vom 15. V. 61 noch hinzufügen. Mit der nicht unbilligen Charakteristik des Staatsmanns Cicero wird man sich einverstanden erklären, der Schriftsteller wird recht hart beurteilt: 'wissenschaftliche und künstlerische Produktivität war ihm versagt . . . eigene Gedanken wollten sich nicht einstellen.' Doch lesen wir S. 69, daß sich bei Abfassung de oratore gründliche 'Sachkunde mit ungemein anmutiger Darstellung' vereinigen. Gnade findet dagegen der Redner. Sehr gelungen ist die Zeichnung seines Bruders Quintus, des Legaten Cäsars. S. 44 konnte neben die 'Sappho' Goethes in einer Woche geschriebener 'Clavigo' gestellt werden. S. 45 ist falsch mitgeteilt, seinen Legaten Cicero habe Cäsar getadelt, weil er seinen Posten verlassen habe. 6, 42, 1 steht sehr deutlich *unum, quod cohortes ex statione et praesidio essent emissae, questus.* S. 53 bleibt der erste Satz unklar. S. 57 steht eine gute Einschätzung von Cäsars Kommen-

Digitized by Google

tarien; freilich 'einige Schädigung der Wahrheit' wird ihnen nachgesagt, ohne zwischen Verschweigen und offensichtlicher Unwahrheit zu scheiden. S. 91 wird das Verhältnis Cäsar-Cicero nach Luca besprochen. Anerkannt wird 'die vornehme und rücksichtsvolle Weise Cäsars, der in Cicero eine geistige Kraft ehrte und sich die Geschicklichkeit zutraute, durch mildes Entgegenkommen jetzt zu dem selben Ziele zu gelangen.' Cäsar legte Wert darauf, Quintus in seiner Nähe zu haben, um durch ihn jederzeit nachdrücklich auf den Bruder einwirken zu können. Auch bindet er diesen mit goldenen Fesseln. Durch die Aufdeckung dieser Beziehungen wird der Briefwechsel zwischen beiden eingeleitet. Besonders reich sind die Zeugnisse aus der Zeit des beginnenden Bürgerkrieges, wo Cicero sich seine Stellung auf einer von beiden Seiten wählen mußte. Zur Geschichte dieses Seelenkampfes lagen 120 Briefe vor, die ganz unberührt sind von nachträglicher Bearbeitung und so auf jede Verhüllung verzichten, ohne deshalb ungemischte Wahrheit zu geben. Daraus wurde früher ein Bild Ciceros geschaffen, das einem Fetisch glich, bis Drumann es zur Fratze und Karikatur verzerrte. Bardt will das wahre Bild zeichnen. S. 139 weist darauf hin, wie Cäsar zum Schmuck seines Hauptquartiers mündlich und schriftlich Cicero umwerben ließ, der doch dauernd unfreundlich blieb gegen 'dies Ungeheuer von Schnelligkeit, Fähigkeit, Wachsamkeit'. Besonders belehrend sind die Briefe, die Pompeius an Domitius und die Konsuln schrieb 11.—17. II. 49 aus Luceria, der Brief Cäsars an Oppius und Balbus vom 4. oder 5. III. 49, ein Ausfluß seiner vornehmen und wahrhaft humanen Natur, der verbindliche mit fliegender Feder an Cicero gerichtete von Anfang März 49, wie 16. IV. 49, die in ihrem Tone in so scharfem Gegensatze stehen zu dem von Cicero in dem Brief an Attikus 28. III. 49 dargestellten knappen, scharfen, schneidenden Betragen bei ihrem Zusammentreffen vom 27. III. 49. Manches aus Ciceros infolge seines Zauderns gereiztem Sinne wohlverständliche Urteil über Cäsar, der ihn lockt, wie Caelius ihn schreckt, bringen die Briefe vom April bis 7. Juni 49. Meisterhaft ist auf Cäsars Schachzug hingewiesen (S. 241) Cicero zu veranlassen, 'den Brennstoff des Hasses im Raketenfeuerwerk des Witzes verpuffen' zu lassen. Im Dezember besucht ihn Cäsar. Den Brief ad Att. XIII 52 erzählt uns Bardt, gleich leise Erläuterungen einflechtend, ohne die er nur dem vertrauten Empfänger verständlich war. Nichts Politisches, aber 'allerhand Gelehrt-Literarisches' wurde bei dieser Zusammenkunft besprochen.

Über einige Verbesserungen des Stils habe ich in den Lehrproben und Lehrgängen 1914 gesprochen.

35) Alfons Kurfeß, Die Invektivenpoesie der sullanisch-cäsarischen, augusteischen und nachaugusteischen Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Invektive. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Kgl. Gymnasiums zu Wohlau 1915. Progr. Nr. 308. 40 S. 8.

Der Gedanke, eine besondere Seite in der Literaturentwicklung für sich zu betrachten, läßt Einblicke nicht nur in die Art mancher Schriftsteller tun, sondern charakterisiert auch einzelne Persönlichkeiten der Geschichte in eigentümlicher Weise. Für den Anfang dieses Programms, das die Fortsetzung einer im 'Sokrates' 1915 erschienenen Abhandlung

Digitized by Google

ist 'Die Anfänge der Invektive in Rom', ist Cäsar die Person, die manche schlimmen Anwürfe und manch häßlichen Klatsch über sich ergehen lassen muß. Er beginnt mit dem Neoteriker C. Licinius Calvus, der an der literarischen Opposition gegen Cäsar teilnahm. Sueton Caesar 73 und 49 berichtet von seinen Epigrammen und überliefert ein Fragment, in dem Cäsar als Buhlknabe des Bithynerkönigs bezeichnet wird gemäß den Soldatenversen:

ecce Caesar nunc triumphat, qui subegit Gallias
Nicomedes non triumphat, qui subegit Caesarem.

Bedeutender scheint M. Furius Bibulus gewesen zu sein, dessen *carmina* nach Tac. ann. IV 34 *referta contumeliis* waren. Der berühmteste unter ihnen war C. Valerius Catullus. Seine Giftpfeile galten zuerst carm. 28. Cäsars Schwiegervater L. Calpurnius Piso und seinen schlemmerhaften Gastereien, dann c. 52 zwei Kreaturen Cäsars, Nonius und Vatinius. Seine volle Verachtung gegen Cäsar selbst zeigt Epigr. 93:

Nil nimium studeo, Caesar, tibi velle placere
nec scire, utrum sis albus an ater homo.

Sonst gelten seine Epigramme und *puri iambi* seinem Günstling Mamurra, über dessen Treiben er c. 29 Cäsar Vorstellungen macht: *cinaede Romule, haec videbis et feres.* Abgesehen auf Caesar hat er es auch in c. 54, vor allem in c. 57. Cäsar, der nach (Sueton 51) einem Soldatenliede *urbani, servate uxores: moechum calvom adducinus!* ... nicht so ganz unschuldig war, nahm 54 diese Anzapfungen ruhig hin; er war noch nicht so mächtig, wie dann, als er schonungslos gegen D. Laberius vorging, dem Hauptvertreter des Mimus. Er sprach da freimütig: *Porro Quirites! libertatem perdimus,* aber auch *Necesse est multos timeat, quem multi timent.*

Wir sind Kurfeß für diesen Ausschnitt dankbar.

36) Emil Letz, Die Provinzialverwaltung Cäsars 1. I. 49—15. III. 44. Dissertation Straßburg 1912.

Letz beginnt seine sehr eingehenden Ausführungen mit dem 1. I. 49 als dem Tage der Senatssitzung, die den Ausbruch des Bürgerkrieges herbeiführt. Es herrscht in den Provinzen tatsächlich der Sieger Cäsar, wenn er auch äußerlich die alten Formen bestehen läßt. Zuerst nimmt er Sardinien und Sizilien, aber Afrikas Besetzung scheitert anfangs. Im August unterwirft er beide Spanien, während seine eigene Provinz Illyrien in den Besitz der Gegner kommt (App. II 47). Dann nimmt Cäsar Makedonien wie sämtliche Provinzen des Ostens, so daß der Feind nur noch über Afrika verfügt, das erst durch Thapsus an Cäsar kommt mit Jubas altem Reiche Numidien (bell. Afr. 97). Nun herrscht über alle Provinzen der Diktator Cäsar. Nach dem Gesichtspunkte des Übergangs der Provinzen aus den Händen des Senats in die Cäsars ist der Hauptteil geordnet. Letz beginnt mit Gallien, spricht von der Ernennung von Considius und Domitius, die ihr Amt nie antraten. Die Provinz bleibt Cäsar treu. April 49 erwählt Cäsar seinen früheren Quästor M. Licinius Crassus zum Stellvertreter. Sehr eingehend werden alle Daten geprüft und mit neueren Annahmen verglichen. 44 wird Narbonensis mit Hispania

Digitized by Google

citerior unter einem Statthalter vereinigt und Belgien erhält eine eigene Verwaltung unter Hirtius, der freilich in der Stadt bleibt und sich vertreten läßt. So wird jede Provinz in ihrer Geschichte unter Cäsars Regierung eingehend besprochen, bis Afrika den Schluß macht.

37) A. Riese im Korrespondenzblatt des Kaiserlichen archäologischen Instituts. Römisch-germanische Kommission. Heft 1/2. März 1917. S. 38ff. schließt aus Briefen Ciceros und Angaben Appians, daß es nicht angängig ist, zwischen der von Cäsar aus Galliern gebildeten *legio V Alauda* und *legio V Macedonica* zu scheiden. Cäsars leg. V Al. gehörte später 44 zum makedonischen Heere. Von Antonius gewonnen, stand sie seit Tiberius oder früher in Moesien und später in Dacien. Unter Claudius hieß sie wieder einige Zeit *legio V Alauda*[1]).

Schulpforte. Paul Menge.

[1]) Die Bücher des Gallischen Krieges sind als 1—8, die des Bürgerkrieges als I—III bezeichnet.

Digitized by Google

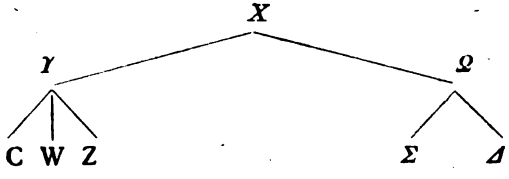
Ciceros Briefe

1915—1917

A. Ausgaben (Überlieferung)

1) M. Tulli Ciceronis ad Atticum epistularum libri sedecim. Recensuit H. Sjögren. Fasciculus primus libros I—IV continens. (Collectio scriptorum veterum Upsaliensis). Gotoburgi 1916, Eranos' Förlag. XXXII u. 198 S. 8°. 5 M.

Den Brutus- und Quintusbriefen (vgl. JB. XXXXIII [1917] S. 129ff.) ist nach Verlauf von fünf Jahren der erste Band der Attikusbriefe gefolgt. Die Ausgabe entspricht allen Anforderungen, die man an eine kritische Ausgabe stellen kann. In der Praefatio handelt er mit wünschenswerter Ausführlichkeit über das Verhältnis der Hss, den Archetypus und die älteren Ausgaben. Vgl. hierüber JB. XXXXIII (1917) S. 129f., 143f., 145. Das Hauptstemma der Überlieferung ist folgendes:



Leider hat die älteste Hs (E) der Klasse Σ viele Briefe an Attikus ausgelassen, und auch in den erhaltenen finden sich viele Auslassungen, so daß man eigentlich nur von Excerpta Ambrosiana sprechen kann. Auch in G und H finden sich manche Auslassungen. Codex V hat vom 4. Buch nur 1—4a; 14, 16, 1—4 (*intellegat curo*); 17, 1—3 (*magis in ocio*); 18, 2 (*amisimus*) bis Schluß; 19, 1 (*dictatura*) bis Schluß. Die zweite Klasse (Δ) hat die Attikusbriefe vollständig. Von der zweiten Familie kommen die sog. Würzburger Fagmente (W) für den vorliegenden Band nicht in Betracht.

Die Attikusbriefe waren Jahrhunderte lang verschollen, bis sie 1345 von Petrarca in Verona wieder entdeckt und abgeschrieben wurden. Die Handschrift selbst und die Abschrift gingen bald darauf verloren. Wir finden die Attikusbriefe nach Auskunft der Kataloge nur in einigen Bibliotheken, so in Lorsch, wo Cratander seinen Codex eingesehen haben mag. Aus den Zitaten der alten Schriftsteller (Seneca, Sueton, Quintilian, Gellius, Charisius, Diomedes, Nonius) läßt sich erkennen, daß die Briefe im Altertum die selbe Anordnung gehabt und ebenfalls sechzehn Bücher umfaßt haben. Die Attikusbriefe können nach Sjögrens Ansicht (p. XXVII) unmöglich unter Augustus oder Tiberius ediert worden

Digitized by Google

sein, da sie schwere Vorwürfe gegen Caesar enthalten. Dazu kommt, daß Asconius, der sich dieses wertvolle Material nicht hätte entgehen lassen, die Briefe nirgends zitiert. Asconius aber schrieb etwa 55, Seneca 60 n. Chr.; also muß die Ausgabe der Attikusbriefe, so schließt Sjögren, etwa im Jahre 60 n. Chr. veranstaltet worden sein.

Die neuere Literatur ist im kritischen Apparat sehr ausgiebig verwertet. Leider waren dem Herausgeber die kritischen Bemerkungen zu den Attikusbriefen von Gurlitt (Tulliana I. Philol. LXXIII [1914] S. 405 bis 425, vgl. JB. XXXXIII [1917] S. 190ff.) nicht mehr zugänglich, da das betreffende Heft erst 1916 erschien. An der verderbten Stelle I 13, 1 liest Gurlitt *quod mihi nonus* (für *non ut*) *quisque* usw.; I 1, 2 *curator est viae Flaminiae, quae tum absoluta sane facile. Eum libenter nunc Caesari conciliaverim.* Damit scheint mir die Stelle geheilt zu sein. Erwähnenswert ist auch seine Vermutung zu III 12, 3 *[licet] tibi, ut scribis, significarem, ut ad me venires, si δυνατόν, at intellego.* — Nicht verwertet ist die Abhandlung von T. G. Tucker, Emendations in Cicero's epistles, Hermathena XV (1909) S. 279—302 (vgl. JB. XXXXIII [1917] S. 181ff.), worin sich manche brauchbare Vorschläge finden, die in den Apparat hätten aufgenommen werden können. Entgangen ist dem Herausgeber endlich eine Emendation von Crusius (Philol. LXVIII [1908] S. 612) zu IV 6, 1 *relegi qua est.*

Sjögren selbst hat, wie er das auch früher zu tun pflegte, die kritischen Vorarbeiten im Eranos (1916) erscheinen lassen; über die dort behandelten Stellen, die im kritischen Apparat mit einem Sternchen (*) versehen sind, siehe unten.

Der erste Teil (p. 1—6) *De lectionibus in marg. editionis Lambinianae* soll gleich hier behandelt werden.

C. A. Lehmann (*De Ciceronis ad Atticum epistulis recensendis et emendandis.* Berol. 1892 p. VII) hat gezeigt, daß von dem verlorengegangenen codex Tornesianus (Z) folgende Lesarten in Betracht zu ziehen sind:

$Z L^1$	v. c. B^2 vel Bosius in addendis
$Z L^2$	v. c.
cod. Pithoei	v. c. et ita L(mgo) vel L(mgo) et ita v. c.
cod. Turnebi	l
Z B	L(mgo)

Der Codex Turnebi ist nach Lehmann (S. 86) der Tornesianus (Z^t); doch die Bemerkungen des Turnebus beziehen sich nur auf die späteren Bücher der Briefe an Attikus. Die Lesarten, die auf dem Zeugnis des Bosius beruhen, werden mit Z^b bezeichnet, ebenso die Lesarten nach Lambinus mit Z^l, so daß also Sjögren die erste und zweite Ausgabe des Lambinus ($Z L^1$ und $Z L^2$) zu einem Siegel zusammenzieht. Daneben läßt er die Bezeichnungen *cod. Pith., v. c.* (= vetus codex) *Bosi* und *v. c. Lamb.* bestehen. In der Ausgabe des Lambinus aber finden sich nebeneinander folgende Lesarten: *v. c.; v. c. . . . et ita L.; L. . . . et ita v. c.; q. v. c.; L; al.; fort.* Darüber hatte Lehmann folgendermaßen geurteilt (S. 103ff.): ipsum textum editionis post. Lamb. nihili esse; notam *fort.* meras coniecturas iudicare; lectiones *al.* nota signatas, cum

Digitized by Google

non ex ipsis codicibus, sed ex editionibus haustae essent, nullius momenti esse; varietates *q. v. c.* litteris significatas caute, *L* vero littera denotatas cum maxima cautione adhibendas; *v. c.* multis locis esse Z; multo pluris denique esse *L . . . et ita v. c.* vel *v. c. . . . et ita L.*

Sjögren prüft nun diese Bezeichnungen an der Hand ausführlichen Materials nach und kommt zu dem Resultat, daß alle gleich zu werten sind für die Überlieferung. Sie stimmen zum Teil mit dem Archetypus oder der einen oder andern Familie überein, bringen also gute Überlieferung, zuweilen aber sind sie nichts weiter als Konjekturen Gelehrter. Er kommt (p. 6) zu folgendem Schluß: 'Lectionibus in marg. editionis Lambinianae diligenter examinatis hoc notis invenisse videmur Lehmannum ipsis notis nimium tribuisse neque multum ac potius nihil novi ex illis lectionibus redundare ad memoriam constituendam. In apparatu critico igitur constituendo editionis illius rationem non habuimus; contra testimonia vetustiorum editiorum I A^2c Rom., quas raro adhibuit Lehmannus, non omittenda putavimus. Imprimis autem ipsis codicibus nisi sumus, quorum maior nobis quam illi copia praesto fuit.'

Auch im vorliegenden Bande ist noch manche crux zu erledigen. II 2 halte ich den Text für intakt: es ist der saloppe Briefstil, der jede Hypotaxe scheut: *mihi credes, lege; te haec doceo: mirabilis vir est* (Du wirst mir glauben, lies mal; aber das sage ich Dir zum voraus: es ist ein köstlicher Mann). — II 4, 2 hätte vielleicht die Vermutung von Gronovius in den Apparat gesetzt werden können: *Scepsii* (Pertinet ad Metrodorum Scepsium, qui in legatione ad Tigranem missus a Mithradate perierat). II 7, 2 schlage ich vor *in ⟨Armeniam⟩ hominem ire.* — II 17, 2 vermute ich: *di immortales! neque ⟨tamen⟩ tam . . .* — II 24, 4 halte ich den Text für intakt; *cum* ist nicht Praeposition, sondern Correlat. zu *tum: nihil fortunatius est Catulo cum splendore vitae tum hoc tempore* (Keine Menschenseele ist glücklicher als Catulus sowohl hinsichtlich seiner glänzenden Karriere als besonders mit Rücksicht auf die augenblicklichen Verhältnisse). — IV 13, 1 lese ich: *comitiorum nonnulla opinio est ἔργῳ, etsi irata.* — IV 17, 3 vermute ich: *. . . et eo magis nunc corruit atque iacet quod . . .* Unmittelbar vorher geht: *corruerat alter et plane, inquam, iacebat.* — IV 18, 4 lese ich im Anschluß an Bosius: *absoluto Gabinio . . . Antiochum Gabinium nescio quem . . . libertum, accensum Gabini, lege Papia condemnarunt, itaque dixit statim: Reus Papia lege maiestatis? οὐ σοὶ γ' Ἄρης ἅμα Παφίῃ.* Cicero hatte sich kurz vorher über die Willkür der Gerichte beklagt: *candidati consulares omnes rei ambitus, accedit etiam Gabinius . . . sed omnes absolventur, nec posthac quisquam damnabitur, nisi qui hominem occiderit.* 'Doch halt! Zum Schluß noch etwas ganz Drolliges!' fährt Cicero fort. 'Den Gabinius, den Erzhalunken, haben sie freigesprochen, dagegen seinen Freigelassenen und Helfershelfer haben gleich eine Stunde darauf andere Richter voll Unwillen nach der lex Papia (die bekanntlich Ausländern untersagte, sich in Rom häuslich niederzulassen oder sich für römische Bürger auszugeben) schuldig gesprochen. Darum fuhr er auch sofort auf: 'Ist das vielleicht ein Majestätsverbrechen, das ich nach der lex Papia begangen habe? (d. h. meinen Herrn hat man

Digitized by Google

als offenkundigen Staatsverbrecher laufen lassen und ich soll — man höre — nach der lex Papia verurteilt werden?) Gilt von Dir (d. h. Gabinius) nicht auch die Geschichte von Ares und Aphrodite, die doch in einem Netze gefangen wurden? (d. h. sonst gilt doch das Sprichwort: "Mitgegangen — mitgefangen").' — IV 19, 1 schlage ich vor: *quin tu huc advolas et invisis illius nostrae rei publicae germanae πρόσωπον. vide (putavi de* codd.*) nummis ante comitia tributim uno loco divisis palam — vide absolutum Gabinium dictaturam struere (fruere* codd.*) iustitio et omnium rerum licentia.*

Der Druck ist sauber und korrekt. S. 67, 15/16 sind irrtümlicherweise einige griechische Buchstaben mit wagrechtem Strich versehen. S. 91, 21 steht im Apparat *di immortares.*

Am Schluß dieser trefflichen Ausgabe befindet sich wiederum eine tabula chronologica (S. 195/198) mit der einschlägigen Literatur.

Möge der verdiente Herausgeber bald die weiteren Bände der Attikusbriefe folgen lassen!

2) Ausgewählte Briefe Ciceros. Für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von H. Leppermann I. Text mit Einleitung und Verzeichnis der Eigennamen. Zweite Auflage. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1916. LVIII u. 136 S., geb. 1,25 ℳ. (II. Kommentar, Münster 1905, 135 S., geh. 1,10 ℳ). Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Klassiker.

Diese Ausgabe, die nur 50 Briefe enthält, zerfällt in zwei Teile: A. Cicero als Politiker (Brief 1—29), B. als Privatmann (Brief 30—50), eine Einteilung, gegen die man schließlich nichts einwenden kann. Die Auswahl des ersten wichtigeren Teiles ist meines Erachtens nicht ausreichend. So bringt Leppermann z. B. aus der Periode von Ciceros Rückkehr aus der Verbannung bis zum Prokonsulat und aus der Zeit des Prokonsulats nur je einen Brief. Dagegen ist die Einleitung, die im ganzen fließend geschrieben ist, verhältnismäßig lang (58 Seiten!); sie behandelt: I. die wichtigsten der erhaltenen Schriften Ciceros (eine bloße Aufzählung, die ebensogut fehlen könnte), II. das Briefwesen zur Zeit Ciceros, III. die Briefe Ciceros, IV. Cicero als Staatsmann, V. Cicero als Privatmann, VI. Charakterbild Ciceros, VII. Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Die neuere Literatur seit 1903 ist leider nicht benützt. Zielinskis Buch wird noch nach der ersten Auflage zitiert. Und doch hätte der Herausgeber manches heranziehen können, so Bardts Charakterköpfe in Briefen, Volquardsens Universitätsrede in Kiel (1907), Riepls Nachrichtenwesen im Altertum, Früchtls Dissertation über die Geldgeschäfte bei Cicero (Erlangen 1912)[1]) u. a. m.

Der Kommentar stammt noch aus dem Jahre 1905. Vor jedem Brief gibt er kurz den Inhalt und Gedankengang an. Im ganzen werden etwas zuviel Hilfen gegeben. Ein Primaner weiß doch, was *bene est* heißt; *sublevare* 'unterstützen', *sperare* 'erwarten'; *non satis* 'nicht recht';

[1]) Daraus hätte er ersehen können, daß die römischen Bankiers (*argentarii*) keineswegs als unehrliche Leute galten (S. XXXIX Anm. 1). Auch ist bei Früchtl das Bild des Attikus ein wesentlich anderes als bei Leppermann, der ihn einen 'gewiegten Plusmacher' nennt (S. L.).

Digitized by Google

disputare 'darlegen, ausführen'; *a domesticis insidiis et ab intestino scelere* 'gegen Nachstellungen und verbrecherische Anschläge im Innern'; *labefactare* 'lockern'; *quae mea exspectatio fuisset orationis tuae* 'welch große Hoffnung ich auf deine Rede gesetzt hätte'; *fructum voluptatemque capio* 'ich genieße die süße (angenehme) Frucht'; *suspicari* 'auf den Gedanken kommen'; *contumeliosus* 'kränkend'; *hoc tibi vehementer probatur* 'dies findet meinen vollen (ungeteilten) Beifall'; *me affecit iniuria* 'er hat mir eine Kränkung zugefügt'; *causa indicta* 'ohne Prozeßverfahren'; *trucidare* 'durch Meuchelmord aus dem Wege räumen'; *praesenti* 'persönlich'; *tertio quoque verbo* 'mit jedem dritten Worte'; *cum agere coepisset* 'als er seine Rede begann'. — Ich glaube, daß diese Beispiele, die sämtlich aus den ersten fünf Seiten herausgegriffen sind, genügen.

Folgende Rezensionen sind mir bekannt geworden:

a) The Correspondence of Cicero III² ed. Tyrell-Purser (Dublin 1914) Classical Philology XI 352f. von T. Frank.
— — The Saturdy Review 117 (1914) S. 574f.
b) Ciceronis ad Q. fr. epp. rec. Sjögren (Göteborg 1911) [vgl. Jb. XXXXIII 131f]: Deutsche Literaturzeitung 1915 Sp. 150—151 von Th. Bögel.
c) Ciceronis opera XI ed. Sjögren (Leipzig 1914) [vgl. Jb. XXXXIII 132f.]: Woch. f. kl. Phil. 1916 S. 195ff. von W. Sternkopf; Nordisk Tidsskrift for Filol. 1917 S. 90ff. von S. Eitrem.
d) Ciceronis epp. ad Att. I—IV ed. Sjögren (Göteborg 1916) [vgl. S. 158ff.]: Woch. f. klass. Phil. 1917 Sp. 852ff. von W. Sternkopf (vgl. auch unten S. 179); Nordisk Tidsskrift for Filol. 1907 S. 90ff. von S. Eitrem (vgl. unten S. 179f.).
e) Ausgewählte Briefe Ciceros², hrsg. von Luthmer-Busche (Leipzig 1912) [vgl. Jb. XXXXIII 137]: Berl. Phil. W. 1917 Sp. 400f von R. Berndt.
f) Ausgewählte Briefe Ciceros², hrsg. von H. Leppermann (Münster 1916) [vgl. oben S. 161]: Berl. Phil. W. 1917 Sp. 955f. von R. Berndt.

Nicht zugänglich waren mir folgende Ausgaben, deren Titel mir nur mangelhaft aus der 'Bibliotheca philologica classica' bekannt geworden sind:

a) 7 Reden mit Auswahl aus den Briefen usw. ed. W. B. Gunnisson and W. S. Hartey. Boston 1912 (Silver).
b) Attikusbriefe ed. Rackham. 1915.
c) Attikusbriefe ed. E. O. Winstedt. Bd. 1. 2 (Loeb) London, Heinemann 1916.
d) Ad Quint. fratrem I ed. F. Antoine. 1915.
e) John Copeland Kirtland's Correspondence of Cicero. New-York, Am. Bo. Co. 1916.

B. Abhandlungen

a) Sachliches

3) R. Berndt, Cicero und der Grammatiker Nicias. Berl. phil. WS. 35 (1915) Sp. 955—960.

Es ist sehr wohl möglich, daß der Homerkritiker Nikias und der öfters in Ciceros Briefen genannte Grammatiker Curtius Nicias aus Kos identisch sind. Berndt stellt das ganze Material aus Ciceros Briefen zusammen: ad Att. VII 3, 10 (aus d. J. [illegible] d fam. IX 10, 1 [an der verderbt überlieferten Stelle liest Ber[illegible] *obtusne es igitur fungorum illorum, quos apud Niciam, et ingenium squillarum* (so mit J. F. Gronov und L. Mendelssohn, *cularum* codd., *cochlearum* oder *gallinarum* ältere

Digitized by Google

Herausgeber) *cum sophia* (die Änderung *sepia* ist nicht nötig!) *Septimiae* (*septimae* codd.). Vgl. ad Att. XVI 6, 1; 11, 1], ad Att. XII 26, 2; XII 53, 1 (30. Mai 45), XIII 1, 3 (23. Mai), XIII 28, 3 (26. Mai) XIII 9, 2 (26. Juni), XIII 52, 2 (Dez. 45), XIV 9, 3 (18. April 44), XV 20, 1 (zwischen 17. und 30. Juni 45). An den letzten Stellen erscheint Nicias als Busenfreund.

Nach dem Zeugnis Ciceros läßt sich der Grammatiker folgendermaßen charakterisieren: 'Ein Literat von Geist und Geschmack besaß er auch eine gründliche philologische Bildung. In der griechischen Literatur war er wohl bewandert; aber auch der lateinischen Dichtung wandte er sein Interesse zu. Den Freuden der Tafel nicht abhold, Epicuri de grege porcus, war er überhaupt ein Freund heiteren Lebensgenusses.'

4) J. Tolkiehn, Philologische Streifzüge. Leipzig 1916, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 44 S. 1,50 ℳ.

Diese A. Ludwich zum goldenen Doktorjubiläum gewidmete Schrift beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Grammatiker Nikias. Tolkiehn hält (S. 19ff.) die Identität des Homerforschers und Zeitgenossen Ciceros für sehr wahrscheinlich und sieht (mit A. Hillscher) in Cic. Epist. IX 10, 1 eine Anspielung auf das grammatische Wirken des Nicias. Da dort Cicero seinem Schwiegersohn Dolabella gegenüber sich griechischer Termini technici bedient, so liegt die Vermutung nahe, daß er in der Tat Studien über griechische Texte, insbesondere über Homers (*τοῦ ποιητοῦ*) Gedichte im Auge hat, die von Nicias betrieben wurden. Dazu würde wieder die Tätigkeit des Grammatikers der Homerscholien stimmen, der sich auch mit Fragen der höheren Kritik, wenigstens der Odyssee, beschäftigte.

5) W. A. Merrill, Cicero's Judgment of Lucretius. Class. Philol. X (1915) S. 217.

Merrill wendet sich gegen Litchfields Ansicht (Harv. Stud. in Class. Philol. 1913 [Jb. XXXXIII 160f.]), daß 'the poet has genius and such skill as would not be exspected from a man of unsound brain'. Er findet den Schlüssel zu der Stelle in Ciceros Verachtung des Epikureismus und vergleicht Digest. XLVI 3, 31 *inter artifices longe differentia est et ingenii et naturae et doctrinae et institutionis.* Die Epikureer sind aber Verächter von Kunst und Wissenschaft; man sollte also von einem Epikureer kein Kunstgedicht erwarten: Lucretius had *ingenium* as a man; *natura* he had as poet; but *doctrina* and *institutio* were inconsistent with Epicureanism from Cicero's point of view. And yet (*tamen*) the poem is the work of a learned man [ad Q. fr. II 9, 3]: freilich ein sehr zweifelhaftes Lob im Munde Ciceros!

6) H. Schönberger, Herodot in den Schriften Ciceros. Blätter f. d. Gymn.-Schulw. LI (1915) S. 13–18. [Vgl. auch H. Kallenberg Jb. XXXXIII 72f.]

Für Ciceros Stellung zu Herodot sind die Beweise aus den Briefen am überzeugendsten, da er hier am natürlichsten schreibt und ohne Vorlage arbeitet. Dabei behandelt Schönberger ausführ ich ad fam. V 12, 7, wo Cicero seinen Freund Lucceius bittet, die Taten seines Konsulates zu

Digitized by Google

verherrlichen, und ihm u. a. als Muster die Darstellung des Themistokles durch Herodot dient. Herodot aber scheint über Themistokles, der bald Lob, bald Tadel erntet, keine rechte Vorstellung gehabt zu haben; dieser merkwürdige Mann war und blieb ihm ein Rätsel. Ähnlich ist es bei Cicero: 'seine Anschauung über Themistokles ist unklar, widerspruchsvoll. Häufig begegnen wir dessen Namen in den Briefen, so daß man fast auf den Gedanken kommt, Cicero wolle seine erfolgreiche, dann so jäh abgebrochene, vom Undank des Volkes begleitete Tätigkeit mit der jenes Griechen vergleichen'. Vgl. ad Att. VII 11, 3; X 8, 4; X 8, 7 (dagegen IX 10, 3); ad fam. V 12, 5, ad Brut. I 15, 11. Einen merkwürdigen Widerspruch begegnen wir Lael. 42 und ad Att. IX 10, 3; Cicero kannte beide Varianten und deckte aus egoistischen Gründen Themistokles, mit dessen Persönlichkeit er viele Berührungspunkte hat, wie Schönberger bereits in seinem Programm (Ingolstadt 1914) S. 48 ausgeführt hat.

'Was Cicero also Gutes über Themistokles sagt', so schließt Schönberger, 'nimmt er wahrscheinlich aus Herodot, dessen Bericht ja auch die schlimmsten Seiten im Charakter des Themistokles nicht aufdeckt und dessen späteren Verrat in den Mantel des Schweigens hüllt. Demnach ist seine Bitte an Lucceius, ihn so darzustellen, wie Herodot den Themistokles, nicht unverständlich: er will, daß das Tadelnswerte und Ungesetzmäßige in seinem scharfen Vorgehen gegen die Katilinarier, wegen dessen er heftig angegriffen wurde, übergangen, über seine Taten ein Glorienschein verbreitet werde. Aus diesem seinem Verfahren dürfte sich ergeben, daß Cicero den Herodot aus eigener Anschauung kannte'.

Wenn endlich Cicero ad Att. X 5, 2 den Anfang des bekannten Orakelspruches an die Spartaner *Ἀρκαδίαν [μ' αἰτεῖς, μέγα μ' αἰτεῖς, οὗτοι δώσω]* zitiert, so beweist die attische Endung nichts; vielmehr hat Cicero einmal Herod. I 66 gelesen und zitiert jetzt im Kopfe mit Abänderung des Originals, wie oft [vgl. Jb. XXXXIII S. 158—162].

7) Th. Birt, Noch einmal faba mimus. Berl. Phil. WS. 35 (1915) Sp. 669 bis 672.

Birt glaubt schon deshalb nicht an die Ribbecksche Vermutung (vgl. Harmon. B. Ph. WS. 1914 Sp. 702 [Jb. XXXXIII S. 162]), weil nicht abzusehen sei, wie ein antikes Bühnenstück solche Verwandlung und Metempsychose eines Menschen in eine Bohne zur Darstellung habe bringen können, und verweist auf seine Erklärung in Albrecht Dietrichs Buch Pulcinella S. 277. Eine schlagende Parallele sieht er mit Recht in der *Φακῆ* des Sopatros, in der Phlyaken auftraten und sich satt aßen. Ein solches Volksstück des Schlemmausens war auch faba mimus. Der Bauer, 'der ganz ungöttliche Tölpel', der 'sich Bohnen in den Bauch schlägt' (wie bei uns Kartoffeln), ist der absolute Gegensatz zur Gottwerdung.

'Wenn also Cicero ad Att. I 16, 13 sein eigenes Konsulat als *apotheosis*, das dagegen des L. Afranius als *faba mimus* hinstellt, so wissen wir von diesem Afranius, daß er damals (in den Jahren 61—60 tatsächlich als Nichtsnutz galt und daß er sich besonders gut aufs Tanzen verstand (Cassius Dio XXXVII 49). Also wurde im faba mimus wohl auch ausgelassen getanzt. Außerdem aber dürfte Afranius ein Vielfraß

Digitized by Google

im Sinne des Kaisers Vitellius gewesen sein, der die gemeinste Volksnahrung nicht verschmähte'.

Damit ist meines Erachtens die Cicerostelle vortrefflich erklärt.

8) F. Krohn, Fabam mimum, B. Phil. WS. 36 (1916) S. 1015.

Krohn liest nach Vitruv VII 9, 2, wo *Faberius* fälschlich überliefert sei für *Fabarius*, Att. I 16, 13 (und Seneca Apocol. 9, 3) *Fabarii minium*.

9) F. Münzer, Faba mimus und Faberius scriba (ebenda S. 1316—1320).

Münzer wendet sich mit Recht gegen Krohns kühnes Verfahren, drei Stellen zu ändern, um eine zu erklären. Auch sachliche Schwierigkeiten stellen sich Krohns Vermutung entgegen. Jener 'Interpolator', der den Namen *Fabarius* in *Faberius scriba* umgeändert haben soll, müßte eine ganz ungewöhnliche Kenntnis der Geheimgeschichte jener Zeit gehabt haben, da jener grammaticus des Caesar nur aus Appian b. c. III 5, 16 bekannt ist (hierzu vgl. ad Att. XIV 18, 1). Dagegen gehört Faberius (ähnlich wie Vitruvius, Mindius, Hostilius, Mamurra) zu den 'von unten heraufgekommenen Berufssoldaten und Subalternbeamten, die dem großen Caesar und seinen Erben treu gedient, Reichtum und Ehrenstellen als Lohn empfangen haben, doch von der republikanischen Nobilität als Emporkömmlinge und Eindringlinge mit Haß und Verachtung zurückgewiesen wurden'.

Über *Fama mimus* verweist Münzer auf Bücheler Kl. Schr. I 465 und Ribbeck Com. Rom. frg.[3] 374, ignoriert also merkwürdigerweise die oben angeführte Erklärung von Th. Birt.

10) E. T. Merrill, On the date of Cic. fam. XI, 1. Class. Philol. X (1915) S. 241—259.

11) — —, Cicero and Bithynicus. Ebenda S. 432—437.

Über diese beiden Abhandlungen kann ich mich kurz fassen, da W. Sternkopf sie in der Woch. f. klass. Phil. 1916 (Nr. 21, Sp. 485—491) ausführlichst besprochen hat.

Der an die Häupter der Verschwörung, M. Brutus und C. Cassius, gerichtete Brief XI, 1 wird von den neueren Herausgebern auf den 17. bzw. 16. März 44 datiert. Der Brief selbst handelt von Verhandlungen des designierten Konsuls Hirtius zugunsten der Verschworenen. Da nun der Bericht des Nicolaus Damascenus (vit. Caes. 27) einen Tag nach den Iden des März eine Beratung der Caesarianer stattfinden läßt, in der eben Hirtius für die Aussöhnung mit den Mördern eintritt, so wurden diese beiden Beratungen zeitlich gleichgesetzt und darnach jener Brief datiert. Merrill weist nun nach, daß dies unmöglich ist; der Brief setzt spätere Verhältnisse voraus. Aber ebenso unmöglich ist Merrills Datierung auf den 10. April (vgl. Sternkopf). Ruete scheint Recht zu behalten, wenn er ihn in die Zeit kurz nach der Leichenfeier gesetzt hat.

Die zweite Abhandlung handelt von den beiden Briefen ad fam. VI 16 und 17. Der erste Brief ist von Bithynicus an Cicero, der zweite von Cicero an Bithynicus geschrieben; doch ist der zweite keineswegs die

Digitized by Google

Antwort auf den ersten. Man nimmt gewöhnlich an, daß Bithynicus jener Pompejus Bithynicus sei, der im Jahr 43/42 (vielleicht schon 44) Statthalter von Sizilien und dessen Vater möglicherweise der Brut. 240 erwähnte Jugendfreund Ciceros war. An dem jungen Bithynicus hält auch Merrill fest, läßt aber den ersten Brief in der zweiten Hälfte des Jahres 46, den zweiten im Mai oder Juni 44 geschrieben sein. Das ist nicht unmöglich, aber durch Merrills Ausführungen keineswegs erwiesen.

12) F. Frank, The Date of Cicero ad Att. XV 6. Class. Philol. XI (1916) S. 215–217.

Dieser Brief ist von den Herausgebern bisher irrtümlicherweise auf den 28. oder 29. Mai 44 datiert worden. Der Brief muß vielmehr am 2./3. Juni geschrieben sein, unmittelbar unter dem Eindruck des Volksbeschlusses vom 1. oder 2. Juni. Da aber der Brief falsch datiert war, wurde auch ad Att. XV 5, 2 *Et Hirtius quidem se acturum* nicht mehr verstanden und dafür *afuturum* gesetzt. Hirtius wollte aber nach Rom gehen (Att. XV 8), um an der Senatssitzung vom 1. Juni teilzunehmen und im Interesse des Friedens für versöhnliche Maßnahmen einzutreten (*acturum*). [Ähnlich schon J. Ziehen, Woch. f. klass. Philol. 1915 S. 176; vgl. unten S. 183].

Die Hauptstelle in dem Briefe des Hirtius (ad Att. XV 6, 2 f.) ist: *Nihil enim iam video opus esse nostra cura, quoniam praesidia sunt in tot annos provisa.* Die gewöhnliche Erklärung, die auch Tyrrell und Puiser geben, ist folgende: '[This] securs to refer to all the measures, military and otherwise, by which Caesar had sought to casure the stability of the State.' Nein, diese Worte beziehen sich auf den Volksbeschluß vom 1. oder 2. Juni, auf die *lex de permutatione provinciarum* zugunsten des Konsuls Antonius. (Vgl. Sternkopf, Hermes 1912, S. 321 ff. [Jb. XXXXIII, S. 204]).

13) R. Reitzenstein, Die Idee des Principats bei Cicero und Augustus. Nachrichten der Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Philol.-hist. Kl. 1917, Heft 3, S. 399–436, 481–498.

Für die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *princeps* als 'besonders angesehenen Mannes im Staate' ist charakteristisch ad fam. I 9, 11 *ego si ab improbis et perditis civibus rem publicam tueri viderem ... cum autem in re publica Cn. Pompeius princeps esset vir, is qui hanc potentiam et gloriam maximis in rem publicam meritis praestantissimisque rebus gestis esset consecutus.* (Cicero hat seine *dignitas* [s. u.] früher gefördert und ordnet ihm jetzt in manchem seinen Willen unter; einem Cinna würde er sich nie angeschlossen haben). — Schließlich tritt der *princeps* in Gegensatz zu dem Gewaltherrscher. Ciceros Werk *de re publica* 'entwickelt eine republikanisch-aristokratische Idee des Principats als Beitrag einer sittlich begründeten Form des Staatslebens eines weltbeherrschenden Volkes' (S. 402). Cicero hat das Werk gegen die Machtpolitik Caesars als Appell an die Besten des Volkes und zugleich an die *principes* zu Beginn des Jahres 51 v. Chr. veröffentlicht. Als Tendenz gibt er selbst ad Att. VIII 11, 1 an, er habe das Bild des

Digitized by Google

wahren *moderator rei publicae* zeichnen wollen, *quo referre velimus omnia.* Ob man aus dem Brief ad Att. VIII 11, 2 schließen darf, daß Cicero eine Zeitlang hoffte, Pompejus werde die Stelle des *princeps* übernehmen, läßt Reitzenstein dahingestellt. Der Gegensatz zwischen *princeps* und *dominus, principatus* und *regnum* ist ad Att. VIII 11 klar ausgeführt.

Im folgenden wird das Werk, soweit es erhalten ist, analysiert, das Verlorene nach Möglichkeit rekonstruiert. Für das dritte Buch kommen zwei Ciceróbriefe in Betracht: ad Att. VII, 2, 4 (zu erläutern aus De legibus I 28 –34) und ad Att. X 4, 4. Für das sechste Buch ist entscheidend, daß Cic. selbst ad Att. VII 3, 2 versichert, er habe ein Bild dieses einen Mannes gegeben, der ohne Rücksicht auf den eigenen Vorteil oder Ruhm (*ambitiose*) freimütig das Staatsinteresse vertritt und das *honestum* über das *utile* stellt. Also wird die Beschreibung des *princeps* fortgesetzt, aber sie tritt unter einen neuen Gesichtspunkt, der in den ersten Fragmenten klar hervortritt: wie wird jener *prudens* oder *princeps* handeln bei Zwietracht oder gar bei offenem Aufstand der Bürger? Hier wird sich besonders die politische Einsicht, vor allem aber der innere Wert, die *dignitas,* zeigen müssen (S. 430) . . . Die *dignitas* gibt vor allem den Anspruch auf besondere Berücksichtigung und persönlichen Einfluß, die freiwillig gewährt werden sollen, weil sie innerlich berechtigt, wenn auch durch kein Gesetz oder formelles Recht erzwungen sind (S. 435): ad fam. IV 14, 1 (nicht 4, 1!): *ego autem, si dignitas est bene de re publica sentire et bonis viris probare, quod sentias, obtineo dignitatem meam; sin autem in eo dignitas est, si, quod sentias, aut ne efficere possis aut denique libera oration edefendere, re vestigium quidem ullum est reliquum nobis dignitatis, agiturque praeclare, si nosmet ipsos regere possumus.*

Aus dem Schluß dieser lesenswerten Abhandlung sei noch hervorgehoben (S. 497): 'Die Schöpfung des Principats . . . ist, abgesehen von den Rücksichten auf die realen Verhältnisse, entscheidend mitbeeinflußt von einer philosophischen oder besser sittlichen Idee der notwendigen Herrschaft des besten Mannes, die auf den ersten Inhaber des Amtes so besonders zu passen schien . . . Es ist bedeutsam, daß der erste Römer, der diese rein griechische (Panaitios) und doch für das Fremdvolk zurechtgemachte Idee römisch nachzuempfinden und in Worte zu kleiden versuchte, M. Tullius Cicero ist. Er ist tatsächlich Vorbereiter des Principats'.

Nachträglich ist verwiesen auf:

14) Carl Bardt, Caesar und Cicero in Ravenna. Vortrag gehalten in der neunten Sitzung (am 14. September 1914) des Philologischen Vereins zu Berlin. Vgl. O. Morgenstern, Sitzungsberichte, Sokrates II (1914) S. 633 und Paul Stengel, Carl Bardt, Jb. XXXXI (1915) S. 292.

b) Sprachliches

15) H. L. Axtell, Men's Names in the Writings of Cicero. Class. Philol. X (1915) S. 386–404.

In der Anführung der Namen bei Cicero scheint bei oberflächlicher Betrachtung große Willkür zu herrschen. Daß dem nicht so ist,

Digitized by Google

sucht Axtell in vorliegender Abhandlung nachzuweisen. Das reichhaltige Material, das besonders auch aus den Briefen geschöpft ist, behandelt er nach folgenden Abschnitten: I. Praenomen — Nomen — Cognomen (S. 386—388), II. Praenomen — Nomen (S. 388—391), III. Praenomen — Cognomen (S. 391—392), IV. Nomen — Cognomen und Cognomen — Nomen (S. 392—397), V. Nomen — Nomen und Cognomen — Cognomen (S. 397), VI. Praenomen (S. 398—400), VII. Nomen und Cognomen (S. 401—403).

Zum Schluß (S. 403f.) faßt er die hauptsächlichsten Funktionen der verschiedenen Formen übersichtlich zusammen, indem er 'Varro' als Muster nimmt:

1. Offizielle Erwähnungen, vollständige Identifikationen, lobende Anspielungen, formelle Einführung und Empfehlung: *M. Terentius Varro.*

2. Weniger formelle Einführung einer Person, die dem Adressaten bereits namentlich bekannt ist: *M. Varro;* noch weniger förmlich, aber herzlicher: *M. Terentius.*

3. Betonte Erwähnungen in lobendem oder tadelndem Sinne: *M. Varro,* seltener und temperamentvoll: *M. Terentius Varro.*

4. Lediglich hinreichende Bezeichnung, um den Leser in Stand zu setzen, die betreffende Person zu erkennen, wobei die Wahl des Nomen oder Cognomen bestimmt wird, durch die vorherrschende Sitte seiner Familie: *M. Varro,* aber *C. Cassius* (nicht *Longinus!*) oder *M. Caelius* (nicht *Rufus!*)

5. Bei viel weniger höflicher, oft sogar beleidigender Anspielung oder gelegentlicher Erwähnung wird der zweite Name nur wie nachträglich hinzugefügt: *Tullius Cimber* oder *Cimber Tullius.*

6. Spätere Bezugnahme auf eine Person, die bereits vorher mit vollem Namen angeführt war: *Manlius* oder *Rufus.*

7. Gelegentliche oder flüchtige Bezugnahme auf einen wohlbekannten Namen: *Pompeius, Caesar.*

8. Anspielung auf unbedeutende Personen: *Matrinius, Hispo.*

9. Zuneigung und Vertrautheit, ernsthafte oder ironische: *Marcus, Marcus noster; Marcus meus.*

10. Versteckte Anspielung: *Marcus.*

11. Bezugnahme auf eines andern Sohn: *tuus Varro;* selten *tuus Marcus.*

12. Bezugnahme auf seinen eigenen Sohn, wenigstens auf seinen einzigen oder erstgeborenen: *Varro, Varro noster;* sehr selten *Marcus noster.*

16) Joh. Compernass, Vulgaria. Glotta VI (1915) S. 164

verteidigt ad Att. IX 7A *nedum* = *non solum* und führt für diesen Sprachgebrauch Beispiele aus den Acta Sanctorum an.

17) W. Kroll, Der potentiale Konjunktiv im Lateinischen. Glotta VII (1916) S. 117—152. (Vgl. auch Stegmann, Jb. oben S. 66ff.)

Diese grundlegende und gründliche Abhandlung sucht nachzuweisen, daß man im Lateinischen nicht von einem alten Potentialis reden

Digitized by Google

könne, daß diese Benennung vielmehr meist nichts als eine Verlegenheitsausflucht sei. Es wird reiches Material, besonders aus Plautus, aber auch aus Ciceros Briefen beigebracht.

Der Konjunkliv hat seit alters die Bedeutung des Willens. Dies zeigt sich am deutlichsten in der zweiten Person, wo Konjunktiv und Imperativ geradezu miteinander konkurrieren: ad fam. IX 26, 1 *vivas, inquis, in litteris;* XIV 3, 4 *si est spes nostri reditus, eam confirmes et rem adiuves;* ad Att. I 17, 11 *cures ut sciam;* IV, 4 *quo die venies, utique cum tuis apud me sis* (wo man gewöhnlich *eris* einsetzt!). Daneben steht der Prohibitivus mit *ne*: ad Att. XIV 1, 2 *scribere ne pigrere.* Auch der Jussiv der 1. Person kommt vor: ad Att. IX 6, 2 *sed opinor quiescamus* heißt auch nur 'ich glaube, wir wollen uns ruhig verhalten', nicht wie Elmer übersetzt: 'I believe we should keep quiet'.

In vielen Fällen ist der Konj. Praes. vom Fut. nicht zu scheiden, oder vielmehr dieselbe Form dient zum Ausdruck der Zukunft und des Willens. Kroll betrachtet es als ausgemacht, daß der lat. Konj. nach dem Verluste des alten idg. Fut. dessen Funktionen mit übernommen und so lange behalten hat, bis teils Differenzierungen teils Neubildungen eingetreten sind. Bezeichnungen wie konjunktivischer Potentialis oder optativischer Fiktivus helfen der Sprachgeschichte auch nicht weiter.

Dieser Konjunktiv, der sich besonders in der dubitativen Frage findet, ist nicht bloß auf das Praesens beschränkt. Das Plusquamperf. findet sich ad Att. XV 11, 1 *egone ut beneficium accepissem contumeliam?* ('ich soll gehört haben' scil. nach deiner Meinung). Man hat auf die negierte Form entscheidenden Wert gelegt und geltend gemacht, bei diesem Konj. stehe *non.* Aber *non* herrscht keineswegs unbeschränkt: ad Att. XII 40 *ne doleam? qui potest? ne iaceam?*

Auch in die Nebensätze dringt der Konj. von der Willens- und Zukunftsbedeutung aus ein und dehnt sich allmählich so aus, daß er beinahe zu einem Modus der Unterordnung wird und später in vielen Fällen steht, die seine ursprüngliche Bedeutung nicht mehr erkennen lassen.

In Fällen wie ad fam. IV 2, 4 *tu quod tuo commodo fiat quam primum velim venias;* XIII 23, 2 *pergratum mihi feceris, si eum ... quod sine molestia tua fiat, si qua in re opus ei fuerit, iuveris* liegt Attraktion vor; man kann aber auch den Optativ noch durchfühlen. Auch hier liegt das Fut. nahe: ad Att. I 4, 1 *nun vero sentio, quod commodo tuo facere poteris, venias ad id tempus.*

Wenn endlich Cicero ad Att. XIII 30, 1 *o te ferreum, qui illius periculo non moveris* schreibt, so steht der Ind. nicht, weil 'das Gefühl der Verwunderung, des Ärgers nicht vorliegt', sondern weil *non movearis* die falsche Klausel ergeben hätte.

18) Eduard Fraenkel, Das Geschlecht von *dies.* Glotta VIII (1917) S. 24—68.

Da die Theorien der alten Grammatiker für die Verwendung des fem. *dies* nicht befriedigen, so legt uns Fraenkel das ganze sprachliche Material vor, darunter auch eine Reihe von Stellen aus Ciceros Briefen.

Digitized by Google

Auf Grund dieses reichhaltigen Materials kommt er (S. 37) zu folgendem Schluß: '*dies* fem. bezeichnet die Frist (samt dem sie abschließenden Endtermin) zur Lösung von Obligationen (so ad fam. VII 23, 1 *nomina se facturum, cum venisset, qua ego vellem die*), ferner die Frist von der Ansagung eines Prozeßtages bis zu diesem (so ad Q. fr. II 3, 1 *prodicta dies est in VIII Id. Febr.;* II 5, 4 *in Non. Maias Miloni dies prodicta est*); den Gerichtstag selbst, insofern er nicht Datum ist, sondern Erfüllungstag der Ankündigung; desgleichen andere von vornherein fixierte Termine auf dem Gebiete des öffentlichen und privaten Rechts, schließlich außerhalb des Rechts- und Geschäftslebens eine Frist, einen begrenzten Zeitraum schlechthin.' Vgl. hierzu ad Att. XIII 3, 1 *quod dies longior est* (er spricht von dem Zahlungstermin für Geld, das er zu bekommen hat; der ist nur hinausgeschoben, die Frist verlängert worden)... *puto fore istam etiam a praecone, certe ab heredibus;* ad Att. VI 1, 16 *diem statuo satis laxam, quam ante si solverint, dico me centesimas ducturum;* ad Att. XII 3, 2; VII 23, 1.

Die Entwicklung von *dies* läßt sich nach Fraenkel (S. 37f.) folgendermaßen skizzieren: '*dies* masc. konnte von Haus aus zur Bezeichnung wie für jeden so auch für einen im voraus festgesetzten Tag dienen. Da nun aber gewisse Handlungen im Geschäftsverkehr, wie vor allem die Ablösung einer Schuld, ... nicht nur an einem bestimmten äußersten Termin vorgenommen werden konnten, sondern während der ganzen zwischen dem Festsetzungstage und dem Endtermin liegenden Zeit, ohne daß dadurch in rechtlicher Hinsicht eine Änderung eintrat, so suchte das in der Entwicklung begriffene juristische Denken der Römer nach einem Ausdruck, der recht eigentlich jene Frist bezeichnete und zugleich den für eine Fristsetzung unerläßlichen Endtermin mitverstehen ließ. *tempus* war hierfür ganz unbrauchbar, es bezeichnete ... den unbegrenzten Zeitverlauf: *dies* dagegen bezeichnete ohnehin den Endtag; nun dehnte man den Geltungsbereich des Wortes auf die Frist vor jenem Tage aus. Dabei machte man die Bedeutungsverschiedenheit mit Hilfe einer Formel bereits durch die frühere Geschichte des Wortes nahegelegten Differenzierung des Geschlechts sichtbar. Damit hatte man ein präzises Ausdrucksmittel für die im Leben vorhandene Sache. Wenn z. B. eine vom 1. März ab laufende Schuld binnen Jahresfrist zu begleichen war, so hätte der Satz *A. A. diem statuit, quo N. N. pecuniam soluturus esset* ... immer nur auf den Tag pridie Kal. Mart. bezogen werden können, dagegen *diem statuit qua* ... umfaßt die ganze Frist und gibt zugleich den Endtermin an. Nachdem dieser Ausdruck einmal für den wichtigsten Teil des Geschäftsverkehrs eingeführt war, griff er naturgemäß weiter um sich'.

Dazu kommen noch einige formelhafte Verbindungen, in denen der Unterschied zwischen *dies* fem. und *dies* masc. verwischt wird: so immer *ad hanc diem, ad eam diem* (ad Att. V 5, 5; XIV 22, 2; ad Q. fr. II 5, 4; ad fam. VIII 9, 2), *ad illam diem, quam ad diem* (ad Att. III 7, 1; XII 32, 1), und zwar nicht nur in Fällen, wo man versteht 'während einer gewissen Frist bis zu dem und dem Endtermin', sondern auch, wo ein Ereignis auf einen einzelnen Tag, z. B. ad Q. fr. II 5, 4 *pridie nonas Romae essem teque ... ad eam diem, ut sperabam, viderem.* Ähnlich mit der Prä-

Digitized by Google

position *ante:* ad Att. II 11, 2; VI 1, 16; XIII 45, 1; fam. X 33, 3; XIII 57, 1. Auch gebraucht die Geschäftssprache *ex ea die* (ad Att. V 14, 1; IX 6, 3).

Endlich glaubte man bisher, *dies* sei fem., wo es das Datum eines Briefes bezeichne, und stützte sich auf zwei Stellen in Ciceros Briefen: ad fam. III 11, 1 *epistolae duae . . . earum in altera dies erat ascripta nonarum Aprilium, in altera . . . dies non erat;* ad Q. fr. III 1, 8 *quod antiquior dies in tuis fuisset adscripta litteris quam in Caesaris.* (Vgl. dagegen ad Brat. II 7 [5], 4). Diese beiden Ausnahmen erklären sich daher daß sich dem Schriftsteller eine juristische Formel ins Gedächtnis gedrängt, *dies adscripta, apposita est* wird häufig von Testamenten und andern juristischen Formularen gesagt. Es ist dies eine ähnliche Erscheinung wie bei den oben angeführten präpositionalen Verbindungen wie *ad eam diem.*

Im folgenden widmet Fraenkel dem nachklassischen Gebrauch von *dies* einen besonderen Abschnitt (S. 45—59), ebenso den Zeugnissen aus der daktylischen Dichtung, da hier eine Sonderentwicklung vorliegt (S. 60—68).

19) Karl H. Meyer, Perfektive, imperfektive und perfektische Aktionsart im Lateinischen. (Berichte über die Verhandlungen der Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. zu Leipzig. Philol.-hist. Kl. 69. 6. Heft.) Leipzig, B. G. Teubner, 1917.

Der Bedeutungsunterschied zwischen imperfektiver und perfektiver 'Aktionsart' (der Ausdruck wurde von Brugmann in die vergleichende Sprachwissenschaft eingeführt) ist der, daß 'bei dem Gebrauch einer perfektiven Verbalform der Moment der Vollendung im Blickpunkt des Bewußtseins liegt (z. B. "die Jäger erjagten den Hirsch"), bei einer imperfektiven dagegen nicht (z. B. "die Kinder jagten das Kaninchen")'. Das griechische Aoristsystem deutet durchweg die perfektive Aktionsart an, während das Perfekt ursprünglich den 'Zustand des Subjekts wiedergibt, der auf einer vorausgegangenen Handlung beruht'. So hat *ἰδεῖν* die perfektive Bedeutung 'ausfindig machen', *οἶδα* die perfektivische 'ich habe ausfindig gemacht und weiß nun' bewahrt.

Auch im Lateinischen findet eine gewisse Verwendung der Aktionsarten statt; so entspricht einem imperfektiven *tacere* ein perfektives *conticere,* einem perfektischen *memini* ein perfektives *comminiscor.* Der Verfasser sucht nun nachzuweisen, daß das lateinische Perfekt imperfektiver Verba in seiner aktionellen Bedeutung das alte Perfektum fortsetzt, also einen Zustand bezeichnet, daß dagegen das lateinische Perfekt perfektiver Verba die Bedeutung des alten Aorist hat. Plautus kann z. B. sagen: *ille it ad cenam* oder *ibo in tabernam* (*it* und *ibo* imperfektiv); dagegen *ii, ieram* usw. bezeichnet einen Zustand mit der einheitlichen Bedeutung 'der Weg liegt, lag hinter mir' (ohne Rektionsattribut *ad cenam* oder *in tabernam*). Soll die perfektive Bedeutung mit dem Ziel angegeben werden, so gebraucht Plautus ein Kompositum, etwa *ad cenam abii.* Dieses Gesetz, daß das Perfekt imperfektiver Verba rein perfektische Bedeutung hat, gilt für Plautus, Terenz und Lukrez durchgehends; bei Cicero sind seine Nachwirkungen bei den viel gebrauchten Verben statistisch sehr deutlich.

Digitized by Google

Imperfektiv sind die Verba *ire, currere, migrare, volare, fugere, rapere, movere.* Wahrscheinlich wurden auch *trahere, agere,* sogar *quaerere, vocare, postulare* ursprünglich imperfektiv empfunden. Sicher perfektive Verba sind *venire, vehi, mittere, iacere, figere, capere, sumere, dare,* ferner *nuntiare* und *audire.*

Cicero gebraucht nicht ein einziges Mal das Simplex *ire* mit einem präpositionalen Ausdruck auf die Frage woher? (*ab, ex, de*), wofern nicht zugleich das Ziel angegeben ist: ad Att. XV 11, 1 *ut . . . ex praetura in provincian ires* (vgl. dazu Servius ad fam. IV 12, 1 *ut ab Athenis in Boeotiam irem.* Auch die Präposition *per* mit dem Simplex findet sich nur ad Att. III 7, 3 *tarde per Candaviam ibimus.* Dagegen recht häufig ist *ire* mit *ad* und *in c. Acc.* verbunden: in 44 Reden und in den Briefen ad Att. und ad fam. 41 mal mit *ad.* In den Briefen hat Cicero selbst niemals das Perfektum verwandt, wohl aber Caelius ad fam. VIII 15, 2 *civitas ad arma iit;* VIII 4, 4 *Ariminum ad exercitum Pompeius erat iturus et statim iit;* Lepidus ib. X 34, 2 *contra nostram voluntatem ad Antonium ierant;* Asinius Pollio ad fam. X 31, 1 *itum est ad arma.* 'Hier tritt der stilistische Unterschied zwischen dem fein abgetönten Sprachempfinden Ciceros, der in den Briefen das imperfektive Simplex niemals mit ad im Perfektum verbindet und der weniger nuancierten Sprechweise seiner zeitgenössischen Freunde deutlich hervor (S. 23, Anm. 1). — Häufiger ist noch *in c. Acc.* bei *ire* (61 mal, aber nur 3 mal im Perfektsystem: Rosc. Am. 23, 64; Cat. I 9, 23; ad fam. I 2, 1 *frequentes ierunt in alia omnia;* ferner Caelius ad fam. VIII 13, 2 in gleicher Redewendung *frequens senatus in alia omnia iit*). Bei Cicero hat also das Perfektum der imperfektiven Verba die rein perfektische Aktionsart nicht mehr bewahrt, aber ein ererbtes Gefühl für die imperfektive Aktionsart des Verbums *ire* kann auch bei Cicero nicht geleugnet werden. Während sich nun die Simplicia zu ihrem Gebrauch im Perfektsystem wie 11 : 1 verhalten, ist das Verhältnis der Komposita 5 : 2. Es sind die verschiedensten Komposita, die als Perfektiva Richtungsergänzungen auf die Frage wohin? bei sich haben.

currere hat früher als *ire* seine imperfektive Bedeutung eingebüßt. Bei Cicero ist das Perfektum ebensowenig perfektisch wie das seiner Komposita.

Ebenso sind *migrare* und *volare* ursprünglich imperfektive Verben. Doch läßt sich die Nachwirkung des alten Gebrauches bei Cicero noch verspüren. Dagegen bei *fugere* ist von dem Unterschied zwischen Simplex und Komposita hinsichtlich der Aktionsarten wenig Deutliches mehr zu spüren. Cicero gebraucht das Perfektsystem des Simplex *fugere* mit Rektionsergänzung sogar häufiger als das Präsenssystem.

Bei *ducere* macht Cicero den scharfen Unterschied in den ererbten Aktionsarten nicht mehr. Die feinen Differenzen, wie sie dem ciceronischen Sprachempfinden entspringen, sollen durch ein Beispiel aus den Briefen illustriert werden, wo Simplex und Kompositum nebeneinander steht und jedes seine eigene nuancierte Bedeutung hat: ad fam. XII 19, 2 *itaque opto, ne se illa gens* (die Parther) *moveat hoc tempore, dum ad te legiones eae perducantur, quas audio duci.* In diesem Falle

Digitized by Google

ist das Simplex *duci* rein imperfektiv mit der Bedeutung 'auf dem Wege sein', während beim Kompositum *perducantur* das Endziel *ad te* angegeben ist und die Bewegung als terminativ gedacht ist.

Bei *ferre* finden wir noch die alte Unterscheidung der Aktionsarten: beim Simplex 60 Fälle mit Rektion, 10 im Perfektsystem (*ferre ad* 25 mal, davon 19 mal im Präsens, in den Briefen nur im Präsens außer ad Q. fr. II 5, 3 *cenatus in hortos ad Pompeium lectica latus sum*), dagegen bei den Komposita von 850 Fällen 417 im Perfektum.

Bei *rapere* wirkt ebenfalls der alte Unterschied zwischen imperfektiver und perfektiver Aktionsart bei Cicero noch nach. Ähnlich bei *movere*. Die Ausnahmen finden sich fast nur in den Briefen: Plancus ad fam. X 18, 4; X 23, 2; Lepidus ib. X 34, 1; ad fam. III 6, 6; XV 2, 8; Att. IV 9, 2. Bei diesen Belegen in Perfekt steht immer *castra movere* (ad Att. IV 9, 2 *se movere*) in der einheitlichen Bedeutung 'aufbrechen'; *castra movere* ist ein perfektiver Begriff geworden, der in seinem ursprünglichen Inhalt nicht mehr deutlich im Bewußtsein des Sprechenden liegt, während das einfache *movere* sonst seine imperfektive Bedeutung 'bewegen' behalten hat.

Für die übrigen imperfektiven Verba werden Beispiele nur mehr aus dem älteren Latein, für die perfektiven Verba nur aus Plautus beigebracht.

Dem Lateinlehrer kann diese wichtige Untersuchung nur empfohlen werden.

20) W. Kroll, Literaturbericht über das Jahr 1914. Glotta VIII (1917) S. 317

bemerkt zu Schlicher, The historical infinitive (Class. Phil. IX u. X vgl. Jb. XXXXIII [1917] S. 179), der unter *impotentia* (6. Gruppe = *infinitivus impotentiae*) ungefähr Hilflosigkeit, Bewunderung oder Schrecken des Redenden versteht: 'Man empfindet sofort, daß hier etwas nicht in Ordnung ist, und die Definition paßt auf die wenigsten der angeführten Beispiele (z. B. ad Att. IX 10, 2). Dagegen erklären sich alle Erscheinungen sofort, wenn man Ellipse von *coepi* annimmt: das Pathetische, das der Inf. hist. oft hat, liegt dann aber in der Ellipse, nicht im Inf., und wo es nicht vorhanden ist, drückt der Inf. die eintretende Handlung aus.'

Nachträglich sei besprochen:

21) Robertus Fischer, De usu vocabulorum apud Ciceronem et Senecam philosophiae interpretes. Diss. Freiburg i. B. 1914. 118 S.

Fischer untersucht, wie Cicero und Seneca die griechischen Termini ins Lateinische übersetzt haben. Besonders dankenswert ist die übersichtliche Zusammenstellung in der *tabula notiouum* (S. 105/112). Nur wäre in einer solchen Arbeit auch ein Index locorum wünschenswert.

Zuweilen zieht der Verfasser auch Ciceros Briefe heran. ἀπεκλέγεσθαι übersetzt Cicero mit dem aus der Gerichtssprache geläufigen *reicere* (und dem synonymen *secernere*): ad Att. I 16, 3 (Aug. 61) *nam ut reiectio*

Digitized by Google

facta est clamoribus maximis, cum accusator tamquam censor bonus homines nequissimos reiceret, rem tamquam clemens lanista frugalissimum quemque secerneret, ut primum iudices consederunt, valde diffidere boni coeperunt. Mit dem urbanen *commendare* gibt Cicero *οἰκειοῦν* = *οἰκεῖον facere* = 'aliquem alicui commendatione familiarem reddere' wieder: ad fam. VII 17, 2 (54 v. Chr.) *cum viderem me a Caesare honorificentissime tractari et unice diligi hominisque liberalitatem incredibilem et singularem fidem nossem sic ei te commendavi et tradidi, ut gravissime diligentissimeque potui; quod ille ita et accepit et mihi saepe litteris significavit et tibi et verbis et re ostendit mea commendatione sese valde essa commotum.* Wie sorgfältig Cicero bei der Wahl der Worte verfährt, zeigt ad Att. XIII 21, 3, wo er den Freund bittet, er solle das Wort *inhibere,* das er aus der Schiffersprache genommen hatte, um *ἐπέχειν* wiederzugeben, tilgen, da es ihm wenig geeignet zu sein scheine.

22) Bertold Raabe, De genetivo Latino capita tria. Diss. Königsberg 1917.

Wie ich aus der Besprechung von H. Blase, Woch. f. klass. Phil. 1918 Sp. 267ff. entnehme, nimmt der Verfasser bei einer Erforschung von drei Arten des Genetivs an, daß im allgemeinen die Zahl der mit Gen. verbundenen Verben in der literarischen Sprache sich allmählich vermindert, daß aber manche in der Sprache des täglichen Lebens sich noch erhalten, wie z. B. *vereri* mit Gen. bei Cicero nur einmal, ad Att. VIII 4, 1 vorkommt. Wir haben hier wohl die Reste eines alten Gebrauchs vor uns. Es handelt sich hier um ein verbum studendi, worüber sich R. im zweiten Abschnitt des zweiten Kapitels ausführlich verbreitet, wie denn überhaupt der Gen. sowohl bei Verben wie Adj. dem aus dem Griechischen und andern indg. Sprachen bekannten Genetiv der Zielstrebigkeit zuzueignen sei (Brugmann, Gr.² II 2 § 504, 4).

c) Textkritik. Einzelerklärung

23) B. Risberg, Ad epistulas Ciceronis coniectanea. Eranos XV (1915) S. 177/180.

Risberg macht folgende Verbesserungsvorschläge:

1. Fam. VIII 11, 4: *ludorum expositiones* (statt *explosiones*) *et funerum et ineptiarum ceterarum.*

2. Fam. XIV 4, 3: *quid nunc* (scil. faciam)? *rogem te, ut venias? mulierem aegram et corpore et animo confectam? non rogem? sine te igitur sim?*

3. Att. I 19, 10: *si est enim apud homines quicquam, quod potius si⟨t laude dignum i⟩d laudetur, nos vituperemur, qui non potius ali⟨en⟩a laudemus.*

4. Att. IV 1, 7: *Postridie senatus frequens, et omnes consulares. Nihil Pompeio postulanti negarunt.*

5. Att. VIII 3, 2: *non ⟨sit cum honore⟩ futurus.*

6 Att. XI 6, 2: *Quos ego vero* (statt *non*) *paulisper in turbam conieci.*

Digitized by Google

24) H. Sjögren, Tulliana IV. Eranos XVI (1916) S. 1—50.

Diese Abhandlung bildet die 'Prolegomena' der oben (S. 158ff.) besprochenen Ausgabe der Attikusbriefe I—IV. Über den ersten Teil *De lectionibus in marg. editionis Lambinianae* habe ich bereits oben (S. 159) gehandelt. Der zweite (Haupt-)Teil (S. 6ff.) bringt *Adnotationes criticae in epp. ad Att. I—IV.*

ad Att. I 8, 1 *Cum Acutilio sum locutus. Is sibi negat a suo procuratore quidquam scriptum esse et miratur istam controversiam fuisse, quod ille recusarat* (so die Hss, Edd. vet., *recusarit* oder *recusaret* Edd. rec.) *satis dare amplius abs te non peti.* Den Indikativ hat neuerdings Reid (Hermath. XXX [1904] p. 93f.) wieder verteidigt mit Benützung einer Anmerkung von C. F. W. Müller zur Rede pro Deictoro 7, 21 (S. 351, 15). Vgl. ad fam. VI 10, 2 *deberem,* aber ad fam. VI 13, 4 *debebam;* Phil. VI 6, 17 nebeneinander *qui ... gessi* und *qui viginti iam annos bellum geram.* Sogar in der oratio obliqua findet sich zuweilen in Nebensätzen der Indikativ: ad Att. VIII 11 D, 3 ... *eo, quo intenderat, venturus esset.* So die Hss, die meisten Ausgaben schreiben *intenderet.* Ad. fam. III 5, 1 *quae de nostris officiis ego ad te scripseram ... necessaria te putasse: scripseram* GR, *scripserim* sed *serim* in ras. Mc, also hatten *M* und *Ω scripseram,* so auch Mendelssohn, *scripserim* die übrigen Herausgeber.

ad Att. I 9, 2 *Quidquid eiusdem generis habebis, dignum Academia tibi quod videbitur, ne dubites* (M^3 b d Σ^1 A^2 c, *ne dubitaris* M^1 m s O^2 C Rom. vulg.) *mittere et arcae nostrae confidito] ne dubites* hat also im Archetypus Ω gestanden, *ne dubitaris* ist Verbesserung, denn das ist die gewöhnliche Ausdrucksweise beim Prohibitivus (entsprechend dem griech. μή mit Coni. Aor.); beim Verbot ist die aoristische Aktionsart durchaus am Platze; daneben besteht aber auch im Lat. (wenn auch selten) die durative Aktionsart (ne mit Coni. Präs.). Vgl. H. Sjögren, Fut. im Altlat. S. 186ff. Im Lat. ist dann der Unterschied der Aktionsarten überhaupt etwas verwischt worden, und gerade in Ciceros Briefen findet sich der Coni. Präs. beim Adhortativ und Prohibitiv. Zwar nahm Müller noch Anstoß ad Att. XII 29, 2 communices (vgl. adn.), auch ist ad Att. I 17, 11 hierfür wenig geeignet, da hier einige Worte ausgefallen sind (dem Sinne nach ist etwa zu ergänzen: *Multa sunt, sed in aliud tempus.* ⟨*Tu fac ut nos quod ad tempus*⟩ te exspectare velis cures ut sciam); endlich erklärt sich ad Att. X 15, 4 *litteras des,* ad Q. fr. I 3, 10 *sis fortis,* ad fam. XVI 9, 4 *cautus sis* der Coni. durch Anlehnung an den vorhergehenden Coni. Ähnlich ad fam. IX 26, 1. Bei ad fam XIV 4, 3 erklärt Sjögren den Coni. durch ἀπὸ κοινοῦ mit den folgenden *fac venias.* Daneben bleiben doch noch Fälle bestehen wie ad Q. fr. I 4, 1 *ne adsignes,* ad Att. IV 4 *cum tuis apud me sis,* ad Att. IV 19, 2 *tu ... apud me cum tuis maneas.*

ad Att. I 10, 6 *De comitiis meis et tibi me permisisse memini et ego iam pridem hoc communibus amicis, qui te exspectant, praedico, te non modo non arcessi a me, sed prohiberi, quod intellegam* (sic C vulg., *arcessam* [vel *accersam*] *sed prohibebo quod intellegam*

Digitized by Google

Ω IA^2c Rom.) *multo magis interesse tua te agere, quod agendum esset* (sic ΩZ IA^2c Rom.), *hoc tempore, quam mea te a desse comitiis.* Die Herausgeber haben sämtlich an *intellegam* und *esset* Anstoß genommen; sie schreiben teils *intellegam sit* bzw. *est* oder *intellegerem . . . esset.* Sjögren weist darauf hin, daß es in direkter Rede heißen müßte: *intellego . . . quod agendum erat* bzw. *agendum esse dicebas* und hält die Überlieferung für intakt. Ein ganz ähnlicher Fall liegt Cic. Acad. I 6, 22 vor: *. . . si alios esse Academicos, qui tum appellarentur* (in direkter Rede *appellabantur*), *alios Peripateticos arbitrantur.*

ad Att. I 11, 1 *Ac ne illud mirare, cur, cum ego antea significarem* (sic Ω IA^2 Rom., *significarim* c Matthiae vulg.) *tibi per litteras me sperare illum in nostra potestate fore, nunc idem videar diffidere, incredibile est, quanto mihi videatur illius voluntas obstinatior.* Gerade beim cum concessivum steht zuweilen das Impf. bzw. Plusquamp. trotz Präsens im Hauptsatz: ad Att. XII 31, 1; IV 16, 1.

ad Att. I 13, 2 *Consul autem ipse parvo animo et pravo tamen . . . a quo nihil speres boni rei p., quia non vult, nihil metuas* (Σ IA^2c, *speres* Δ Rom.) *mali, quia non audet.* Das Versehen *speres* ist durch Nachlässigkeit des Abschreibers verschuldet.

ad Att. I 13, 6 *Messalla consul Autronianam domum emit HS CXXXIII. Quid id a me? inquis* (sic Σ, *inquies* Δ IA^2c Rom. vulg.). Zur Sache vgl. Schultze Sokr. I (1913) S. 80f. Wenn in einem Gespräch einer für einen andern die Antwort vorwegnimmt, steht gerne das Fut., so *dices:* ad Att. IV 2, 5; XV 7; IV 17, 3; V 1, 4; 10, 3; 21, 3; VII 9, 3; VIII 14, 2; XII 52, 3; auch IV 16, 8 trotz der besseren Überlieferung *dicis.* Dagegen bei *inquam* liegt die Sache anders: a) Fut.: ad Att. VI 6, 3; II 1, 5; 1, 8; V 2, 2; 20, 1; VI 1, 26; VII 18, 1; IX 7, 3; XV 9, 1. — b) Präs.: ad Att. V 19, 3; VI 2, 5; 2, 8; 6, 1; VII 7, 7; IX 2a, 1 (2 mal); 7, 5; alle drei Formen *dices inquies inquis* nebeneinander ad Att. VII 9, 3.

ad Att. I 14, 2 *Tum Pompeius μάλ' ἀριστοκατικῶς locutus est senatusque auctoritatem sibi omnibus in rebus maximi* [E I Bait., Schmidt, *maximam* M^2 m s A^2c Rom., edd., *maxime* M^1 b d Σ (außer E)] *videri semperque visam esse respondit.* Aus der Lesart des Archetypus *maxime* läßt sich mit Leichtigkeit *maximi* herstellen, das dem Sprachgebrauch Ciceros entspricht: ad Att. VII 15, 2; ad fam. XIII 72, 2; ad Att. XIV 13 A, 3. *maximi* für *plurimi* findet sich noch ad fam. XVI 15, 1; pro Clu. 58, 159.

ad Att. I 19, 3 *Quid enim ego aliorum in me ἐπιφωνήματα exspectem, cum haec domi nascantur?* (N vulg., innascantur Ω [außer N] I A^2c Rom.). Das unpassende Kompositum ist durch doppelte Schreibung der Buchstaben *-i* und *n-* entstanden. Müllers Konjektur *mi nascantur* wird abgewiesen, da dann zu stellen wäre: *cum haec mi domi nascantur* (das Enklitikum *mi* an das Pronomen *haec* angeschlossen!).

ad Att. I 20, 2 *nullam rem tanti existimassem* Ω I Rom. die meisten Ausgaben, *aestimassem* A^2c Boot, Mueller, Schmalz Antib.^{2} I 548, Kühner-Stegm. Gramm. I 459. Die bessere Überlieferung besteht zu Recht; *tanti existimassem* steht für *tanti esse existimassem.* Ähnlich bei *putare* ad Att. I 11, 1.

Digitized by Google

ad Att. II 1, 5 verteidigt Sjögren in dem Zwiegespräch zwischen Clodius und Cicero *at* gegen Lehmanns (Jb. 1888 S. 257) von Sternkopf (Fleck, Jb. 1892 S. 388) empfohlene Konjektur *ante*. Dort heißt es weiter: *Noctu introisse: idem ante. — Non est itum obviam: ne tum quidem cum ici maxime debuit.* Die meisten Herausgeber haben daran Anstoß genommen und wollen entweder *introisse . . . esse itum* (so frühere Ausgaben) oder *introisti . . . est itum* (Sternkopf, Müller, Purser). Aber Cicero konnte doch variieren: vgl. ad Att. XIV 1, 1; XV 11, 1. So auch an unserer Stelle: *Noctu introisse* (scil. *te dicis*): *idem ante* (scil. *fecisti*). — *'Non est itum obviam'* (scil. *inquis*): *ne tum quidem cum iri maxime debuit.*

ad Att. II 1, 5 *novos patronos,* das sämtliche Hss überliefern, hielt Sjögren früher (Comm. Tull. S. 143f.) für den Acc. Plur. und glaubte, es sei gesagt 'ad novam quasi seriem patronorum designandam a se tamquam duce ac principe ortam'. Jetzt nähert er sich der Auffassung von Bosius: 'Sunt veteres quidam libri, in quibus legas *novos patronos,* antique pro *novus patronus:* ac fortasse de industria sic scripsit Cicero, cum indicare vellet Clodium etiam in Latino sermone pronuntiando sicilissitasse', schreibt aber in der Ausgabe *novus patronus,* ebenso ad Att. IV 15, 2 *Pituanius,* wo die Hss gleichfalls *Pituanios* überliefern.

ad Att. II 1, 12 *Et cum Graecos tum vero Latinos diligenter* (Σ, *diligenter latinos* Δ vulg.) *ut conserves velim.* Gerade in der Stellung gehen die beiden Klassen Σ und Δ sehr häufig auseinander. Darum behandelt Sjögren diese ganze Frage im Zusammenhang und bringt aus den Quintusbriefen und Attikusbriefen I—VIII über 50 Beispiele bei. Bei der Hälfte der Fälle ist es zweifelhaft, in den übrigen Fällen hat Σ meist das Richtige, nur in ganz wenigen Fällen verdient Δ den Vorzug.

ad Att. II 5, 1 *Quid vero historiae de nobis ad annos DC praedicarint?]* so M^2 al. d E IA^2 c Rom. vulg., *praedicarunt* M^1 m s G HNOPV. Wesenberg glaubte am Rande der Lambiana vom Jahre 1584 *praedicabunt* gelesen zu haben, das Tyrrell und Purser aufnahmen. Doch Sjögren fand am Rande der Ausgabe des Lamb. v. J. 1573 *praedicarunt* d. h. die Lesart des Archetypus. Das Fut. II, das sich auch sonst in Hauptsätzen findet (ad Att. IX 15, 3; pro Rab. 16, 44; ad fam. X 14, 2), entspricht allein dem Sinne, der verlangt wird.

ad Att. II 5, 2 verteidigt Sjögren die Verbesserung des Muretus *vide levitatem meam.* Reid (Hermath. XXXI 1905, S. 369) verteidigte vide civitatem meam und bezog die Stelle auf die Bücher vom Staat. Doch das ist unmöglich. Vgl. die Testimonia in Zieglers Ausgabe de re p. 1915 praef. p. XXX (Berl. Phil. WS. 1916 S. 1142).

ad Att. II 21, 6 *Spero nos aut certe cum summa gloria aut etiam sine molestia discessuros.* Der Text ist intakt. Süpfle-Böckel haben richtig erklärt: '*certe* gehört zu den beiden Satzgliedern mit *aut:* jedenfalls entweder — oder wenigstens noch (*etiam*)'. Statt *ut et . . . et* sagt Cicero zuweilen *et ut . . . ut* (ad Att. III 6), ähnlich *vel ut . . . vel* (ad Att. IX 15, 2). Es wird noch eine Reihe von Beispielen aus Cicero und andern Schriftstellern angeführt.

Digitized by Google

ad Att. II 23, 3 wird gleichfalls die Überlieferung verteidigt, besonders das Assyndeton: *quantum ego in consiliis, prudentia tua* (sic. codd. *et prudentia* vulg.) . . . *quantum in amore et fide ponom.* Es werden zahlreiche Beispiele für ein zweigliedriges Assyndeton beigebracht.

ad Att. II 24, 3 ist es nicht nötig, hinter *quod dixerat adulescentium consilium* den Inf. *fuisse* einzusetzen; der wird auch in den Briefen weggelassen: ad fam. IX 19, 1; ad Att. XII 5 b. Man kann auch an die Figur ἀπὸ κοινοῦ denken. Eine dritte Möglichkeit der Erklärung wäre *dixerat* im Sinne von *mentionem fecerat* zu fassen wie ad Q. fr. II 8 (7), 3.

ad Att. III 8, 2 *Nunc istic quid agatur magnopere timeo; quamquam tu altera epistula scribis Idibus Maiis audiri fore, ut acrius postularet, altera iam esse mitiora.* Ich möchte *audire* mit den Hss beibehalten, wozu leicht *te* ergänzt wird. Mit Recht verteidigt Sjögren die überlieferte Lesart *postularet* (scil. P. Clodius Q. fratrem) gegen *postularetur* der Herausgeber und führt zahlreiche Beispiele aus den Briefen an, in denen gleichfalls das Subjekt für die Briefempfänger leicht zu ergänzen war. Ja, zuweilen ist sogar *ea res* oder *id* (auf einen ganzen Satz bezogen) zu ergänzen (= passivisch *ea re!*) z. B. ad Att. IV 15, 4; XI 9, 2; XV 1, 1; IV 8a, 3.

ad Att. III 14, 2 ist *veni* zu lesen, das Cicero immer als Perfektum bei den einfachen Verben des Gehens gebraucht, *-ivi* und *ii*, die von vielen Handschriften bezeugt sind, sind bei Cicero ungebräuchlich.

ad Att. IV 1, 4 ist *honestissime* trotz des überlieferten *honestissimis* zu lesen, das nur dem vorangehenden *Brundisinis* angegliedert ist. Zur Sache vgl. pro Mur. 33, 69 *honeste in urbem introire.*

ad Att. IV 3, 3 *ex Anniana Milonis domo: Milonis* ist beizubehalten, vgl. Drumann, Gesch. Roms[2] I p. 35. Im folgenden ist zu lesen: *ex interiore ⟨parte⟩ aedium Sullae,* nicht, wie die meisten Herausgeber mit Orelli lesen: *in interiora aedium,* oder *in interiorem partem* (Müller).

ad Att. IV 7, 2 handelt es sich um ein Geldgeschäft des Attikus mit dem kürzlich verstorbenen Metellus: *Quare in hoc thecam nummariam non retexeris, in aliis eris cautior.* Hierzu bemerkt Sjögren: Equidem futura illa aequaliter posita esse censeo ad significandum, quid Tullius exspectet quidve amico suadeat — hortandi enim notionem futurum interdum induere satis constat — ut hic fere, sensus sit: 'I detta fall behöfver du således inte slå upp ditt kassaskriu, en annan gång blir du nog försiktigare.' Sjögren führt nun Beispiele an, wo Fut. I und Fut. II gleichmäßig nebeneinander vorkommen, z. B. ad Att. III 19, 1 *sustentabo* und *obiecero* (ad Att. IV 1, 2 ist *numquam dimisero* intakt), ad Brut. IX 24, 11 (I 16, 11) *eripuerit* und *coget*; vgl. Lebreton, Etudes p. 200ff. Zu unserer Stelle vgl. bes. ad fam. V 20, 10 *Tu non cessabis* und VII 19 *Non longe abieris.*

ad Att. IV 16, 3 ist zu lesen: *sed feci idem quod in πολιτείᾳ . . . Plato.*

Addendum: ad Att. II 14, 1 ist es nicht nötig vor *ad sitientes aures* die Partikel *ut* oder *quasi* einzufügen (gehobene Sprache!)

Digitized by Google

25) W. Sternkopf, Bemerkungen zu ad Att. I—IV. Woch. f. klass. Phil. 1917. Sp. 852—862.

Im Anschluß an die Besprechung von Sjögrens Ausgabe (vgl. S. 158) gibt Sternkopf einige Bemerkungen zur Textkritik und Erklärung einzelner Stellen:

a) ad Att. I 1, 5 *ut totum gymnasium velut* (*gymnasiū eliu* oder *elui* Archetypus) *ἀνάθημα esse videatur.*

b) ad Att. I 14, 3 *Crassus posteaquam vidit illum excepisse laudem ex eo; quod [hi] suspicarentur homines ei consulatum meum placere, surrexit ornatissimeque de meo consulatu locutus est* usw. Die Stelle hat viel Anstoß erregt; Müller schrieb *illum excidisse laude.* Sternkopf hält den Text für intakt, faßt aber *laudem* als Subjekt; *laus Pompeium* (d. h. *orationem eius*) *excepit;* als er gesprochen hatte (sowohl in der Contio als im Senate), 'empfing ihn Lob' d. h. 'folgte ihm Beifall', weil nach Ciceros Meinung die Leute (*homines* absichtlich gewählt, weil damit nicht bloß die Zuhörer im Senat, sondern auch die Quiriten in der Contio bezeichnet werden sollten) beide Male aus seiner allgemeinen Billigung der Senatsautorität den Schluß zogen, er billige auch Ciceros Konsulat: es ist also zu lesen *bis* (für *hi*) *suspicarentur.* Dem widerspricht nicht, was wir weiter unten (§ 3) lesen: *intellexi hominem* (sc. Pompeium) *moveri, utrum Crassum inire eam gratiam, quam ipse praetermisisset, an esse tantas res nostras* usw. 'Er erntete freilich Beifall, aber auf Dank konnte er wegen der kargen Allgemeinheit seiner Rede keinen Anspruch erheben.'

c) ad Att. I 16, 13 verteidigt Sternkopf die Überlieferung *Lurco tribunus pl., qui magistratem simul cum lege alia* (*Aelia* Sjögren mit L. Lange Kl. Schr. I S. 319) *iniit:* 'Der Tribun Lurco, der sein Amt gleichzeitig mit einem andern Gesetze antrat, soll ein (neues) Gesetz *de ambitu* beantragen.' Für Atticus genügte diese Andeutung: das 'andere' Gesetz, unter dessen erstmaliger Wirksamkeit der Tribun Lurco in sein Amt hineingekommen war, ist eben die lex Tullia de ambitu vom J. 63. Die Zeitbestimmung *'simul cum'* trifft auf dieses Gesetz in seinem Verhältnis zu dem Tribunen Lurco genau zu.

d) ad Att. II 1, 3 liest Sternkopf *nona in contione, quo die Allobroges involarunt* (*invocarunt* codd.), und vergleicht de or. III 122, fragm. or. VIII 19 B.-K., Bell. Alex. c. 52. *involarunt* würde an unserer Stelle im militärischen Sinne bildlich stehen: 'als die Allobroger draufgingen, zum Angriff vorstürmten' im Gegensatz zu dem vorhergehenden *'Catilina profugit':* 'Die "Flucht" Catilinas bildet das Vorspiel, auf welches der entscheidende 'Sturmangriff' am 3. Dez. dem großen Allobrogertage folgte.'

e) ad Att. II 2, 2 verbessert Sternkopf so: *Mihi credes, si ego* (*lege* codd.) *te haec doceo: mirabilis vir est* (vgl. auch S. 160).

f) ad Att. II 9, 3 schlägt Sternkopf folgende Verbesserung vor: *si ille cogit, etiam tum* (*cogitat tantum* codd.) *dumtaxat nos defendere.*

26) S. Eitrem, Nordisk Tidsskrift for Filologi 4. R. VI, 2 (1917) S. 90 vermutet anläßlich der Besprechungen von

a) ad Att. I—IV ed. Sjögren (vgl. S. 158): II 2, 2 in *doceo* das griechische *δοκῶ* — *opinor* (Parenthese); III 22, 3 *cum tui tum omnium*

Digitized by Google

meorum und im folgenden *qu[a]e* statt *qui;* IV 2, 2 empfiehlt er Kaysers Vorschlag *dolor rei et magnitudo;* IV 10, 1 *Sed mehercule a ceteris voluptatum obletationibus deseror propter rem publicam! Sic l. s.* eqs. (*sic* = unter diesen Umständen); I 13, 1 *quod mihi non ⟨te assequi videtur⟩.*

b) Ciceronis opera vol. XI ed. Sjögren (vgl. Jb. XXXXIII S. 132f.): ad Q. fr. III 2, 2 (in der verderbten Stelle *homo undique †atius) petitus.*

27) P. Corssen, Das angebliche Werk des Olynthiers Kallisthenes über Alexander den Großen. Philologus LXXIV (1917) S. 10f.

Der Titel dieses Werkes ist nach allgemeiner Annahme *τὰ Περσικά.* Man erwartet aber in einem Werke zum Ruhme Alexanders einen andern Titel. Ad fam. V 12, 2 verweist Cicero für die Geschichtschreibung des L. Lucceius auf den Vorgang der Griechen: *ut multi Graeci fecerunt, Callisthenes Troicum bellum, Timaeus Pyrrhi, Polybius Numantinum, qui omnes a perpetuis suis historiis et quae dixi bella superaverunt.* Statt des offenbar verderbten *Troicum* schreibt man gewöhnlich nach Westermann *Phocicum.* Corssen schlägt *Persicum* vor — Cicero sagt *bellum Persicum* ebenso für den Perserkrieg (Lael. 42) wie für den Krieg mit Perseus (de off. I 37) — und nimmt als Titel des Kallisthenischen Werkes *περὶ τοῦ Περσικοῦ πολέμου* an: 'Das, was Kallisthenes von der Geschichte Alexanders erlebt hatte, reichte gerade bis zum Ende des persischen Krieges im engeren Sinne, bis zu dem Beginn der Unternehmungen gegen Indien.'

Nicht zugänglich waren mir folgende Abhandlungen:

a) L. Laurand, Deux mots sur les idées religieuses de Cicéron. Recherches de sciences relig. VIII (1914) S. 70—73.
b) H. Skassis, Quo tempore scripti et editi fuerint Ciceronis libri qui sunt de re publica. Athen 1915. (Vgl. B. Phil. WS. 1916, S. 1141f.)
c) T. R. Holmes, Hirschfeld and Judeich on the lex Pompeia Licinia. Class. Quat. X (1916) S. 49—56.
d) Vladimir Groh, Transitio ad plebem. Listy filologické XLIII (1916) S. 167—189 (vgl. W. f. kl. Ph. 1917 Sp. 766).
e) A. Salač, Das Prokonsulat Ciceros. Ebenda S. 318—322. (Vgl. W. f. kl. Ph. 1917 Sp. 767.)

C. Verstreute Beiträge

28) Theodor Birt, Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. 2. Aufl. Leipzig 1916 (Quelle & Meyer). 363 S. Geb. 8 ℳ.

Birt stellt in der Cäsarbiographie (S. 146—170) diesem Realpolitiker die beiden Idealisten und Phantasten Cato und Cicero gegenüber und gibt (S. 154) folgende kurze Charakteristik Ciceros:

'Cicero war im Grunde genommen nur Prozeßredner und Literat, weiter nichts (?); Schöpfer der lateinischen Schriftsprache, die eigentlich erst durch ihn lesbar wurde: quecksilbern beflissen in allen Dingen, triefend von Witz und guten Einfällen, betäubender Dauerredner, ein literarisches Genie, das ich auf das offenste bewundere und dem auch Cäsar in aufrichtiger Bewunderung gehuldigt hat. Aber politisch drückte

Digitized by Google

sich Cicero durch, so gut es eben ging; denn er war aus geringer Familie, auch kein Militär, und für ihn war es schon viel, ebenbürtig als Mitglied im römischen Senat zu sitzen und Konsul zu werden. Im Notfall verschob er etwas die Parteistellung; das tat ja auch Pompejus; warum sollte er es nicht tun?, und suchte mit den großen Männern gute, ja herzliche Beziehungen zu bewahren. Er begeisterte sich rasch bis zur Entzückung, konnte aber auch, wenn er getreten wurde, furchtbar schimpfen, und solche Schimpfrede Ciceros war wirksamer und gefürchteter als aller schmutzige Auswurf und politische Geifer, den wir heute gelegentlich in unseren Zeitungen finden. Daß Cicero übrigens auch (!) ein bestimmtes Staatsideal im Herzen trug, werden wir später sehen (S. 156f.); ja, auch das Ideal einer richtigen Verwaltung der Provinzen, wie sie später vom Kaisertum durchgeführt worden ist, hat er schon entworfen; wir besitzen es (ad Q. fr. I 1, 25); aber er schrieb eben nur, er schrieb und schrieb. Was vermochten damals die hundert geschwollenen Bücher Ciceros und alle papierne Weisheit gegen ein einziges Machtwort derer, die zu herrschen verstanden? — Man kann den Stoiker Cato mit einem engen Landsee vergleichen, der stagniert, keinen Abfluß hat und schließlich vertrocknet; Cicero glich der Fontäne, die gewaltig hoch springt und in allen Farben glitzert, aber doch schließlich in Nichts zusammenfällt, als hätte sie all ihre Kraft verschwendet; Caesar war der Gebirgsbach, der ziellos vorwärts stürzt, bis er sein Bett tief gräbt, zum Strom wird und stark genug ist, die schwersten Lasten zu tragen.'

Übrigens finden sich in der Caesarbiographie häufige Verweise auf Ciceros Briefe, besonders S. 157, wo Birt auf Ciceros Verhältnis zu Pompejus, dem *princeps* seines 'Staates', dessen Idee er schon im J. 60 fertig im Kopf gehabt habe (ad Q. fr. I 1, 29), zu sprechen kommt. Auch in den Viten des Pompejus und Oktavianus Augustus finden sich gelegentlich Anmerkungen mit Verweisen auf Ciceros Korrespondenz.

29) Th. Birt, Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. Leipzig 1916, Quelle & Meyer. 306 S. Geb. 3 ℳ.

Die Schlußskizze 'Der Besuch [Caesars] bei Cicero' (S. 234—306) führt uns mitten hinein in das geschäftige Treiben auf dem Landgute des zurückgezogenen, nur der Wissenschaft lebenden Gelehrten. Über Ciceros Korrespondenz vgl. S. 244ff. und S. 256. Treffend sind die Charaktere des empfindsamen und reizbaren Tullius, der kühlen, überlegenen Terentia, des 'immer nüchtern bleibenden' Herrenmenschen Caesar, des verträumten Brutus, des derben Mamurra gezeichnet.

30) Marie Luise Gothein, Geschichte der Gartenkunst. Herausgegeben mit Unterstützung der Kgl. Akad. des Bauwesens in Berlin. Jena 1914, Eugen Diederichs. 2 Bde. 446 u. 506 S. 40 ℳ.

Auf dieses herrliche, mit zahlreichen Illustrationen ausgestattete Buch seien hiermit die Fachgenossen hingewiesen besonders auf den ersten Band 'Von Ägypten bis zur Renaissance': I. Ägypten (S. 1—25), II. Westasien im Altertum (S. 29—51), III. Griechenland (S. 55—83),

Digitized by Google

IV. Das römische Reich (S. 87—140). Am Schluß finden sich Verweise auf die einschlägige moderne und antike Literatur. Aus dem 4. Kapitel sei folgendes mitgeteilt (S. 90f.):

'Über den Schmuck dieser Gärten (gemeint sind die gymnasialen Parkanlagen der Philosophen) erfahren wir manches, da ihr Ankauf in der Korrespondenz mit Attikus eine bedeutende Rolle spielt. Ja, sie haben dafür einen besonderen Ausdruck geprägt. Cicero bittet den Attikus, ihm doch "*ornamenta γυμνασιώδη* zu senden, so viel er für die Orte, die er wohl kenne, passend finden werde" (I 6, 2). Nach griechischem Vorbilde stellte man hauptsächlich plastische Werke in diesen Gärten auf. Mit Ungeduld erwartet Cicero eine Sendung, die ihm der Freund versprochen hat und die für sein Tusculanum bestimmt ist (I 9, 2). Als er dann eine Athene-herme erhalten hat, schreibt er entzückt, sie sei so schön aufgestellt, daß das ganze Gymnasium nur ihretwegen da zu sein scheine (I 1, 5). Das Tusculanum scheint er besonders reich mit Kunstwerken ausgeschmückt zu haben, denn auch Bildchen, die in die Stuckwände des Atriulums eingelassen werden sollten, soll Attikus ihm senden.' Leider ist der Ort, der heute die Villa des Cicero heißt, unbestimmt; aber könnte man eine schwer erklärbare Anlage hinter dem Theater als ein Nymphäum ansehen, ähnlich dem Amaltheion des Attikus, worüber Cicero von Attikus sämtliche Literatur, die er besitzt, erbittet. (ad Att. I 13, 1; II 21, 1; I 16, 15).

(S. 91f) 'Ein großer Vorzug des Arpinum Ciceros war das reiche natürliche Wasser, das ihm zu der Errichtung eines solchen Nymphäums geradezu aufgefordert haben mochte. Der Fibrenus umrauscht in brausendem Fall eine kleine Insel, um sich dann in einem Delta in den Liris zu ergießen. Hier[1]), wahrscheinlich unterhalb der Insel, muß die Villa gelegen haben, jedenfalls hat die Insel zum Garten gehört. Cicero hatte sich darauf eine Palästra angelegt . . . eine Gartenanlage mit schattigen Bäumen und bequemen Ruheplätzen . . Daß Cicero hier auch einen Spielplatz gehabt hat, ist nicht sehr wahrscheinlich; denn hier war der Lieblingsplatz des Redners, wohin er sich zurückzog, wenn er für sich allein denken und lesen wollte, dorthin auch führte er die Freunde in seinem Gespräch über die Gesetze (de leg. II 1ff.). Bei solch einer Fülle von Wasser konnte Cicero wohl mit verächtlichem Spott auf diejenigen herabsehen, die in ihren weit prächtigeren Villen einen künstlichen Kanal gleich Nilus oder Euripus nennen (de leg. II 1ff.). Wo es aber notwendig ist, sorgt Cicero selbst eifrig für künstliche Bewässerung. Im Euphidaum seines Bruders Quintus will er eine Piscina und einen Springbrunnen angelegt haben, und in einer andern Villa hat Bruder Quintus seinen Kanal selbst Nilus genannt. Dort fehlen ihm auch, als er während der Abwesenheit des Bruders im Felde sie inspiziert, Bosketts und eine Palästra, die er ihm anzulegen rät. In einem ausführlichen Briefe (ad Qu. III 9, 7) gibt Cicero Quintus Bericht über diese Inspektionsreise, viele wertvolle Einzelheiten werden dort erwähnt, überall sind die Portikus, oft reich mit Statuen geschmückt, hervorgehoben, sie öffnen sich auf Palästren, Xysta und andere Parkanlagen.'

31) Julius Ziehen, Woch. f. kl. Phil. 1915 S. 150—59, 174—183.

Ziehen gibt eine ausführliche Besprechung von Gu. Ferreros 'Größe und Niedergang Roms', Stuttgart, Julius Hoffmann, 1908—10.

[1]) Dazu bemerkt die Verf. S. 420 (Anm. 28): 'Sicher läßt sich ohne Ausgrabung die Stelle nicht bestimmen. Daß die im folgenden geschilderte Palästra zum Garten der Villa gehört hat, darüber kann kein Zweifel sein. Die Gründe O. Schmidts (Neue Jahrb. 1899 Abt. II) dafür, die Villa auf das Delta des Fibrenus zu verlegen, sind nicht überzeugend. Als ganz irreführend muß der Versuch zurückgewiesen werden, aus den Nachrichten Ciceros über die Villen des Bruders (ad Qu. III, 1) das Arpinum zu rekonstruieren. Die Ansichten über das Wesen des Xystus, Palästra usw. in ihren Beziehungen zum Garten sind auch unrichtig.'

Digitized by Google

6 Bde. Für unsere Zwecke kommen hauptsächlich in Betracht Bd. 2: Julius Caesar (XXV und 426 S.) und Bd. 3: Das Ende des alten Freistaates (XII und 344 S.). Die Charakteristik Ciceros kann als gelungen bezeichnet werden, 'während in das Bild Cäsars für die Zeit seiner Anfänge mancher durch die Überlieferung nicht begründete Zug, wie z. B. sein Streben nach einer Periklesrolle im römischen Staatsleben hineingetragen, die Darstellung des Mannes in seinen letzten Lebensjahren, wo er "sozusagen der Gefangene seines Sieges" gewesen sein soll (Bd. II S. 324), aber viel zu ungünstig gehalten ist' (S. 177). Aus Ziehens Besprechung sei weiter folgendes mitgeteilt (S. 175f.):

'Die unmittelbarste Quelle der Zeitgeschichte von 60—44 v. Chr., die ciceronische Korrespondenz hat Ferrero ebenso wie die Reden Ciceros vielfach herangezogen und, da er die Persönlichkeit des Redners und Staatsmannes im wesentlichen richtig beurteilt, meist auch zweckmäßig verwertet; ausgeschöpft hat er den Wert der beiden Quellen allerdings in keiner Weise, was ... hinsichtlich der Briefe in erster Linie für die ganze Restitutionskorrespondenz der Jahre 48 – 44 und für den Briefwechsel mit Brutus zu bedauern ist ... Das beinahe völlige Fehlen von Briefen Ciceros aus dem Jahre 52 v. Chr. will der Verfasser (Bd. II S. 130) damit erklären, daß man bei der unter Augustus vorgenommenen, mit einer strengen Zensur verbundenen Veröffentlichung der Korrespondenz 'die Briefe aus dem Jahre 52 fast sämtlich unterdrückt hat, weil sie zu deutlich das Entsetzen über den gallischen Aufstand wiederspiegelten und zu abfällige Urteile über Cäsar enthielten' — wir haben es da mit einer der viel zu zuversichtlich vorgetragenen, bei näherem Zusehen auf überaus schwachen Füßen stehenden Hypothesen Ferreros zu tun, die zugunsten einer vorgefaßten Meinung — in diesem Falle der wenig begründeten Vorstellung, 'daß die Einverleibung Galliens im Jahre 57 eine politische Spiegelfechterei gewesen war' — von dem Charakter der Überlieferung ein ganz falsches Bild gewinnen lassen. Wenn die Herausgabe der Briefe Ciceros unter dem Druck von Gesichtspunkten wie der von Ferrero angenommenen erfolgt wäre, so würde gar manche Stelle nicht in dem uns erhaltenen Corpus der Briefsammlungen zu finden sein.

Zu den Problemen der Textkritik des ciceronischen Briefwechsels nimmt Ferrero vereinzelt Stellung — nicht immer glücklich, wie denn z. B. Bd. III S. 79 Anm. 2[7] *qui quidem se afuturum* statt des viel wahrscheinlicheren *quietem se acturum* mit Unrecht für eine glückliche Korrektur gehalten und ad Att. XV 12, 2 (Bd. III S. 96 Anm. 29) die Lesung *si praecipit nostro et nostris* mit der unmöglichen Erklärung 'd. h. *praecipit deditum esse nostro Bruto, nostris heroibus*' für annehmbar gehalten wird, während, wenn ich recht sehe, eher ein einfaches *nostro nostra* das Richtige treffen dürfte.'

32) E. G. Sihler, Caesar, Cicero and Ferrero. Americ. Journ. of Philology XXXV (1914) S. 379ff. XXXVI (1915) S. 19ff. (Vgl. Woch. für kl. Phil. 1915 S. 224f. und S. 568f.)

Von den psychiatrischen Thesen seines Schwiegervaters Lombroso beeinflußt, überträgt Ferrero soziale Begriffe der modernen Zeit auf die Cäsars und Ciceros. Die 'Gesellschaft' ist ihm alles, das Individuum nichts. Die Triumvirn waren 'bosses' und 'capi di un caucus', Clodius organisiert sein 'Tammany hall', Crassus ist der Typus eines modernen Bankiers.

Im zweiten Teil übt Sihler Kritik an Ferreros Darstellung der Anteilnahme Cäsars und Ciceros an den politischen Ereignissen der Jahre 63 – 43 v. Chr.

Digitized by Google

33) G. Ammon, Fremdwort und Krieg. Blätter f. d. Gymn.-Schulw. LI (1915) S. 169—184.

In dieser 'lesenswerten Abhandlung kommt Ammon auch auf die Antike zu sprechen und sagt von Cicero (S. 176):

'Cicero hatte von der Schule her das Gebot inne: "Schreibe für Lateiner nur rein lateinisch!" und sagt gegen Ende seines Lebens noch (Tusc. I § 15), wo er einen Vers des Epicharmus lateinisch gibt: "Du weißt, daß ich im Lateinischen so wenig Griechisch spreche als im Griechischen Lateinisch." Aber Fremdwörter begegnen uns in den Tuskulanen gerade genug: philosophia, geometria, musici, mathematici, physici, harmonia, atomi, epilogus, ambrosia, nectar, melancholici, abgesehen von den eigens behandelten Fachausdrücken wie *ἐνδελέχεια, ἰδέα, κέντρον* (centrum) und abgesehen von Sprachwendungen der Gebildeten "ein Ganymed" — "ein Adonis" usw. Es ist das eine stattliche Zahl der internationalen Fremdwörter, die auch bei uns festsitzen und der Verdeutschung spotten, z. B. Nektar und Ambrosia. In Ciceros 16 Büchern Briefe an Attikus wimmelt es nur so von griechischen Fremdwörtern (*ἀριστοκρατικῶς — ὑπεράττικος* usw.), die in der Fremdwörtergeschichte der Folgezeit — auch in der deutschen Sprache — eine wichtige Rolle spielen. Seibst eigenartig griechische Konstruktionen werden nachgebildet: *hos consulatus non flocci facteon* (*γαχτέον*) "solche Konsulate sind für keinen Pfifferling zu achten".'

34) Adolf Schulten, Numantia. Die Ergebnisse der Ausgrabungen 1905 bis 1912. Bd. I: Die Keltiberen und ihre Kriege mit Rom. München, F. Bruckmann, 1914. 403 S. 40 ℳ. (S. 284.)

'Die einzige Nachricht, welche wir von der besonderen Schrift des Polybius über den numantinischen Krieg haben, ist eine Stelle in Ciceros Briefen (ad fam. V 12, 2). Cicero erwägt hier, ob Lucceius in seinem Geschichtswerk, von dem Cicero ein Lob seines Konsulats erwartete, die Catilinaepisode gesondert oder im Zusammenhang des Ganzen behandeln solle: . . . *ut cogitares, coniunctene malles cum reliquis rebus nostra contexere, au, ut multi Graeci fecerunt, Callisthenes Phocium bellum, Timaeus Pyrrhi, Polybius Numantinum, qui omnes a perpetuis suis historiis ea quae dixi bella separaverunt, tu quoque item civilem coniurationem ab hostilibus extermisque bellis seiungeres.* — Vgl. dazu Adolf Schulten, Numantia. Abh. der Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Neue Folge VIII, 4. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. S. 83. (Vgl. auch Corssen, aben S. 180).

35) Arthur Stein, Untersuchungen zur Geschichte und Verwaltung Ägyptens unter römischer Herrschaft. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, 1915. 260 S. 9 ℳ. (S. 135.)

'Die römischen Magistrate haben schon in älterer Zeit Wert darauf gelegt, sich in ihren Verhandlungen mit den Griechen nur der lateinischen Sprache zu bedienen und höchstens Dolmetscher auch zuzulassen. (Val. Max. II 2, 2) . . . Auch Cic. in Verr. act. II, III 37, 84 erwähnt einen interpres des Verres in Sizilien und ad fam. XIII 54 seinen eigenen interpres in Kilikien.'

36) Leopold Wagner, Zum Cippus Abellanus. Sitzb. der Kgl. Bayr. Ak. d. Wiss. Philos.-philol.-hist. Klasse 1915. 10. Abh. München 1915.

Wagner weist S. 42 (Anm.) darauf hin, daß der Fetischismus auch in den römischen Kult Eingang gefunden hat. Im Tempelchen des Juppiter Feretrius auf dem Kapitol ward der lapis silex, der heilige Feuer

Digitized by Google

stein, aufbewahrt, bei und mit dem man schwört und der einer geläuterten Religion nur mehr das Symbol des Gottes, einer früheren sinnlichen Auffassung aber der Gott selbst war: ad fam. VII 12, 2 *quomodo autem tibi placebit 'Jovem lapidem iurare', cum scias Jovem iratum esse nemini posse?* Eine jüngere Auffassung sieht im Stein nurmehr das Symbol des den Eidbrüchigen strafenden Gottes: wie das Tier vom Feuerstein getroffen wird, so soll der Eidbrüchige von Gott getroffen werden.

37) Georg Paleikat, Die Quellen der akademischen Skepsis. Leipzig, Drehersche Verlagsbuchhandlung, Th. Weicher, 1916 (= Abh. z. Gesch. des Skeptizismus herausgegeben von Albert Goedeckemeyer, Heft 2).

Paleikat nimmt S. 49f. an, daß die ac. I 4, 17 vertretene Auffassung des Platonismus als Entgleisung von der Sokratik auf Arcesilaus zurückgehe. Der Vertreter dieser Auffassung bei Cicero ist Varro, die Quelle der dem Varro in den Mund gelegten Anschauungen ist Antiochus: ad Att. XIII 19, 3 *in eis, quae erunt contra ἀκαταλήψίαν praeclare collecta ab Antiocho Varroni dedi.*

38) O. Th. Schulz, Das Wesen des römischen Kaisertums der ersten zwei Jahrhunderte. Paderborn 1916 (= Stud. zur Gesch. und Kultur des Alt. VIII, 2). S. 27.

Im Jahr 23 hat Augustus (Dio Cass. LIII 32, 5) auf das Konsulat verzichtet und den letzten Schritt getan, den er nach dem ganzen System tun mußte: er ließ sich zum erstenmal das *Jus proconsulare* übertragen. Damit ist die 'Ergänzung zum *Imperium consulare* des Augustus' gegeben, das kaiserliche Oberaufsichtsrecht über die senatorischen Provinzen, sein Imperium maius, seine 'Generalstatthalterschaft' über den zweiten großen Teil des Reiches, und zwar in einer hergebrachten, wenn auch äußersten, den praktischen Bedürfnissen der Gegenwart zufolge erweiterten republikanischen Form. Es ist das *maius imperium in provinciis quam sit eorum, qui eas obtineant* (ad Att. IV 1, 7), wie es Messius im Jahr 57 vergeblich für Pompejus gefordert hatte, wie es im Jahr 43 für Brutus und Cassius von der in der Agonie liegenden Res publica gewährt worden war.

Nachtrag

39) R. Wolkan, Klassische Handschriften in niederösterreichischen Bibliotheken einst und jetzt. Zeitschrift für österr. Gymn. 68 (1917). 9. Heft. S. 625–649.

(S. 635) Von Ciceros Briefen besitzt Melk im Kod. K 40 eine Hs der *Epistolae ad familiares,* die im XV. Jahrh. ins Kloster kam; auch die Universität kaufte 1467 eine Hs gleichen Inhalts (482, 17) nebst einer zweiten nicht näher bezeichneten Sammlung seiner Briefe (482, 5); eine dieser Hss, einst Kod. 399, ist wohl der heutige Kod. 3208 der Hofbibliothek. Die *Epistulae ad Atticum* fanden sich 1513 in der Hs R 42 der Dominikanerbibliothek (398, 7) die außerdem noch eine andere Hs, Kod. R 47, besaß (398, 38), deren Inhalt als *Ciceronis epistolae plurimae* zu wenig gekennzeichnet ist.

Charlottenburg. A. Kurfeß.

Digitized by Google

Proben einer Pindarinterpretation

Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff zum 70. Geburtstag dargebracht in schwerer Zeit

von

Otto Schroeder

Aigina hatte vor elf Jahren seine Unabhängigkeit verloren, als Pindar hoch in den Siebzigen, einem aiginetischen Edelknaben, Sieger im Ringkampf zu Delphi, ein Epinikion dichtete, das einzige einem Aigineten geltende pythische Siegeslied, wie denn ein Pythiensieg in Pindars Aiginetenliedern sonst überhaupt nicht vorkommt: Korinth, Nemea, seltner Megara, Marathon, endlich, doch nicht vor 473 scheint es, auch Olympia, das sind, außer Aigina selbst, die Schauplätze der von Pindar gefeierten oder genannten Aiginetensiege, niemals vorher Delphi. Dies ist um so bemerkenswerter, als ziemlich am Anfange von Pindars Dichten ein delphischer Paian steht (VI), dessen durch Oxyrh.-pap. 841 uns erhaltnes Fragment (vol. V 49) grade schließt mit der Erzeugung des Aiakos durch Zeus und die Nymphe Aigina. Eine sinnreiche Vermutung von Wilamowitz (Berl. Stzgsb. 1908, 350) macht sogar aiginetische Jungmannen zu Sängern des Paians. — Das letzte Aiginetenlied, Nemeen VIII, weiß noch nichts von Aiginas Sturz; somit ist Pythien VIII das einzige Epinikion aus Aiginas Unglückszeit. Beide Umstände, das noch nicht zur Ruhe gekommne Schicksal der Insel und des Dichters hohes, zur Milde geneigtes Alter spiegeln sich wider schon in den ersten zwei Worten des Gedichts: *Φιλόφρον Ἡσυχία*. Weil aber in dem Schlußsatz des Gedichts von 'Freiheit 'die Rede ist, so hat man lange Zeit, nach Otfr. Müllers Vorgang, das überlieferte Datum angetastet. Erst Leop. Schmidt betonte, wenn auch wie gewöhnlich im einzelnen mit manchem schiefen Urteil, im ganzen doch zutreffend den Alterscharakter des Liedes. Seit nun auch die richtige Pythiadenzählung endlich allgemein durchgedrungen ist, wird die Erklärung des Gedichts aus den Zeitverhältnissen nach der Schlacht bei Koroneia (447), d. h. unmittelbar nachdem Athens Vorherrschaft einen so empfindlichen Stoß erlitten hatte, keiner besondern Schwierigkeit mehr begegnen.

Das Mittelstück des Liedes beschränkt sich diesmal auf eine Rede des Amphiaraos: während der Kampf der Epigonen tobt, erscheint, man weiß nicht wie, der bei der Katastrophe der Sieben von Zeus in die Erdentiefe entrückte Seher (Olymp. VI 17, Nem. IX 24), erkennt mit Vater-

Digitized by Google

stolz in dem tapfern, Allen voranstürmenden Helden seinen Sohn Alkmaon und weissagt dem Adrastos, der also, was bisher bei Pindar nicht vorkam, den Epigonenzug noch miterlebt, siegreiche, aber durch den Tod seines Sohnes (Aigialeus) getrübte Heimkehr. Das Ganze macht den Eindruck eines Zitats aus einem Epos, dessen Kenntnis bei den Hörern vorausgesetzt wird, vermutlich, da Alkmaon in dem Mythos, und dann (57) auch für Pindar selbst, im Vordergrunde steht, aus der Alkmeonis.

Amphiaraos und Adrastos, eine wundervolle Antithese. Der Ilias sind Ἀμφίος und Ἄδρηστος Brüder, Söhne eines phrygischen Sehers, der, vergeblich warnend, ihnen den Tod in der Schlacht voraussagt (*B* 828ff, *Λ* 328ff; dazu Usener Kl. Schr. IV 237ff); doch kommen sie auch einzeln vor, stets im Kampf einem Griechen erliegend. Die Ilias kennt daneben Ἄδρηστος auch als König von Sikyon (*B* 572, *Ξ* 121), wie die Odyssee den Amphiaraos und seine Söhne, Alkmaion und Amphilochos und den Zug der Sieben, und die Ilias widerum auch der Epigonen (*o* 244ff, *Υ* 376ff). Unsere mythographische und religionsgeschichtliche Forschung, unterstützt, in Oropos z. B., von der Tätigkeit des Spatens, ist längst über Homer hinausgedrungen. Amphiaraos, später nur noch eine Sehergestalt, ist als *Ζεὺς Ἀμφιάραος* bezeugt (Ps.-Dicaearch [Herakleides] FHG II 256; *καὶ νῦν ὑπὸ γαίας πάμψυχος ἀνάσσει* Soph. El. 840; mehr bei Rohde, Psyche I 113ff. 143f), und als ein boiotischer Höhlendämon wohl allseitig anerkannt'. Ἄμφιος Ἀμφίας Ἄμφις hält Usener für den ursprünglichen Namen des Gottes. Adrastos dagegen ist für uns durchweg nur der seinem Geschick oder seiner Pflicht 'Nichtentrinnende' (=οὐ δρηπέτης Herod. IV 142), wie unzähligemal Adjectiva verbalia auf *-τός*, aktivisch zu nehmen, also mit der Handlung des Verbums irgendwie, je nach dem Zusammenhang aktivisch oder passivisch, verbunden. Adrastos also ist ganz Mensch, ein mit menschlicher Tragik von Anbeginn unlöslich verknüpfter Held.

Des Siegers Person ist, wie meistens, ziemlich belanglos: ein den Knabenjahren noch nicht ganz entwachsner junger Aiginete, des Xenarkes Sohn, aus dem edlen Hause der Meidyliden, schon reich an Erfolgen im Ringkampf, auch im Pentathlon; auch zwei Oheime von Mutterseite waren siegreiche Ringer. Der Regel, *τὸ δ ἐμὸν / οὐκ ἄτερ Αἰακιδᾶν / κέαρ ὕμνων γεύεται*, ist Pindar auch in diesem Aiginetenliede treu geblieben, doch macht er es diesmal besonders kurz (23ff.), und dann, am Schlusse noch einmal, besonders nachdrücklich.

Hesychia, die in Aigina z. Zt. noch als herrschend angenommne, aber nach allerlei Andeutungen (9. 15ff) vielleicht bedrohte Hesychia, soll den Festzug, *Πυθιόνικον τιμάν* (5), entgegennehmen; von irgendeinem Kultus, auch nur in Form eines Altars, wie etwa bei Ὁμόνοια und *Καιρός* in Olympia (Paus. V 14, 9) oder Ἔλεος in Athen (Paus. I 17, 1), scheint sich keine Spur erhalten zu haben; doch ist es nützlich, hierzu Wilamowitz (Berl. Stzgsb. 1908, 329—32 u. 1909, 826—28) nachzulesen. Sie ist Pindarn eine Göttin, wie Ἠλαλά, *Πολέμου θυγάτηρ* (fr. 78) oder Ἀχώ (Olymp. XIV) oder Ἀλάθεια (fr. 205, Olymp. X); sie ist es umso-

Digitized by Google

mehr, als sie zu ihrer Selbstbehauptung auch über die in dem Abstraktum ihres Namens gegebnen Grenzen hinauszugehen und kräftig dreinzuschlagen vermag. Sie trägt die Schlüssel zu Frieden und Unfriedeu, ähnlich der am Himmelstor, wo Tag und Nacht sich scheiden, als Priesterin fungierenden Dike bei Parmenides (I 11ff; dazu p. 123ff Diels). Apollon hat bereits in Delphi den Sieger empfangen, als dieser, frisch bekränzt, von Kirrha, *κωμάζων φίλοις σὺν ἑταίροις*, wie der Sieger in Olympia (Olymp. IX 4), zum Apollontempel hinaufzog; richtig interpretiert so Heyne den 'dorischen Komos' (20) als den improvisierten Festzug der aiginetischen Kameraden. Es folgt die übliche Huldigung an die Aiakiden, samt der pflichtmäßigen Erwähnung der siegreichen Oheime; Namen des Vaters und Adelsgeschlecht erfahren wir gelegentlich (19. 38). Dadurch ist der ersten Pflicht des Epinikions mit Anmut, und durch die von Herzen kommende Anrufung der Hesychia mit mehr als Anmut genügt. Vielleicht stellt sich bei näherer Betrachtung aber auch sonst noch unter der anmutigen Oberfläche eine tiefernste Unterströmung heraus.

56—87. Eine Huldigung für den in Theben heroisierten Alkmaon, mit *χαίρων δὲ καὶ αὐτός* angeschlossen nicht an das eben erzählte Schicksal Adrastens, sondern an den ersten erfreulicheren Teil der Amphiaraosrede. Dann ein Gebet an Apollon und eine Mahnung zur Demut, mit den stolzen Daten der zweiten Siegestafel eng verflochten. Aber die Freude soll doch dem Sieger nicht mißgönnt sein: sie wird ihm erhöht durch Ausmalung des Gegenbildes der geschlagnen und betrübt heimschleichenden Gegner. Auf die verschiednen Tonarten der beiden Siegestafeln werden wir bis 68 zurückzukommen haben. **56** Auch Alkmaon erhält einen Kranz: der hochbetagte Dichter wird vor seiner Ausfahrt nach Delphi in dem Heroon, in dessen nachbarlichem Schutze sein Haus gelegen ist, einen Tempelschlaf gehalten haben. Da erschien ihm in einem holden Traumbild der Sohn des Amphiaraos und weissagte dem Schwermütigen noch einmal eine Freude. Der delphische Sieg des kraftvollen und gewandten Junkers aus dem Hause der Meidyliden hat dem alten Aiginetenfreunde wohlgetan. **57** Kranz und Lied nebeneinander wie Isthm. V Schl. *στεφάνοισι βάλλω* in einer Art *φυλλοβολία* (zu Pyth. IX 124). — Die in *βαίνω* liegende Metapher wird deutlicher Pyth. V 99 durch den Zusatz *δρόσῳ μαλθακᾷ*. **58** Die Nachbarschaft Alkmaons, ähnlich zu denken wie das von Pindar selbst gestiftete Rheaheiligtum (Pyth. III 78 mit Schol. 137—39). **59** Bei *ἀοίδιμον* sei daran erinnert, daß es den Gehalt des Begriffs nicht erschöpft, zu fragen, ob aktiv (wie etwa paean VI 6) oder passiv (wie *Z* 358;) es heißt: 'im Gesange selbst lebend und waltend'; so sind die Chariten *ἀοίδιμοι βασίλειαι* Olymp. XIV 3, 'von Gesang umwoben' der Apollontempel im homerischen Hymnus (299), 'aus Gesang bestehend' *πόμ' ἀοίδιμον* Nem. III 79. Unsre bequeme Art, durch die Vorsilbe be- eine Verbum transitiv zu machen, verflacht den Begriff: für *ἀοίδιμοι ἐσσομένοισιν* sagt die Odyssee (*ϑ* 580) *ἐσσομένοισιν ἀοιδή* und (*ω* 200, von Klytaimestra) *στυγερὴ δέ τ' ἀοιδὴ ἔσσεται*. Wohl können auch wir, seit Herder aus dem Griechischen übersetzte sagen 'ich singe dich';

Digitized by Google

aber das reicht nicht aus für *ἀείδετο πὰν τέμενος*, 'der ganze Hain war Gesang' (Olymp. X 76). 61 ff Auf die Anrufung des delphischen Appollon folgt, in zwei Hauptsätzen, erst eine nochmalige Erwähnung des delphischen Sieges, dem sich rasch noch ein Pentathlonsieg anschließt in den aiginetischen Delphinien (65 über *ἁρπαλέαν δόσιν* zu Pyth. X 62; 66 *σὺν ἑορταῖς ἱμαῖς*, der beiden Latoiden, des *Ἀπόλλων Δελφίνιος* und der *Ἄρτεμις Δίκτυννα-Δελφινία*). Der Vokativ *ὄναξ* nimmt dann das Gebet wieder auf, in einem zunächst etwas dunkeln Satz: *εὔχομαι* nicht mit dem Schol. 95 b *διαβεβαιοῦμαι*, sondern 'ich bete (zu dir)', dann *ἑκόντι νόῳ* natürlich zu *κατὰ — βλέπειν*, ähnlich *ὦ Ζεῦ πάτερ, θυμῷ θέλων* Isthm. VI 43, und, besonders innig, *Φοῖβε, — ἐθελήσαις* Pyth. I 40; *ἀμφ' ἕκαστον, ὅσα νέομαι*, 'auf jeden Gang meines Liedes', gewiß, im Stillen, 'auch meines Lebens'; dem segnenden Blick des Gottes entspricht nachher *θεῶν ὅπιν ἄφθονον* (zuerst von T. Mommsen bemerkt). Aber schwierig im einzelnen sind noch die Worte *κατά τιν' ἁρμονίαν βλέπειν*, die mit Pauw *κατὰ τίν* zu lesen noch heute beliebt ist: *it is my hearts desire to keep my eyes fixed on agreement with thee*, Gildersleeve, wobei jedes Wort zum Widerspruch herausfordert. *ἁρμονία* ist ursprünglich ein Handwerksausdruck, der Baumeister, der Instrumentenbauer, der Musiker; Pindar nennt die 'lydische Tonfügung', *Λυδίᾳ σὺν ἁρμονία μέλος* Nem. IV 45. Hier kann es sich natürlich um 'Tonart' im übertragnen Sinne handeln. *τινὰ* (nach altem Brauch an der zweiten Stelle des neuen Satzes) ist dann, um jede praegnante Bedeutung von *ἁρμονία* (= *συμφωνία*) auszuschließen, unterscheidend, Arten absondernd, und zwar distributiv: 'eine besondre Weise für jeden Gang!' das wird dann allemal auch die angemeßne werden, und das Ganze *ἁρμόδιόν τι μέλος*, wie *ἐμμελέως* im moralischen Sinne schon Simonides braucht (im Skopadenskolion *B*), und Pindar selber, in ziemlich genauer Parallele mit unsrer Stelle, *εἰ πὰρ μέλος ἔρχομαι* Nem. VII 69. Damit ist die Aenderung *κατ' ἐμίν*, auf die ich mir vor 20 Jahren etwas zu gute tat, die mir aber inzwischen wegen der starken Betonung der ersten Person immer bedenklicher ward, vollends erledigt. Der Ausdruck *ἁρμονίαν καταβλέπειν* erscheint kühn, aber Bedenken erregt weder das Sinnesvikariat, die *αἴσθησις ἀντ' αἰσθήσεως* der alten Grammatiker, wenn sie *παιὰν λάμπει* oder *ὕμνοι φλέγονται* verteidigen, wozu aus Pindar *συμμαχία θόρυβον παραίθυξε μέγαν* anzuführen wäre (Olymp. X 73), noch der Akkusativ: von *εὐδίαν καταθύσσει* (Pyth. V 10) zu *ἁρμονίαν καταβλέπειν* ist doch jetzt nur ein Schritt. 'Blick nieder, hohe Königin des Himmels', sagt Schiller, 'und lege deine Hand auf dieses Herz, daß es der Übermut nicht schwellend hebe' usw., unter Hinzufügung eines zweiten Gestus, wie Pindar auch, in *εἶδ' Ἀπόλλων νιν πόρε σ' ἀγλαΐαν* Isthm. II 18, und illustrieren damit die unnachahmlich archaische Gedrungenheit des Ausdrucks. Der Dichter hat eine etwas peinliche Mahnung vor, nicht minder an den Vater (*ὑμετέραις τύχαις* 72, was auf Verhältnisse zielen mag, die uns ewig unbekannt bleiben werden), als an den 'mühelos' (74) immerfort siegreichen jungen Ringer: wer das Gegenteil heraushört, als sollte, wie sonst, auch bei Aristomenes der *μακρὸς πόνος* der Vorübungen anerkannt werden, der verkennt den

Digitized by Google

Zusammenhang, von *εἰ γάρ τις* 73 bis *λαχών* 88; auch die Nichterwähnung eines Turnlehrers deutet auf einen früh zur Meisterschaft gelangten Athleten. Da ist dem Dichter bang um den rechten Ton, und er sammelt sich Kraft im Gebet, natürlich nicht ohne die Hörer zu spannen. *'Segne durch einen Blick aus der Höhe mich, Herr, mit einer Tonart für jeden einzelnen Gang meines Liedes. Wohl besteht dieser Festzug zu Recht; aber für eure Zukunft erfleh ich der Götter unverminderte Gunst. Mühelos errungene Erfolge täuschen leicht hinweg über unsre Abhängigkeit vor der Macht, die jede Entscheidung über Glück und Unglück in Händen hält'.*

88—100. *Wer ein neues Glück erloste, — in süßer Wonne, hoffnungbeflügelt, hebt sich der Mut; irdische Sorge bleibet dahinten. Hoch schnellt im Nu menschliche Freude, eben so rasch sinkt sie zu Boden, schmerzlich getäuscht. Eintagswesen — was sind wir? was nicht? Eines Schattens Traum, das ist der Mensch! doch kam vom Himmel ein Lichtstrahl nur, leuchtender Schimmer umschwebet uns rings, und das Leben ist hold!*

Die hiermit umschriebnen unsterblichen Worte Pindars bilden nur den Auftakt zu dem herzhaften Fahrwohl des greisen Dichters an 'Aigina, die liebe Mutter'. Die Schlußworte des Liedes, scheinbar nur Namen hervorstoßend, uns unübersetzbar, würden sich parodisch (nach Goethes Ausdruck) widergeben lassen mit einer Anleihe bei unserer Liturgie: *Im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des* (auch in den aiginetischen Epigonen fortlebenden) *Heiligen Geistes. Amen.*

88 *καλόν τι νέον* wiederholt *νεώτατον καλῶν* (33). 89 Ob *μεγάλας* zu *ἀρρότατος* oder zu *ἐλπίδος* gehört, läßt sich nicht logisch entscheiden: gibt es doch beidemal leidlichen Sinn; auch metrisch nicht: das Übergreifen wäre ganz normal (*τὸν εὐνομιώτατον/ἐς ἔρανον* Olymp. I 37/38); hier hilft nur ein gewisses Augenmaß: aus überquellendem Wonnegefühl heben mutbeflügelnd sich Zukunftsgedanken; richtig so Bergk gegen Hermann und Boeckh, denen Gildersleeve u. a. nicht hätten folgen dürfen. Wir sollten uns aber gewöhnen, die Präposition zwischen Attribut und Substantiv auch bei vorangehndem Substantiv proklitisch zu akzentuieren. 92 *κρέσσονα πλούτου μέριμναν*, Lieblingsgedanke Pindars, dem nichts verächtlicher war, als *περὶ χρήμασι μοχθίζειν βιαίως* und *ἔνδον νέμειν πλοῦτον κρυφαῖον* (fr. 123, Nem. I 31, IX 32, Isthm. I 67). 93 *τερπνόν* wie *καλόν* gilt Pindar vornehmlich von agonistischen Freuden; in solchen allgemeinen Sätzen spannt er wohl den Rahmen gern weiter: auch an die Hinfälligkeit des Glücks im Leben der Völker, an Koroneia zu denken, mochte niemandem verwehrt sein; ob gerade hier im Sinne Pindars, ist doch zweifelhaft. 94 *γνώμα· δόκησις* schol.[2] 133, wieder zu Ehren gebracht von Hartung, der gut *παρὰ γνώμαν, ἔμπαλιν μὲν τέρψιος* Olymp. XII 10 vergleicht. Als Boeckh *γνώμα consilium (Fortunae)* interpretierte, lag ihm attische Prosa im Ohr. *ἀπότροπος* sollte nach Boeckh 'feindselig' heißen; wer dies mit *ἐπίτροπος* Olymp. I 106 verteidigen will, der vergißt den ganz gewöhnlichen, auch dort wirksamen Sinn von *ἐπίτροπος· ᾧ ἐπιτρέπεται*

Digitized by Google

τι, *patronus*. Das 'Fehlgehn' der Meinung erschüttert die Freude in ihren Grundfesten: die Adjektiv- und Partizipkonstruktionen, wie Ἰριγένεια σφαχθεῖσα, werden noch oft verkannt. **95** Zu ἐπάμεροι ist nicht ἐσμὲν zu ergänzen; die erste Person steht weder vorher (βροτῶν) noch nachher (ἀνδρῶν). Den Gedanken τί δέ τις; τί δ' οὔ τις; mag man Heraklitisch nennen (εἶμέν τε καὶ οὐκ εἶμεν fr. 49a Diels), wenn man sich nur den Unterschied zwischen der Auffassung des Dichters und des Denkers gegenwärtig hält (vgl. das über ῥυθμός Gesagte Herm. 53, 1918, 325); der Dichter schaut wechselnde Bilder: 'da dünkt sich einer, er wär etwas, so ist er es schon nicht; oder meint, er wär etwas nicht, so ist er es schon'. σκιᾶς ὄναρ, ein Ausdruck, der durch die Weltliteratur geht, vorgebildet schon in der Odyssee, σκιῇ εἴκελον ἢ καὶ ὀνείρῳ (λ 207). **97** ἔπεστιν ἀνδρῶν, durch ἐπ' αὐτᾶς βαθμίδος ἑσταότα Nem. V 1 von Gildersleeve wohl ausreichend gestützt.

98/99 So lange man die Pythiadenzählung um vier Jahre zurückdatierte, also Koroneia noch nicht vorlag, bemühte man sich, den Ausdruck Αἴγινα, φίλα μᾶτερ, ἐλευθέρῳ στόλῳ πόλιν τάνδε κόμιζε ganz ins Unpolitische umzudeuten, 'freie Fahrt' sollte überhaupt nur 'von Stürmen ungehinderte Bewegung' sein (Leop. Schmidt 398). Man sah nur die Schwermut der eben verkündeten Lebensbetrachtung, — ungefähr, wie vor Alters, ἐπιμέμφονταί τινες τῷ Πινδάρῳ, ὅτι ἐγκώμιον γράφων θρηνεῖ τὸν ἀνθρώπινον βίον, — und merkte nicht, wie der Dichter selber, in Koroneia und in Kirrha καλόν τι νέον λαχών, mit einem Ruck (Αἴγινα κτλ asyndetisch 98, richtig verstanden von Ed. Schwarz Charakterk. I 23) sich auch der andern Seite (τί δ' οὔ τις; und λαμπρὸν φέγγος) bemächtigte und leise, aber doch voll Zuversicht auf eine Widerkehr, wenn auch nur eines Schimmers der alten aiginetischen Herrlichkeit zu hoffen wagt (κόμιζε wie immerfort, s. v. a. ἀνακόμιζε, der ἐλεύθερος στόλος erinnert an κρητῆρα σιήσασθαι ἐλεύθερον Z 528). Nicht an einen Gott wendet er sich unmittelbar, sondern an die Aigineten, nicht an ein Wunder glaubt er, wohl aber an den aus Zeusens Beilager (paean. VI 135) mit Αἴγινα, φίλα μάτηρ stammenden, unverwüstlichen Aigineten geist. Pindar selber also, trotz allem, ἐξ ἐλπίδος πέτεται ὑποπτέροις ἀνορέαις.

Das Gedicht des 76-jährigen hat nichts Greisenhaftes. Wollte man den Stimmungsgehalt auf eine Formel bringen, so könnte sie nur lauten, 'männlich beherrschte Glut'; das ist seine Ἡσυχία, die doch nichts Quietistisches an sich trägt. Das Epinikion hat diesmal wirklich ein durch das Ganze, wie Goldfäden durch ein Gewebe, sich hindurchziehendes Thema, das sich mit einem Worte widergeben ließe, 'Epigonen': ἡμεῖς τοι πατέρων — οὐ χείρονες εὐχόμεθ' εἶναι, das wenigstens sollte den Aigineten von neuem zum Bewußtsein kommen. So ist denn das späteste unter Pindars Epinikien zwar kein Haßgesang und kein Kriegslied, am allerwenigsten ein στασιωτικόν, aber auch ein θρῆνος ist es nicht, und Aufforderung zu einem 'Verzichtfrieden' auch nicht. Es ist das dichterische Vermächtnis eines zu völliger Reife gekommnen Gemüts an ein in der Hochblüte von Hagelschauern getroffnes, aber nicht entwurzeltes seit mehr als einem Menschenalter treugeliebtes Brudervolk.

Digitized by Google

(A) Haltet Ruhe, (B) Aigineten, Männer und Jungmannen, des Aiakidennamens würdig, glückhaft, (Γ) wie an der Spitze der 'Epigonen' Alkmaon, Amphiaraens echter Sohn. Auch mir verhieß Alkmaon eine Freude, (Δ) und Apollon schenkte sie uns. Seien die Götter auch fernerhin euch hold! (E) Jetzt siegtest du wacker, mein Aristomenes. Da schwimmt man in Wonne und schwebt in Hoffnung. Wie trügerisch ist Hoffen! Wohlauf, Aigina, zur Freiheitsfahrt, im Bunde mit Zeus und dem ganzen Aiakidengeschlecht!

Strophe und Epodos sind durchweg äolisch bis auf die beiden mit Äolikern von Pindar gern verbundenen Lekythien am Schluß der Strophe, dann nachklingend am Schluß des ersten Tetrameters der Epodos, endlich noch die den ältesten Kehrzeilen, wie *ὦναξ Ἄπολ-λον*, entnommne Klausel der Epodos. Nirgends liegt Mehrdeutigkeit vor; über die Gruppierung der Perioden ist daher kaum ein Streit möglich. Der ganze Bau erinnert an das etwa um zehn Jahr frühere Altersgedicht Isthmien VII, mit dem es auch sonst manches gemein hat. Den Augen Ernst Grafs freilich (Pind. Logaöd. Str. 34) erschien es rhythmisch noch undurchsichtiger als das Jugendgedicht Pyth. VI; aber das ist nicht Pindars Schuld. Beachtung verdient in der Epodos der spondeische Klauselvorklang, der in Äolikern, außer in Isthm. VII ep. 7, nur noch Pyth. VII ep. 5 begegnet. Bei dem Komplex von drei Kürzen und einer Länge (Str. 2) hat man die Wahl zwischen Diiambus und Choriambus mit aufgelöster 1. Hebung, genau wie Pyth. XI Str. 3a, wo indes der 5. Vers, — ⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏑ —, für den Choriambus entscheidet. Nur zu leicht läßt sich unser Ohr durch den Sprachakzent täuschen. Gerade dies Lied *Φιλόξενον Ἡσυχία* in so klaren Rhythmen zu lesen, ist ein hoher Genuß, zumal im Vergleich mit der schmerzlichen Wahl zwischen den zwei so ganz verschieden wirkenden Deutungsmöglichkeiten des Jugendliedes Pythien VI.

Digitized by Google

Eduard Meyer

Geh. Regierungsrat, Prof. an der Universität Berlin

Die Aufgaben der höheren Schulen und die Gestaltung des Geschichtsunterrichts

[IV u. 99 S.] gr. 8. 1918. Geheftet M. 2.80

Hierzu Teuerungszuschläge des Verlags und der Buchhandlungen

Ausgehend von dem Grundgedanken, daß Hauptaufgabe der höheren Schule und insbesondere des Gymnasiums die Erweckung wissenschaftlichen Geistes, die Erziehung zu selbständigem Denken und zu selbständiger Arbeit sei, unterzieht der Berliner Historiker in der Überzeugung, daß hier die Wurzeln liegen, auf denen unsere Kraft beruht, die Zähigkeit, einen Kampf ohnegleichen gegen die gesamte Welt siegreich zu bestehen, die Schulfragen der Gegenwart einer kritischen Prüfung, um dann zu zeigen, wie der Geschichtsunterricht im Sinne der Lösung jener Aufgabe zu gestalten sei. Er erörtert zunächst das Wesen der Geschichte und der geschichtlichen Erkenntnis, die Bedeutung der einzelnen Faktoren des geschichtlichen Lebens, insonderheit des in seinem Mittelpunkt stehenden Staates, das Verhältnis von politischer zur Kulturgeschichte, von nationaler und Universalgeschichte, die Bedeutung der Persönlichkeit und des Zufalls. Dem Geschichtsunterricht stellt er sodann die Aufgabe, die Fähigkeit zur Aufnahme geschichtlicher Ereignisse und damit zugleich das Verständnis der Vorgänge der Gegenwart und das historisch-politische Urteil zu entwickeln, und gibt Fingerzeige, wie sich diese Aufgabe auf der Oberstufe der höheren Schulen in freier und selbständiger Behandlung wichtiger Epochen, bei vertieftem Eingehen auf die Einzelerscheinungen, auf die Wechselwirkung der treibenden Kräfte im lebendigen Strom des geschichtlichen Daseins, bei der Klarlegung und Diskussion der Probleme lösen läßt.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

V. 11. 2. 18. 24,5 T.

Digitized by Google

Natürlich können auch die höheren Schulen die allgemeine Bildung, d. h. eine gewisse Summe allgemeiner Kenntnisse und Anschauungen, nicht entbehren; aber für sie ist ihre Übermittlung nur ein unvermeidliches Übel, nicht das Ziel und das Ideal. Ihre eigentliche Aufgabe ist vielmehr die Einführung in den wissenschaftlichen Geist und die Entwicklung und Förderung nicht sowohl des Wissens als vielmehr des Könnens. An Stelle der festen Lehrsätze, mit denen die allgemeine Bildung sich begnügt, treten daher die Probleme der Wissenschaft und die wissenschaftliche Diskussion. Eben darum ist es auch nicht erforderlich, sondern geradezu verderblich, nun alle Gebiete eingehender zu behandeln, was doch immer nur darauf hinauslaufen könnte, oberflächlich in sie einzuführen, von allem etwas zu geben, ohne ein wirkliches tieferes Verständnis erschließen zu können. Vielmehr ist für sie eine Beschränkung geboten; sehr vieles bleibt der selbständigen Tätigkeit des einzelnen Schülers überlassen, so nicht nur die Philosophie, abgesehen von dem bißchen philosophischer Propädeutik, das an manchen Schulen in den Lehrplan aufgenommen ist, obwohl die Philosophie doch wahrlich zur höheren allgemeinen Bildung gehört, sondern ebenso z. B. der Hauptteil der Lektüre der deutschen und ausländischen Literatur, die Kunstgeschichte, die Musik und gar vieles andere.

Die Hauptsache bleibt eben die Erweckung des wissenschaftlichen Geistes, die Erziehung zu selbständigem Denken und zu selbständiger Arbeit. Ihre unentbehrliche Voraussetzung ist die Freiheit. Diese ist durch Reglementierung, durch eine kleinliche Kontrolle der Tätigkeit und der Lebensführung auf den höheren Schulen viel zu sehr eingeschnürt: man würde hier wie überall im Leben viel mehr erzielen und die richtige Haltung des Schülers weit sicherer erreichen, wenn man ihm eine größere Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit gewährte und durch Erweckung der richtigen Gesinnung und nachsichtiges Ignorieren der vorkommenden unvermeidlichen, ja geradezu notwendigen Übertretungen — die Jugend muß gelegentlich über die Stange schlagen, eine durchweg korrekte Schule ist wie der korrekte Normalmensch ein unerträgliches Individuum — die freiwillige Unterordnung unter die Gebote fördert. Mit der Bewegungsfreiheit ist die Erziehung zu wissenschaftlicher Arbeit verbunden, die nur in freier Tätigkeit möglich ist. Sie ist von unten auf, schon in den unteren und mittleren Klassen, vorzubereiten und zu fördern, wo immer sich eine Gelegenheit dazu bietet; in den oberen Klassen aber hat sie, im Gegensatz zu den obligatorisch von der Schule geforderten Arbeiten, die dadurch natürlich nicht ausgeschlossen sind, geradezu in den Vordergrund zu treten.

Digitized by Google

Noch ein vielbehandeltes Problem erheischt eine Erörterung, die Frage nach der Bedeutung der Persönlichkeit und ihrem Verhältnis zu den Massenerscheinungen. Sie steht in engem Zusammenhang mit der Diskussion über das Verhältnis der Kulturgeschichte zur politischen Geschichte; denn gerade in der Kulturgeschichte hat man vielfach den Schwerpunkt ganz in die Massenerscheinungen, in die Darlegung des Zuständlichen und der darin wirksamen vielfach unbewußten Triebkräfte gelegt, und dann weiter im Anschluß an die materialistische Geschichtstheorie die politischen Vorgänge, die „äußeren" Ereignisse, lediglich für eine im Grunde irrelevante, rein äußerliche Manifestation dieser Kräfte erklärt. Dabei wird, einer theoretischen Konstruktion zuliebe, die Tatsache geringschätzig ignoriert, daß gerade in allen Kulturschöpfungen die Einzelpersönlichkeit von ganz eminenter Bedeutung ist, nicht nur in der Dichtung und allen Künsten und in der Wissenschaft, sondern ebenso in der Religion, in der Gestaltung der ethischen und rechtlichen Anschauungen, und auch im Wirtschaftsleben, in den großen kommerziellen und finanziellen Unternehmungen, in Industrie und Technik. Gewiß ist sie gebunden durch die Bedingungen, welche sie vorfindet, sowohl im materiellen wie im geistigen Leben. Aber indem sie die von diesen gebotenen Möglichkeiten ergreift und ihren individuellen Zielen dienstbar macht, indem sie die geistigen Strömungen und Bedürfnisse ihrer Zeit zusammenfaßt und ihrer Eigenart anpaßt und so das bis dahin lediglich Mögliche in die Wirklichkeit überführt und schöpferisch gestaltet, lenkt sie die Entwicklung beherrschend in ihre eigenen Bahnen. So kann sie als der vollendete Ausdruck des Volksgeistes, der latent in den Massen der Nation lebenden Ideen erscheinen; aber mit dem, was sie von hier aus empfangen hat, verbindet sich maßgebend, was sie aus Eigenem hinzufügt. So zwängt sie die Gestaltung in ihre eigenen Bahnen und drückt ihr das Gepräge ihrer Persönlichkeit auf. Diese gewinnt dadurch eine alles andere überragende Bedeutung, deren Wirkung sich beherrschend auf Jahrhunderte und Jahrtausende erstrecken mag. Gewiß betrachten wir mit Recht Luther, Schiller, Goethe, Beethoven, Bismarck als typische Vertreter des deutschen Volkstums, in denen dessen innerste Regungen, die Seele der Nation, ihren vollendeten Ausdruck gefunden haben. Aber es wäre Wahnwitz, nun ihre Persönlichkeit in die bei den Massen hervortretenden Züge auflösen zu wollen und die schöpferische Kraft sowie die ganz persönliche Eigenart ihres Genius zu verkennen: was sie aus Eigenem hinzugetan haben, ist weit mehr, als was sie vorgefunden haben und mit tausend anderen teilen.

Digitized by Google

Die hier geforderte Behandlung des Geschichtsunterrichts entspricht den oben aufgestellten Grundsätzen der möglichsten Bewegungsfreiheit für Lehrer wie für Schüler, der Beseitigung der einschnürenden und die Verantwortung aufhebenden Reglementierung. Sie würde für beide Teile befreiend wirken: der Lehrer erhält die Anregung zu voller Entfaltung und Betätigung seiner Individualität, er kann sich den Stoff wählen und ihn gestalten, wie er es für geeignet hält, an die Stelle der erstickenden Einförmigkeit, der Abrichtung auf begrenzte Aufgaben tritt die freie Mannigfaltigkeit des Lebens. Der Schüler aber wird zur Selbsttätigkeit, zu eigenem Nachdenken und Arbeiten angeregt; und nur wer das auf der Schule schon gelernt, wer die Freiheit der Anschauungen und der selbständigen Arbeit gewonnen hat, ist reif für das Universitätsstudium, wie wir es auffassen, im Gegensatz zu den Romanen, zu England und Amerika, auf das wir mit Recht stolz sein dürfen. Gerade im Geschichtsunterricht kann diese Selbstbetätigung des Schülers in der mannigfachsten Weise angeregt werden, durch eigene Arbeiten und Aufsätze — in Zusammenhang mit dem deutschen Unterricht —, durch Vorträge — der Lehrer kann z. B. sehr wohl einzelnen Schülern, die dazu Neigung haben und sich anbieten, einen bestimmten Abschnitt zur Durcharbeitung zuweisen und an seiner Stelle von ihnen vortragen lassen —, vor allem aber durch Förderung der privaten Lektüre alter und moderner Geschichtswerke (auch in Übersetzungen!) mit Heranziehung der richtig ausgebauten und zur vollen Benutzung offen stehenden Schulbibliothek. So wird es sich auch empfehlen, einzelne Quellen lesen zu lassen, in ausgewählten Abschnitten vielleicht in der Klasse, in der Hauptsache aber daheim, so in der römischen Kaisergeschichte Biographie von Sueton (ebenso für andere Abschnitte von Plutarch), in der mittelalterlichen Geschichte z. B. Einhard oder Luitprand von Cremona oder Stücke aus Widukind, in der neuen Geschichte Schriften von Luther, von Friedrich d. Gr. u. a., ferner natürlich Abschnitte aus Ranke (aber nicht aus seiner Weltgeschichte!) und Treitschke, ferner Bismarcks Gedanken und Erinnerungen und einzelne seiner Reden. Es ist garnicht erforderlich, daß alle Schüler der Klasse das mitmachen, sondern der eine dies, der andere das, je nach seiner Neigung, und wer anderen Gebieten sein Interesse und seine Arbeitskraft zuwendet, ist von derartigen geschichtlichen Arbeiten befreit. Aller Zwang wäre verderblich, das Ziel ist ja gerade, die freiwillige Selbsttätigkeit wachzurufen; und es genügt vollkommen, wenn diese in den einzelnen Fächern immer nur bei einzelnen vorhanden ist und freien Spielraum findet.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER

6. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXXII. BAND
1/2. HEFT. JANUAR/FEBRUAR

BERLIN 1918
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Digitized by Google

Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: **Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.**

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark. Infolge der durch die Reichsbehörden angeordneten Papiereinschränkung erscheinen bis auf weiteres jährlich 6 Doppelhefte.

INHALT DES JANUAR/FEBRUARHEFTES

Seite

U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Theodor Mommsen 1
Friedrich Vogel (in Fürth), Aus den Lehrjahren des Sokrates ... 10
Albert Becker (in Zweibrücken), Losorakel bei Germanen 12
Draheim (in Berlin-Friedenau), Zu Schillers Glocke 14

MITTEILUNGEN

Wie ist dem altgeschichtlichen Unterricht der O II zu helfen? (Vilmar in Berlin-Grunewald) 18
Kerschensteiners Grundaxiom 19
Das Vermächtnis eines Schulrats 20
Die Kunst dem Volke 21
Glaser, Über den Wert des Lebens 22
Meister Eckart 22
Emil Stutzer, Die deutschen Großstädte einst und jetzt 22

ANZEIGEN

Ernst Cassirer, Freiheit und Form (Ernst Goldbeck in Berlin) ... 23
Hans Schmidkunz, Philosophische Propädeutik in neuester Literatur (Goldbeck) 24
O. v. Greyerz, Der Deutschunterricht als Weg der nationalen Erziehung (J. Ziehen in Frankfurt a. M.) 24
E. Weber, Kunsterziehung und Erziehungskunst (Ziehen) 26
O. Schultze, Systematische und kritische Selbständigkeit als Ziel von Studium und Unterricht (Ziehen) 28
Konrad Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen (Fr. Heußner † in Kassel) 28
W. J. Ruttmann, Berufswahl (Wirtz in Bonn) 32
Lobsien-Mönkemöller, Experimentelle praktische Schülerkunde mit einem Beitrag über das pathologische Kind (Wirtz) .. 33
P. Hauck, Der staatsrechtliche Charakter der höheren Schulen nach preußischem Recht (Bünger in Görlitz) 35

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages

Digitized by Google

Seite

Timerding, Die Aufgaben der Sexualpädagogik (R. Jebens in Naumburg a. S.) 41

Donald Blyte Durham, The Vocabulary of Menander (Fr. W. Karl Schmidt in Halle a. S.) 42
Charles Henry Haile, The Clown in Greek Literature after Aristophanes (Schmidt) 42
Joh. Geffcken, Griechische Epigramme (Schmidt) 43
C. Mutzbauer, Das Wesen des griechischen Infinitivs (H. Kluge in Charlottenburg) 46
Stowassers Lateinisch-Deutsches Schul- und Handwörterbuch (O. Wackermann in Hanau) 48
Ludw. Wilser, Tacitus: Germanien (H. Philipp in Berlin-Friedenau) 49
Inscriptiones latinae Selectae (Emil Thomas in Berlin-Charlottenburg) 51
Sylloge inscriptionum graecarum (P. Stengel in Berlin) .. 54
Otto Kern, Krieg und Kult bei den Hellenen (Stengel) 56
R. Ehwald, Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso (Carl Hosius in Würzburg) 57
Alb. Müller, Das attische Bühnenwesen (W. Amelung in Berlin) ... 59
Gustav Wendt, Griechische Schulgrammatik (Helbing in Lahr i. B.) 61

A. Herrmann u. H. Gade, Right or Wrong (A. Elfes in Charlottenburg) 63
J. Thompson, England and Germany in the war (Elfes) 63
G. Becker, A First English Reader (H. Peters in Naumburg a. S.) ... 64
— Englische Grammatik für die Oberstufe (Peters) 64
— Kurzgefaßte englische Schulgrammatik (Peters) 64
Stoffel, Rapports militaires (Peters) 66
M. Sering, Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas (Viktor Menzel in Charlottenburg) 67
O. Kolshorn, Unser Mackensen (G. Reinhardt in Zerbst) 71
A. Hettner, Die Kriegsschauplätze (Reinhardt) 73
U. Steindorff, Kriegstaschenbuch (Reinhardt) 77
Paul Bräuer, Lehrbuch der anorganischen Chemie (E. Dennert in Godesberg) 78
Hugo Kauffmann, Allgemeine und physikalische Chemie (Dennert) 79
Max Speter, Die chemische Verwandtschaft und ihre Beziehungen zu den übrigen Energieformen (Dennert) 79
E. Jochmann, O. Hermes u. P. Spies, Grundriß der Experimentalphysik (F. Koerber in Berlin-Lichterfelde) 80
P. Hanck, Physikalische Schülerübungen (Koerber) 80
Gerth-Lamer, Griechische Schulgrammatik (Hans Lamer in Leipzig) 80

JAHRESBERICHTE

Horatius, von H. Röhl in Zehlendorf bei Berlin 1
H. Ludwig, Präparation zu Q. Horatius Flaccus' Oden I⁶ 1
N. Fritsch, Horaz für den Schulgebrauch 2
Q. Horatius Flaccus erkl. von Kießling u. Heinze 3
W. P. Trent, Renderings of some Odes of Horace 12
Hermann Röhl, Die Satiren und Episteln des Horaz 12
Fr. Vollmer, Über die Erwähnung von Augsburg 13
F. Heerdegen, Das Wort *vivere* in phraseologischem Gebrauch bei Horaz und im ältern Latein I 13
— Über Bedeutung und Gebrauch der Wörter *sponte* und *ultro* im älteren Latein 14
Karl mann Kada, Qua arte Horatius carmina primi libri composuerit, investigat atque exemplis illustrat Carolomannus Kada 14
Alfred Holder, Die Reichenauer Handschriften 14

Digitized by Google

Seite

Walther Schwering, *Deus* und *divus* 15
Arthur Kusch, De saturae romanae hexametro quaestiones historicae 15
Hermann Diels, Das Aphlaston der antiken Schiffe 15
Carl Wey, Glossarium Horatianum ex magnis glossariis bilinguibus reconcinnatum 16
O. Jiráni, Novější vyklady některých ód Horatiových 16
Alfons Kurfeß, Die Invektivenpoesie der sullanisch-cäsarischen, augusteischen und nachaugusteischen Zeit 17
Paul Geyer, Horaz und Schiller 17
F. Heerdegen, Über Bedeutung und Gebrauch der Wörter *sponte* und *ultro* im älteren Latein II. 17
Theophanis A. Kakridis, *Καιναὶ λέξεις* 18
Otto Schroeder, Horazische und griechische Verskunst 18
A. Kornitzer, Lesefrüchte 18
L. Radermacher, Ein Nachhall des Aristoteles in römischer Kaiserzeit 19
Theodorus Le Roux, De Richardo Bentleio atque de ratione eius critica 19
E. Rosenberg, Nachlese zur Erklärung der Oden des Horaz 19
J. J. Hartman, De Horatii satirae I. II quintae vss. 103 sq 21
W. Kroll, Hellenistisch-römische Gedichtbücher 21
E. Schweikert, Zur Überlieferung der Horazscholien 22
F. Boll, Sternenfreundschaft 22
Hans Probst, Flaccus 22
J. K. Schönberger, Horaz im Schützengraben 23
Fr. Groh, Zu Horaz Carm. IV 6, 13—20 23
Adolf Trendelenburg, Zur vierten Römerode des Horaz 23
Josephus Kerkai, Quomodo Horatius Lucili vestigia presserit? 25
Eduard Fraenkel, Die Satiren des Horaz 25
H. Blümner, Zur vierten Römerode des Horaz 26
E. Schweikert, Zu den Horazscholien 26
J. J. Hartman, Hor. Epl. II 1, 161 27
— Ad Horatii C. III 4, 2 27
Oscar Blank, Die erste Satire des Horaz 27
O. Morgenstern, Horaz und Vergil 28
Ernst Maaß, Goethe und Horaz 28
Der gegenwärtige Stand der griechischen Sprachwissenschaft, von Robert Helbing in Lahr i. B. (Fortsetzung) 30
A. Wickenhauser, *Ἐνώπιος-ἐνώπιον-κατενώπιον* 30
— Zum Wörterbuch des Neuen Testaments 30
J. Moulton u. G. Milligan, Lexical Notes from Papyri 30
J. Rouffiac, Recherches sur les caractères du Grec dans le nouveau Testament d'après les inscriptions de Priène 31
F. Zorell (S. I.), Novi Testamenti Lexicon graecum 31
E. Preuschen, Vollständig Griechisch-Deutsches Handwörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur 31
E. Goodspeed, Index Apologeticus sive clavis Justini Martyris operum aliorumque apologetorum pristinorum 31
K. Harsing, De Optativi in chartis Aegyptiis 32

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Digitized by Google

SOKRATES

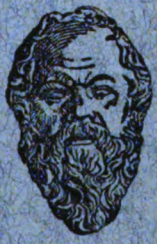
ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER



6. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXXII. BAND
11/12. HEFT. NOVEMBER/DEZEMBER.

BERLIN 1918
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Digitized by Google

Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark. Infolge der durch die Reichsbehörden angeordneten Papiereinschränkung erscheinen bis auf weiteres jährlich 6 Doppelhefte.

INHALT DES NOVEMBER/DEZEMBERHEFTES

Seite

Otto Immisch (Friburgi Brisigavorum), Ἑτερόδοξον 337
Bernhard Schweitzer (in Charlottenburg), Eine geologische Entdeckung des Altertums und ihre Wiederentdeckung in neuerer Zeit 342
Scriptor Latinus 355

MITTEILUNGEN

Jahresabschied 1918 356
Deutschland und der Friede 358
Walter Flex 359
Robert Münzel 359
Rudolf Eucken, Der Sinn und Wert des Lebens 359
Hans Lamer, Griechische Kultur im Bilde 359
Sitzungsberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1918 360

ANZEIGEN

W. Flemming, Die Begründung der modernen Ästhetik und Kunstwissenschaft durch Leon Battista Alberti (W. Ganzenmüller in Bremerhaven) 367
Wehnert, Jesu Bergpredigt (H. Holzinger in Stuttgart) 368
Festschrift des Vereins akademisch gebildeter Lehrer (Georg Siefert in Rudolstadt) 370
Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte (G. Rosenthal in Lübeck) 375
Albert Leitzmann, Die Quellen von Schillers Wilhelm Tell (Richard Groeper in Frankfurt a. O.) 376
— Die Quellen von Schillers und Goethes Balladen (Groeper) 376
Wolfgang Stammler, Anti-Xenien (Groeper) 376
Heinrich Gerstenberg, Deutschland, Deutschland über alles! (Reinhold Gottschick† in Berlin Friedenau) 377
Albert Kiekebusch, Die heimische Altertumskunde in der Schule (Sigmund Feist in Berlin) 379
M. Schuster, Eduard Mörike und Catullus (W. Kappus in Potsdam) 380
H. Röhl, Die Satiren und Episteln des Horaz (Ed. Fraenkel in Berlin) 381
R. Rauchenstein, Ausgewählte Reden des Lysias (W. Vollbrecht † in Altona) 384
Aristoteles, Der Staat der Athener, hrsg. v. Karl Hude (Ad. Busse in Berlin) 386
Maximilian Heitmann, De clausulis Libanianis (Otto Stählin in Erlangen) 388
Franz Pichlmayr, Lucian aus Samosata (Stählin) 388

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.

Digitized by Google

Seite

Theodor Schwab, Alexander Numeniu περὶ ὀχημάτων (Stählin) .. 389
O. Behrendsen und E. Götting, Lehrbuch der Mathematik nach modernen Grundsätzen (Ernst Goldbeck in Berlin) 390
H. E. Timerding, Handbuch der angewandten Mathematik (Wolff in Betzdorf a. d. Sieg) 390
P. Maennchen, Geheimnisse der Rechenkünstler (Wolff) 391
L. Holborn und K. Scheel, Vier und fünfstellige Logarithmentafeln (Wolff) 392
A. M. Nell, Fünfstellige Logarithmen der Zahlen und der trigonometrischen Funktionen (Wolff) 392
Felix Lampe, Große Geographen (Dietr. Goslich in Berlin-Karlshorst) 392
Herm. Reich, Die Flotte (Th. B. in M.) 392

JAHRESBERICHTE

Ciceros Briefe, von A. Kurfeß in Charlottenburg (Schluß) 161
H. Leppermann, Ausgewählte Briefe Ciceros 161
R. Berndt, Cicero und der Grammatiker Nicias 162
J. Tolkiehn, Philologische Streifzüge 163
W. A. Merrill, Cicero's Judgment of Lucretius 163
H. Schönberger, Herodot in den Schriften Ciceros 163
Th. Birt, Noch einmal faba mimus 164
F. Krohn, Fabam mimum 165
F. Münzer, Faba mimus und Faberius scriba 165
E. T. Merrill, On the date of Cic. fam. XI, 1 165
— —, Cicero and Bithynicus 165
F. Frank, The Date of Cicero ad Att. XV 6 166
R. Reitzenstein, Die Idee des Principats bei Cicero und Augustus 166
Carl Bardt, Caesar und Cicero in Ravenna 167
H. L. Axtell, Men's Names in the Writings of Cicero 167
Joh. Compernass, Vulgaria 168
W. Kroll, Der potentiale Konjunktiv im Lateinischen 168
Eduard Fraenkel, Das Geschlecht von *dies* 169
Karl H. Meyer, Perfektive, imperfektive und perfektische Aktionsart im Lateinischen 171
W. Kroll, zu Schlicher, The historical Inf. 173
R. Fischer, De usu vocabulorum apud Cic. et Sen. phil. interpretes 173
Bertold Raabe, De genetivo Latino capita tria 174
B. Risberg, Ad epistulas Ciceronis coniectanea 174
H. Sjögren, Tulliana IV 175
W. Sternkopf, Bemerkungen zu ad Att. I—IV 179
S. Eitrem, Bemerkungen zu ad Att. I—IV, ad Q. fr. III 2, 2 179
P. Corssen, Das angebliche Werk des Olynthiers Kallisthenes 180
Th. Birt, Römische Charakterköpfe 180
— —, Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten 181
Marie Luise Gothein, Geschichte der Gartenkunst 181
Julius Ziehen, Zu Gu. Ferreros Größe und Niedergang Roms 182
E. G. Sihler, Caesar, Cicero and Ferrero 183
G. Ammon, Fremdwort und Krieg 184
Adolf Schulten, Numantia 184
Arthur Stein, Untersuchungen zur Geschichte und Verwaltung Ägyptens 184
Leopold Wagner, Zum Cippus Abellanus 184
Georg Paleikat, Die Quellen der akademischen Skepsis .. 185
O. Th. Schulz, Das Wesen des römischen Kaisertums 185
R. Wolkan, Klassische Handschriften in niederösterreichischen Bibliotheken einst und jetzt 185
Proben einer Pindarinterpretation, von O. Schroeder in Charlottenburg 186

Digitized by Google

In neuer Auflage erschien soeben:

Erläuterungen

zu der Ordnung der Prüfung und zu der Ordnung der praktischen Ausbildung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen.

Von

Dr. Karl Reinhardt,

Wirklichem Geheimem Oberregierungsrat und vortragendem Rat im Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten.

Zweite, erweiterte Auflage.

8° (145 Seiten). Preis geb. 4,— Mark.

Dies Schriftchen ist auf Anregung Seiner Exzellenz des Herrn Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten D. Dr. von Trott zu Solz entstanden. Seine Absicht ist, die neuen Ordnungen der Prüfung und der Vorbereitung für das Lehramt an höheren Schulen zu erläutern und die Gründe darzulegen, die zu manchen Änderungen geführt haben. Zugleich möchte es den Studierenden und Kandidaten, den Prüfenden und den mit der Ausbildung der Kandidaten beauftragten Direktoren und Oberlehrern einige Gedanken und Ratschläge zur Erwägung geben, die vielleicht anderwärts ebenso gut und besser dargelegt worden sind, deren Zusammenstellung aber an diesem Ort manchem erwünscht sein mag. Wenn der Verfasser auch annehmen darf, im Sinne der Unterrichtsverwaltung zu sprechen, der er angehört, so trägt er doch für die Ausführungen im einzelnen allein die Verantwortung. (Aus dem Vorwort.)

Früher erschien:

Die schriftlichen Arbeiten

in den preußischen höheren Lehranstalten.

Von

Dr. Karl Reinhardt,

Wirklichem Geheimem Oberregierungsrat und vortragendem Rat im Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten.

Dritte Auflage.

gr. 8°. (120 Seiten). 1916. Gebunden 2,80 Mark.

Ich habe mit großem Interesse und Gewinn die klaren, einleuchtenden Ausführungen Reinhardts gelesen und kann die Lektüre des Heftchens nur allen Kollegen auf das wärmste empfehlen; in keiner Lehrerbibliothek sollte das Werkchen fehlen; sein Inhalt und die Stellung und die Bedeutung seines Verfassers verlangen dies kategorisch. Blätter f. höh. Schulwesen.

Aber es ist unmöglich, all das Schöne und Wertvolle hervorzuheben, das dieses pädagogische Schatzkästlein birgt, es ist unmöglich und unnötig, denn das Buch muß jeder Schulmann gelesen haben, und er muß es nicht nur einmal lesen, sondern immer wieder, und nicht bloß lesen, sondern die Winke und Ratschläge beachten und betätigen, sie nicht bloß behalten, sondern in Tat und Wirklichkeit umsetzen. Sokrates.

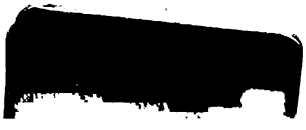
Mit einer Beilage von B. G. Teubner in Berlin und Leipzig.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google